Rudolf Stöber

Neue Medien. Geschichte

Von Gutenberg bis Apple und Google
Medieninnovation und Evolution

edition lumière

Presse und Geschichte – Neue Beiträge

Herausgegeben von Astrid Blome, Holger Böning
und Michael Nagel

Band 72

Rudolf Stöber

Neue Medien. Geschichte

Von Gutenberg bis Apple und Google

Medieninnovation und Evolution

edition lumière bremen
2013

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Gesamtherstellung in der
Bundesrepublik Deutschland
© edition lumière Bremen 2012
ISBN: 978-3-943245-09-7

Inhalt

Vorwort 11

1 Einleitung: Die neuen Medien seit Gutenberg. Empirie und Theorie ihrer Geschichtsschreibung 13
1.1 Neue Medien 13
1.2 Medien und Geschichte 22
1.3 Theorien – Modelle – Ansätze in der Mediengeschichte 34

2 Entstehung und Verbreitung neuer Medien 46
2.1 Begriffs-, Vor und Frühgeschichte der neuen Medien 46
2.1.1 Die Presse vor Gutenberg 46
2.1.2 Filmische Medien vor den Gebrüdern Lumière 49
2.1.3 Hörfunk + Fernsehen = Rundfunk 52
2.1.4 Von Netzen, Computern und Internet 54
2.2 Erfindung und Weiterentwicklung der neuen Medien 66
2.2.1 Kopier- und Satztechniken: die Presse 66
2.2.2 Aufzeichnung und Wiedergabe: die Entwicklung des modernen Films 72
2.2.3 Entwicklung der Infrastrukturen: von der Telekommunikation zum digitalen Netz 76
2.2.4 Anfänge der Rundfunktechnik: von drahtloser Telegrafie zum elektronischen Fernsehen .. 89
2.3 Verbreitung der Neuen Medien 96
2.3.1 Kultur, Post und Politik: die Ausbreitung der Presse 96
2.3.2 Quantität und Organisation: der Filmmarkt 104
2.3.3 Ein neues Leitmedium: der Rundfunkmarkt quantitativ .. 114
2.3.4 Der jüngste Siegeszug: moderne Telekommunikations- und Computertechnik . 119

3 Ausdifferenzierung und Entwicklung neuer Medien 130
3.1 Ausdifferenzierung der Pressemedien 131
3.1.1 Nichtperiodische neue Medien: Flugblätter, Flugschriften und „Neue Zeitungen“ 131
3.1.2 Neue Medien mit größeren Erscheinungsintervallen: Kalender, Messrelationen, Zeitschriften 133
3.1.3 Neue Medien mit kürzeren Erscheinungsintervallen: von den Avisen zur Tagespresse 145
3.2 Ausdifferenzierung des Films 166
3.2.1 Dokumentarische Formen und ihre Marginalisierung 166

3.2.2 Mediale Wenden: Spielfilm und Kino ... 170
3.3 Die politische und inhaltliche Ausdifferenzierung der Rundfunksysteme ... 184
3.3.1 Rundfunksysteme idealtypisch: staatlich, privatrechtlich, öffentlich-rechtlich ... 184
3.3.2 Nationale Rundfunkpolitiken ... 188
3.3.3 Die Ausdifferenzierung zu einem attraktiven Programmmedium ... 204
3.4 Ausdifferenzierung telekommunikativer und multimedialer Angebote ... 214
3.4.1 Nachrichtenagenturen: Inhalte in den Netzwerkmedien .. 214
3.4.2 Die aufgegebene Alternative: das Telefon als Programmmedium ... 221
3.4.3 Moderne Soziale Netzwerke und Software ... 222

4 Erfolgsfaktoren neuer Medien ... 237
4.1 Voraussetzungen und Faktoren des Presseerfolgs ... 237
4.1.1 Alphabetisierung, Verkehr, Information und Unterhaltung ... 237
4.1.2 Ökonomischer Nutzen – ökonomisches Kalkül ... 253
4.2 Voraussetzungen und Faktoren des Filmerfolgs ... 261
4.2.1 Die Ökonomie des Vertriebs: vom ambulanten Gewerbe zur ortsfesten Größe (und zurück?) ... 261
4.2.2 Die Ökonomie der Produktion: langfristige Verteuerung, stets am Rande des Ausfallrisikos ... 268
4.3 Voraussetzungen und Faktoren des Rundfunkerfolgs ... 271
4.3.1 Ökonomische Faktoren, Preisverfall und „Kostenteilung“ ... 272
4.3.2 Leistungssteigerung, Zusatznutzen, Standardisierung ... 281
4.4 Voraussetzungen und Faktoren des Erfolgs analoger und digitaler Netzwerkmedien ... 286
4.4.1 Leistungssteigerung und Preisverfall ... 286
4.4.2 Standardisierung und Netzwerklogik ... 303
4.4.3 Vereinfachung der Bedienung ... 308
4.4.4 Sogenannte Killerapplikationen ... 312
4.4.5 Zwischen Telekommunikations- und Internet-Ökonomie ... 318

5 Reaktionen und Wirkungen ... 337
5.1 Reaktionen auf neue und alte Pressemedien ... 337
5.1.1 Erwartungen, Vorbehalte, Regelungssysteme ... 337
5.1.2 Autoritäre und konservative Regimente ... 340

5.1.3 Liberale und demokratische Regimente ... 349
5.1.4 Totalitäre Regime ... 353
5.2 Gesellschaftliche und politische Reaktionen auf den Film ... 355
5.2.1 Lerneffekte und Diskussionen ... 355
5.2.2 Von der Subsumtion zum speziellen Filmrecht ... 360
5.3 Wirkungen: alte und neue Funktionen des Rundfunk ... 367
5.3.1 Unterhaltung und Information ... 367
5.3.2 Die Zeitstrukturierung ... 371
5.3.3 Internationale Rundfunkpolitik und „free flow of information" ... 374
5.4 Auswirkungen der Existenz der Netzwerkmedien ... 379
5.4.1 Erwartungen und Vorbehalte ... 379
5.4.2 Das Großsystem synchronisiert die Welt ... 385
5.4.3 Das Dispositiv bestimmt die Benimmregeln ... 388
5.4.4 Politische Reaktionen auf die Netzwerkmedien ... 393

6 Zusammenfassende und weiterführende Betrachtungen .. 403
6.1 Ursachen der Ausdifferenzierung der neuen Medien ... 403
6.1.1 Das evolutionstheoretische Modell: Mediendifferenzierung als zirkulärer Prozess ... 404
6.1.2 Das diffusionstheoretische Modell: Phasen der Mediendifferenzierung ... 419
6.2 Die Wirkung der neuen Medien ... 433
6.2.1 Ambivalent: die Wirkung der Inhalte ... 433
6.2.2 Häufig missverstanden: Riepls Gesetz ... 438
6.2.3 Weitreichend: sozialer Wandel als Wirkung der Existenz ... 443

7 Anhang ... 456
7.1 Verzeichnis der wichtigeren Abkürzungen ... 456
7.2 Literatur ... 459
7.2.1 Periodika ... 459
7.2.2 wichtigere Internetquellen ... 459
7.2.3 Lexika, Handbücher ... 460
7.2.4 Monographien, Sammelbände, Zeitschriftenaufsätze ... 461
7.3 Register ... 487
7.3.1 Personenregister ... 487
7.3.2 Medienregister (Einzelmedien und Institutionen) ... 492
7.3.3 Sachregister ... 497

Abbildungen

Abbildung 1-1: Medieninklusion bedingt Medienkompetenz 21
Abbildung 1-2: Kommunikationsgeschichte als Oberbegriff (1) 26
Abbildung 1-3: Mediengeschichte als Oberbegriff 26
Abbildung 1-4: Kommunikationsgeschichte als Oberbegriff (2) 27
Abbildung 1-5: Das mediale Dispositiv 35
Abbildung 2-1: Nadel- und Zeiger-Telegraf (stark vereinfacht) 77
Abbildung 2-2: Distributed communications networks 87
Abbildung 2-3: Messrelationen (1583-1648) 98
Abbildung 2-4: Pressetitel (Ausgaben) in Deutschland (17.-21. Jh.) 99
Abbildung 2-5: kumulierte Zeitungsauflage in Deutschland (17.-21. Jh.) ... 102
Abbildung 2-6: Kinos und Kinobesuch in Deutschland (1900-1939) 107
Abbildung 2-7: Filmproduktion in Deutschland (1895-1914) 108
Abbildung 2-8: Filmproduktion in Deutschland (1919-1945) 109
Abbildung 2-9: Kinobesuch/ Fernsehkonzessionäre
in der Schweiz (1931-2010) 111
Abbildung 2-10: Kinobesuch/ Fernsehhaushalte
in Deutschland (1950-2010) 112
Abbildung 2-11: Marktanteile inländischer Filme (1923-2010) 113
Abbildung 2-12: Rundfunkteilnehmer in Tausend (1924-1941) 116
Abbildung 2-13: Telegramme je 100 Einwohner und Jahr (1860-1910) 121
Abbildung 2-14: Entwicklung der Internet-Hosts (1969-2011) 126
Abbildung 2-15: Onlinenutzer: deutschland- und weltweit
in Mio. (1995-2011) 127
Abbildung 3-1: Von der Zensur im Vormärz zur „Zensur“ im Internet 225
Abbildung 3-2: Rechtsextreme deutsche Homepages
im Internet (1997-2010) 228
Abbildung 4-1: Anzeigeneinnahmen (1780-2010) 261
Abbildung 4-2: Filmrefinanzierung (1980-2010) 267
Abbildung 4-3: Filmfinanzierung in Deutschland (um 1990) 271
Abbildung 4-4: Radiogeräte, Preise (1958-2005) 277
Abbildung 4-5: Fernsehgeräte, Preise (1958-2010) 278
Abbildung 4-6: Video, Gerätepreise (1975-2010) 280
Abbildung 4-7: Minuten-Sendekosten der ARD (1970-2000) 281
Abbildung 4-8: Telegrammkosten für 20 Worte, weiteste Entfernung
(Deutschland: 1849-1900) 288
Abbildung 4-9: Fax-Geräte, Preise (1990-2005) 289
Abbildung 4-10: Mobiltelefon, Gerätepreise (1985-2010) 290
Abbildung 4-11: Übermittlungskosten 2000:
20 Wörter von Deutschland nach Österreich (in DM) 291
Abbildung 4-12: Moores Gesetz in der CPU-Produktion (1971-2012) 298

Abbildung 4-13: PC, Gerätepreise (1980-2008) 301
Abbildung 4-14: Taschenrechner, Gerätepreise (1975-2000) 302
Abbildung 4-15: Verbreitung der Internetzugangsgeschwindigkeit in Deutschland (1997-2011) 303
Abbildung 4-16: Marktanteile (weltweit) der Internet-Browser (1996-2011) 306
Abbildung 4-17: Textbasierte Menüsteuerung und GUI-Steuerung 310
Abbildung 4-18: Telefonate, Telegramme, Briefzustellung (1876-1941) 316
Abbildung 4-19: Dotcom-Sterben (2000-2002) 327
Abbildung 4-20: Google, Umsatz- und Gewinnentwicklung (1999-2011) .. 336
Abbildung 5-1: Von Hay's Office abgelehnte Filme (1935-1945) 364
Abbildung 5-2: FSK-Freigaben (1958-1984) 366
Abbildung 5-3: Zeitnutzung des Radio (1931-2012) 372
Abbildung 5-4: Zeitnutzung des Fernsehens (1964-2011) 373
Abbildung 5-5: Zeitsignalgeber mittels Präzisisionsuhr 386
Abbildung 6-1: Zirkuläre Prozesse der Medienentwicklung 406
Abbildung 6-2: Der kulturelle Diskurs über Medien 407
Abbildung 6-3: Politisch-legislative Reaktionen auf neue Medien 408
Abbildung 6-4: Technischer Kreislauf der Medienentwicklung 411
Abbildung 6-5: Ökonomischer Kreislauf der Medienentwicklung 417
Abbildung 6-6: Lebenszyklus neuer Medien 430

Tabellen

Tabelle 2-1: Verschiedene Zahlensysteme 62
Tabelle 2-2: Zwei Versionen des Morse-Alphabets 78
Tabelle 2-3: Steigerung der Druckschriftenproduktion im alten Reich (15.-18. Jh.) 97
Tabelle 2-4: Zeitschriftengründungen im 18. Jahrhundert 98
Tabelle 2-5: Titel der Tagespresse (1952-2000) 101
Tabelle 2-6: Kumulierte Gesamtauflage der Tagespresse in 1.000 (1952-2004/5) 103
Tabelle 2-7: Zeitungen weltweit (1970-2010) 103
Tabelle 2-8: Kinosäle und Filmproduktion weltweit (1920-1960) 105
Tabelle 2-10: Kinotheater, Kinobesuch, Sitzplätze (1965-2000) 110
Tabelle 2-11: Radio- und Fernsehgeräte weltweit (1970-1997) 114
Tabelle 2-12: Rundfunkgerätelizenzen (1959-1995) 117
Tabelle 2-13: Fernsehgeräte in den USA (1945-2012) 119
Tabelle 2-14: Fernsehgerätelizenzen/ Gebührenzahler/ TV-Haushalte (1959-2010) 119
Tabelle 2-15: Telegrafennetz (1875-1905) 120

Tabelle 2-16: Berliner Telefonanschlüsse (1881-1917) 121
Tabelle 2-17: Mobiltelefone in Tausend (1986-2010) 122
Tabelle 2-18: geschätzte Computerverbreitung (1950-2011) 124
Tabelle 2-19: geschätzte PC-Verbreitung in Millionen (1988-2004) 124
Tabelle 2-20: Onlinenutzung in Deutschland (1997-2012) 128
Tabelle 3-1: Deutsche Parteizeitungen (1854-1932) 154
Tabelle 3-2: Prüfkriterien für Rundfunksysteme 186
Tabelle 3-3: Entwicklung der Konzentrationsregeln in den USA (1934-2004) 192
Tabelle 3-4: Schwarzhörer-Verurteilungen (1939-1942) 198
Tabelle 3-5: Radio-Formate (Auswahl) 212
Tabelle 3-6: Programm des „Telefon-Boten“ in Budapest vom 12.9.1897 .. 222
Tabelle 3-7: Soziale Netzwerke 229
Tabelle 4-1: geschätzte Lesefähigkeit in Deutschland (1500-1871) 238
Tabelle 4-2: Postbeförderungszeiten (15.-19. Jh.) 240
Tabelle 4-3: Verkaufspreise für religiöse Literatur (15.-16. Jh.) 254
Tabelle 4-4: Reichweitensteigerung beim Telefon (1876-1915) 286
Tabelle 4-5: Kosten von „Supercomputern“ (1908-1985) 292
Tabelle 4-6: Preisverfall von Rechenzeit (ca. 1950-1974) 293
Tabelle 4-7: Preisentwicklung und Rechenleistung von PCs (1977-2012) ... 294
Tabelle 4-8: Rechenleistung von „Supercomputern“ (1908-2012) 296
Tabelle 4-9: Eisenbahnstreckennetz (1840-1996) 313
Tabelle 4-10: Deregulierung der Telekoms 323
Tabelle 4-11: Verkaufs- und Verlagserlös „Zweite Hand“ (2000) (ohne red. Herstellungskosten) 330
Tabelle 4-12: Druck- und E-Abo-Erlöse „Der Spiegel“/ „Die Zeit“ (2012) .. 332
Tabelle 5-1: Prüfkriterien für Pressesysteme 339
Tabelle 5-2: Prüfkriterien für die Filmkontrolle 358
Tabelle 5-3: Rating der Kino-Filme in den USA (1968-1990) 365
Tabelle 5-4: Überseerundfunk/ Kurzwellenfunk (1927-1953) 375
Tabelle 5-5: Prüfkriterien für die Multimediakontrolle 397
Tabelle 6-1: Adaption, Exaptation und Ausdifferenzierung; Invention, Innovation und Diffusion 421
Tabelle 6-2: Invention 422
Tabelle 6-3: Innovation 425
Tabelle 6-4: Diffusion 429

Vorwort

Eine medienhistorische Überblicksdarstellung zu schreiben, war mir lange ein Bedürfnis; vor knapp zehn Jahren legte ich sie zweibändig vor. Dennoch war ich mit dem Ergebnis nicht ganz zufrieden. Das lag vor allem daran, dass die damalige Mediengeschichte im Westdeutschen Verlag als Lehrbuch geplant war.

Der neue Anlauf wird dem ursprünglichen Anliegen besser gerecht. Der auf die Begleitung der Lehre zielende Charakter des Buches ist zwar nicht aufgegeben, aber diese Mediengeschichte ist zunächst ein explizites, empirisch wie theoretisch fundiertes Statement. Sie zielt damit nicht zuerst auf *die* Zusammenfassung allgemein akzeptierter Lehrmeinungen. Abgesehen davon, dass es verbindliche Lehrmeinungen in der Kommunikations- und Mediengeschichte kaum gibt, mangelt es sowohl an (international und medial) vergleichenden Studien als auch an Darstellungen, die abgewogen beides berücksichtigen: den empirisch-quellenkritischen Aspekt *und* die theoretisch hergeleitete Erklärung. Nur in der Verbindung erscheint es mir möglich, valide Aussagen über den Medienwandel zu formulieren; nur so sind die dem Wandel zugrundeliegenden Entwicklungen zumindest zu verstehen, wenn nicht zu erklären.

Nicht jedem wird die hier vorgeschlagene Deutung unmittelbar einleuchten, denn sie unterstellt trotz aller historischer Regelhaftigkeit, dass Geschichte weder planbar noch vorhersehbar ist, obwohl die Individuen stets planen und sich an Prognosen versuchen. Und umgekehrt gilt, dass trotz der Kontingenz historischer Prozesse sich immer wieder ähnliche Muster herausbildeten. Eine ältere Generation von Sozialwissenschaftlern wäre hier vielleicht versucht gewesen, Gesetze zu formulieren. Soweit würde ich nie gehen, da sich die Regelhaftigkeit immer aufs Neue bestätigen muss. Vor allem aber wehre ich mich vehement gegen die Deutung der (Medien-)Geschichte als Forschrittsgeschichte. Geschichtsdeutung unter der Perspektive des Fortschritts ist eine normative Perzeption und hat in der Wissenschaft nichts zu suchen.

Ansprüche zu formulieren ist das eine, sie einzulösen das andere. Ob und wie weit die Umsetzung gelungen ist, müssen die Leser sich selbst beantworten. Um meinen Anspruch formal zu unterstreichen, wurde etliches geändert: Im neuen Anlauf und für den neuen Verlag konnten beide Bände zu einem zusammengefasst werden. Damit fiel die unglückliche Trennung (Einleitung im ersten, Schlusskapitel im zweiten Band) fort. Die neue Mediengeschichte ist daher in mehrfacher Hinsicht keine einfache Neuauflage: Vielmehr wurden alle Kapitel einer gründlichen Revision und Aktualisierung unterzogen; neue Entwicklungen (insbes. in dem Bereich sozialer Netzwerke) wurden in internationalen und diachronen Vergleich einbezogen; zudem wurden alle Abschnitte neu angeordnet; auch die theoretische Rahmung wurde nochmals kritisch geprüft, präzisiert und an Stellen, die in der alten Auflage missverständlich erscheinen mochten, anders

akzentuiert. Das betrifft nicht zuletzt die Evolutionstheorie, die teils bewusst falsch gelesen, teils aus Unkenntnis fehlinterpretiert wurde.

„Neue Medien. Geschichte“ neu zu schreiben bedeutete in Teilen Quälerei. Die Neubearbeitung wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht das Umfeld gestimmt hätte. Darum danke ich ohne Namensnennung den Mitstreitern vom „Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte“, insbesondere aber meinen Bamberger Kolleginnen und Kollegen. Mit ihnen wurde immer mal wieder das eine oder andere *en passent* diskutiert, ohne dass es explizit gemacht worden wäre. Der Band ist ihnen daher gewidmet.

Rudolf Stöber Bamberg, den 1. November 2012

1 Einleitung: Die neuen Medien seit Gutenberg. Empirie und Theorie ihrer Geschichtsschreibung

In diesem Abschnitt wird zunächst geklärt, welche Medien und welche nicht Gegenstand der Betrachtung sind. Aus verschiedenen Gründen werden die Pressemedien, die telegrafischen Medien, die filmischen, die Rundfunkmedien und Multimedia für den historischen Vergleich ausgewählt.

Sodann sind Anspruch und Grenzen der Mediengeschichte, insbesondere im Unterschied zur Kommunikationsgeschichte, zu beschreiben. Aus pragmatischen Gründen hat sich der Verfasser für eine einfachere und quellenkritisch besser abzusichernde Geschichte der neuen *Medien seit Gutenberg entschieden.*

Schließlich wird der theoretische Rahmen für die Interpretation der Mediengeschichte erläutert. Als Makrotheorie wird die Evolutionstheorie gewählt, da die biologische Evolution ebenfalls als ein historischer Prozess der Ausdifferenzierung verstanden wird. Als Theorie mittlerer Reichweite wird die Diffusionstheorie gewählt, denn die Gründe für die Ausbreitung der Medien sind wichtig für das Verständnis der Mediengeschichte.

1.1 Neue Medien

Welche neuen Medien (wie, wo, für welche Zeiten) werden behandelt?

Jedes Medium war einmal ein *neues Medium*: Was heute neu ist, wird morgen alt sein, und was jetzt unmodern ist, war früher einmal neu. Das belegt schon ein flüchtiger Blick in die jüngste Vergangenheit: Man muss nur an die Diskussionen um Verkabelung, Video- und Bildschirmtext in den 1970er und 1980er Jahren erinnern, um die Halbwertszeiten „neuer Medien" zu erkennen. Die Medien *dieser* Geschichte sind Presse- und Rundfunk-, Film- sowie Netzwerk-Medien (Telefon, Telegrafie und Multimedia). Sie weisen Gemeinsamkeiten und Unterschiede auf:

- In Entstehung und Durchsetzung,
- bei den gesellschaftlichen Reaktionen,
- den Wirkungen und Effekten der neuen Medien
- und überdies zeitlich: Sie lassen sich einer einzigen Epoche, der Neuzeit, zuordnen.

Damit begibt sich diese Mediengeschichte auf eine Reise, auf den Königsweg der Wissenschaften: zum Vergleich. Die Medienauswahl orientiert sich am Kanon der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, erweitert ihn aber in zweierlei Hinsicht. Die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat sich eher selten mit dem Telefon beschäftigt, allenfalls fanden telegrafische Nachrichtenagenturen ihre Aufmerksamkeit. Das Telefon scheidet zumeist deshalb aus,

weil sich die Kommunikationswissenschaft überwiegend mit öffentlicher Massenkommunikation beschäftigt und Instrumente der privaten Individualkommunikation lange kaum beachtete.[1] Außerdem ist die Analyse der Medieninhalte ein zentraler Gegenstand der Kommunikationsforschung. Auch das fällt beim Telefon nahezu fort. Die derzeit neuen, multimedialen Entwicklungen haben jedoch begonnen, den Medienbegriff zu entgrenzen und lassen insbesondere den Massenmedienbegriff unscharf werden. Telefon und Telegrafie werden daher behandelt, weil sie das erste globale technische Informations- und Kommunikationssystem konstituierten. Beide sind Vorläufer und Basistechnologie der multimedialen Netzwerke. Telefon, Telegrafie, Computer und Internet sind *Netzwerkmedien*.

Ähnliches gilt für den Film, der in der Kommunikationswissenschaft eher ein randständisches Dasein fristet. Man überlässt ihn zumeist den Medienwissenschaften. Die Medienwissenschaft hat mit ihren aus der Literaturwissenschaft entwickelten Analysemethoden zu Erzählung, Ästhetik, Struktur, Genretheorie u.a. ein Instrumentarium entwickelt, das dem Gegenstand angemessen erscheint. In dieser Mediengeschichte wird dem Film dennoch Raum gegeben, weil die filmische Software zum elementaren Bestandteil des Fernsehens geworden ist und weil technische Durchsetzung, ökonomische Verwertung, gesellschaftliche Aneignung und kommunikationspolitische Kontrolle deutliche Parallelen zu anderen Massenmedien zeigen. Zusammen mit Presse, Hörfunk und Fernsehen ist der Film den *Programmmedien* zuzurechnen.

Die neuen Medien dieser Mediengeschichte sind entweder Massenmedien oder mit ihnen assoziiert und haben einen wichtigen Anteil an der Entwicklung moderner Gesellschaften. Damit liegt eine pragmatische Beschränkung auf die Neuzeit und eine geografische auf Deutschland nahe. Doch dabei konnte es aus Vergleichsgründen nicht bleiben: Da Deutschland im letzten halben Jahrtausend seine geografische Gestalt wiederholt verändert hat, steht der mitteleuropäische, deutschsprachige Raum im Zentrum der Darstellung. Auch andere europäische Länder und Nordamerika werden genauer betrachtet.

Die internationalen Vergleiche bieten sich an, da die Entwicklungen in den verschiedenen Ländern ähnlichen Mustern folgten. Der technikgeschichtliche Aspekt einer Mediengeschichte sollte z.B. nicht aus nationalstaatlicher Perspektive geschrieben werden, denn die mündet allzu rasch in Guinness-Buch-Geschichte: Wer war der erste, schnellste, bedeutendste Erfinder? Auch bei medienökonomischen Fragen ist die internationale Betrachtung naheliegend, da Geschäftsmodelle theoretisch überall umgesetzt werden können.

Andererseits weisen Mediensysteme erhebliche Diversifizierungen hinsichtlich ihrer politischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen auf. Es wird aber zu zeigen sein, dass die Mediensysteme auf wenige Grundtypen redu-

[1] Eine der seltenen Ausnahmen: Beck, K.: Telefongeschichte als Sozialgeschichte, in: Lange, U./ Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hg.): Telefon und Gesellschaft, Bd. 1, S. 45-75.

zierbar sind. Zudem tangierte die politisch-gesellschaftliche Entwicklung eines Landes häufig die anderer Länder. In bewusster Nachahmung oder weil ähnliche Strukturelemente durchschlagen, entwickelte sich die Mediengeschichte in vielen Gesellschaften ähnlich. Und selbst da, wo die Unterschiede überwiegen, lässt sich aus den Vergleichen Gewinn ziehen.

Welche Mediengeschichten werden nicht geschrieben? – Und warum?

Die Medien dieser Mediengeschichte sind weder spiritistische „Medien" (Glaskugeln, Schamanen etc.) noch physikalische Medien (z.B. Luft, Wasser, Feststoffe). Gemeint sind auch nicht die „generalisierten Medien" Macht oder Geld der strukturell-funktionellen Systemtheorie von Talcott Parsons (1902-1979). Hier geht es um jene, die Parsons als Einflussmedien bezeichnete.[2]

Auch unter den Einflussmedien bleiben Medien ausgespart, die zum Grundkanon medienwissenschaftlicher Darstellungen gehören.[3] Aus verschiedenen Gründen geht es hier z.B. nicht um das (Proto-)Medium Sprache: Es mangelt dem Verfasser an sprachhistorischer Kompetenz. Sprachgeschichte, womöglich von den frühesten Anfängen an, würde jeden Rahmen sprengen. Geschichte kann zudem nur geschrieben werden, wenn die Quellen dies zulassen. Die Stufen der evolutionären Entstehung und Durchsetzung der Sprachen liegen jedoch im vorhistorischen Dunkel.[4]

Auch Buch und Literatur werden – von Ausnahmen zur Genese der Gutenbergschen Kunst abgesehen – nicht behandelt. Wie noch auszuführen sein wird, setzte Johannes Gutenberg (~1400-1468) mit seiner Erfindung einen der Grenzsteine, die das Mittelalter von der Neuzeit trennen. Pragmatisch können daher vorneuzeitliche Epochen ausgeblendet werden. Damit fallen zugleich alle Medien fort, die schon vor Gutenberg existierten: neben der Sprache sind dies v.a. die Literatur, szenische Medien sowie das Musik- und Sprechtheater.

Die zeitliche Begrenzung auf die Neuzeit scheint auf den ersten Blick eine willkürliche Entscheidung zu sein, die den Epochengrenzen der klassischen Geschichtsschreibung folgt. Die Beschränkung lässt sich jedoch auch theoretisch begründen. Dazu sollen die Definitionen von Niklas Luhmann (1927-1998), die Mediensystematik von Harry Pross (1923-2010) und die Öffentlichkeitsstrukturierung von Jürgen Gerhards und Friedhelm Neidhardt sowie – teils in negativer Abgrenzung –weitere Medientheoretiker herangezogen werden.

Gerhards und Neidhardt haben ein dreistufiges Öffentlichkeitsmodell mit Encounter-, Arenen- und massenmedialen Öffentlichkeiten entwickelt, das elegant und leicht zu handhaben ist. Die Encounter-Öffentlichkeit bezeichnet nach Gerhards und Neidhardt das zufällige und alltägliche Zusammentreffen auf der

---

2 Parsons, T.: symbolische Tauschmedien, in: Pias, C./ Vogl, J./ Engell, L. (Hg.): Kursbuch Medienkultur, S. 34-44.

3 Vgl. u.a. Kerlen, D.: Einführung in die Medienkunde. Hörisch, J.: Der Sinn und die Sinne.

4 Vgl. Stöber, R.: Kommunikations- und Medienwissenschaften.

Straße, im Hausflur, auf dem Markt. Das Gespräch erreicht allerdings nur wenige. Von größerer Reichweite, aber schon etwas eingeschränkter Zugangsmöglichkeit ist die Arenenöffentlichkeit, z.B. in Versammlungen. Die geringste Zutrittschance und gleichzeitig größte Reichweite bieten massenmediale Öffentlichkeiten. Mit Gerhards und Neidhardt können die älteren Öffentlichkeiten und damit alle Medien vor Gutenberg ausschlossen werden.[5] Auch sind zentrale Aspekte und Definitionen der Systemtheorie von Niklas Luhmann für die Mediengeschichte brauchbar. So definierte Luhmann Medien als

> „alle Einrichtungen einer Gesellschaft [...], die sich zur Verbreitung von Kommunikation technischer Mittel der Vervielfältigung bedienen [...], sofern sie Produkte in großer Zahl mit noch unbestimmten Adressaten erzeugen. [...] Entscheidend ist auf alle Fälle: daß keine Interaktion unter Anwesenden zwischen Sender und Empfängern stattfinden kann."[6]

Mit Luhmann können Medien ausschlossen werden, die nichttechnisch vermittelt sind – d.h. auch die Medien vor Gutenberg. Des weiteren sind jene auszuscheiden, denen das Charakteristikum einer „Institution der Gesellschaft" fehlt. Mit Luhmann sollen darum Schallplatte, Schreibmaschine und ähnliche Werkzeuge bzw. Speichermedien ausgeschlossen werden. Problematisch erscheinen aus Luhmannscher Perspektive hingegen Telefon und Telegrafie. Da sie die Basis der derzeit neuesten multimedialen Entwicklungen bilden, setzt sich diese Mediengeschichte jedoch über den Luhmannschen Einwand hinweg.

Zur Auswahlbegründung lässt sich auch die bekannte Dreiteilung der Medien von Harry Pross nutzen. Er unterschied *primäre*, *sekundäre* und *tertiäre Medien*. Primäre Medien seien alle „Mittel des menschlichen Elementarkontaktes": Lachen, Weinen, Sprache, Gesten, Zeremoniell, aber auch Stafette und Rufer.[7]

> „Wir nennen Sekundärmedien solche Kommunikationsmittel, die eine Botschaft zum Empfänger transportieren, ohne daß der ein Gerät benötigt, um die Bedeutung aufnehmen zu können, also Bild, Schrift, Druck, Graphik, Fotographie, auch in ihren Erscheinungen als Brief, Flugschrift, Buch, Zeitschrift, Zeitung – alle jene Medien also, die nach einem Gerät, der Druckerpresse, als Presse im weitesten Sinn bezeichnet werden."[8]

Unter tertiären Medien fasste er Telegrafie, Nachrichtenagenturen, Schallplatte, Tonband, Film, Radio und Fernsehen zusammen:

> „Eine dritte Gruppe, bei deren Gebrauch sowohl Sender wie Empfänger Geräte benötigen, beginnt mit der elektrischen Telegraphie und umfaßt die elektronischen Kommunikationsmittel. Sie heißen tertiäre Medien."[9]

---

5 Gerhards, J./ Neidhardt, F.: Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit, in: Müller-Doohm, S./ Neumann-Braun, K. (Hg.): Öffentlichkeit, S. 31-89.

6 Luhmann, N.: Realität der Massenmedien, S. 10f.

7 Pross, H.: Medienforschung, S. 128-145.

8 Pross, H.: Medienforschung, S. 128.

9 Pross, H.: Medienforschung, S. 128, Beispiele: S. 224-262.

Pross' Dreiteilung ist überzeugend und einfach, weil sie auf das Kriterium der Technik reduzierbar ist. Damit erscheint sie zumindest auf den ersten Blick trennscharf. Doch schon Pross zweifelte:

> „Wir haben die optische Telegraphie den sekundären Medien zugezählt, weil ihre Zeichen mit bloßem Auge wahrnehmbar sind. Eine strengere Einteilung würde sie vielleicht schon zu den Medien rechnen, bei denen auf der Sender- wie auf der Empfängerseite Geräte notwendig sind, denn die Übertragung erfolgte von Gerüst zu Gerüst, und der Empfänger verwendete in manchen Systemen ein Fernglas."[10]

Umgekehrt könnte der Film zu den sekundären Medien gezählt werden, denn zumindest das Kino als Vertriebskanal ließe sich auch dem Kommunikator zurechnen; die Besucher (das Publikum bzw. die Rezipienten) benötigen keine weiteren technischen Geräte.

Pross' Systematik begründet zudem den Ausschluss der Primärmedien Sprache, Gestik, Mimik – neben dem schon bemühten sprachhistorischen Argument (s.o.). Eine weitere Fundgrube an Argumenten für den Ausschluss bestimmter „Medien" lieferte der kanadische Medientheoretiker Marshall McLuhan (1911-1980), der die Medien als technische Erweiterung menschlicher Fähigkeiten interpretierte. Es kann aber nicht Gegenstand kommunikationswissenschaftlicher Mediengeschichtsschreibung sein, auch die Kleidung als Medium zu begreifen, nur weil sie „als Ausweitung unserer Haut [...] Energie speichern" hilft oder weil „Kleidung [als] wortloses Manifest politischer Auflehnung" gelten mag.[11] Gleiches gilt für andere Erzeugnisse menschlicher Kultur, die McLuhan als Medien verstand, weil sie der Beschleunigung des Austausches dienen oder Fähigkeiten erweitern: das Auto als Erweiterung der Fortbewegung, die Uhr, das Geld, die Schreibmaschine, Waffen etc. Der Medienbegriff, der hier verwendet wird, bezieht sich auf Medien, die der Kommunikation zwischen Menschen dienen. Allerdings sei konzediert, dass McLuhans Medienbegriff auch auf klassische Medien wie Presse, Funk und Fernsehen zielte: Das Telefon erweitere die Sprache und das Fernsehen das Auge. Körperanalogien wie die von McLuhan verwendeten sind sehr alt. Schon der Fernsehpionier Raphael Eduard Liesegang (1869-1947) schrieb 1891 in der Einleitung zu den „Problemen des electrischen Fernsehens":

> „mechanische Apparate" seien „ursprünglich Nachbildungen gewisser Vorrichtungen thierischer Organisation gewesen. [...] unzählige grössere und kleinere Werkzeuge und Einrichtungen [seien nach der Natur entworfen und] uns im gewöhnlichen Leben von unberechenbarem Nutzen [...]. Die Telegraphenströme sind analog den Nervenströmen. [...] Die Nachbildung des Gesichtssinnes soll in diesem Werke versucht werden."[12]

---

10 Pross, H.: Medienforschung, S. 224.
11 McLuhan, M.: magische Kanäle, S. 186 u. 188.
12 Liesegang, R.E.: Phototel, S. IIIf.

Keiner Diskussion bedarf McLuhans feuilletonistische Unterscheidung zwischen „heißen" und „kalten" Medien.[13] Andere Strukturierungsversuche, vornehmlich medienwissenschaftlicher Provenienz, scheinen ebenfalls weniger geeignet, die Auswahl zu begründen. So unterschied Friedrich Kittler (1943-2011) zwischen Speicher-, Verarbeitungs- und Übertragungsmedien. Im Anschluss daran werden in der „Großen Medienchronik" 1. Schrift, Druck, Post, 2. optische Medien, 3. akustische Medien, 4. Übertragungsmedien und 5. der Computer unterschieden.[14]

Das Grundproblem dieser Versuche ist ihre mangelnde Trennschärfe. Die inkompatiblen Kriterien zielen einerseits auf die materielle Existenz (auf Papier, Film, in Bits etc.), andererseits auf die mediale Funktion (Senden, Empfangen, Verarbeiten, Speichern, Gestalten etc.). Die materielle Existenz erscheint als Kriterium zu oberflächlich. Doch leider hilft auch eine funktionelle Unterscheidung wenig. Abgesehen davon, dass der Begriff „Übertragungsmedien" redundant ist, lassen sich Speicher- und Übertragungsmedien nur in der Theorie trennscharf unterscheiden. In der Praxis traten und treten die Funktionen immer gemischt auf. Weil alle Funktionen, auf die Kittler hinwies, von frühester Vorgeschichte der Medien an wichtig sind, liefern die Funktionen des Speicherns, der Übertragung oder der Verarbeitung keine medienhistorisch begründbaren Auswahlkriterien.

Der Funktionsmix war immer der sozialen Kommunikation geschuldet: Bücher, Schallplatten und Musikkassetten speichern zwar Informationen (über die Zeit hinweg), vermitteln sie aber auch (räumlich dispers und zeitlich synchron). Khomeinis islamische Revolution bediente sich z.B. vor 1978 der nach Persien geschmuggelten Tonband-Kassetten. Zeitungen und Zeitschriften, Telefon oder Rundfunk übertragen selbstredend Informationen. Sie oder ihre technischen Zusatzgeräte – wie z.B. der Anrufbeantworter oder das Tonbandgerät – speichern aber auch Informationen. Das gilt selbstredend für alle papierbedruckten Pressemedien.

So könnte jedes wichtigere oder unwichtigere Medium betrachtet werden. Das liegt daran, dass Speichern und Übertragen zwei Seiten der gleichen Medaille sind: Sie beziehen sich auf die Dimensionen des Raums *und* der Zeit. Buchdruck, Fotografie, Schallplatte, CD, Festplatte, u.a. Medien speichern Informationen, um diese dem Nutzer oder Dritten für spätere Zeiten verfügbar zu halten.

---

[13] Vgl. Rühl, M.: Technik und ihre publizistische Karriere, in: Jarren, O./ Kopper, G.G./ Toepser-Ziegert, Ga. (Hg.): Zeitung, S. 98. *Heiße* erweitern einen Sinn sehr detailreich, so dass dem Rezipienten wenig Notwendigkeit verbleibt, die Informationen durch Mitdenken zu ergänzen (Presse/ Druck, Film, Radio, Plattenspieler, schriftlicher Ausdruck). *Kalte Medien* (Telefon, Fernsehen) hingegen erfordern große Eigenaktivitäten. Die wenigsten haben diese Unterscheidung verstanden, der Verfasser dieser Mediengeschichte auch nicht. Das erheblich instruktivere McLuhansche Diktum, das Medium sei die (eigentliche) Botschaft, wird weiter unten in der Diskussion der Ergebnisse zu behandeln sein. McLuhan, M.: Die magischen Kanäle, S. 44f.

[14] Kittler, F.: Geschichte der Kommunikationsmedien, in: Steirische Kulturinitiative (Hg.): On Line, S. 66-81. Vgl. Hiebel, H.H./ Hiebler, H./ Kogler, K. (Hg.): Große Medienchronik.

Es ist daher unnötig, von Speichermedien zu sprechen, weil auch bei Speichermedien die Übermittlung der Informationen im Vordergrund steht.

Werner Faulstich lieferte eine Systematik, die für die Auswahl dieser Mediengeschichte ebenfalls nicht handlungsleitend sein kann. Er unterschied Menschmedien von Gestaltungs-, Schreib- und Druckmedien etc. Unter Gestaltungsmedien werden z.B. Pyramiden und andere architektonische Werke verstanden, unter Menschmedien Herolde, Minnesänger etc.[15] Der Begriff *Menschmedien* verwechselt, darauf haben andere schon hingewiesen, das Inszenierte mit dem Inszenierenden.[16] *Gestaltungsmedien* sind nicht imstande, komplexe und manifeste Botschaften zu vermitteln. Zwar vermitteln die Pyramiden der Pharaonen noch heute einen überwältigenden Eindruck von der Macht, in Umrissen sogar von der Theologie und der Herrschaftsidee, die der ägyptischen Hochkultur zugrunde lag. Aber um die Architektur eindeutig zu lesen, sind die übermittelten Informationen zu abstrakt, anspielungsreich, symbolbeladen oder kontextorientiert. Außerdem sei die Beschäftigung mit den propagandistischen Aussagen – beispielsweise der antiken Repräsentationsbauten – den fachwissenschaftlichen Experten überlassen. Die große Augustus-Ausstellung in Berlin 1988 beispielsweise machte dies in mustergültiger Weise deutlich. Auch die Kommunikationswissenschaft könnte manches aus althistorischen und archäologichen Studien zur antiken Propaganda lernen.[17]

Warum werden die einen behandelt, die anderen nicht?

Es wurde schon angedeutet: Auswahlleitend sind 1.) das historische Epochenargument (Mediengeschichte als Geschichte der Neuzeit), 2.) sozialwissenschaftliche Kriterien, die sich an bestimmte Begriffsverwendungen (Kommunikator und Rezipient, Medien, Öffentlichkeit und Publikum) anschließen lassen, 3.) der Unterschied zwischen einem kommunikations- und einem medienwissenschaftlichen Medienbegriff. In der Kommunikationswissenschaft schien lange der Medienbegriff so selbstverständlich auf Massenmedien fixiert, dass über Jahrzehnte eine klare Medien-Definition ausblieb.[18] Die Nachbarwissenschaften, insbesondere die Medienwissenschaften, bemühten sich einerseits früher um

---

15 Faulstich, W.: Geschichte der Medien.

16 Prokop, D.: Kampf um die Medien, S. 10-13.

17 Hofter, M. (Hg.): Kaiser Augustus und die verlorene Republik. Vgl. Zanker, P.: Augustus. Winterling, A.: Caligula.

18 Das verdienstvolle Fischer-Lexikon hat bis heute keinen Medien-Eintrag. Noelle-Neumann, E./ Schulz, W./ Wilke, J.(Hg.): Fischerlexikon Publizistik Massenkommunikation. Das Handbuch Massenkommunikation definierte immerhin neue Medien: Koszyk, K./ Pruys, K.H.: Handbuch Massenkommunikation, S. 209. In anderen kommunikationswissenschaftlichen Lexika taucht das Lemma „Medien" allerdings auf: Bentele, G./ Brosius, H.-B./ Jarren, O. (Hg.): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft. Zumindest „Massenmedien" in: Weischenberg, S./ Kleinsteuber, H.J./ Pörksen, B. (Hg.): Handbuch Journalismus und Medien.

Begriffliches, taten sich damit anderseits aber auch schwerer, da sie mit einer größeren Bandbreite medialer Formen fertig werden mussten.[19]

In der vorliegenden Mediengeschichte werden „Medien" zunächst im Sinne einer ursprünglichen und zugleich abstrakten Bedeutung verstanden: Sie sind „Vermittler, vermittelndes Element".[20] Im Deutschen wird der Begriff seit dem 17. Jahrhundert in diesem Sinne verwendet. Medien vermitteln doppelt:

- Sie verbreiten Information und Kommunikation über räumliche Entfernung. Das gilt z.B. für alle Verbreitungsmedien.
- Sie vermitteln gespeicherte Information und Kommunikation über die Zeit.

Informationen als Grundelemente der Kommunikation lassen sich in informationstheoretische, sprachliche und auf den Neuigkeitswert bezogene Informationen unterscheiden. Für die Humankommunikation sind insbesondere bildliche, sprachliche (Wörter, Buchstaben) und mathematische Symbole und Informationen (Zahlen, Ziffern) von Bedeutung. Menschliche Kommunikation ist vom sozialen Umgang mit Informationen geprägt.[21] Die Kommunikationswissenschaft beschäftigt sich mit dieser gesellschaftlich bedingten Kommunikation. Daher betrachtet sie Medien als soziale Institutionen, die ihre soziale Vermittlungsfunktion umso effektiver wahrnehmen, je stärker sie zwei Eigenschaften aufweisen: Kontinuität bzw. serielles Erscheinen und Verbunds- bzw. systemische Organisation.

- ➢ Medien dienen der raum-zeitlichen zwischenmenschlichen (interpersonellen) Vermittlung von Kommunikation und halten ihre Inhalte kontinuierlich bzw. seriell bereit.
- ➢ Medien sind im kulturell-politischen Rahmen als Kommunikations- und Technik-Systeme organisiert und institutionalisiert.
- ➢ D.h., sie können nur in ihrer sozialen Umwelt, d.h. in der Gesellschaft, existieren und funktionieren.

So bleiben mediale Vorstufen, die andernorts als *Proto-Medien* (Sprache, Gestik, Mimik) sowie *Basis-Medien* (Schrift und Bild) eingeführt wurden, unberücksichtigt, obwohl auch diese Vorformen sich *mutatis mutandis* als soziale Institutionen begreifen lassen. Stattdessen soll diese Mediengeschichte die Geschichte der *Verbreitungs-Medien* seit Gutenberg behandeln. Allerdings sind die Vorstufen in den Verbreitungs-Medien inkludiert. Nur daher besitzen wir die mediale Grundkompetenz, uns neue Medien anzueignen. Wer sehen konnte und hören, wer Sprache und Gesten zu deuten verstand, den dürfte das vor hundert Jahren neue Medium Film nicht vor unüberwindliche Rezeptionsprobleme gestellt haben. Wer vor mehr als einem halben Jahrtausend handgeschriebene Bücher gelesen hatte, der wird u.U. zunächst gar nicht bemerkt haben, dass die

---

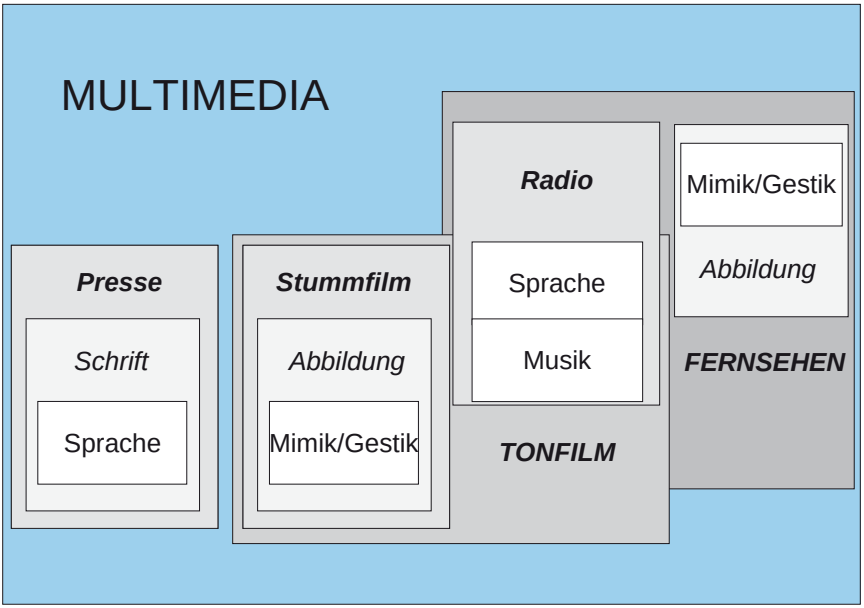
19 Vgl. Schanze, Helmut (Hg.): Metzler Lexikon Medientheorie.

20 Kluge, F. (Hg.+)/ Seebold, E. (Bearb.): Etymologisches Wörterbuch, S. 549.

21 Stöber, R.: Redundanz, in: MuK, 59/2011, Nr. 3, S. 307-323. http://www.m-und-k.nomos.de/fileadmin/muk/doc/Aufsatz_MuK_11_03.pdf (August 2012).

vor ihm liegende Bibel nicht mehr geschrieben, sondern gedruckt vorlag. Wer heute an audio-visuellen Medien geschult ist, den werden auch multimediale Weiterentwicklungen kaum vor unüberwindliche Aneignungsprobleme stellen.

Abbildung 1-1: Medieninklusion bedingt Medienkompetenz[22]



Lesehinweis: Die *Proto-Medien* sind in der Abbildung unformatiert, *Basis-Medien* kursiviert, *Verbreitungs-Medien* kursiv und fett gesetzt. Die Inklusion von Medien durch Medien ist in der Grafik zwar nur unvollständig wiedergegeben, aber das Matroschka-Prinzip ist angedeutet: Wer Sprache, Gestik, Mimik, Musik interpretieren kann, dem hilft dies letztlich, auch Presse, Film, Rundfunk und Multi-Medien zu benutzen.

Schrift basiert auf Sprache, Presse basiert auf Schrift und mithin Sprache. Der Stummfilm kommt ohne Sprache aus – sieht man von den damals üblichen Zwischentiteln ab. Er benötigt schauspielerische Mimik und Gestik. Diese ist in einzelnen Abbildungen auf den Trägerfilm gebannt. Beim Tonfilm kommen noch Sprache und Musik hinzu. Sprache und Musik sind die elementaren Medien, die vom Radio übertragen werden. Das Fernsehen funktioniert analog zum Radio, ergänzt durch die Übertragung von Gestik, Mimik und Abbildungen. Man könnte auch verkürzen: Fernsehen ist Radio plus Film. Multimedia schließlich inkludiert (potenziell) alle Medien.

[22] Vgl. Stöber, R.: Kommunikations- und Medienwissenschaften, 55-61.

1.2 Medien und Geschichte

Mediengeschichte aus der Zeit verstanden

Geschichte ist vergangene Gegenwart und vergegenwärtigte Vergangenheit. Ist man sich dessen bewusst, wird einsichtig, warum vergangene Zeiten nur aus sich selbst heraus verstanden werden sollten. Den kategorischen Imperativ historischer Forschung mag ein einfaches Beispiel zu verdeutlichen: In der Kommunikationswissenschaft werden seit Jahrzehnten erhebliche Anstrengungen unternommen, um publizistische Objektivität zu definieren. Sieht man von skeptizistischen und konstruktivistischen Überzeugungen ab, die betonen, dass es *die* Objektivität nicht gibt, so haben sich Hilfskonstruktionen als allgemeine Lehre durchgesetzt. Nach dieser *communis opinio* ist die unparteiliche Berichterstattung ein wesentlicher Bestandteil publizistischer Objektivität. Diese Maxime ist auf den ersten Blick schon in den frühesten politischen Zeitungen des 17. Jahrhunderts befolgt worden.

Soweit, so gut. Man könnte nun meinen, es habe sich, was die Berufsnorm betrifft, in 400 Jahren nichts Wesentliches getan. Das ist jedoch falsch. Zum einen veränderte sich zwischenzeitlich das Paradigma des „unparteilichen Zeitungers" zu dem des „parteinehmenden Tagesschriftstellers" und kehrte erst nach dem Zweiten Weltkrieg (in Deutschland) zu dem des „un- oder überparteilichen Journalisten" zurück.

Zum anderen und noch wichtiger: In der Frühen Neuzeit war nicht Parteinahme etwas Schlechtes, sondern *Partei* an sich. Die ständischen Gesellschaften des vormodernen Europa gingen von der Fiktion aus, die Gesellschaft sei ein Ganzes und müsse dies als Ganzes verteidigen. Im Sinne dieser Argumentation wäre die moderne journalistische Berufsregel, Objektivität durch gleichmäßige und ausgewogene Berichterstattung über die verschiedenen Parteien zu erzielen, schon reine Ketzerei gewesen. Es durfte die Parteien nämlich gar nicht geben.

Im Widerspruch zur Norm gab es sie aber schon in der Frühen Neuzeit; es war dennoch ein langwieriger und schmerzhafter Lernprozess, sie als solche auch zu akzeptieren. Das war u.a. ein Grund dafür, warum Religionskriege (hinter denen sich immer auch ökonomische, soziale und politische Motive verbargen) so erbittert ausgefochten wurden: Die Menschen des vormodernen Europa stellten erschreckt fest, dass die Einheit des Ganzen nicht einmal mehr in Glaubensfragen existierte. Eine Konsequenz der Parteillosigkeits-Fiktion war die Ablehnung des Mehrheitsprinzips. Der Konsens musste – dies erforderte zumindest die politische Theorie – zwischenständisch ausgehandelt werden. Man sieht: Selbst Phänomene, die sich vordergründig gleichen, können sich deutlich unterscheiden, und die Unterschiede sind nicht einfach zu verstehen. Die Vergangenheit aus ihrer Zeit zu verstehen, dazu soll diese Mediengeschichte einen Beitrag leisten.

Die Relevanz der Mediengeschichte

Geschichte ist vergangene Gegenwart und vergegenwärtigte Vergangenheit. Nicht alles, was abgeschlossen ist, zählt zur Geschichte. Entweder fehlen Quellen und Erinnerungen, oder das Vergangene ist nicht mehr relevant. Vergangenheit kann also nur insoweit Gegenstand historischer Forschung werden, wie diese eine empirische Grundlage ihrer Forschung *und* ein artikuliertes Interesse an der Vergangenheit hat:

- Mediengeschichte ist quellenkritisch, nicht kulturkritisch zu schreiben.
- Mediengeschichte ist von anderen Bindestrichgeschichten zu unterscheiden.
- Jede Zeit kann nur aus sich selbst heraus verstanden werden.

Zwar wiederholt sich Geschichte nicht. Gleichwohl dient es der Erkenntnis nicht, wenn sie nur als eine unendliche Abfolge einzelner, isolierter Ereignisse betrachtet wird. Das Spätere steht immer im Zusammenhang mit früheren Ereignissen, bisweilen wird das als *Pfadabhängigkeit* bezeichnet. Zudem gibt es eine Reihe von prägenden Faktoren, die über lange Zeiten wirksam sind, wie z.B. Mentalitäten, Kulturen, politische und ökonomische Systeme sowie die Geografie. In dieser Hinsicht ist diese Mediengeschichte verschiedenen Ansätzen verpflichtet, nicht zuletzt denen der Sozialgeschichte.

Dabei werden Grundlagen wie die des Raumes nur *en passant* behandelt, etwa bei der Erörterung der Nachrichtenwege.[23] Es gibt sehr unterschiedliche Konzepte der Mediengeschichte. Die vorliegende ist als Geschichte der neuen Medien seit Gutenberg aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive konzipiert. Die Leser sind aufgefordert, sich auf dieses Buch einzulassen. Nicht alle Informationen sind gleichermaßen wichtig. In der Summe (z.B. von Preisentwicklungen) kristallisieren sich jedoch Muster heraus und die scheinen besonders bedeutsam:

➢ Die Methode der *dichten Beschreibung* ermöglicht diese Generalisierungen.

Nicht Gesellschaftskritik, sondern Quellenkritik

Kritische Geschichtsschreibung kann leicht missverstanden werden, da es zwei unterschiedliche Konzepte kritischer Wissenschaft gibt. Das erste, hier nicht befolgte, nennt ideologische Gesellschaftskritik „kritisch". In Deutschland und im engeren Sinne vertreten v.a. Wissenschaftler, die sich in der Tradition der Frankfurter Schule sehen, diesen Ansatz. Im Weiteren sind alle kulturkritischen Positionen in diesem Sinne „kritische" Geschichtsschreibung. Ein Beispiel bietet eine neuere Mediengeschichte, die sich an die kritische Medientheorie von Karl Marx (1818-1883), Max Horkheimer (1895-1973), Theodor W. Adorno (1903-1969) und Jürgen Habermas anschließt.[24] Diese „kritische Mediengeschichte" ist

[23] Als Beispiele sei auf die großartigen Bücher von Fernand Braudel hingewiesen, die unerreichter Maßstab bleiben müssen: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. Ders.: Das Mittelmeer.

[24] Prokop, D.: Kampf um die Medien.

gleichbedeutend mit einer Analyse der Produktionsstrukturen. Der Erklärungsansatz erscheint wichtig, aber monokausal. Zudem ist die Kulturkritik in einer Hinsicht durchaus *unkritisch*: Sie folgt nämlich der vorgefassten Meinung, ökonomische Motive seien *per se* schlecht. Eine normativ „kritische" Mediengeschichte kann darum den Anspruch an Wissenschaftlichkeit nicht gänzlich erfüllen. Sie überprüft ihre Werturteile (zumindest partiell) nicht.

Geschichtsschreibung sollte in anderer Hinsicht kritisch sein. Sie sollte, soweit dies in zeitlich und räumlich beschränktem Rahmen möglich ist, Urteile, Fakten, festgefügte Erklärungen etc. hinterfragen. Die Arbeit mit Quellen erfordert jedoch viel Zeit. Eine international angelegte, vergleichende Mediengeschichte würde mehr kosten, als an Lebenszeit zur Verfügung steht. Die Arbeit hätte also ein Torso bleiben müssen. Zudem beansprucht eine aus den Quellen geschriebene Arbeit mehr Platz, als Verlagen zumutbar ist. Darum konnte der eigene Anspruch nur bedingt eingelöst werden. Dennoch werden quellenkritische Bemerkungen eingestreut, wo es nötig erscheint. Drei Beispiele vorweg, um die Probleme zu verdeutlichen:

- Plausibilität macht unkritisch.
- Verfälschte Überlieferung führt zu falschen Urheberschaftszuweisungen.
- Jahreszahlen suggerieren fälschlich Exaktheit.

Besonders hartnäckig halten sich Beurteilungen, die plausibel erscheinen. Der französische Historiker und Philosoph Marc Bloch (1886-1944) hat darauf hingewiesen, dass Plausibilität nicht unbedingt Beweis für Richtigkeit ist. So war der Autor lange der weit verbreiteten Auffassung, mit der Einführung des Telegrafen habe sich beinahe umgehend der pyramidale Nachrichtenaufbau, der sogenannte „Lead", durchgesetzt. Die unzuverlässigen Telegrafen hätten – insbesondere in Zeiten des Kriegs – die Journalisten dazu gebracht, zunächst einmal die W-Fragen zu beantworten. Das klingt überzeugend, ist aber offensichtlich nicht richtig. Erstens setzte sich der heute übliche Nachrichtenaufbau nicht unmittelbar durch, zweitens gab es schon vor dem Telegraphen erste, wenngleich rudimentäre Ansätze.[25]

Ein anderes Beispiel: Häufig ist zu lesen, unser Konzept des Programmmediums Rundfunk gehe auf den amerikanischen Rundfunkpionier David Sarnoff (1891-1971) zurück. Dabei müsste schon die Überlieferungsgeschichte stutzig machen. In fortgeschrittenem Alter hat Sarnoff nämlich an seiner eigenen Legende gestrickt und dazu ein Memorandum um ein paar Jahre zurückdatiert. Dadurch festigte er seinen Anspruch vor anderen Rundfunkpionieren.

Ein letztes Beispiel: Nur weil Herodot (nach 800 v.Chr.) und der Athener Dramatiker Aischylos (~525-~456 v.Chr.) berichten, die Griechen vor Troja hätten Fackelsignale zu telegrafischen Zwecken genutzt, ist mancherorts zu le-

[25] Wilke, J.: Massenmedien, S. 221-231. Vgl. Pöttker, Horst: Nachrichten und ihre kommunikative Qualität. Die „umgekehrte Pyramide" – wann und warum ist sie entstanden? Vortrag am 2.5.2003, Hannover.

sen, 1184 v.Chr. sei schon die Fackeltelegrafie benutzt worden. Das ist beinahe so, als würde mit dem über jeden Zweifel erhabenen Gewährsmann Erich von Däniken „bewiesen", dass Außerirdische die Pyramiden errichteten. Nun kann man nicht mit erzählenden und dramatischen Texten das historische Faktum von Ereignissen beweisen, die Jahrhunderte vor der Niederschrift stattgefunden haben sollen. Zudem, wenn Jahreszahlen schon angegeben werden, sollten sie auch stimmen und nicht eine Exaktheit vorspiegeln, die durch die Quellen nicht gedeckt ist.

Mediengeschichte sollte nicht nur relevant, sondern auch richtig sein. Da sich eine große Zahl von widersprüchlichen Datierungen und anderen Angaben in der Literatur finden, mussten für diese Mediengeschichte viele Informationen gegengeprüft werden. Dazu wurden zu den in dieser Frage üblichen Mitteln gegriffen: Es wurde gefragt, ob die Datenlage konsistent und plausibel ist – beides beweist nicht immer die Richtigkeit. Es wurde immer wieder – doch weniger als beabsichtigt – zu den Quellen gegriffen.

Mediengeschichte – weder Kommunikationsgeschichte noch Geschichte öffentlicher Kommunikation

Bislang war von Medien, bisweilen von Information, seltener von Kommunikation die Rede. Dabei ist Kommunikation der interessantere Gegenstand, denn sie bildet die anspruchsvolle Grundlage sozialer Gemeinschaft. In kommunikationswissenschaftlicher Tradition lassen sich drei Varianten der Geschichtsschreibung unterscheiden: als Medien-, als Kommunikationsgeschichte und als Geschichte öffentlicher Kommunikation. Die drei Variationen können unterschiedlich angeordnet werden – je nachdem, ob man in der Kommunikations- oder in der Mediengeschichte den allgemeineren Begriff erblickt. Eine Geschichte der öffentlichen Kommunikation dürfte hingegen als möglicher Oberbegriff ausscheiden.[26]

Wenn Kommunikation als soziale Handlung begriffen würde, sollte ihr Suprematie zukommen. Sowohl die *Mediengeschichte* als auch die *Geschichte der öffentlichen Kommunikation* wären dann Spezialfälle der allgemeineren Kommunikationsgeschichte. Abbildung 1-2 funktioniert allerdings nur, wenn nicht zugleich „öffentlich" mit „(massen-)medial" gleichgesetzt wird. Wenn hingegen der soziale Handlungscharakter der Kommunikation hintangestellt und stattdessen ein umfassender Medienbegriff Verwendung fände, könnte umformatiert

[26] Gemäß dem Auswertungstool NGram-Viewer von Google Books stieg die Verwendung der Begriffe Mediengeschichte und Kommunikationsgeschichte jeweils nach 1960 steil an. Eine erste kleinere Hausse erlebten beide Begriffe um 1900. Absolut gesehen bewegen sich beide aber noch immer im Bereich der Bruchteile von einem Promille. Der Ausdruck „Geschichte der öffentlichen Kommunikation", von Bernd Sösemann geprägt, findet erst nach 1980 seinen Niederschlag. Insgesamt rangiert „Mediengeschichte" weit vor „Kommunikationsgeschichte" und dieser Begriff wiederum weit vor „Geschichte der öffentlichen Kommunikation". Vgl. http://books.google.com/ngrams (August 2012).

werden, indem Medien- und Kommunikationsgeschichte die Position tauschten (vgl. Abbildung 1-3).

Abbildung 1-2: Kommunikationsgeschichte als Oberbegriff (1)

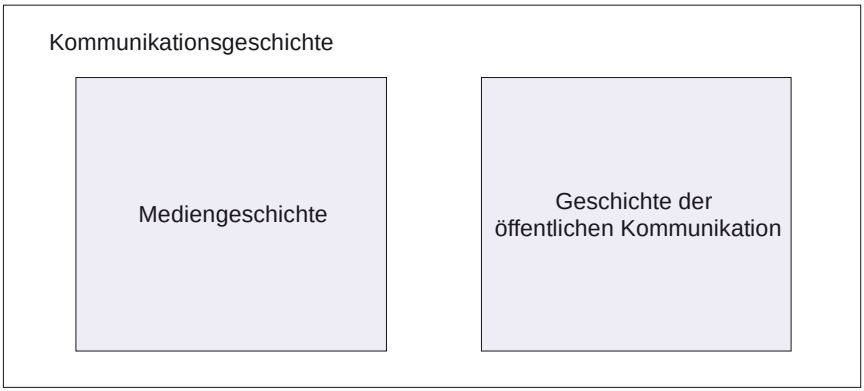
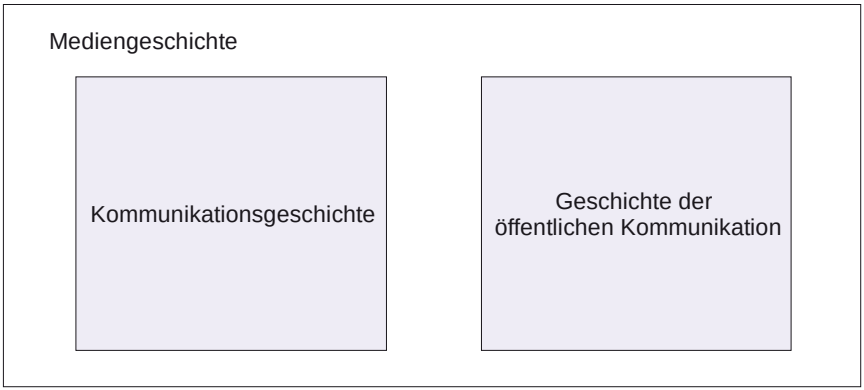


Abbildung 1-3: Mediengeschichte als Oberbegriff

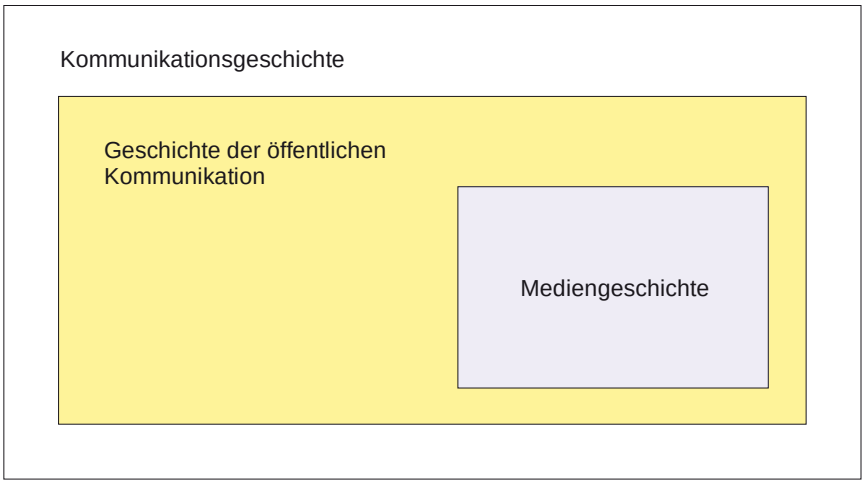


Die zweite Anordnung wäre unter der Prämisse denkbar, dass Proto-Medien wie Sprache und Gestik unter den Medienbegriff subsumiert würden. Allerdings hätte das die absurde Konsequenz, dass solch eine *Mediengeschichte* – sofern sie nicht aus pragmatischen Gründen mit *Kommunikationsgeschichte* gleichgesetzt würde – auf jedwede Untersuchung der historischer Dimension (sozialer) Kommunikation verzichten müsste: Sie hätte insbesondere die Vor- und Frühgeschichte der Sprachen ins Blickfeld zu nehmen – und da ist die Kommunikationswissenschaft empirisch, methodisch und theoretisch überfordert. Empirisch, weil keine der üblichen kommunikationswissenschaftlichen Standardquellen überliefert sind. Methodisch, weil Archäologie und Paläogenetik nicht zum Re-

pertoire der historischen Kommunikationswissenschaft gehören. Theoretisch, weil außer Rüstzeug wie der Mead'schen Variante des Symbolischen Interaktionismus wohl keine fachspezifische Theorie einschlägig sein dürfte.[27]

Das allerdings erscheint widersinnig und lässt sich kaum mit kommunikationswissenschaftlichen Erkenntnisinteressen vereinbaren. Daher sollte die massenmediale Kommunikation als Sonderfall der öffentlichen Kommunikation und diese als Teilgebiet der allumfassenden Kommunikationsgeschichte betrachtet werden. Dann können die Begriffe, wie in Abbildung 1-4, ineinander geschachtelt werden. Die Geschichte der sozialen, kommunikativen Handlungen ist das Allgemeinste und umschließt sowohl private wie auch öffentliche Kommunikation; die *Geschichte der öffentlichen Kommunikation* ist das Nächstwichtige und schließt einerseits private Kommunikation von der Betrachtung aus, andererseits lässt sie auch anderen Vermittlungsformen als der (massen-)mediale Verbreitung Raum. Diese *Mediengeschichte* als Spezialfall einer Sonderform beschäftigt sich also nur mit jener öffentlichen Kommunikation, die in den Verbreitungs-Medien ihren Niederschlag fand.

Abbildung 1-4: Kommunikationsgeschichte als Oberbegriff (2)



Allerdings muss noch eine weitere Einschränkung gemacht werden. Zwischenmenschliche Kommunikation vollzieht sich zu größten Teilen in privatem Rahmen und ohne Vermittlung durch technische Medien: Im Unterschied zur Mediengeschichte beschreibt die Geschichte der Kommunikation das erheblich weitere Feld. Die Quellenvielfalt ist ungeheuer, zugleich müssten Verfahren entwickelt werden, um riesige Überlieferungslücken zu schließen. Die Masse sprachlicher und gestischer Kommunikation ist niemals aufgezeichnet worden.

[27] Vgl. Mead, G.H.: Geist, Identität und Gesellschaft.

Selbst wenn die Geschichte aus pragmatischen Gründen auf eine Geschichte öffentlicher Kommunikationen beschränkt bliebe, würde doch im Sinne der Gerhards-Neidhardtschen Systematik ein weiteres Drittel zu bearbeiten sein: die Geschichte der Arenenöffentlichkeiten, d.h. der Versammlungen, Demonstrationen, Vereinigungen, Parteiungen, öffentlichen Meinungen etc. Und wie sollte mit den virtuellen Räumen der Chats im Internet verfahren werden? Die „Web-History" steht gerade erst in den Startlöchern.[28]

Eine international angelegte, komparatistische Öffentlichkeitsgeschichte müsste also einen ungleich größeren Aufwand als die Mediengeschichte treiben. Nur dann dürfte mit einiger Berechtigung der Anspruch erhoben werden, Vergleiche zwischen verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Systemen zu ziehen. Wolfgang R. Langenbuchers Plädoyer von 1987, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben, muss also weiterhin aufgeschoben werden, wenngleich fleißig Bausteine gesammelt werden.[29]

Schon aus Gründen der beschränkten Seitenzahl lässt sich hier Mediengeschichte allerdings nur als Geschichte der Institutionen der Verbreitungs-Medien schreiben. Selbst diese ertrinkt in den Quellen und leidet gleichzeitig unter Quellenmangel.

Die Quellen der Geschichte

Geschichtsschreibung ohne Bezug zu den Quellen taugt nichts. Leider ist das Konzept der historischen Quelle nicht jedem Kommunikations- und Medienwissenschaftler vertraut.[30] Als Quellen werden üblicherweise die Zeugnisse der Vergangenheit verstanden, die möglichst zeitnah und unmittelbar Auskunft über die Geschichte geben.[31]

- Zumeist werden Quellen
- von (sekundärer) Literatur unterschieden.

„Literatur" kann älter sein als „Quellen". Zum Beispiel schrieb Otto Groth sein vierbändiges Standardwerk „Die Zeitung",[32] bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen und in ihrer Zeit große Mengen an historischen bzw. kommunikationshistorisch einschlägigen Quellen „produziert" wurden. Die Chronologie ist also nicht das wichtigste Kriterium, um Literatur und Quellen zu unterscheiden. Wichtiger ist die Unterscheidung, ob Texte selbst wissenschaftliche Interpretationen liefern oder nicht. Als Literatur werden somit wissenschaftliche

---

28 Vgl. Brügger, N. (Hg.): Web History.

29 Vgl. Langenbucher, W.R.: Ein Plädoyer, in: M&Z, 1987, Nr. 3, S. 13-16. Vgl. u.a. die inzwischen umfangreiche Sammlung von Bausteinen in: JbKG (seit 1999).

30 Sozialwissenschaftlern könnte man es am ehesten mit Daten übersetzen, die der Interpretation bedürfen.

31 Zum folgenden Abschnitt ausführlicher: Lersch, E./ Stöber, R.: Quellenüberlieferung und Quellenrecherche, in: JbKG, 7/2005, S. 208-230.

32 Groth, O.: Die Zeitung.

Abhandlungen und Deutungen des behandelten Gegenstandes bezeichnet, die herangezogen werden, um die eigene Darstellung und Argumentationsweise zu ergänzen und zu stützen oder vorhandene Deutungen zu kritisieren. Müssen die Texte hingegen interpretiert werden, sind sie Quellen. Die idealtypische Unterscheidung von *Quellen* und *Literatur* lebt mithin von der Fragestellung – ändert sich diese, kann aus Literatur eine Quelle werden, z.B. aus wissenschaftlicher Literatur eine Quelle zur Wissenschaftsgeschichte. Dabei unterscheidet die Geschichtswissenschaft innerhalb der Quellen zwischen

- Tradition
- und Überrest.[33]

Überreste vermitteln ohne Absicht Informationen über die Vergangenheit. Rundfunkgeräte geben z.B. unbeabsichtigt Kenntnis vom Stand der Elektrotechnik im jeweiligen Fertigungsjahr. Traditionsquellen hingegen stehen der Literatur näher, sie wollen überliefern. Ein Beispiel sind Memoiren. Diese Quellen – z.B. von Publizisten und Kommunikationspolitikern – sind nie frei von persönlichen Verzerrungen. Tagebücher, die als Veröffentlichungsgrundlage geplant waren, sind ebenso kritisch zu sehen wie Memoiren: D.h. sie sind tendenziös im Sinne des Verfassers, sie unterdrücken missliebige Informationen und betonen für den Verfasser günstige. Tagebücher, die ursprünglich nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren, gelten zwar gemeinhin als authentischer, sind aber auch nicht frei von Stilisierungen und Entstellungen. Zudem sind sich die meisten Tagebuchschreiber durchaus bewusst, dass ihre Notate später einmal in die Hände Unberufener fallen können.[34]

Quellenkunden bieten Einführungen in Überlieferung und Interpretation der Quellen.[35] Unveröffentlichte Quellen müssen zunächst einmal entziffert, datiert und eingeordnet werden. Bei Quellen ist immer zu fragen, warum etwas überliefert und was verschwiegen wurde. Bei Rechtsquellen ist zu bedenken, dass sie nur die Norm, nicht aber die Rechtspraxis überliefern. Statistische Quellen sind auf das grundlegende Kategoriensystem hin zu prüfen – da die Grundlagen nicht selten disparat und daher Vergleiche schwierig sind, sollen hier nach Möglichkeit Statistiken aus einer Hand und aus verlässlichster Quelle Verwendung finden. Das ist jedoch selbst bei den Statistikämtern der verschiedenen Staaten schwierig. Daher gilt grundsätzlich, dass nicht die exakten Werte, sondern die Tendenz der statistischen Angaben Grundlage der medienhistorischen Schlussfolgerungen liefert. Übrigens: Der häufig Winston Churchill (1874-1965) zuge-

---

[33] Immer noch grundlegend: Droysen, J.G.: Historik.

[34] Als Exempel für besonders kritische Tagebücher können die des NS-Propagandaministers Goebbels gelten: Goebbels, J.: Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei. Als Beispiel für Tagebücher eines „Propagandisten" der Bismarckzeit: Busch, M.: Tagebuchblätter. Als Beispiel für Autobiografien zum Rundfunk die eines wichtigen Rundfunkpioniers: Bredow, H.: Im Banne der Ätherwellen. Sehr problematisch die der Regisseurin Leni Riefenstahl: Memoiren.

[35] Baumgart, W. (Hg.): Quellenkunde. Beck, F./ Henning, E. (Hg.): archivalische Quellen. Bock, H.-M./ Jacobsen, W. (Hg.): Recherche: Film.

schriebene Spruch, „Ich traue nur der Statistik, die ich selbst gefälscht habe", ist selbst eine Fälschung. Sie hatte ihren Ursprung vermutlich im NS-Propagandaministerium. Historische Arbeit hängt in besonderem Maße

- von Überlieferungschancen
- und -zufällen ab.

Das gilt für jede „Geschichtschreibung". Schon die Evolution der Lebensformen auf unserem Planeten hat die bis heute nicht entschiedene Frage aufgeworfen, ob es die „Kambrische Explosion" wirklich gab oder ob die nur ein Artefakt der erdgeschichtlichen Überlieferung ist, weil Fossilien komplizierter Organismen, die älter als 560 Mio. Jahre sind, bislang nicht gefunden wurden. Mediengeschichtlich gilt: Kriege, Feuersbrünste, Überschwemmungen, Vandalen und Archivare[36] haben erheblich mehr Quellen vernichtet als noch vorhanden sind. Grundsätzlich gilt: Je länger die Zeit zurück liegt, desto weniger ist erhalten. Je interessanter Zeitläufte waren, desto mehr wird überliefert – z.B. über Revolutionen.[37]

Neu eingeführte Techniken begünstigen die historische Überlieferung in der Regel nicht: Das Holzschliffpapier, das Mitte des 19. Jahrhundert eingeführt wurde, begann schon nach 100 Jahren zu zerfallen; große Pressebestände finden sich daher derzeit „in Auflösung" und bedürfen der Kulturgutsicherung. Der erste moderne Kunststoff, das Zelluloid, war, da auf Nitrozellulosebasis, hoch entzündlich. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gingen daher immer wieder Kinos in Flammen auf. Unsachgemäß gelagerte alte Filme können sich aus heiterem Himmel selbst entzünden.

Gleichwohl ist die Überlieferung der Presse- und Filminhalte erheblich besser als die der Produktionsstrukturen. Für die frühen Presseunternehmen gilt, dass sie aus Zensurgründen ihre Unternehmensarchive bewusst nachlässig und lückenhaft führten. Filmunternehmen, wie alle profitorientierten Medienunternehmen, nutzten Archive primär für das tagesaktuelle Geschäft. Korrespondenzen, Unterlagen etc. zu Vorgängen, die sich erledigt haben, wurden und werden entweder vernichtet oder unsortiert in Keller und Dachböden verbracht.

Wieder anders verhält es sich bei Rundfunk- und Fernsehsendern. Da diese in den meisten europäischen Ländern zunächst eng am Gängelband staatlicher oder öffentlich-rechtlicher Kontrolle hingen, ist die Unternehmensdokumentation – als Teil der Kommunikationskontrolle – prinzipiell günstiger als die Überlieferung der Programminhalte. Die wurden mangels geeigneter Aufzeichnungsgeräte nur in Ausnahmen auf Schallplatte oder Film gesichert: Tonband und Video wurden erst Jahrzehnte nach Einführung der Medien zu Archivierungszwecken benutzt. Nochmals anders ist es um die Überlieferung bei Com-

[36] Um nicht falsch verstanden zu werden: Archivare müssen Quellen nicht nur bewahren, sondern in größerem Ausmaß vernichten (kassieren), sonst würden die Archive in der eigenen Überlieferung ersticken.

[37] Grundlegend: Esch, A.: Überlieferungschance und Überlieferungszufall, in: HZ, 240/1985, S. 529-570.

putern, Internet und Multimedia bestellt. Wegen der raschen Innovationszyklen veralten Software und Hardware so rasch, dass viele elektronische Quellen bisweilen nach wenigen Jahren nicht mehr oder nur noch unter großem Aufwand nutzbar sind.[38]

- Man könnte zuspitzen: Jedes neue (Speicher-)Medium verbesserte die Reproduzierbarkeit und verringerte die Haltbarkeit.

In Stein gehauene oder in Ziegeln gebrannte Aufzeichnungen aus dem antiken Ägypten oder dem Zweistromland sind noch nach Jahrtausenden lesbar. Pergament hält sich etliche Jahrhunderte, hochwertiges Büttenpapier noch einige. Holzschliffpapier ist nach 100 Jahren ein Fall für Papierrestauratoren, da es von der eigenen Säure zerfressen wird. Magnetbänder sind nach wenigen Jahrzehnten z.T. unbrauchbar. Über neuere Speicherungstechniken liegen noch keine gesicherten Erfahrungswerte vor.[39]

Um einen Eindruck von der Vielzahl der Quellen zu geben, seien einige Hinweise zur Quellenüberlieferung für die deutsche Mediengeschichte gegeben. Besonders umfangreich sind Quellen zur Kommunikationskontrolle erhalten. Unveröffentlichte Quellen finden sich in großer Zahl in den Archiven der Städte, Kreise, Länder und im Bundesarchiv als Zensur- und Gerichtsakten. Da auch Universitäten in der Frühen Neuzeit Zensurinstanzen waren, enthalten Universitätsarchive ebenfalls Zensurakten. Quellen zur Filmzensurdiskussion und -politik lassen sich insbesondere in den Beständen der Ministerien für Kultus, Justiz und Inneres der Staaten Bayern und Preußen und des Deutschen Reichs in dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, dem Geheimen Staatsarchiv Dahlem und dem Bundesarchiv Berlin finden.

Der Bestand R55 des Bundesarchivs enthält die Akten des nationalsozialistischen Propagandaministeriums, unter R78 finden sich die wichtigen Rundfunkakten der „Reichsrundfunkgesellschaft", unter R4701 Akten zur Post- und Telegrafengeschichte, unter R109 der UFA-Bestand etc. Das „Deutsche Rundfunkarchiv" in Frankfurt a.M. und Potsdam hat große Mengen an Quellen zur Geschichte des staatlichen und öffentlich-rechtlichen Rundfunks archiviert. Die Staatsarchive und Hauptstaatsarchive der Länder bieten z.T. sehr reichhaltige Bestände zur Medien- und Kommunikationsgeschichte. Alle Archive bieten

---

[38] Entweder müssen, um alte Datenbestände nutzbar zu halten, auch die veralteten Gerätegenerationen aufbewahrt werden. Das geschieht jedoch selten und ist insbesondere für privatwirtschaftliche Unternehmen unökonomisch. Oder die Daten müssen auf neuere Geräte „migriert" werden. Das ist in der Regel arbeitsaufwendig und kann dennoch Datenverluste nicht vermeiden. Der Autor konnte zwischenzeitlich nicht mehr auf die digitale Fassung seiner eigenen Dissertation zugreifen. Als er dies bemerkte, fügte es sich, dass er gerade krankheitsbedingt viel Zeit und zudem mehrere ältere Laptops zur Verfügung hatte, so dass über mehrere Zwischenschritte eine neue Digitalkopie erzeugt wurde, die hoffentlich zukunftssicheren Zugriff erlaubt: Sie wurde im PDF, DOC und ODT-Format abgespeichert.

[39] Als wollte mich das elektronische Equipment bestätigen: Während ich dies schrieb (am 23.2.2012), lief im Hintergrund die MP3-Encodierung einer CD, die vor ca. zehn Jahren von einer analogen Schallplatte digitalisiert worden war. Einen der Songs konnte der PC schon nicht mehr lesen.

Findhilfsmittel, mit denen die Bestände erschlossen werden können. Die meisten sind nicht veröffentlichte Repositurverzeichnisse, große Archive haben ihre Bestände vereinzelt auch im Buchhandel veröffentlicht.[40]

In Bibliotheken, öffentlichen Archiven und Literaturarchiven sind die Nachlässe von Erfindern, Journalisten, Verlegern, Filmproduzenten, Schauspielern, Drehbuchautoren und anderen Medienschaffenden überliefert.[41] Die historischen Archive der Landesrundfunkanstalten enthalten umfangreiches Material zur Zeit nach 1945 (Akten, Nachlässe, Zeitzeugeninterviews). Die Patentämter (Deutsches Patentamt/ München und Berlin; Europäisches Patentamt/ München[42]) archivieren zur Einsichtnahme nicht nur aktuelle Patente, sondern auch historische, d.h. ausgelaufene Schriften. Die Technikmuseen (Museum für Verkehr und Technik, Berlin/ Deutsches Museum, München) stellen technische Artefakte (Radio- und Fernsehgeräte, Druckerpressen, Computer etc.) in großer Zahl aus.

Zu den verschiedenen Medien sind in erheblicher Zahl Quellensammlungen herausgegeben worden, seien es Rundfunkquellen,[43] Filmquellen,[44] oder Quellen zu anderen Medien.[45] Rechtsquellen zu allen Medien sind in großem Umfang veröffentlicht, da Publizität ihrer Natur zugrunde liegt: Wie hätten die Bürger Bestimmungen beachten sollen, ohne Kenntnis von ihnen zu haben? An veröffentlichten Quellen kann man z.B. auf die Sammlungen zum alten Kaiserreich zurückgreifen,[46] für die Zeit des Deutschen Bundes (1815-1866/71) auf die Gesetzblätter der Mitgliedsstaaten, danach auf die Gesetzblätter des Deutschen Reichs, der Bundesrepublik, der Bundesländer und der DDR sowie für die Besatzungszeit (1945-49) auf die Verordnungsblätter der Militäradministrationen und des alliierten Kontrollrats. Filmzensurakten stehen inzwischen im Internet der breiten Öffentlichkeit zur Verfügung.[47] (Kommunikations-)rechtliche Bestim-

---

40 Historische Kommission der ARD (Hg.): Quellen zur Geschichte des Rundfunks. Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.): Bilddokumente zur Rundfunkgeschichte. Facius, F./ Booms, H./ Boberach, H. et al.: Das Bundesarchiv und seine Bestände. Übersicht, 3. Aufl. Boppard 1977. Lötzke, H./ Brater, H.-St. (Bearb.): Bestände des Deutschen Zentralarchivs Potsdam.

41 Deutsches Literaturarchiv Marbach (http://www.dla-marbach.de)/ Akademie der Künste, Berlin (http://www.adk.de)/ Deutsches Buch und Schriftmuseum (vormals: Historisches Archiv des Börsenvereins), Frankfurt a.M. (http://www.dnb.de/DE/DBSM/dbsm_node.html)/ Deutsche Kinemathek, Berlin (http://www.deutsche-kinemathek.de) (alle Aufrufe August 2012). Eine immer noch hilfreiche Übersicht: Mommsen, W.A. (Bearb.): Nachlässe in deutschen Archiven und Bibliotheken.

42 Im Internet: www.dpma.de und www.epo.org (August 2012).

43 Dussel, K./ Lersch, E. (Hg.): Quellen zur Programmgeschichte.

44 Bredow, W.v./ Zurek, R. (Hg.): Film und Gesellschaft.

45 Wulf, J. (Hg.): Kultur im Dritten Reich.

46 Collmann, J.A.: Quellen des deutschen Preßrechts. Schmauss, J.J./ Senckenberg, H.Ch. (Hg.): Reichs-Abschiede.

47 http://deutsches-filminstitut.de/projekte-festivals/projektarchiv/ (August 2012). Eine Veröffentlichung des älteren deutschen Filmrechts: Hagemann, P.A.: Reichsfilmgesetze.

mungen zur NS-Zeit und zur Bundesrepublik finden sich in verschiedenen Textsammlungen.[48]

An dieser Stelle eine kurze Bemerkung zur Internetrecherche: Insbesondere zu neueren kommunikationspolitischen und medienökonomischen Aspekten lässt sich im Internet eine Fülle von Quellen finden. Damit sind weder Dokumente obskurer Provenienz (z.B. in Blogs oder Diskussionsforen) noch vordringlich solche von geringerer Einschlägigkeit (z.B. mehr oder minder gut recherchierte Artikel in der Fach- und Publikumspresse) gemeint. An dieser Literatur ist das Internet so überreich, dass es kluger Strategie bedarf, dem *information overflow* Herr zu werden. Das ist aber nicht so schwierig, wenn man *ad fontes* im eigentlichen fachwissenschaftlichen Wortverständnis geht: das heißt beispielsweise, anstelle eines – in der Regel gar nicht schlechten – Wikipedia-Eintrags zu den Ursprüngen der Angaben z.B. im Bundesgesetzblatt oder den Gesetzblättern anderer Staaten, auf die Homepages von Bundeskartellamt, KEK, FCC oder anderen Regulierungsbehörden etc.

Interessant und als medienhistorische Quelle m.W. bislang nicht ausgewertet sind Versandhauskataloge. Sie sind ein typisches Produkt der Konsumgesellschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und liefern über Jahrzehnte einen verlässlichen Überblick über den Massenmarkt. Versandhäuser boten nur für Durchschnittskonsumenten kompatible Waren feil. Insbesondere Produkte, die in ihrer Zeit lebhaft nachgefragt wurden, zeigten die Kataloge in vielen, preislich und qualitativ ausdifferenzierten Varianten. Da die Kataloge für mindestens ein halbes Jahr, bisweilen sogar ein Jahr Gültigkeit besitzen sollten, musste bei Drucklegung für jedes Gut ein Preis gefunden werden, der für die gesamte Laufzeit zu den Preisen von Mitwettbewerbern auch konkurrenzfähig blieb. Sie waren mithin weitaus weniger den Verzerrungen durch Sonderpreis- und Rabatt-Aktionen ausgesetzt, als das in der übrigen Warenwelt der Fall ist. Allerdings machte der aufkommende Internet-Handel ab Beginn des letzten Jahrzehnts den Versandhäusern zunehmend Konkurrenz und drängte diejenigen, die sich nicht rechtzeitig umstellten, in die Insolvenz. Gegen Ende werden die Zeitreihen damit weniger aussagekräftig, da die Versandhäuser ihr Angebot ausdünnten.

Versandhauskataloge sind typische „graue" Literatur. Damit sind sie vom Fernleihverkehr ausgeschlossen; überdies werden sie nur an wenigen Standorten systematisch gesammelt. Aus pragmatischen Gründen – wegen der langen Zeitreihen und der Verfügbarkeit in räumlicher Nachbarschaft – wurden hier die Kataloge der Quelle AG, Fürth, ausgewertet, die im dortigen Stadtarchiv in Schloss Burgfarrnbach von 1958/59 bis 2009/10 überliefert sind. Da die Kataloge einem ökonomischen Zweck dienten, sind sie eine typische Überrest-Quelle: Ohne historische Überlieferungsabsicht geben sie nicht nur Auskunft zu den Preisentwicklungen, sondern auch zu Ausstattungs- und Qualitätsmerkmalen.

[48] Münch, I.v. (Hg.): Gesetze des NS-Staates. Stöckel, H. (Hg.): Presserecht.

In diesem Sinne werden sie hier v.a. für preisstatistische Erhebungen ausgewertet, daneben aber auch für einen Überblick über die Entwicklung der Leistungsfähigkeit bestimmter Konsumartikel (insb. Radios, Fernseher, Computer und Telefone). Unbeabsichtigt gestatten die Kataloge aber auch einen reich bebilderten Einblick in die Dispositive der Mediennutzung in ihrer jeweiligen Zeit. Zwar wurden die meisten Geräte „nackt", d.h. alleinstehend, abfotografiert. Schon die „nackten" Produkt-Fotos geben anschaulich Kunde von der Entwicklung der Mode und des Designs der Geräte. Insbesondere aber zeigen die Seiten für Wohnzimmer-, Büro- und Küchenmobiliar zudem die Integration von Radios, Musiktruhen, Fernsehern, PCs etc. in eine idealtypische, moderne Einrichtungsumgebung. Quellenarbeit lässt sich mithin an historisch-theoretische Konzepte, hier an die Dispositiv- oder Apparatus-Theorie, anschließen und führt zum nächsten Abschnitt.

1.3 Theorien – Modelle – Ansätze in der Mediengeschichte

Theorieverwendung steht in der Geschichtsschreibung unter Verdacht: Historische Empirie und quellennahe Forschung werfen der theoriegeleiteten Forschung (häufig allzu rasch) vor, die Ergebnisse schon vorab zu kennen und sich weder ergebnisoffen noch unvoreingenommen dem Gegenstand zu nähern. Umgekehrt wird der historischen Quellenforschung (ebenso vorschnell) der Vorwurf gemacht, im Wust der Details den Blick für die Gemeinsamkeiten zu verlieren, frei nach dem Motto: *Das ist zwar richtig, aber nicht wichtig*. Hier soll der Mittelweg zwischen beiden Extremen beschritten werden.

Um eine ergebnisoffene Mediengeschichte zu schildern, werden keine Theorien im Sinne von erklärenden Gesetzmäßigkeiten gesucht, sondern sie sollen als Interpretationshilfen dienen. Zugleich sollen sie die Darstellung strukturieren helfen. Die „Theorien", auf die sich hier bezogen wird, sind somit eher als Perspektiven, Blickwinkel, Modelle, Ansätze oder Paradigmen zu verstehen.

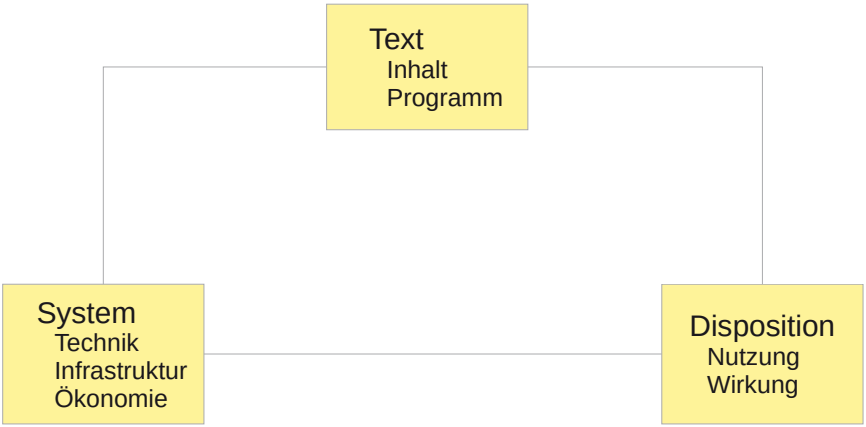
Der unlängst verstorbene amerikanische Soziologe Robert K. Merton (1910-2003) forderte, sich auf Theorien „mittlerer Reichweite" statt auf Makrotheorien zu konzentrieren. Darunter verstand Merton raumzeitlich gebundene Erklärungsansätze, die nur unter bestimmten Umgebungsbedingungen (genau umrissene Zeiten, Räume, soziale Situationen) Geltung beanspruchen. Leider hat die Kommunikationswissenschaft bislang keine Theorie entwickelt, die den Wandel des kommunikativen und medialen Systems insgesamt erklären könnte.

Da tritt der medienwissenschaftliche Dispositiv-Ansatz (auch Apparatus-Theorie genannt) deutlich selbstbewusster auf. Der Begriff des *Dispositiv* stammt ursprünglich aus der Rhetorik, in der das lateinische dispositio = Anordnung die Ordnung innerhalb einer Rede bezeichnete. Der französische (poststrukturalistische) Philosoph Michel Foucault (1926-1984) unterschied Strategie,

Technologie, Ökonomie und das Dispositiv, um Macht zu beschreiben. Als Dispositiv bezeichnete er die Anordnung der Machtstrukturen.[49] Ein medienwissenschaftliches Lexikon definiert: „Das D.[ispositiv] ist ein Netzwerk von sozialen Konventionen, technischen Voraussetzungen und Dispositionen der Einbildungskraft, ein interdisziplinär beschreibbarer Schnittpunkt von Psychoanalyse, Medienästhetik, Soziologie und Technikgeschichte."[50]

Im Dispositiv werden heterogene Elemente mit einem gleichzeitig weiten Textbegriff verbunden. „Text" steht für jede Art von Inhalten oder Programmen. Der Ansatz findet in den Wissenschaften zumeist bei den tertiären Medien Anwendung, inbesondere für Film, doch auch für Fernsehen und Radio. Ob er für die Multimedien brauchbar ist, wird derzeit diskutiert. Für die Pressemedien hingegen wird er von den Wissenschaften nur bedingt nutzen, obwohl er *in abstracto* dafür auch geeignet schiene. Mit dem Dispositiv-Konzept vollzog die Filmwissenschaft die Abkehr von der Konzentration auf Kameraführung und filmischen Inhalt. Die Einbeziehung der Rezeptionssituation liegt vor allem deshalb nahe, weil Filme (und in geringerem Umfang auch das Fernsehen) davon leben, dass sich die Zuschauer, zumeist ohne es zu merken, die Perspektive der Kamera zueigen machen: Die Perspektive von Betrachter und Regisseur verschmelzen. Erst wenn die Kinobesucher sich selbst beobachten sollten, können sie die Suggestivität der Kamera bemerken.[51]

Abbildung 1-5: Das mediale Dispositiv



In der Rezeptionssituation unterscheiden sich Kino- und DVD- oder Fernsehkonsum grundlegend: Das Kino ist verdunkelt, das private Wohnzimmer als

[49] Foucault, M.: Dispositive, S. 12f.
[50] Schanze, H. (Hg.): Metzler Lexikon Medientheorie, S. 66.
[51] Lenk, C.: Dispositiv, in: RuG, 22/1996, Nr. 1, S. 5-17. Hickethier, K.: Medienwissenschaft, S. 186-201.

Umfeld allen audiovisuellen Konsums nicht; im Kino sieht man eine Auflichtprojektion, im Wohnzimmer strahlt der Fernseher (sieht man von Beamer-Projektionen ab); im Kino kann man nicht mal eben an den Kühlschrank oder auf Toilette gehen; im Kino unterhält man sich nicht – zumindest gilt das seit der Einführung des Tonfilms, zuvor waren Kommentare und Applaus die Regel.

Die dispositive Anordnung unterscheidet sich demnach gerade bei verwandten Medien deutlich; zudem ändert sie sich im Laufe der Zeit. So liegt der *Vorteil des Dispositiv-Ansatzes* nicht so sehr in der theoretischen Ausgestaltung als vielmehr in seiner heuristischen Qualität: Das Konzept sensibilisiert für Fragen, die ansonsten nicht gestellt würden. Zwar kann der Dispositiv-Ansatz nur auf einige Medien angewandt werden, doch werden zumindest die audiovisuellen aus ganzheitlicher Perspektive betrachtet.

Da der Dispositiv-Ansatz aber mehr den Rahmen beschreibt als den sozialen und medialen Wandel erklärt, soll im Folgenden das Paradigma der Mediengeschichte weiter abgesteckt werden. Zwei Theorien können die Prozesse deuten, die dem kommunikativen und medialen Wandel zugrunde liegen:

- als Makrotheorie die Evolutionstheorie,
- als Theorie mittlerer Reichweite die Diffusionstheorie.

Evolutionstheorie als Makrotheorie

Gegen die Evolutionstheorie gibt es Vorbehalte, seit Charles Darwin (1809-1882) sie formulierte. Die der Kreationisten, welche die biologische Evolution als solche leugnen, sind einer ernsten Auseinandersetzung nicht wert. Die biologische Evolution ist längst keine Theorie mehr, sondern ein Faktum, das nur noch religiöse Fanatiker bestreiten.[52]

Offenkundig lassen sich ad hoc genügend Argumente dafür finden, die Analogien zwischen biologischer und kultureller Evolution zumindest zu prüfen:

- Die biologische Evolution und die kulturelle der Medien sind zeitabhängige, offene und ungleichmäßig verlaufende Prozesse. Obwohl beide aus der Rückschau häufig folgerichtig erscheinen, sind sie wie alle historischen Prozesse nicht vorhersagbar.
- Die biologische wie die mediale Evolution sind durch endogene (innere) und exogene (äußere) Faktoren beeinflusst. In beiden Fällen haben wir die Geschichte äußerst komplizierter Wechselwirkungen zu betrachten, deren Entwicklung in selbststabilisierenden, seltsamen Schleifen die Unterscheidung von Ursachen und Folgen schon deshalb erschwert, weil Folgen ihrerseits Ursachen erzeugen.

[52] Einen gelungenen Überblick über die verschiedenen Facetten von der biologischen bis zur kulturellen Evolution bietet: Sarasin, P./ Sommer, M. (Hg.): Evolution.

- Alle Evolutionen führen zu Ausdifferenzierungsprozessen. Der Bio-Diversität mit all ihren spezialisierten Lebensformen ist die ausdifferenzierte und ebenfalls hochspezialisierte Medienvielfalt durchaus vergleichbar.

Alle Aussagen sprechen, abstrakt wie sie gehalten sind, für sich. Detailliertere Erklärungen können dennoch nicht schaden: Endogene Faktoren spielen in der ökologischen Nische die zentrale Rolle. Ein steter Wechsel zwischen dem Auffüllen neuer Nischen, Populationswachstum, Überpopulation und Ressourcenverknappung treibt die Evolution voran. Zufällige Gen-Mutationen erlauben den neuen Spezies, neue Nischen zu besetzen. Immer geht es um effiziente Nutzung der Möglichkeiten und das „survival of the fittest", jedoch geht es nie um die normative Kategorie des Fortschritts. Beides ist erklärungsbedürftig (s.u.).

Neben den endogen spielen exogene Faktoren (externe Störungen des Gleichgewichts) eine wichtige Rolle in der Evolution: Seien es Meteoriteneinschläge oder Eingriffe des Menschen in das Habitat. Allerdings treffen die Vergleiche nicht zu hundert Prozent. Ein exogener Faktor wäre z.B. die Zerstörung des politisch-gesellschaftlichen Systems. In Deutschland ereignete sich dies im 20. Jahrhundert immerhin zweimal: 1945 und 1989/90. Endogene Faktoren (z.B. Konjunkturen, kulturelle Entwicklungen etc.) wirken hingegen insbesondere auf Erhalt oder Zerstörung medialer „Populationen".

Die Selektion wirkt in der biologischen Evolution auf die Population, d.h. auf räumlich getrennte Untergruppen einer Art. Populationen entwickeln sich genetisch auseinander, bis aus ihnen getrennte Arten geworden sind. Hilfsweise kann das Populationen-Konzept mit den medienökonomischen „relevanten Märkten" gleichgesetzt werden. In relevanten Medienmärkten sind die Produkte in mehrfacher Hinsicht so ähnlich, dass sie ausgetauscht (substituiert) werden können. Beispielsweise konstituieren die überregionalen Tageszeitungen eines Landes einen relevanten Markt. Während jedoch in der biologischen Evolution die räumliche Trennung zweier Populationen zur Auseinanderentwicklung der Arten führt, ahmen Medien ausländische Vorbilder bis ins Detail nach, ohne dass sich die Medien in Land A und B Konkurrenz machten. Die Medien des gleichen Vertriebsgebiets hingegen müssen sich von den Produkten der Konkurrenz unterscheiden, sonst werden sie nicht gezielt gekauft. Wird diese Differenz groß genug, entsteht eine neue Subgattung.[53] Das wird noch weiter zu verfolgen sein, zeigt aber schon, dass die Analogie zwischen medialer und biologischer

[53] Z.B. könnten ja Verlag und Redaktion einer überregionalen Tageszeitung auf die Idee kommen, ihr Blatt nicht mehr täglich, sondern nur noch zweimal in der Woche erscheinen zu lassen. Damit hätten sie das Blatt zwischen der Tages- und der Wochenpresse positioniert. Zur Stützung der evolutionstheoretischen Erklärung der Mediendifferenzierung könnten jedoch insbesondere ökonomische Theorien beitragen. Interessante Einblicke bietet u.a. das einschlägige „Journal of Evolutionary Economics". Ein Vorreiter evolutionstheoretisch-ökonomischer Überlegungen war der Freiburger Ökonom und Nobelpreisträger F.A. Hayek. Vgl. Hayek, F.A.v. (Verf.)/ Kerber, W.(Hg.): Anmaßung von Wissen, S. 45-48, 60-62, 102-113.

Evolution immer mit Vorsicht verwendet werden sollte, obwohl weitere Ähnlichkeiten ins Auge fallen:

- Entwickelte die Evolution gleiche Ausstattungsmerkmale der Arten mehrfach, ist bei Medien die Mehrfacherfindung die Regel.
- Die Evolution perfektionierte die Ausstattungsmerkmale der Arten nicht zur höchsten Qualität, sondern nur zur optimalen Effizienz.
- Kosten-Nutzen-Relationen sind auch bei der Medienentwicklung ein zentrales Kriterium. Beide zielen auf effiziente, nicht auf optimale Lösungen. Kosten und Nutzen, Aufwand und Ertrag halten sich die Waage.

Die Evolutionstheorie findet in dieser Darstellung nicht als Blaupause, sondern als Analogie Verwendung. Analogien sind gefährlich, wenn sie sich verselbständigen. Darum wird die biologische Evolution auch nicht im konkreten Einzelfall, sondern als Interpretationsrahmen zur Erläuterung der medienhistorischen Ausdifferenzierung dienen. Konkrete Ergebnisse und Forschungskontroversen der Evolutionsforschung spielen für unsere Überlegungen hingegen keine Rolle.[54]

Um nicht den Eindruck entstehen zu lassen, in Einführungen seien fahrlässige Vereinfachungen erlaubt, sollen zunächst die Grenzen der Übertragbarkeit umrissen werden. Manche Kommunikationswissenschaftler gehen davon aus, die Evolution der Medien habe sich unaufhörlich beschleunigt.[55] Die Bio-Evolution kennt hingegen Phasen des Stillstands (der Stasis) und der rapide beschleunigten Entwicklung. Der Wechsel zwischen Ruhe und Wandel ist unumstritten, die Gründe sind komplex und hier unerheblich. Ob er überhaupt zu übertragen ist, wäre noch zu prüfen.

Ein wichtiger Einwand gegen die unkritische Übernahme evolutionstheoretischer Analogien liegt in der unterschiedlichen „Kopiertreue" von Bio- und kultureller Sphäre. Nach dem Evolutionsbiologen Ernst Mayr (1904-2005) ist Reproduktion das harte Kriterium, um Arten gegeneinander abzugrenzen. Gene sind die Kopiermaschinen in diesem Prozess.[56] Für kulturelle Artefakte – z.B. Medien – gibt es weder ein vergleichbares Kriterium noch einen vergleichbaren Replikator: Kulturelle Ideen hingegen zielen nicht auf identische Reproduktion ihrer selbst, sondern werden nur mehr oder minder abgewandelt aufgegriffen. Die Theorie der „Meme", die der Evolutionsbiologe Richard Dawkins in Analogie zur Funktion der Gene in der Evolution formulierte, ist irreführend. Die Theorie spricht kulturellen Ideen (Memen) ein Eigenleben und gen-ähnliche

[54] Das gilt beispielsweise für die Frage, ob die „Kambrische Explosion" ein Artefakt der erdgeschichtlichen Überlieferung ist oder nicht? Hingegen ließe sich die Forschungskontroverse selbst auf historische Fragestellungen ausweiten. Denn Geschichtsschreibung ist, wie weiter oben ausgeführt wurde, immer von Überlieferungszufällen abhängig. Und die Überlieferungschancen sind zumindest für die Sprache, das Grundelement aller menschlichen Kommunikation, ähnlich klein.

[55] Vgl. u.a. Merten, K.: Evolution der Kommunikation, in: Merten, K./ Schmidt, S.J./ Weischenberg, S. (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien, S. 141-162.

[56] Mayr, E.: Evolution, S. 161-174.

Eigenschaften zu. Es würde hier zu weit führen, die Gedankenspielerei detailliert zu behandeln. Den wichtigsten Einwand hat Dawkins selbst benannt: Gene sollen identische Replikationen erzeugen; Menschen, die Gedanken aufgreifen, wollen und können dies nicht, weil sie die übernommenen Ideen sofort variieren.[57] Jedoch kann mit Blick auf die Replikation der Untersuchungsgegenstand (von Gutenberg bis Gates und Google) eingegrenzt werden, da am Anfang und Ende jeweils eine elementare Verbesserung der kulturellen Selbstreproduktion steht:

- Erst Gutenbergs Erfindung ermöglichte die prinzipiell unbeschränkte schriftliche Replikation.
- Die Perfektion der Kopie ist am Ende des Zeithorizonts dieser Untersuchung durch die Digitalisierung erreicht. Inzwischen sind Original und Kopie nicht mehr unterscheidbar.

Einwände, die die Übertragbarkeit des evolutionstheoretischen Ansatzes auf kulturhistorische Fragen im weitesten Sinne bezweifeln, sind weit verbreitet. Dabei werden vor allem drei Vorbehalte formuliert:

1. Die biologische Evolution sei Fortschrittsgeschichte, im kulturellen und sozialen Wandel könne aber kein Fortschritt erblickt werden.
2. Die biologische Evolutionstheorie lasse sich nicht auf kulturelle und soziale Phänomene übertragen; erstere sei ein ungelenkter Prozess, die soziokulturelle Evolution hingegen folge Intention und Planung. Wer erstere benutze, begehe einen Kategorienfehler.
3. Die Übertragung der Evolutionstheorie auf soziale Phänomene stehe in verdächtiger Nähe zum Sozialdarwinismus; insbesondere sei ein „Überleben des Stärksten" – schon normativ – abzulehnen.

ad 1.) Zu dem häufig geäußerten Vorwurf, *Evolutionsgeschichte sei Fortschrittsgeschichte*: Diese Mediengeschichte möchte bewusst als wertneutrale Schilderung – soweit dies möglich ist – verstanden werden. Die Verwendung evolutionärer Analogien scheint dem zu widersprechen. Ist also Evolution ein Fortschritt, oder ist der Fortschritt nur eine Illusion? Das ist die Frage der Perspektive. Zwar sind Menschen intelligenter und komplexer als Bakterien. Stephen J. Gould und andere haben jedoch zurecht darauf hingewiesen, dass man die Evolution auch ganz anders werten kann. Die frühesten Lebensformen waren so erfolgreich, dass sich Öko-Nischen nur für komplexere, spezialisiertere Formen öffneten. Diese sind jedoch gegenüber Umweltveränderungen viel empfindlicher als die archaischen Formen. Die einfachsten Lebensformen hingegen dominieren alle Lebensräume des Planeten, sie sind nicht auszurotten. Daher sind die höheren Lebensformen weder erfolgreicher noch fortschrittlicher. Ohne die

[57] Dawkins, R.: egoistische Gen, S. 312.

einfachsten Formen hätten sich keine höheren bilden können. Erst Cyanobakterien bildeten die Atmosphäre und damit eine entscheidende Lebensgrundlage späterer Arten.

In Analogie dazu könnte man in den Proto-Medien Sprache und Mimik entsprechende, nicht ausrottbare fundamentale Grundformen späterer Medien sehen: Ohne diese funktioniert keine Kommunikation und erst recht kein Verbreitungs-Medium. Sprache ist erfolgreicher, variabler, vielfältiger als jedes spätere technische Medium. Sie wird auch dort verwandt, wo niemand technischer Medien bedarf noch sie benutzt. Sie würde noch funktionieren, wenn die Grundlagen unserer technischen Zivilisation zerstört würden. Und schließlich die Qualität: Niemand wird behaupten, dass die Verse eines Homer, Shakespeare oder Goethe „rückschrittlicher" wären als die Filme von Chaplin, Chabrol oder Tarantino.

In der Kommunikationswissenschaft ist aus der Evolution eine Stufen- oder Schichtenabfolge abgeleitet worden: Das Spätere orientiert sich am Früheren. Harry Pross hat die Abfolge vom technisch Einfachen zum Komplizierten beschrieben. Sprache, Gestik, Mimik als älteste Medien seien von den sekundären und tertiären inkorporiert worden. Die Presse beruht auf Sprache und Schrift. Der Film übernimmt die Inhalte der älteren optischen Medien. Der Rundfunk entwickelt technisch die Telegrafie und inhaltlich die Unterhaltungs- und Informationsfunktionen der Presse weiter. Das Fernsehen übernimmt die Programmdimension des Rundfunks. Multimedia umschließt, wie der Name schon anzeigt, eine große Zahl medialer Formen. Günter Bentele stellte vor Jahren fest: So „ist [es] evident, dass dieses Medium eine Reihe von älteren Kommunikationsmedien integriert, oder, wie man auch formulieren könnte, als ‚Schichten' enthält: mündliche Sprache, die Schrift, Musik, das Photo, den Film sowie eigentlich alle früheren Kommunikationsmedien, die überhaupt akustisch und visuell reproduzierbar sind."[58] Diese Inkorporation wurde in Abbildung 1-1 veranschaulicht.

ad 2.) *Kulturell bedingte Intentionen und Kategorienfehler*: Für Mayrs Schüler und späteren Gegner Stephen J. Gould (1941-2002) war Evolution ein nichtzielgerichteter Prozess, der nur den Zufällen und statistischen Wahrscheinlichkeiten folgte und dem keine Absichten zugrunde liegen (z.B. ein göttlicher Heilsplan oder Fortschritt).[59] Die Medienentwicklung hingegen wird von Menschen vorangetrieben. Sie ist als kultureller Prozess zumindest in Ansätzen zielgerichtet. Daher spricht manches zunächst dafür, sich hier mit der Kernaussagen einer älteren, längst *ad acta* gelegten Evolutionstheorie zu bescheiden. Insbesondere betrifft das den Faktor der Kultivierung, den der französische Naturforscher

[58] Bentele, G.: Evolution, in: Bobrowsky, Manfred/ Langenbucher, W.R. (Hg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, S. 92.

[59] Gould, S.J.: evolutionary theory. Ders.: Illusion Fortschritt.

Jean Baptist Lamarck (1744-1829) als wichtiges Element der Artenentwicklung begriff. Lamarck war der heute als irrig erkannten Auffassung, auch antrainierte Eigenschaften würden vererbt. Für kulturelle Artefakte – auch Medien – hingegen gilt in der Regel, dass Verbesserungen übernommen wurden.[60]

Doch laufen in der kulturellen Sphäre Prozesse ab, die jenseits Lamarckscher Irrungen den modernen, evolutionstheoretischen ähneln? Über den Tellerrand der Mediengeschichte hinaus drängen sich sofort Beispiele auf: Der Mensch schafft sich kulturelle Umwelten, an die sich die Gesellschaft anpassen muss, wenn sie fortexistieren will – sei es die Globalisierung, das Steuersystem oder der Wissenschaftsapparat. Die Nationalökonomien müssen Antworten auf die Globalisierung finden, der Steuerbürger sich mit dem Steuerrecht herumschlagen und das Wissenschaftssystem produziert genauso viele Angepasste wie jede andere Karrieremöglichkeit.

Es ließen sich viele Beispiele nennen, die zwei Dinge gemeinsam haben: Obwohl überall intentionales, absichtsvolles Handeln beobachtbar ist, tritt es neben das nichtintentionale Verhalten der Einzelnen. In der Summe ergibt eine Umwelt, der jeder ausgesetzt ist und die *im Ergebnis* keineswegs rationalen oder deterministischen Mustern folgt. Vielmehr gehorcht sie einer Mischung aus Zufall und Notwendigkeit, unabhängig von den ursprünglich intendierten Absichten. Daher erzeugt die medienhistorische Analogie zur Evolutionstheorie keinen Kategorienfehler; vielmehr steht zu vermuten, dass Regeln von Selektionsdruck und Anpassung (s.u.) selbst dort gelten, wo der Einzelne planvoll handelt. Das allerdings wird in dieser Mediengeschichte noch genauer zu untersuchen sein.

ad 3.) Der *Vorwurf des Sozialdarwinismus* ist doppelt ärgerlich. Zum einen, weil Sozialdarwinismus an sich eine von Missverständnissen strotzende Adaption der Evolutionstheorie ist. Zum anderen, weil das Darwinsche Diktum des „survival of the fittest" nicht nur von den Sozialdarwinisten, sondern auch von deren Kritikern falsch verstanden wurde.

Der Vorwurf, wer in kulturellen Zusammenhängen von Evolutionstheorie spreche, sei ein Anhänger des Sozialdarwinismus und legitimiere brutale Macht- oder auch kalte Sozialpolitik, wird oft ausgesprochen. Im Kern beruht er auf dem gleichen Denkfehler, dem Sozialdarwinisten von Houston Chamberlain (1855-1927) bis Adolf Hitler (1889-1945) erlegen sind. Herbert Spencer (1820-1903) hatte den Ausdruck in Lamarckischem Sinne geprägt.[61] Seine Adepten radikalisierten das Konzept; sie verstanden unter „survival" den individuellen oder „völkischen" Überlebenskampf, übersetzten „fittest" mit „Stärksten" und leiteten daraus ihre verhängnisvollen Schlüsse ab.

[60] Vgl. Gould, S.J.: Dinosaurier, S. 378f.
[61] Spencer, H.: Principles, S. 444.

Das Überleben der Arten resultiert keineswegs vorrangig aus kämpferischen Auseinandersetzungen, sondern vor allem aus indirektem Wettbewerb um Ressourcen. Man denke nur an den Verdrängungswettbewerb unter Pflanzen. In der biologischen Evolution ist die Gleichsetzung von „fittest" mit „Stärksten" irreführend. Semantisch ist die Übersetzung falsch, da „fit" nicht stark, sondern passend bedeutet. Man müsste wortwörtlich „fittest" also mit „Angepasstesten" übersetzen. Damit kommt die Beziehung zwischen Individuum bzw. Art und Umwelt ins Blickfeld, denn das Überleben hängt nicht nur vom Individuum ab, sondern v.a. von der *Interaktion* zwischen Art und Umwelt, d.h. von der effizienten Nutzung der Ressourcen. Zugleich ist die Übersetzung mit „angepasstest" nur bei statischen Umwelten richtig. Da aber das Grundproblem der Existenz des Lebens die stete Veränderung der Umwelt ist, hat die evolutionsbiologische Literatur von Charles Darwin bis Stephen J. Gould, Ernst Mayr und Simon C. Morris nicht nur die Angepasstesten im Blick, sondern v.a. die anpassungsfähigsten, effizientesten Arten.[62] So ist Evolution ein Rückkopplungsprozess: Sie ist selbst der Wandel, dem sie zugleich ständig ausgesetzt wird. Und diese seltsame Rückkopplungsschleife gilt für kulturellen Wandel ebenfalls.

Zusammengefasst ist somit zu den drei Einwänden zu bemerken, dass sie auf Missverständnissen der Evolutionstheorie beruhen:

- Die mediale Evolution ist sozio-kulturell neutral zu interpretieren, keineswegs als Geschichte des Fortschritts. Zugleich ist jedoch von gesteigerter Komplexität und wachsender Ausdifferenzierung der Medien auszugehen.
- Aus der Intentionalität einzelner Beteiligter (Erfinder, Kommunikatoren, Medienunternehmer) folgt keineswegs, dass der Gesamtprozess des medialen Wandels Züge von Planbarkeit und Intentionalität trägt. Vielmehr ist auch in dieser Hinsicht die nichtgeplante und nichtintendierte Evolutionsgeschichte eine tragfähige Metapher für den medialen Wandel.
- Statt sozialdarwinistische Thesen zu vertreten, wird zu zeigen sein, dass die Evolution des sozio-kulturellen Phänomens *Medienwandel* mit der Ausbildung größerer medialer Vielfalt und langfristig wachsender medialer Freiheiten einherging.

Die Theorie mittlerer Reichweite: die Diffusionstheorie

Dem sozialwissenschaftlichen Standardverfahren, eine Makrotheorie mit einer Theorie mittlerer Reichweite zu kombinieren, kann auch hier gefolgt werden. Als speziellerer Ansatz zur Unterstützung der Evolutionstheorie eignet sich die Diffusionstheorie. Erst beide gemeinsam lassen den medialen Wandel hinreichend verständlich werden. Die Übernahme ökonomisch fundierter Theorien soll dabei die Leser ebenso wenig stören, wie Bezugnahmen auf die Konzepte

[62] Darwin, C.: Entstehung; Gould, S.J.: Illusion; Mayr, E.: Evolution; Morris, S.: Lifes's solution.

von Markt und Wettbewerb. Beide existieren nicht nur im Wirtschaftsleben. Es gibt auch Meinungsmärkte, publizistischen Wettbewerb oder die Konkurrenz um Aufmerksamkeit.

Unter dem Begriff „Diffusionstheorien" werden Ansätze verstanden, die nach Ursachen und Mustern der Verbreitung von Neuerungen suchen: einerseits materieller Güter jeder Art, aber auch immaterieller Erkenntnisse. Medien verbreiten sowohl das eine als auch das andere: Sie sind materielle Produkte und haben als solche diverse ökonomische Nutzen. Sie dienen aber auch der Verbreitung von Information und Erkenntnissen. Die Diffusionstheorie ist darum doppelt geeignet, Entstehung und Wandel der Medien verständlich zu machen. Diffusionstheorien unterscheiden zumeist drei Phasen: 1. Invention, 2. Innovation und 3. Diffusion.

Die Phasen sind Idealtypen im Sinne Max Webers (1864-1920). In der Praxis sind diese nur selten scharf von einander abzugrenzen. Die Phase der Invention (Erfindung) zeigt unterschiedliche Lösungsansätze, Sackgassen, Unausgereiftes, längst Vergessenes. Nachdem erste technische Muster existieren, durchlaufen die neuen Medien eine Phase der Innovation, in der die Konzepte zur Marktreife entwickelt werden, sich offene Fragen des eigentlichen Sinns, Nutzens und der Verwendung klären. Davon ist eine dritte Phase der Diffusion abzugrenzen, in der sich die Medien etablieren und zu Alltäglichkeiten und Selbstverständlichkeiten werden.[63]

Das Drei-Phasen-Konzept geht auf den österreichischen Ökonomen Joseph Alois Schumpeter (1883-1950) zurück, der es in seinen Schriften jedoch vor allem benutzte, um die technische Phase der Invention von der ökonomisch bestimmten Phase der Innovation zu unterscheiden. Schumpeter unterstellte eine zyklische Wirtschaftsentwicklung, bei der die Innovationen den Ausweg aus wirtschaftlichen Krisen weisen, neue Produzenten anziehen, Überproduktion und damit Preisverfall erzeugen, erneut eine Depression auslösen, aus der dann Innovationen aufs Neue den Ausweg weisen. Zur Durchsetzung des Neuen sei stets auch die Zerstörung des Alten vonnöten – als „schöpferische Zerstörung" ist das Konzept in den Sprachschatz der Wissenschaft eingegangen.[64] Später wurde das Konzept um Wellen unterschiedlicher Länge und Intensität ergänzt. Die Annahmen werden in den modernen Wirtschaftswissenschaften nicht mehr in jeder Hinsicht geteilt, die grundsätzlichen Abläufe dienen jedoch noch immer als Interpretationsmuster.[65] Die Herstellung der Verbindung zwischen allen drei Phasen blieb späteren ökonomischen Theoretikern vorbehalten. Heute wird vielfach von Basisinventionen und Verbesserungsinventionen gesprochen. Ist

---

63 Bauer, R. : Gescheiterte Innovationen, S. 17. Vgl. Stöber, R.: Nation, S. 178-181. Ropohl, G.: Problemlösen, in: Rapp, F. (Hg.): Technik und Philosophie, S. 126f.

64 Schumpeter, J.A.: Theorie, S. 318-369. Ders.: Kapitalismus, S. 134-142.

65 Nach ihrem Erfinder werden die langen Wellen als Kondratiev-Zyklus bezeichnet. Die unterstellte Regelmäßigkeit gilt heute als empirisch nicht mehr haltbar. Vgl. Kondratiev, N.D.: langen Wellen, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 56/1926, S. 573-609.

die Grundlage geschaffen, werden zur Produktoptimierung Verbesserungen eingeführt, welche die Alltagstauglichkeit und damit die Verbreitung fördern.[66]

Everett M. Rogers Metastudie hat eine große Zahl von Studien über die Verbreitung von neuen Erkenntnissen zusammengefasst. Unter „Invention" versteht er den Prozess, in dem eine neue Idee entdeckt oder geschaffen wird. Von „Innovation" sei hingegen bei der Übernahme oder auch Zurückweisung einer neuen Idee zu sprechen: Innovation ist das, was von Individuen oder Gruppen als etwas Neues angesehen wird. Innovation und Technologieübernahme werden synonym verwandt.[67] Rogers trennt fünf Elemente, die über Erfolg oder Misserfolg einer Innovation entscheiden:

- den Vorteil gegenüber älteren Lösungen,
- die Kompatibilität zu Werten und Normen der Gesellschaft,
- den Grad der Komplexität der Innovation,
- die Möglichkeit der Erprobung,
- die Sichtbarkeit von Resultaten.[68]

Die Elemente sind nicht ganz trennscharf: So erweisen sich mit der Erprobungsmöglichkeit erst die Vorteile und erzeugen so Resultate. Diffusion kann als eine Art sozialen Wandels verstanden werden.[69] Grundsätzlich werden Diffusionsprozesse von den Vorteilen und der Verwertbarkeit vorangetrieben. Das gilt schon für die Einleitung der ersten Phase, selbst wenn bei Erfindungen zunächst Zufälligkeiten dominieren. Robert K. Merton wies schon darauf hin, dass Mehrfacherfindungen die Regel seien. Das ist jedoch nicht nur ein Indiz für mangelnde Koordination, sondern auch für offenkundige Bedürfnisse. Ansonsten hätten sich nicht Erfinder unabhängig voneinander dem gleichen Problem gewidmet.[70] Nun macht erst die Verwertbarkeit in einem sehr weitgefassten Sinn aus der Erfindung nützlicher „Werkzeuge" gesellschaftliche Einrichtungen. Der britische Medienhistoriker Brian Winston sprach in dieser Hinsicht von dem Umstand, dass Medien „accomodated by preexisting social forces" seien, der Medienwissenschaftler Knut Hickethier meinte das Gleiche mit der gesellschaftlichen „Formatierung" der Medien.[71]

Die Nützlichkeit der Medien hat individuelle und kollektive Aspekte. In Abgrenzung von Aufwand und Ertrag lassen sich die ökonomische Medien-

---

66 Braun, H.-J.: Technik, in: Hermann, A./ Schönbeck, Ch. (Hg.): Technik und Kultur, Bd. 3, S. 160-172.

67 Rogers, E.M.: Diffusion, S. 11f., 135.

68 Rogers, E.M.: Diffusion, S. 15f. Vgl. Bauer, R. : Gescheiterte Innovationen.

69 Rogers, E.M.: Diffusion, S. 5f.

70 Merton, R.K.: Matthäus-Effekt, in: Ders.: Entwicklungen und Wandel von Forschungsinteressen, S. 147-171.

71 Winston, B.: Media, Technology and Society, S. 2. Winston unterscheidet nicht die Phasen Invention, Innovation und Diffusion, sondern Prototypen, Invention und Diffusion. Nicht nur die Benennung, sondern auch die Charakterisierung der Phasen unterscheidet sich im Detail von dem hier präferierten Modell. Hickethier, K.: medientechnisches Apriori, in: Behmer, M./ Krotz, F./ Stöber, R./ Winter, C. (Hg.): Medienentwicklung, S. 50.

verwertung der Inhalte, der Produktion sowie der technischen und materiellen Infrastruktur des Vertriebs unterscheiden. Für die individuelle Kosten-Nutzen-Analyse (nicht zum Zwecke ökonomischer Verwertung) stehen einerseits die Inhalte, andererseits der Werkzeugcharakter der Medien im Mittelpunkt der Verwertbarkeit: Medien lassen sich nutzen, um Informationen zu erhalten, unterhalten zu werden und sich kommunikativ auszutauschen. Die Nützlichkeit hat zudem eine zweckorientierte Dimension: Nutzen muss identifiziert werden. Daneben besitzt Nützlichkeit für Individuen eine qualitative Dimension: Nutzen ist kein absoluter Wert. Kollektiver Nutzen im Sinne gesellschaftlicher Verwertbarkeit besteht jenseits des volkswirtschaftlichen Nutzens aus der Summe des individuellen Nutzens und in Sinnzuweisungen und Orientierung. Die „Formatierung" der Medien durch die Gesellschaft wird auf politisch-rechtlicher Ebene abgeschlossen.

Wie sich Invention, Innovation und Diffusion der neuen Medien seit Gutenberg entwickelten, wird ab Kapitel 2 darzulegen sein. Die Leser mögen bitte bisweilen Geduld aufbringen: Nicht das Einzelargument zählt, sondern die ableitbaren Muster und Generalisierungen.

2 Entstehung und Verbreitung neuer Medien

In diesem Abschnitt werden zunächst jeweils begriffsgeschichtliche Erläuterungen gegeben, sodann die technischen Erfindungen beschrieben und zuletzt eine statistische Übersicht über die Ausbreitung der neuen Medien präsentiert. Die begriffsgeschichtliche Perspektive eröffnet über die semantische Verortung einen ersten Blick auf die gesellschaftliche Institutionalisierung neuer Medien. Ähnliches gilt für die Technik, die für sich genommen – rein technikhistorisch interpretiert – wenig aussagekräftig ist. Vielfach lässt sich festhalten, dass die technischen Erfindungen auf einer Reihe von Vorläufern basierten, Mehrfacherfindungen die Regel waren und die Erfindungen erst im jeweiligen kulturhistorischen Zusammenhang neue Bedeutung erlangten. Das gilt schon für die Gutenbergsche Erfindung, aber kaum weniger für den langen Anlauf der optischen Medien sowie den Vorlauf von Rundfunk und Netzwerkmedien. Die Ausbreitung aller neuen Medien zeigen deren Erfolg an. Zugleich wird das Potenzial gesellschaftlichen Wandels, das in ihnen steckt, deutlich. Die Ausbreitung an sich bietet jedoch noch keine Erklärung. Diese ist den späteren Abschnitten vorbehalten.

2.1 Begriffs-, Vor und Frühgeschichte der neuen Medien

2.1.1 Die Presse vor Gutenberg

Der Erfinder des modernen Buchdrucks hat den Druck nicht erfunden. Johann Gensfleisch, gen. Gutenberg ist *nur* der Erfinder eines Gießinstruments und damit Erfinder des Drucks mit beweglichen Lettern. Das aber war folgenreicher als alle früheren Parallelerfindungen, selbst wenn in mancher Mediengeschichte Anderes zu lesen ist.[72] Gutenbergs Erfindung hatte den ostasiatischen Erfindungen zweierlei voraus: einerseits den Wesenszug, andererseits die Bedeutung der kulturellen Umgebung. Beides hängt eng miteinander zusammen und wertet Gutenberg weder auf noch ab. Denn das Paradoxe an Gutenbergs Erfindung ist:

- Sie war nicht als solche bedeutend, sondern wurde es erst durch die kulturelle Umgebung. Nur in Kulturkreisen, in denen Buchstaben gebräuchlich waren, konnte der Buchdruck mit beweglichen Lettern (Letter = Buchstabe) erfunden werden.

Die Erkenntnis ist keineswegs banal: Das Alphabet ist *die* zentrale Umgebungsbedingung, weil nur Schriftsysteme, in welchen die Worte in Buchstaben zerlegt werden, einen genügend hohen Abstraktionsgrad aufweisen, um mit

[72] Zum Beleg wird dann auf chinesische oder koreanische Drucke verwiesen. Der Wert der ostasiatischen Erfindungen soll nicht geschmälert werden. Vgl. Bösch, F.: Mediengeschichte, S. 27-34.

wenigen Zeichen das komplette Universum der Sprachen ausdrücken zu können. Die chinesischen Drucke basierten hingegen auf einer mehrere Tausend Zeichen umfassenden Bilderschrift. Gleiches gilt für die ersten koreanischen Drucke; doch wurde die früheste koreanische, alphabetähnliche Druckschrift erst nach Gutenberg gebraucht. Die wichtigste Voraussetzung für die Bedeutung der Gutenbergschen Erfindung – das Alphabet – wurde also nicht von ihm gelegt. Die Phönizier erfanden es im 8. Jahrhundert v. Chr. Das soll Gutenbergs Bedeutung nicht schmälern, sondern nur die des „richtigen" kulturellen Umfelds betonen. Die asiatischen „Vor"-Erfindungen blieben aber auch wegen der Abgeschiedenheit Chinas und Koreas ohne Konsequenz für die übrige Welt. Die Europäer hingegen gingen kurz nach der Erfindung des Buchdrucks auf Entdeckungsfahrt, leiteten eine erste Phase der „Globalisierung" ein und trugen ihre kulturellen Leistungen (sowie wirtschaftliche und kriegerische Mentalität) in alle Welt.

Auch Bücher wurden schon vor Gutenberg gedruckt. Die ältesten in Europa gedruckten Bücher nennt man Blockbücher, deren Vorlagen samt Abbildung und Text aus Holzblöcken geschnitten waren. Die älteren Blockbücher wurden nicht auf Pressen gedruckt, sondern als Bürstenabzüge hergestellt. Weil die Papiere auf eingefärbte Holzformen angelegt und die Rückseite mit einer Bürste glattgestrichen wurde, konnten sie nur einseitig gefärbt werden. Bei den meisten der seit 1350 hergestellten Blockbücher handelt es sich um Andachtstexte von geringem Seitenumfang.

Trotz der Vorläufer[73] sind Fernwirkungen der Erfindung in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen: Gutenberg erfand um 1440 mehr als ein Mediensystem, er erfand eine Kulturtechnik. Ohne seine Erfindung ist die Neuzeit kaum vorstellbar. Dennoch ereigneten sich weitere folgenreiche Veränderungen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit: der Untergang Ostroms, der Aufstieg des Osmanischen Reichs, die Entdeckungsfahrten und die Wiederentdeckung der Antike, die Renaissance. In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist Gutenbergs Erfindung sicherlich ebenso bedeutend gewesen:

- Sie bewahrte das Wissen der Antike, der Griechen und Römer, und verbreitete im Zeitalter der Entdeckungen die Kenntnis von der neuen Welt.
- Sie versah Renaissance und Humanismus mit Durchschlagskraft und legte damit den Grundstein für die stürmische und andauernde Entwicklung der Wissenschaften.

Die Presse ist das erste der in dieser Mediengeschichte zu behandelnden Programmmedien. Die Literatur benennt es nicht selten als Printmedium. „Print" ist aus dem Englischen „to print", drucken, abgeleitet und bezeichnet eine Viel-

[73] Das Wort „Vorläufer" setzt eigentlich einen falschen Akzent, indem es Früheres in die Perspektive des Späteren stellt. Gerade in Europa war der Übergang von den geschriebenen zu den gedruckten Büchern gleitend. Vgl. Braun, H.E.: Handschrift, in: Stolz, M./ Mettauer, A. (Hg.): Buchkultur im Mittelalter, S. 215-242.

zahl von Techniken, mit denen Schriftzeichen und Abbildungen auf ein Trägermaterial aufgebracht werden. In der Kommunikationswissenschaft wird – seit den 1960er-Jahren zunehmend – von „Print" gesprochen, um Medien, die aus der Presse Gutenbergs abgeleitet sind, zu bezeichnen. Der historische Begriff, der hier Verwendung finden soll, ist „Presse".

Ursprünglich bezeichnete Presse verwendungsneutral so unterschiedliche Gegenstände wie die Wein- oder Druckerpresse. Erst seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts übertrug sich der Begriff vom Werkzeug auf das Produkt, d.h. auf periodisch erscheinende Druckerzeugnisse, bzw. in weiterem Sinne auf das soziale Kommunikationssystem. Im weitesten Wortsinn bezeichnet „Presse" die Gesamtheit der Massenmedien. Bis in die Gegenwart entstand eine Vielfalt von Formen und Wortbildungen: „Tagespresse", „Wochenpresse", „Publikumspresse", „Fachpresse", „Vereins-" oder „Verbandspresse", „Parteipresse" etc.

Die wichtigsten Subkategorien der Presse sind Zeitung und Zeitschrift. „Zeitung" (seit dem späten 13. Jahrhundert), bedeutete Nachricht oder Neuigkeit. Eines der frühesten gedruckten Nachrichtenmedien, die sogenannte „Neue Zeitung" des 15. und 16. Jahrhunderts, ist daher ein Pleonasmus. Von den unperiodischen gedruckten aber auch handschriftlichen „Neuen Zeitungen" übertrug sich der Begriff seit dem 17. Jahrhundert auf verschiedene periodische Presseformen. Erst im 19. und 20. Jahrhundert verengte sich der Zeitungsbegriff auf die Tages- und Wochenpresse. In einer älteren, aber immer noch gültigen Formel definierte Emil Dovifat: „Die Zeitung vermittelt jüngstes Gegenwartsgeschehen in kürzester regelmäßiger Folge der breitesten Öffentlichkeit."[74]

Die „Zeitschrift" ist begriffsgeschichtlich als „Schrift der Zeit" gedeutet worden. Belegt ist die Verbindung der Hauptworte „Schrift" und „Zeit" erstmalig Ende des 17. Jahrhunderts. Sie bezeichnete zunächst chronikgleiche Periodika. Folglich wurden Jahreschronisten im 17. Jahrhundert bisweilen als „Zeitschreiber" bezeichnet. Noch Zedlers Universallexikon behandelte Mitte des 18. Jahrhunderts Zeitschriften unter dem Stichwort „Zeitung" und bezeichnete sie dabei wechselweise als „gelehrte Zeitungen" oder „Monats-Schriften". Der erste, der von „Zeitschriften" sprach, war offensichtlich Peter Freiherr von Hohenthal (1726-1794), der Herausgeber der „Oeconomischen Nachrichten" (1749-1763).[75] „Zeitschrift" übersetzte das französische und englische „journal". In Deutschland fand die Bezeichnung „Journal" noch bis ins 19. Jahrhundert für so verschiedenartige Periodika wie Chronik, Zeitung und Zeitschrift Verwendung. Weitere Begriffe werden im Rahmen der Darstellung der neuen Medien erläutert.

---

[74] Dovifat, E.: Zeitungswissenschaft, Bd. 1, S. 9.

[75] Koschwitz, H.: Zeitschrift, in: Publizistik 13/1968, Nr. 1, S. 41-43. Vgl. zur damals allgemein gebräuchlichen Begriffsverwendung in: Zedlers Universal-Lexikon, Bd. 61, Sp. 911f.

2.1.2 Filmische Medien vor den Gebrüdern Lumière

Der Film, so könnte man zuspitzen, wurde vor seiner Erfindung erfunden. Die filmische Vorgeschichte nahm nämlich Vieles vorweg, was in seiner Summe letztlich zum „Film" werden sollte. Dabei traten, wie eine kurze Begriffsgeschichte zeigt, einige bemerkenswerte Umwertungen auf.

Der Begriff „Film" bezeichnet dreierlei: Trägermaterial, inhaltliches Endprodukt und ein komplexes ökonomisch-technisches Verbundsystem. Der neudeutsche, aus dem Englischen stammende Begriff bezeichnet ein Häutchen, den Film auf gekochter Milch, Schmier- und Ölfilm etc. Die Namensgebung zeigt an, dass die Suche nach einem praktischen Trägermaterial zu den elementaren Voraussetzungen des entstehenden Mediums gehörte. Film ist nicht nur im Deutschen, sondern auch in anderen Sprachen – Englisch, Französisch, Italienisch – ein wichtiger Name zur Bezeichnung des mit dem Kino verbundenen Gegenstands. Die Pluralbildung war im deutschen Sprachgebrauch lange Zeit strittig; in der Frühzeit findet man vor allem den Plural „Films". Andere Sprachen sind da präziser: So heißt der „Spielfilm" im Englischen „motion picture". „Spielfilm" hingegen lässt auch die Interpretationen zu, es werde mit ihm oder auf ihm gespielt. Für den Heimanwendermarkt hat sich die Bezeichnung Video (lateinisch = ich sehe) eingebürgert. Noch werden Videos überwiegend mit dem Trägermaterial Magnetbänder verkauft, in bespielten oder leeren Kassetten – die Umstellung auf digitale Silberscheiben unterschiedlicher Formate läuft derzeit an.

„Kino" hat seinen begrifflichen Ursprung in der Kinematographie und ist aus der Wortbildung von „grafie", griechisch „gráphein" = schreiben, und „Kine", vgl. kinetisch = bewegend, gebildet. Die in anderen europäischen Sprachen gewählte Abkürzung „Cinema" zeigt die Wortherkunft etwas deutlicher. Dass Kino und Kamera dabei den falschen Gegenstand bezeichnen, ist eine der vielen Paradoxien der Begriffsgeschichte: Das Kino ist der Aufführungsort, also mit dem Projektor verbunden; der Begriff aber rührt von der Aufzeichnungsapparatur her. Hierfür hat sich die Bezeichnung „Kamera" eingebürgert. Aus heutiger Rückschau läge die umgekehrte Begriffsverwendung nahe: Mit Kamera müsste das Kino, und mit Kino die Kamera bezeichnet werden, da die Aufführungen in mehr oder minder großen „Kammern" und die Aufzeichnungen der Bewegung im „Kinematographen" stattfinden.

Die Verwirrung der Begriffe rührt aus alter Zeit. Die erste „Aufzeichnungsapparatur" überhaupt wurde als „Camera Obscura" bezeichnet, lateinisch für dunkle Kammer. Die Camera Obscura wurde zunächst von Malern benutzt, um komplizierte Gegenstände abzubilden, da sie vergängliche Umrissskizzen in exakter perspektivischer Darstellung auf die transparente Rückwand warf. Die berühmten Bilder des venezianischen Malers Giovanni Antonio Canaletto (1697-1768) sind fast alle mit Hilfe einer Camera Obscura entstanden. Daher

wirken seine Gebäudedarstellungen so exakt. Bewegte Objekte wie die Wellen der Lagunenstadt sind von geringerer Perfektion.[76]

Erste periphere Erwähnung findet das Funktionsprinzip der Camera schon in den „Problemata", eine Schrift, die im 3. Jh. nach Christus entstand, und fälschlich dem Aristoteles (384-322 v.Chr.) zugeschrieben wurde (in schlechter medienhistorischer Literatur ist dies noch immer der Fall). Die vermutlich erste überlieferte Zeichnung stammt von dem universalen Renaissancegelehrten Leonardo da Vinci (1452-1519):

> „Wenn die Fassade eines Gebäudes oder ein Platz oder eine Landschaft von der Sonne beleuchtet werden, und man bringt auf der gegenüber liegenden Seite in der Wand einer nicht von der Sonne getroffenen Wohnung ein kleines Löchlein an, so werden alle erleuchteten Gegenstände ihr Bild durch diese Öffnung senden und werden umgekehrt erscheinen. Wenn diese Bilder von einem durch die Sonne erleuchteten Ort entstehen und man sie in der Wohnung auf einem Papier auffängt, so werden sie wie eigens auf dem Papier gemalt erscheinen. Das Papier muss sehr dünn sein und von der Rückseite betrachtet werden."

Die Camera Obscura ist zunächst ein Zimmer, das total verdunkelt ist. Nur in einer Wand befindet sich ein winziges Loch. Durch dieses Loch fallen die Sonnenstrahlen und erzeugen an der gegenüberliegenden Seite ein spiegelverkehrtes Abbild. Das Loch hat also die Funktion von Linse und Blende, die Rückwand die der Filmträgerplatte im Fotoapparat. Vergleicht man die Camera Obscura mit dem menschlichen Auge, so entspricht das Loch der Pupille und Augenlinse, die Rückwand der Netzhaut.

Quasi in Umkehrung des Funktionsprinzips der Camera Obscura entstand die Laterna Magica. Der magische Name spiegelt das Erstaunen der Zeitgenossen, die seit dem 17. Jahrhundert mit den Vorführkünsten beeindruckt wurden. Die Laterna ist wohl eine Erfindung des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Sie wurde irrtümlich dem Jesuiten Athanasius Kircher (1601-1680) zugeschrieben. Kircher schlug zwar die Anwendung im Dienste der Gegenreformation vor, er war jedoch eher ein Kompilator und Universalgelehrter als eigenständiger Forscher. Erst in der 2. Auflage seines Buches „Ars magna lucis et umbrae" (Große Kunst des Lichts und der Abbildung) widmete er sich eingehend der Laterna Magica. Die Neuauflage trug viel zur Popularisierung der Laterna Magica in Europa bei.[77]

Mit der Laterna wurde eine Aura des Magischen erzeugt. Das einfache Volk sollte für den wahren katholischen Glauben zurückgewonnen werden. Doch eignete sie sich auch für profanere Dinge. Als Vorform von Diavorträgen wurden beispielsweise zu wissenschaftlichen Zwecken Insekten auf Glasträger auf-

---

[76] Hierzu und zum folgenden: Hick, U.: optische Medien.

[77] Bartels, K.: Proto-kinematographische Effekte, in: Segeberg, H. (Hg.): Mobilisierung des Sehens, S. 115-119. Vgl. Kircher, A.: Ars magna lucis et umbrae, insb. S. 768.

gebracht und an die Wand geworfen. Daher stammt unser Sprichwort: „Aus der Mücke einen Elefanten machen".

Schon früh wurden szenische Abläufe dargestellt, z.B. Schiffe, die in immer bewegteres Gewässer geraten und schließlich auf Grund laufen. Andere beliebte Motive waren Naturgewalten wie beispielsweise die Darstellung von Lawinen. Auch zeitliche Abläufe, z.B. die Präsentation von Landschaften in verschiedenen Jahreszeiten, wurden mit der Laterna gezeigt. Die bewegte Apparatur mit bewegten Details vor feststehender Kulisse tauchte wohl nicht vor 1700 auf. Diese Darstellungen waren bewusst auf die Erzeugung von Illusionen ausgerichtet. Entweder wurden die Bildträger selbst bewegt oder in ihnen befanden sich bewegliche Gegenstände. Mit diesen „Vorführapparaten" verdienten Schausteller auch auf Jahrmärkten ihr Geld. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein existierte in ganz Europa ein florierender Gewerbezweig von Wanderschaustellern. Die Themen, die in den Präsentationen vorgeführt wurden, waren weit gespannt. Neben schauerromantischen Sujets und Geisterdarstellungen wurden Genrebilder, Entdeckungen, Sehenswürdigkeiten, Aktualitäten, Unglücke und Katastrophen gezeigt.

Die Laterna Magica entwickelte sich im 17. und 18. Jahrhundert allmählich weiter. Eine deutlich hellere Lichtquelle verbesserte die Projektionsmöglichkeiten entscheidend: Seit dem 1. Drittel des 19. Jahrhunderts setzte man sogenanntes Kalklicht ein, das gleißend hell abbrannte. Auch gingen die Schausteller dazu über, industriell hergestellte Bilder zu verwenden, sogenannte „Dissolving views" (Überblendtechniken mit mehreren Projektoren). In frühen „multimedialen" Shows kämpften reale Schauspieler mit Geistern: Die Geister wurden dabei auf Nebelschwaden projiziert. Ein Johann Georg Schröpfer, Kaffeehausbesitzer in Leipzig, soll dabei in seinen Shows illusionsverstärkende Mittel eingesetzt haben: Die Zuschauer mussten zuvor einen Tag fasten. Während der Präsentation wurden Narkotika gereicht.[78]

„Privatere" oder individuellere optische Medien waren die sogenannten „Guckkästen", die ab dem 18. Jahrhundert in Europa auftauchen. Man könnte sie für eine Vorform des Fernsehens halten. Im Englischen wurden sie „prospects", „perspective views" oder „peep-shows", im Französischen „vues d'optique" genannt, im Italienischen am aussagekräftigsten als „neue Welt(en)", „mondo nuovo", bezeichnet. Sogenannte Guckkastenblätter werden heute teils zu hohen Preisen gehandelt und entgegen der ursprünglichen Verwendung gerahmt als Bildschmuck an die Wand gehängt. Die Themen ähnelten der Laterna Magica, allerdings zusätzlich angereichert um voyeuristische Motive; Aktaufnahmen waren für stereoskopische Guckkästen sehr beliebt. Guckkästen waren für einen Betrachter gedacht, es gab jedoch auch solche für eine Handvoll Zuschauer. Die Beleuchtung war zumeist indirekt, die Darstellung gespiegelt. Im

[78] Schröpfer schloss sein Etablissement 1774 aus Geldnot. Bartels, K.: Proto-kinematographische Effekte, in: Segeberg, H. (Hg.): Mobilisierung des Sehens, S. 124, 141.

späten 19. Jahrhundert kamen stereoskopische Bilder mit zwei Linsen und zwei perspektivisch verschobenen Fotografien auf.[79]

Eine Gegenbewegung zum Guckkasten stellen die „Panoramen" und „Dioramen" dar. Panoramen zeigten große, auf Leinwand gemalte suggestive Rundumsichten (360°). Daneben gab es kleinere zweidimensionale Panoramen. Panoramen kamen zudem als Theaterkulissen in Mode und nahmen damit gemalte Filmkulissen der Frühzeit des Kinos vorweg. Bei Dioramen waren die Darstellungen auf durchsichtige Trägermaterialien aufgebracht, so dass sie von hinten beleuchtet werden konnten. Der Lichteinsatz ermöglichte optische Übergänge und Effekte. Daher wurde diese Präsentationsform z.B. für Alpendarstellungen (Alpenglühen) eingesetzt. Für die Panoramen wurden teure Theaterbauten errichtet. Bevorzugte Sujets waren Rundumsichten von Städten, Gebirgslandschaften oder anderen Sehenswürdigkeiten, größerer Beliebtheit erfreuten sich auch Schlachtendarstellungen – z.B. Nelsons Seesieg vor Aboukir 1798 (beliebt in England) oder die Sedanschlacht von 1870 (beliebt in Deutschland). Die Darstellungen waren auf große Leinwände gemalt. Überdachte Zuschauertribünen in der Mitte der Panoramen verhinderten, dass die Ober- und Unterkante der Leinwände sichtbar waren. Kulissen vor den Leinwänden unterstützten die räumliche Illusion. Die Fotografie drängte die Panoramen seit der Mitte der 1850er Jahre vorübergehend in die Defensive. Die Fortentwicklung zum „Moving Panorama" mit Roll- oder Schiebeleinwänden, die bis zu zweistündige Vorstellungen erlaubten, ermöglichte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein Revival. Erst durch das Kino wurde das Panorama, im Wesentlichen seit den 1920ern, endgültig verdrängt. Doch vereinzelte Dioramen und Panoramen – z.B. im Schweizer Wallfahrtsort Einsiedeln – existieren immer noch. 2003 war im Leipziger Gasometer ein über 30m hohes Mount-Everest-Panorama installiert, 2012 im Pergamon-Museum ein antikes Pergamon-Panorama.[80]

2.1.3 Hörfunk + Fernsehen = Rundfunk

Wenn der Buchdruck nicht von seinem Erfinder erfunden worden war und der Film vor seiner Erfindung, so lässt sich ebenfalls zuspitzen, dass der „Rundfunk" erst nach seiner Erfindung erfunden wurde – zumindest begriffsgeschichtlich: Der Rundfunkpionier Reginald Fessenden (1866-1932) hatte in seiner berühmten, mutmaßlich ersten Rundfunksendung am Heiligabend 1906 von der Übermittlung via „Radiotelephony" , kürzer „radiophone" gesprochen. Das wurde

[79] Sztaba, W.: Guckkasten, in: Segeberg, H. (Hg.): Mobilisierung des Sehens, S. 97-112.

[80] Koschorke, A.: Panorama, in: Segeberg, H. (Hg.): Mobilisierung des Sehens, S. 149-169. Wagner, M.: Bewegte Bilder, in: Ebd., a.a.O., S. 171-189. Dorn, M.: Panorama, in: Hügel, H.-O. (Hg.): Handbuch Populäre Kultur, S. 331-334. Telesko, W.: 19. Jahrhundert. Medien, S. 315-321.

weiter zu „Radio“ verkürzt und leitete sich von „Radius“, Lateinisch: Strahl, Stab, ab.[81]

Fessenden lehnte seine Wortwahl an das ältere Medium Telefon an. Bevor Stimmen übertragen werden konnten, hatte man zunächst von drahtloser Telegrafie gesprochen. Bei drahtloser Telegraphie wie Telephonie dachte man an die drahtlose Übermittlung von einem Sender an jeweilige Einzelempfänger. Im deutschen Sprachgebrauch bürgerte sich „Rundfunk“ für die drahtlose Sprach- oder Musikübermittlung ein. Die Wortschöpfung akzentuiert einerseits die radiale Sendung eines Kommunikators an eine unbestimmte Vielzahl von Rezipienten. Die zweite Silbe „funk“ verweist auf ein längst nicht mehr gebräuchliches Sendeverfahren – die Funkentelegrafie bzw. die Löschfunkensender (s.u.). Ebenso wie das englischsprachige Pendant „broadcasting“ betont „Rundfunk“ die massenmedialen Aspekte. Beide Ausdrücke zielen auf das Sendeprinzip des *one to many* – somit verweist schon die Begrifflichkeit auf einen grundlegenden Verständniswandel vom Charakter des neuen Mediums.[82]

Alltagssprachlich ist mit „Rundfunk“ zumeist „Hörfunk“ gemeint. Daneben existiert eine etwas andere kommunikationspolitische Bedeutung: In medienrechtlichen und kommunikationspolitischen Texten fungiert „Rundfunk“ als Oberbegriff für Hörfunk *und* Fernsehen. Das war und ist der offizielle bundesdeutsche Sprachgebrauch, in der DDR meinte „Rundfunk“ auch in kommunikationspolitischen Texten nur den Hörfunk, im Unterschied dazu wurde Fernsehen als „Fernsehfunk“ bezeichnet.

Für die Empfangsgeräte bürgerte sich im Englischen wie im Deutschen „Radio“ als Bezeichnung ein. In der Frühzeit gab es daneben Begriffe, die auf technische oder andere Eigenschaften hinwiesen, u.a. „wireless“, „Detektor“, oder später „Transistor“, „tranny“ und weitere. „Television“ und „Fernsehen“ legen den Akzent auf die Rezipienten. „Television“ ist eine griechisch-lateinische Kombination aus „telé“ und „videre“, (griechisch) fern und (lateinisch) sehen. Der Begriff TV wurde 1907 vom Magazin „Scientific American“ geprägt. Alternative Begriffe der Frühzeit waren z.B. „Telefonoskop“, „visual radio“ oder „distant electric vision“. Die erste Patentschrift zum Fernsehen sprach von einem „elektrischen Teleskop“. Daher könnte auch angenommen werden, der Begriff bezeichne eine Art Fernglas. Eine der frühesten Abbildungen, die 1879 im englischen Magazin „Punch“ erschien, zeigt Fernsehen als Bildtelefon. Auch Raphael Eduard Liesegang (1869-1947) meinte das Bildtelefon (von ihm als „Phototel“ bezeichnet), als er 1891 vom „Fernsehen“ sprach:

---

81 Lichty, L.: Radio, in: Worth, T.L./ Barnouw, E. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 3, S. 417-422.

82 Broadcasting war als Begriff 1922 etabliert; ursprünglich hatte der Ausdruck im Landbau des 18. Jahrhunderts bedeutet, auf dem Feld das Saatgut weit zu streuen. Winston, B.: Media, Technology and Society, S. 77.

„Über die Verwendung des Phototels lässt sich noch nicht viel sagen, bevor eine wirklich practische Modification hergestellt ist. Man wird es hauptsächlich neben dem Telephon benutzen."[83]

Die Verknüpfung ist folgerichtig: Gab es doch zunächst kein Medium, das die Vorstellung eines Programmmediums hätte beeinflussen können. Jedoch existierte das individualkommunikative Telefon. Was lag also näher, als die Vorstellungen zukünftiger technischer Entwicklungen als Erweiterung und Verlängerung des Bekannten zu betrachten. Wenn also der Begriff „Rundfunk" erst nach Erfindung des Kommunikationsmediums geprägt wurde, so gab es den Begriff „Fernsehen" schon vor dessen Erfindung.

2.1.4 Von Netzen, Computern und Internet

Telegrafie und Telefon: Begriffliches

Elektrische Telegrafie und Telefon lösten eine Medienrevolution aus. Für Neuerungen muss in aller Regel ein Begriff erst gefunden werden. Viele Erfinder, Bastler und Tüftler unterbreiten in Produktfindungsprozessen eigene Vorschläge, häufig werden Neologismen geprägt. Die Mehrzahl davon wird vom Publikum verworfen. „Semaphore" (griech.: Zeichenträger) war ebenso in der Diskussion, wie „Tachygraph" (griech.: Schnellschreiber). Diesen Begriff wollte Claude Chappe (1763-1805), Erfinder des wichtigsten optischen Telegrafen, ursprünglich verwenden, bevor er sich doch für „Telegraf" entschied. Unter dem Eindruck des Chappeschen optischen Telegrafen übertrug der spanische Naturforscher Francisco Salvá y Campillo (1751-1828) den Begriff auf die elektrische Nachrichtenübermittlung. Das Wort „Telefon" tauchte zuerst in den 1840er Jahren auf, um ein Instrument zu kennzeichnen, mit dem Musik über Holzstäbe geleitet wurde. Johann Philipp Reis (1834-1874) benutzte das Wort als erster im modernen Sinne.[84]

Die Worte „Telegrafie" und „Telefon" setzen sich jeweils aus zwei griechischen Wortbestandteilen zusammen. Einerseits „tele" = fern, weit, andererseits „fon", griechisch „phoné" = Stimme, Klang, bzw. „grafie", griechisch „gráphein" = schreiben. Telefon wäre also wörtlich mit Fernstimme, Telegrafie mit Fernschreiber zu übersetzen. Im Deutschen ist jedoch weder Fernstimme noch -klang, sondern „Fernsprecher" gebräuchlich geworden. „Fernschreiber" hat sich hingegen als Bezeichnung eines leitungsgebundenen Fernkopierverfahrens ein-

[83] Liesegang, R.E.: Phototel, S. 122. Vgl. Barnouw, E./ Dizard, W.P./ Guback, Thomas: Television history, in: Worth, T.L./ Barnouw, E. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 4, S. 216-227. Nipkow, P.: Elektrisches Teleskop (Patentschrift Nr. 30105).

[84] Aschoff, V.: Geschichte der Nachrichtentechnik, Bd. 2, S. 6f. Reis, J.Ph.: Telephonie, in: Jahresbericht des physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. für das Rechnungsjahr 1859/60, S. 57-64. Vgl. McLuhan, M.: Magische Kanäle, S. 409f.

gebürgert. Der Begriff wurde durch das „Telefax" verdrängt; er kombiniert Lateinisches (fac.[ere] s.[imile] = ähnlich machen) mit der griechischen Vorsilbe.

Als in den späten 1870er Jahren nach einer aussagekräftigen Bezeichnung für das neue Telefon gesucht wurde, schwirrten derart viele synonyme und letztlich gescheiterte Begriffe durch die öffentliche Debatte, dass ein Postbediensteter 1877 reimend spottete:

> „Viele Wörter gibt es schon / Auf gut Deutsch für Telephon: / Fernhinsprecher, -Töner, -Singer, / Surrschnur, Säus'ler, Meilenklinger, / Plapperfaden, Klingklangflitze, / Plaudertasche, Wörterblitze".[85]

Begriffe sind für Vorverständnis und Interpretationsrahmen aussagekräftig. Im deutschen Sprachgebrauch hat sich „Teilnehmer" eingebürgert, was auf gemeinsames Handeln und mithin auf Gemeinschaft verweist. Im Französischen und Englischen wird hingegen mit „abonnés" bzw. „subscriber" das Geschäftsverhältnis betont. Auch Bezeichnungen wie „Gesprächsführer", „Hörender" etc. wurden diskutiert. Neben „Teilnehmer" gebräuchlich geworden ist jedoch nur „Anrufer", seltener „Angerufener" oder das neutrale Wort „Benutzer". Worte verdeutlichen auch emotionale Beziehungen; sichtbar wird das an den deutschen und US-amerikanischen Begriffen für Mobilfunktelefone: einerseits „Handy", es assoziiert „Hand", handhabbar, vielleicht assoziieren manche Nutzer aber auch das englische „handsome" = hübsch; andererseits das technisch kühle „Cell-Phone" oder „cellular phone": Mobiltelefone sind nur im Sendebereich von Telefonumsetzern empfangsbereit, der entsprechende regionale Bereich heißt im US-Amerikanischen „Cell". Im Englischen werden die Telefone nicht Handys, sondern „Mobile" genannt; im Niederländischen analog dazu „Mobieltje". Im schweizerischen Sprachgebrauch heißen sie vielfach „Natel", nach dem nationalen, analogen Mobiltelefonsystem, das bis in die 1990er Jahre operierte. Jede Sprache, die ihren eigenen Begriff schafft, zeigt damit die gesellschaftliche Akzeptanz des neuen Mediums an.

Computer und Internet: Begriffliches

Der Begriff „Computer", von lateinisch computare = zusammenrechnen, bezieht sich auf die Maschinenebene. Diese Ebene bleibt heute für die meisten „User" oder Benutzer unsichtbar und wohl auch unverständlich.[86] Dabei ist „Zusammenrechnen" auf der untersten Ebene zwar immer noch die einzige Tätigkeit der Computer, gleichwohl sind sie auf der Benutzerebene längst multifunktional. Computer, wie sie heute existieren, besitzen weder Individualität noch Persönlichkeit, der „Personal Computer" PC bezeichnet Rechner, die für den individuellen Gebrauch bestimmt sind. Im 19. Jahrhundert war das noch anders: Damals

---

[85] Zit.n. Schwender, C.: Fernsprecher, S. 192.

[86] Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der Begriff „komputieren" für „berechnen, anrechnen, zur Schuld zurechnen" gebräuchlich. Komputieren, in: Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl., Bd. 11, S. 356.

wurden Büroangestellte, die Berechnungen ausführten, im Englischen *Computer* genannt. Der „Rechenknecht" war noch eine real existierende Person. Dabei gilt heute längst nicht alles, was *zusammenrechnet,* als Computer. So haben wir uns angewöhnt, nur digitale Rechner als Computer zu bezeichnen. Analoge Zählmaschinen fallen nicht unter den Begriff. Mit Fug und Recht könnte aber eine Uhr (mit Zifferblatt) als analoger Computer angesehen werden, da sie mit dem Vorrücken der Zeiger die Zeiteinheiten anzeigt bzw. zählt.[87] Erst recht kann nicht jeder Computer als Medium betrachtet werden. Im Sinne der eingangs gewählten Definition fallen weder die Uhr noch Supercomputer oder andere Werkzeuge darunter. Der PC hingegen kann – zumindest in Verbindung mit dem Internet – als Medium bezeichnet werden.

Im Unterschied zum lateinisch abgeleiteten Wort Computer geht der Begriff „Internet" auf eine lateinisch-englische Wortkombination aus „inter" + „net" = „zwischen" + „Netz" zurück. Der Begriff findet ab 1978/79 zunehmend Verwendung[88] und bezeichnet ein Netzwerk aus Computern unterschiedlichster Leistungsklassen und Funktionen. Im Englischen assoziiert „net" ein grobmaschigeres Netz als „web" – vgl. „cobweb" (Spinnwebe). *De facto* ist es umgekehrt; das seit Beginn der 1990er Jahre existente „world wide web" (WWW) ist nur Teil des Internets. Es basiert auf dem Hypertext-Konzept. Schon 1974 hatte der US-Autor Ted Nelson in seinem Buch „Computer Lib" den Begriff geprägt: Hypertexte zeichneten sich durch nicht serielle Niederschrift und Lektüre aus. In einer weltweiten Hypertext-Bibliothek könnten sich die Nutzer frei bewegen, der Lehrer-Schüler-Gegensatz sei aufgelöst. Die Netzbibliothek nannte Nelson „Xanadu" – nach dem Traumschloss Orson Welles in „Citizen Kane" (1941).[89]

Die Begriffswelt von Computer und Internet ist in allen Sprachen stark von Anglizismen durchsetzt. Es gibt den „User", das „Interface" (die Schnittstelle), „Hard-" und „Software" und viele Begriffe mehr. Sie alle reflektieren den Umstand, dass die wichtigsten Entwicklungen, die zur Herausbildung der modernen Computer führten, anglo-amerikanischen Ursprungs sind. Zugleich beobachtet man, dass in vielen Sprachen inzwischen neben die englischen Ursprungsbegriffe Wörter der eigenen Landessprache getreten sind. Zum Teil war das, wie in Frankreich, Folge einer bewussten Sprachpolitik, zum Teil geschah es automatisch. Aus „harddisk" wurde längst Festplatte, aus „mouse" die Maus, aus „graphical user interface" die grafische Benutzerschnittstelle usw. Dieser Automatismus zeugt von Aneignung und zunehmender Selbstverständlichkeit des Computers.[90]

---

87 Weitere analoge „Rechenmaschinen" sind der Rechenschieber oder die mechanische Registrierkasse.

88 Die (D)ARPA (s. S. 86f.) schaffte 1979 eine Kontrolleinrichtung namens „Internet Configuration Control Board" (ICCB), ein Jahr zuvor wurde das bisher gültige „Transfer Control Protocol" um das „Internet Protocol" ergänzt.

89 Nelson, T.: Computer Lib.

90 Barry, J.A.: Technobabble.

Hardware und Software haben sich hingegen bislang hartnäckig der Eindeutschung verweigert, beides sind inzwischen gebräuchliche Fremdworte. Dabei ist die Unterscheidung längst nicht mehr selbstverständlich. Hardware bezeichnete ursprünglich die physikalischen, im unmittelbaren Wortsinn „harten" Bestandteile der Rechner. Software war ursprünglich auf weiche, nicht mit Fingern zu greifende Programme, die der Steuerung der Hardware dienen, beschränkt. Heute verschwimmt die Unterscheidung immer stärker, da Software längst nicht mehr von Datenträgern eingelesen werden muss, sondern in vielen Fällen im Design der Hardware abgelegt ist.

In dem dynamischen Feld digitaler Kommunikationsmittel werden derzeit nahezu monatlich neue Begriffe geprägt. Ob sie längere Halbwertszeit besitzen, muss sich erst noch erweisen. Einige von ihnen akzentuieren eher die soziale, andere eher die technische Komponente. „Web 2.0" ist eher ein technischer Ausdruck. Häufig ist zu lesen, er sei von dem Internetaktivisten Tim O'Reilly geprägt worden. Das ist jedoch ungewiss; gesichert ist hingegen, dass er erstmalig im Titel einer Tagung, der „Web 2.0 Conference" im Oktober 2004 in San Francisco auftauchte. Der Begriff muss demnach zuvor, während der Tagungsvorbereitungen, an denen O'Reilly beteiligt war, geprägt worden sein. „Web 2.0" wird häufig synonym zu den Prägungen „Social Software" bzw. „Soziale Netzwerke" benutzt. Damit werden Kommunikationplattformen bezeichnet, über die eine Vielzahl von Internet-Usern zugleich als Kommunikatoren und Rezipienten präsent sind. Sei es, dass sie über Plattformen wie „Facebook" miteinander kommunizieren, sei es dass sie in sogenannten „Wikis" an gemeinsamen Projekten arbeiten. Das bekannteste ist das Online-Lexikon „Wikipedia". Zusammengesetzt aus (encyclo-)"pedia" (engl., Lexikon) und „Wiki" (hawaiianisch: wiki, wiki = schnell) werden die ungezwungene, schnelle Form der Zusammenarbeit unterstrichen. NB.: Auch deutsche Kommunikationswissenschaftler übernehmen hier unbedacht den englischen Ausdruck der „collaboration", ohne sich daran zu stören, dass „Kollaboration" im Deutschen negativ konnotiert ist. Zum „Web 2.0" gehören auch die „Blogs" oder „Weblog". Vom „Merriam Webster", dem amerikanischen Duden, wurde der Begriff 2004 zum Wort des Jahres gewählt. Er bezeichnet die ganze Breite von individuellen bis institutionelle Online-Angeboten zwischen öffentlich geführten Tagebüchern und klassischen Medienformen.

Vorgeschichte zur modernen Telekommunikation: die optische Telegrafie

Von Vorformen der Telegrafie wird früh berichtet. In neueren Darstellungen ist zu lesen, Leuchtfeuer hätten den Fall Trojas im Jahre 1184 v.Chr. von den Gestaden Ilions nach Mykene auf der Peloponnes gemeldet.[91] Das in synoptischen

[91] Hiebel, H.H./ Hiebler, H./ Kogler, K. (Hg.): Große Medienchronik, S. 791. In Homers Ilias, 18. Gesang, Vers 207-213 ist von Signalfeuern die Rede: „doch sobald die Sonne sich senket,/ Brennen sie

„Mediengeschichten“ kolportierte Datum zeugt von Datierungsmanie und der Reduktion historischer Prozesse auf Jahreszahlen. Beides hat mit historisch-quellenkritischer Forschung und Geschichtsschreibung nichts gemein: Die archäologischen Zeugnisse bestätigen nur, dass Homers Ilias nicht frei erfunden worden ist. Die bei Homer berichteten Ereignisse und die Brandschichten der verschiedenen Trojas können nicht aufs Jahr genau datiert werden. Zwar besingt Aischylos in seinem Drama „Agamemnon“ (458 v.Chr.) die Meldung von Trojas Untergang:

> „CHOR: Zu welcher Zeit war’s, daß die Stadt vernichtet ward? KLYTAIMESTRA: In dieser Nacht war’s, welche diesen Tag gebar. CHOR: Doch welcher Bote mochte sich so schleunig nahn?
> KLYTAIMESTRA: Hephaistos, der vom Ida hellen Strahl gesandt!/ Denn hergeschickt hat in der Feuer Wechselpost/ [...]Aus Troja mir voraus von meinem Mann gesandt.“

Aber literarische Zeugnisse wie Homers Ilias und Aischylos Drama „Agamemnon“ sind vorsichtig zu interpretieren: Sie beweisen nicht, dass die berichteten Fakten tatsächlich stimmen, sondern geben nur an, was zur Zeit des einen Autors, also um 800 v.Chr., oder des anderen in der Mitte des 5. Jahrhunderts v.Chr. möglich bzw. gebräuchlich war. Wir können also mit gutem Grund nur schließen, dass die Griechen zur Zeit Homers und nach den Perserkriegen in außergewöhnlichen Fällen Nachrichten mit Leuchtfeuern übermittelten. Jedoch wäre zwar, wie Volker Aschoff nachgewiesen hat, die Streckentopografie, die Aischylos beschreibt, zur Signalübermittlung geeignet gewesen, doch die Art der damaligen Meldefeuer und die Distanz zwischen ihnen hätte eine Signalkette von Troja bis Mykene nicht erlaubt.[92]

Alle Vorformen der Telegrafie hatten ihre besonderen Nachteile. Der griechische Historiker Diodor (1. Jh. v. Chr.) berichtet, die persischen Großkönige hätten bis in die Zeit Alexander des Großen ein Stafetten-Rufpostensystem von den Grenzen zur Hauptstadt Persepolis unterhalten. Das taugte zwar zur Übermittlung komplexer Botschaften, gestaltete sich jedoch personalintensiv und zeitaufwendig. Über seine Leistungsfähigkeit haben sich in der antiken Literatur weit übertriebene Angaben erhalten.[93]

Leuchtfeuer wiederum waren nur bei Nacht brauchbar; sie konnten nur eingesetzt werden, um das Eintreffen erwarteter Ereignisse zu melden. Mit Fackeltelegrafen gab es zumindest die theoretische Möglichkeit, detailliertere Signalfol-

---

Reisgebund auf Warten umher, und es leuchtet/ Hoch der steigende Glanz, dass Ringsumwohnende schauen,/ Ob vielleicht in Schiffen des Streits Abwehrer herannahn“.

92 Aschoff, V.: Nachrichtentechnik, Bd. 1, S. 20-23.

93 Diodor beschreibt, dass dem Perserkönig Dareios binnen 24 Stunden Nachrichten über eine Wegstrecke von 30 Tagesreisen übermittelt wurden. Aschoff hat berechnet, dass sich 30.000 Posten permanent im Einsatz hätten befinden müssen. Er verweist auch auf die Sprachprobleme und den Effekt der „stillen Post“. Aschoff, V.: Nachrichtentechnik, Bd. 1, S. 68f. Vgl. Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Flügeltelegraphen, S. 9.

gen abzubilden. Rauchzeichentelegrafie wiederum funktionierte nur tagsüber. Eine feuer- oder rauchtelegrafische Übermittlung zeigt beispielsweise die zwischen 107 und 117 n.Chr. aufgerichtete Trajanssäule in Rom.

So war jede Übermittlung in ihren Möglichkeiten limitiert. Abgesehen davon existierte nur die materielle Überbringung durch Boten und Kuriere. Dies funktionierte mit der maximalen Geschwindigkeit der Postkutsche und war zudem ständig von Wegelagerern und Räubern gefährdet. In der frühen Neuzeit beschleunigte sich die Übermittlungsgeschwindigkeit nur allmählich (vgl. Kap. 4.1.1).

Im 17. Jahrhundert tat sich dann Entscheidendes. Zu Beginn hatte ein Holländer (Hans Lipperhey) das Fernrohr erfunden. Rasch bauten Astronomen (Galileo Galilei, Johannes Kepler u.a.) das nützliche Instrument nach. Aber auch an der Nachrichtenübermittlung Interessierte erkannten seinen Vorteil. Der bislang erste bekannte Vorschlag, Teleskop und Telegrafie zu kombinieren, stammt von Franz Kessler (ca.1580-ca.1650), einem Maler und Erfinder. In seiner Schrift „Unterschiedliche bißhero mehrern Theils Seccreta oder verborgene geheime Künste“ schlug er in barocker Weitschweifigkeit eine Fackel-Telegrafie vor, um sich „durch Hülff eines langen/perspecitivischen und vor kurtzen Jahren in Hollandt/neuw erfunden Rohren Brillens [d.h. Fernrohrs] [...] ohne Gespräch und Gehör“ über weite Distanzen verständigen zu können. Ein 15 Buchstaben umfassendes Alphabet sollte mit einem seriellen Fackelsignal-Code übertragen werden. Die in beiden Weltkriegen benutzten Blinkzeichen der Luft- und Seefahrt funktionierten ähnlich. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden vergleichbare Vorschläge unterbreitet, ohne in die Praxis umgesetzt zu werden.[94]

Erst um 1800 setzte sich der Flügeltelegraf, eine Sonderform der optischen Telegrafie, durch. Das Fernrohr erlaubte auch auf weite Entfernung die Unterscheidung unterschiedlicher Flügelstellungen eines Signalgebers. Die Flügeltelegrafen funktionierten nur bei Sichtkontakt, konnten nur Landstrecken überbrücken, bedurften großen Personalaufwands und benötigten Zeit – je größer die zu überbrückende Strecke, desto mehr Relaisstationen, Personal und Zeit. Optische Telegrafie war nur bei Tag möglich, gute Sicht war unerlässlich. Regen, Nebel, Schnee sowie gleißender Sonnenschein, in dem die Flügel flimmerten oder Wind, bei dem sie flatterten, waren der Übermittlung abträglich. Da jedermann die Zeichen sehen konnte, musste die optische Telegrafie also von Anbeginn verschlüsselt werden.[95]

Immerhin war die Berichterstattung variabel. Die verschiedenen optischen Telegrafensysteme arbeiteten mit „Zeichensätzen“ im Umfang zwischen ca. 80-

[94] Kessler hielt die Buchstaben „d,i,r,a,e,n,o,b,m,f,l,c,s,g,h“ für hinreichend. Zwecks Verschlüsselung hatte er die alphabetische Reihenfolge abgeändert, „d“ sollte mit 1mal geöffneter Blende, „i“ mit 2mal geöffneter angezeigt werden, etc.pp. Keßler, F.: Ortforschung, S. 11-41, insb. S. 19, 24 und 33-36. Kessler versuchte sich u.a. auch als Erfinder eines Perpetuum Mobiles. Vgl. Frey, A. (Red.): DBI.

[95] Beyrer, K.: optische Telegraphie, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 25.

250 Zeichen – also maximal mit dem Umfang des 8-Bit-ASCII-Zeichensatzes. Der erste praktisch erprobte optische Flügeltelegraf der Gebrüder Chappe ermöglichte 98 Kombinationen, von denen sechs für Steuerzeichen reserviert waren. Die übrigen 92 wurden mit 92 Seiten eines Code-Buchs kombiniert, so dass mit ihrem System 92 x 92 Wörter oder Phrasen chiffriert werden konnten. Da die Flügelstellungen Wörter oder Phrasen – mithin eine Reihe einzelner Zeichen – zugleich übertrugen, kann man den Code des Chappeschen Flügeltelegrafen als Parallel-Code bezeichnen.

Der größte Nachteil war die geringe Übertragungsgeschwindigkeit. Die optischen Telegrafen konnten ca. ein bis drei Worte pro Minute übertragen. Heutige Breitbandzugänge sind damit verglichen fast unvorstellbar leistungsfähiger.[96] Bei der Übertragungsgeschwindigkeit konnten optische Telegrafen zwei bis sechs Telegramme pro Tag übermitteln. Daher blieben die Linien den wichtigsten militärischen und Staatsgeschäften vorbehalten, die Telegrafie wurde (in den meisten Staaten) für Privatleute nicht geöffnet.[97] Der enorme Investitionsaufwand rechnete sich nur in der historischen Ausnahmesituation der Französischen Revolution sowie den anschließenden Revolutionskriegen. Konsequent wurden die Linien daher unter militärisch-politischen Gesichtspunkten geplant. Entlang der Streckenführung wurden Schneisen gerodet und Kirchtürme requiriert. Erste Erprobungen fanden durch die Gebrüder Chappe auf der Strecke Paris-Lille über eine Entfernung von 212 km statt. Über 23 Stationen lief ein Signal in 2 Minuten. Auf anderer Strecke wurde ein Signal über 46 Stationen und 400 km in sechs Minuten dreißig gesendet. Die Strecke war vom französischen Revolutionskonvent 1792 beschlossen und 1794 erstmals erfolgreich erprobt worden.[98] Der Schriftsteller Friedrich von Matthison (1761-1831) schilderte 1803 die Telegrafie vom Straßburger Münster:

> „Eigentlich braucht eine lakonische Nachricht von hier bis zur Hauptstadt [Paris] nur fünfzehn Minuten; aber da die Abfertigung auch Zeit verlangt, so kann die Antwort auf eine Frage, welche, zum Beyspiele, um zehn Uhr von Strasburg nach Paris gethan wird, erst um drey Uhr auf dem Dache der Münsterkirche eintreffen. [...] Sehr deutlich sah ich durch das Teleskop, mit welcher Präcicion und Schnelligkeit der vier Stunden weit entfernte Telegraph die Figuren des hiesigen wiederholte. Ohne die Verzögerung des Übersetzens und Expedierens könnte also eine telegraphische Nachricht einen Weg von zweyhundert Stunden in einer halben Stunde zurücklegen.“[99]

---

96 120 Mega-Baud-Anschlüsse, die derzeit (2012) schon angeboten werden, sind vier Milliarden Mal leistungsfähiger als das optische Telegrafen-System.

97 Eine Ausnahme ist Schweden. Das Königreich öffnete 1837 seinen optischen Telegrafen für Privatverkehr.

98 Aschoff, V.: Nachrichtentechnik, Bd. 1, S. 159-164.

99 Zit. nach Beyrer, K.: Optische Telegraphie, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 15.

Frankreich errichtete bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein sternförmig auf Paris ausgerichtetes System, das auch Amsterdam und Oberitalien anschloss. Die Gesamtlänge betrug in den 1840er Jahren knapp 5.000 km.[100] Das System verbreitete sich rasch. Schon bald fand in Deutschland eine erste Probeübertragung statt. Ein Glückwunschtelegramm vom Durlacher Turmberg zum Karlsruher Schloss lief am 22.11.1794 in 10 Minuten statt 1,5 Stunden ein:

> „Der seines Volkes Lieb, DER Bürgertreu beglücket! – / Heil IHM! – So tön' es fern und nah! – / O Fürst! Sieh hier, was Teutschland noch nicht sah, / Daß DIR ein Telegraph, heut Segenswünsche schicket!"[101]

Der Bau von Telegrafenlinien in weiteren Ländern folgte: Schweden errichtete die erste Telegrafenlinie 1794, Großbritannien im folgenden Jahr, Dänemark 1802. Preußens Ausdehnung an den Rhein, die 1815 erfolgte, machte den Bau von Telegrafenlinien an den Rhein nötig – 1832-34 wurde die Linie errichtet. Andere verbanden Berlin bzw. Potsdam mit Schlesien und Ostpreußen.[102] Nachzügler waren Russland 1824 und Österreich 1835.

Die (elektro-)mechanische Vor- und Frühgeschichte digitaler Medien

Da der Computer aus einfachen Rechenmaschinen weiterentwickelt wurde, sollte die Betrachtung der Frühgeschichte mit einem kursorischen Überblick über frühe Rechenhilfen beginnen. Rechnen und Zählen als Tätigkeiten sind eine der wichtigen Grundlagen jeder Verwaltung. Daher haben sich aus allen Hochkulturen Beispiele für die Erfassung und Berechnung von Ernteerträgen, Viehbeständen, etc. erhalten. Aufgrund archäologischer Befunde darf angenommen werden, dass schon in der Steinzeit gerechnet oder zumindest gezählt wurde. Die Geschichte der Zahlensysteme muss in diesem Zusammenhang nicht dargestellt werden.

Von Bedeutung ist insbesondere das duale oder binäre Zahlensystem. Für den menschlichen Gebrauch unhandlich, ist es für die Verwendung durch elektrische Maschinen ideal: Die Ziffer 1 entspricht dem geschlossenen Stromkreis, die Ziffer 0 dem unterbrochenen. Die Computertechnik – mit Ausnahme der nahezu verschwundenen analogen Rechensysteme – setzt seither auf diskrete, d.h. trennscharfe Informationseinheiten.[103]

---

100 Winston, B.: Media, S. 21.

101 Zit. nach Beyrer, K.: Optische Telegraphie, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 18.

102 Drogge, H.: optische Telegrafie in Preußen, in: AfdP, 1982, Nr. 2, S. 5-26.

103 Das duale Zahlensystem wurde von John Napier, Thomas Hariot, Gottfried Wilhelm Leibniz u.a. propagiert. Digitale Signale sind eine Sonderform der diskreten. Vergleicht man Telegrafie, Telefon und Computertechnik, so ist Telegrafie als Übertragung diskreter, Telefon (bis in die jüngste Vergangenheit) als Übertragung analoger und Computertechnik als Verarbeitung digitaler Signale zu charakterisieren: Jedes digitale Signal ist diskret, aber nicht jedes diskrete digital, beide aber sind vom analogen grundsätzlich verschieden. Vgl. Shirley, J.W.: Binary numeration before Leibniz, in: AJP 19/1951, Nr. 8, S. 452-454.

Tabelle 2-1: Verschiedene Zahlensysteme[104]

Zahlensystem	*Wert für 1 bzw. 255*	*exponentielle Schreibweise*	*Erfindung und ihr Nutzen*
römisch	I bzw. CCLV	nicht möglich	Erfinder unbekannt, Zweck zählen
Dezimalsystem	1 bzw. 255	10^0 bzw. $2x10^2 + 5 \times 10^1 + 5 \times 10^0$	Erfindung inkl. des Wertes 0 durch indische Mathematiker (ca. 200 v.Chr.). Orientierung an den 10 Fingern. Zweck: Rechnen, vereinfachte Generierung unendlicher Zahlen
Dualsystem	1 bzw. 11111111	1 bzw. $2^7 + 2^6 + 2^5 + 2^4 + 2^3 + 2^2 + 2^1 + 2^0$	Erfindung im 17. Jh., ursprünglicher Zweck: Reduktion der Ziffern auf Minimum. Vorteil für Computertechnik: Übersetzung in Strom aus/ Strom an
Hexadezimalsystem	1 bzw. FF	1 bzw. $F \times 16^1 + F \times 16^0$	Zweck: Der auf zwei Stellen verkürzte Ausdruck eines Byte erleichtert das Debugging

Nur zu Illustrationszwecken ist in obiger Tabelle auch das römische Zahlensystem dargestellt. Sieht man von Rechenhilfen wie dem chinesischen Abakus und Solitären wie der astronomischen „Uhr" von Antikythera aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. ab, wurden erste funktionstüchtige Rechenmaschinen im 17. Jahrhundert konstruiert. Sie funktionierten analog. Walzen und Räderwerke addierten die Zahlen.[105] Lange Zeit galt die Konstruktion des französischen Mathematikers Blaise Pascal (1623-1662) als früheste. Doch die Korrespondenz zwischen dem Tübinger Mathematiker Wilhelm Schickard (1592-1635) und dem Astronom Johannes Kepler (1571-1630) beweist, dass Schickard schon 1623 eine mechanische Rechenmaschine baute. Seither befassten sich viele Gelehrte damit, u.a. der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) und der Physiker Isaac Newton (1642/43[106]-1727). Doch war im 17. Jahrhundert der Stand der Technik nicht soweit fortgeschritten, dass man die Rechenmaschinen hätte kostengünstig und robust genug bauen können. Sie waren eher Labormuster als kommerziell verwertbar.[107]

---

[104] Im dezimalen Zahlensystem gibt es die zehn Ziffern 0-9, im dualen die zwei Ziffern 0 und 1, im hexadezimalen die sechzehn Ziffern 0-E (Wert für 10 ist „A", für 11 „B", … für 15 „E"). Die Null ist wichtig, da nur so eine Wertänderung der Ziffern durch die Stellung innerhalb der Zahl angezeigt werden kann. Vgl. Naumann, F.: Abakus, S. 18-25.

[105] Letzte analoge Rechner in Gebrauch sind vereinzelt noch in Tante-Emma-Läden zu betrachten: die Registrierkassen. Das größte Museum mechanischer Rechenmaschinen ist das „Arithmeum" in Bonn, im Internet unter: www.rechenhilfsmittel.de (August 2012).

[106] Nach altem damals in England noch gültigem Kalender 1642.

[107] Naumann, F.: Abakus, S. 43-56. Vgl. Wersig, G.: IuK-Technologien, S. 119-135. Leibniz publizierte seinen Vorschlag 1684 in den „Acta eruditorum" („Nova Methodus pro Maximis et Minimis, Item-

Der britische Mathematiker Charles Babbage (1791-1871) untersuchte im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die Möglichkeit, eine Rechenmaschine zu bauen. Er konzipierte sie mit Arbeitsspeicher („store"), zentraler Recheneinheit („mill"[108]) sowie Ein- und Ausgabeschnittstellen („control"), an die eine Reihe von Peripheriegeräten angeschlossen werden sollten, z.B. Drucker. Auch Babbage scheiterte an der damals nur unzureichend entwickelten Technik. Die analog zu Webstühlen aufgebaute Recheneinheit besaß mehrere tausend mechanische Elemente. Das Eingabeinstrument war hingegen schon länger erprobt: Babbage hatte die seit dem frühen 19. Jahrhundert verwendete Lochkartensteuerung zur Programmierung komplizierter Muster für mechanische Webstühle übernommen. Die britische Marine förderte seine Forschungen seit 1823 etliche Jahre mit insgesamt £ 17.000; das entspräche gegenwärtig einigen Millionen Euro. Sie erhoffte sich dadurch die genaue Berechnung nautischer Tabellen. Da keine funktionstüchtige Maschine gebaut werden konnte, stellte sie die Förderung schließlich ein. Erst zum 200. Geburtstag Babbages wurde 1991 ein funktionierendes Exemplar nachgebaut und damit die Genialität des Konstrukteurs erwiesen.[109]

Weitere fünfzig Jahre später war die Technik weit genug entwickelt. Der deutschstämmige Amerikaner Hermann Hollerith (1860-1929) baute eine elektrische Zähl- und Rechenmaschine, die im Unterschied zu den mechanischen Vorläufern funktionierte (RPat. Nr. 49593 von 1889). Erstes Anwendungsfeld, heute wäre mit einem unschönen Wort von „Killerapplikation" die Rede (vgl. Kapitel 4.4.4), waren die Volkszählungen: erstmalig in den USA 1891, dann in Schweden und Frankreich 1895, 1900 in Österreich-Ungarn, 1910 in Deutschland u.a. Volkszählungen reichten zwar nicht aus, mehr als eine erste Nachfrage zu generieren, doch ließ sich die Verwendung der „Rechenknechte" auf etliche Verwaltungsaufgaben in Großunternehmen übertragen. Aus der Firma von Hollerith ging 1924 durch Fusion mit anderen Herstellern die „International Business Machines Corporation" (IBM) hervor.[110]

Hollerith verband die mechanische Eingabe mit der elektrischen Auszählung. Die Apparatur bestand aus einer Lese- und Zählmaschine. Das Rechenprogramm war fest verdrahtet. Die Schaltvorgänge wurden von Relais gesteuert. Relais sind aufwendig produzierte, relativ langsam arbeitende mechanische Schaltelemente. Die Daten wurden über Lochkarten eingelesen. Dort, wo die Karten gelocht waren, konnten sich Kontakte schließen, wo nicht, blieben die Stromkreise unterbrochen. Die mangelhafte Perforierung vieler Wahlkarten ist nach der US-Präsidentenwahl im Spätherbst 2000 Ursache heftiger Kontro-

---

que Tangentibus, qua nec Fractas nec Irrationales Quantitates Moratur, et Singulare pro illi Calculi Genus"), Newton in seiner Schrift „Prinzipia Mathematica".

108 Nicht im Sinne von Mühle, sondern von Räderwerk.

109 Naumann, F.: Abakus, S. 65-74. Winston, B.: Media, S. 156f.

110 Naumann, F.: Abakus, S. 76-81. Dotzler, Bernhard J.: Holleriths Killer-Applikation, in: FAZ 10.3.2001, Nr. 59, S. BuZ III. Mattelart, A.: Informationsgesellschaft, S. 35-39.

versen gewesen. Holleriths Maschinen rechneten schon mit dem dualen Zahlensystem.

Die letzten, der Frühgeschichte zuzurechnenden Computer baute Konrad Zuse (1910-1995). Sieht man von der Verwendung von Relais ab (sein Z1 rechnete sogar noch mechanisch), weisen Zuses Rechner seit dem Modell Z3 schon fast alle Merkmale moderner „Universal"-Computer auf. Insbesondere waren sie frei programmierbar: Zuse schrieb eine Programmsoftware namens „Plankalkül". Dies war ein erstes komplexes Computerprogramm, das 1944 Schach spielen konnte – sechs Jahre vor Claude Shannons Schachprogramm, das häufig als das erste seiner Art genannt wird.[111] Allerdings war es in tabellarischer Form geschrieben. Seither bestehen Programme hingegen aus Befehlszeilen, die konsekutiv abgearbeitet werden.

Trotzdem beginnt die moderne Computergeschichte nicht mit Zuse. Seine prinzipiell bahnbrechenden Arbeiten blieben praktisch ohne Folgen. Deutschland verlor den Krieg; Zuse war in der heißen Startphase der Computertechnik nach 1945 mit der Rekonstruktion seiner im Krieg zerstörten Rechenmaschine beschäftigt; im daniederliegenden Nachkriegsdeutschland fehlte Zuse zudem das attraktive Umfeld aus staatlicher Förderung und wirtschaftlicher Nachfrage. Immerhin rekonstruierte er seine Rechner und sicherte seiner Firma sogar in den 1950er Jahren einen bescheidenen Marktanteil. U.a. vermietete er der „Eidgenössischen Technischen Hochschule" (ETH) in Zürich seinen im Krieg hergestellten Rechner Z4 für 30.000 CHF auf fünf Jahre, der dort von 1949 an verwendet wurde. Der nächtelang rechnende Computer, so Konrad Zuse ironisch in seinen Erinnerungen, habe Zürich immerhin ein, „wenn auch bescheidenes, Nachtleben" beschert.[112]

Zuse konnte seine Rechnerarchitektur nicht patentrechtlich schützen, da er auf praktische Lösungen setzte, statt diese schriftlich zu fixieren.[113] Andere Computerpioniere (Claude Shannon, Alan Turing, John von Neumann) gingen geschickter vor. Claude Shannon (1916-2001) legte beispielsweise seine bahnbrechenden Überlegungen in rasch rezipierten wissenschaftlichen Aufsätzen nieder. 1938 schlug er vor, die mathematische Logik in elektronischen Schaltkreisen abzubilden.[114] Die logischen Operatoren (.and.; .not. etc.) der nach dem

---

111 Zuses Rechner Z3 kann jedoch noch nicht als vollständige universelle Maschine im Sinne Alan Turings bezeichnet werden, da er zwar die meisten der Elemente, nicht jedoch die bedingten Sprungbefehle kannte (if, do while, go to, end if etc.) Jedoch besaß der Rechner die sogenannte von-Neumann-Architektur. Zuse erarbeitete die Funktionsprinzipien unabhängig von Alan Turing und John von Neumann (vgl. S. 84). Zudem fixierte er die Konstruktionsprinzipien nicht in patentrechtlich verwertbarer Form. Bauer, F.L.: Zuse, in: Rojas, R. (Hg.): Zuse, S. 5-22. Rojas, R.: Z1 und Z3, in: Ebd. S. 27-62, hier: 57. Zu Plankalkül: Zuse, K.: Computer, S. 190-199. Simulationen der verschiedenen Computer Zuses sowie des ENIAC sind im Internet unter http://www.zib.de/zuse/home.php/ Programs/ Simulations zu sehen (August 2012).

112 Zuse, K.: Computer, S. 108.

113 Petzold, H.: Mühlen des Patentamts, in: Rojas, R. (Hg.): Zuse, S. 63-108.

114 Shannon, C.E.: symbolic analysis, in: TAEE, 327/1938, S. 713-723.

Mathematiker George Boole (1815-1864) benannten „booleschen Aussagenlogik“ machten die Computer zu mehr als nur einfachen Rechenhilfen. Shannon hatte seine Ideen in Diskussionen mit Vannevar Bush (1890-1974) entwickelt, damals Mitarbeiter des „Massachusetts Institute of Technology“ (MIT) und einer der führenden US-amerikanischen Experten für den Bau analoger Rechenapparate. Auf ihn wird zurückzukommen sein, da er als einer der geistigen Urheber des Internets angesehen wird. Shannon, seit 1936 Mitarbeiter des MIT, entwickelte nach dem Zweiten Weltkrieg die mathematische Informationstheorie. Diese Theorie ist ob ihrer Klarheit eine Basistheorie der Kommunikationswissenschaft. Zumeist wird sie allerdings negativ zitiert, da sie mehrfach missverstanden wird.[115]

Information, Kommunikation und Redundanz in der Zeit

Shannon hatte ein Modell entwickelt, bei dem ein Sender eine Botschaft über einen Kanal an einen Empfänger sendet. Kern der Theorie ist die Berechnung der Übertragungskapazität.

Vereinfachend wird zumeist die unidirektionale Kommunikation behandelt. Jedoch kann jederzeit der Empfänger seinerseits zum Sender werden. Häufig ist die Unterstellung zu lesen, die Informationstheorie blende die zweiseitige Kommunikation aus – ein zu Unrecht aufgebauter Popanz. Ein zweites Missverständnis knüpft an den aus der Thermodynamik entlehnten Entropiebegriff (Entropie = Unordnung). Der 2. Hauptsatz der Thermodynamik besagt: „In einem abgeschlossenen System nimmt die Entropie bei irreversiblen Vorgängen stets zu. Nur im Gleichgewicht bleibt sie konstant.“ Das bedeutet vereinfacht, dass alle geschlossenen Systeme Energie verbrauchen. Damit wird „geordnete“ Materie verstrahlt und Unordnung (Entropie) produziert. In der Informationstheorie wird Entropie zu einem zentralen Begriff der Kapazitätsberechnung. Sie ist das Maß für die Möglichkeit der Nachrichten. Je größer die Redundanz, desto geringer die Entropie; je mehr Wiederholungen, desto größer die Ordnung. Thermodynamische Systeme tendieren zum Energieverlust, Informationssysteme zum Informationsverlust.

In der Kommunikationswissenschaft lässt sich – in Abgrenzung zu den informations- und sprachtheoretischen Redundanzbegriffen – Redundanz als Gegensatz zu Neuigkeit verstehen. Die informationstheoretische Redundanz$_{(1.\ Ordnung)}$ bezieht sich auf Zeichen (= Symbole 1. Ordnung); die grammatische Redundanz$_{(2.\ Ordnung)}$ wiederholt Wörter (Symbole 2. Ordnung). Die kommunikationswissenschaftliche Redundanz$_{(3.\ Ordnung)}$ hingegen wiederholt ganze Aussagen.

[115] Vgl. Shannon, C.E.: Theory of Communication, in: TBSTJ, 27/1948, Nr. 3, S. 379-423 und Nr. 4, S. 623-656. Abrufbar unter: http://cm.bell-labs.com/cm/ms/what/shannonday/shannon1948.pdf (August 2012).

Dieser Redundanzbegriff leitet sich daher aus einem kommunikationswissenschaftlichen Informationsbegriff ab, der Information als Aussage mit Neuigkeitswert definiert. D.h., eine Information muss zwei Bedingungen erfüllen: 1., sie muss eine Aussage enthalten, sie darf nicht nichtssagend (leer) sein. 2., sie darf nicht schon Bekanntes wiederholen. In diesem Sinne definierte Harry Pross Information als „Korrelat von Unkenntnis".[116] Somit konstitutiert sich Redundanz (in der Regel) bei den Rezipienten (Leser, Empfänger, Zuhörer etc.), da nur sie entscheiden können, ob die Information neu oder schon bekannt ist. Wenn also dem Modell von Shannon unterstellt wird, er hätte die Erwartbarkeit von Kommunikation in sein Modell eingeführt, ist das falsch, da er einen messtechnischen Informationsbegriff benutzte. Sinn und Bedeutung, auf denen menschliche Kommunikation beruht, schloss er ausdrücklich aus dem Modell aus.[117]
Information, Kommunikation und Redundanz als Komplementäre sind ohne die Zeit nicht vorstellbar. Wenn mit Claude Shannon und Norbert Wiener Information eine Zeitfunktion ist, dann Kommunikation selbstredend auch. Redundanz schlägt in diesem Sinne die Brücke über die Zeit, verbindet das gestern mit dem heute und dem morgen.[118] Redundanzen ermöglichen nicht nur Anschlusskommunikation, gleichen Informationsverluste aus und lenken Aufmerksamkeit, in einem fundamentalen Sinne liegen sie auch der Kommunikationsgeschichte generell zugrunde: Sie bilden die Stabilität der Strukturen im Wandel der Zeit. Ohne die Verschränkung von Wandel und Beharrung gäbe es weder das eine noch das andere, gerade in Entstehung und Erfindung neuer Medien zeigt sich, dass das Neue immer des Alten bedarf, vielfältig an es anknüpft und variiert.

2.2 Erfindung und Weiterentwicklung der neuen Medien

2.2.1 Kopier- und Satztechniken: die Presse

Gutenbergs Erfindung

Hätte Johann Gensfleisch, gen. Gutenberg, in einer anderen Zeit, an einem anderen Ort und in einer anderen Kultur gelebt, wer weiß, ob er den Buchdruck mit beweglichen Lettern hätte erfinden können. Gutenberg entstammte einer

[116] Pross, H.: Kommunikationspolitik, in: Reimann, H./ Reimann, H. (Hg.): Information, S. 23.

[117] Allerdings ist ein gemeinsam mit Warren Weaver (1894-1978) verfasster Beitrag missverständlich, der suggeriert, die semantisch-syntaktisch-pragmatischen Aspekte seien ebenso berechenbar wie die informationstheoretischen. Vgl. Shannon, C.E./ Weaver, W.: Grundlagen der Informationstheorie, S. 35.

[118] Stöber, R.: Redundanz, in: MuK, 59/2011, Nr. 3, S. 307-323. http://www.m-und-k.nomos.de/fileadmin/muk/doc/Aufsatz_MuK_11_03.pdf (August 2012).

angesehenen Mainzer Patrizierfamilie. Von Beruf war er Goldschmied: Damit verfügte er über die notwendigen metallurgischen Fähigkeiten, die für die Herstellung von Drucktypen nötig waren. Da Goldschmiede von ihren Schmuckstücken Probeabdrucke nahmen, um deren Qualität zu kontrollieren, war ihm auch eine Form des „Druckens" geläufig. Die Druckerpresse hatte er sich von den Weinpressen der rheinischen Winzer abgeschaut und seinen Bedürfnissen angepasst. Die hölzerne Handpresse blieb seit dem späten 15. Jahrhundert für beinahe 350 Jahre nahezu unverändert. Gutenbergs Leistung bestand daher im Transfer, d.h. in der Verbindung von Bekanntem mit Neuem und der Verbesserung des Bewährten.[119]

Gutenbergs eigentliche Erfindung war eine Form, mit der exakt gleichförmige Druckbuchstaben gegossen werden konnten. Die Metall-Legierung musste einen niedrigen Schmelzpunkt besitzen, um leicht verarbeitbar zu sein. Zugleich sollte es hart genug sein, um sich nicht schnell abzunutzen. Nach längerem Experimentieren fand Gutenberg eine Legierung aus Blei, Zinn, Wismut und Antimon. Die Mischung härtete schnell aus und ermöglichte die Reproduktion vieler gleichförmiger Typen.

Der Ordnung wegen wurden sie in Setzkästen abgelegt. Der Setzer fügte nun Buchstabe für Buchstabe in den Winkelhaken. Die fertige Zeile wurde mit gekonntem Schwung auf das Satzschiff, eine Metallplatte, die der Druckseite entsprach, befördert. Gedruckt wurde auf angefeuchtetem Papier. Das Satzschiff wurde mit Druckerschwärze, einer Mischung aus Ruß und Fett, bestrichen. Der Papierbogen wurde mit einer Spindelpresse gegen die bestrichene Vorlage gepresst. Die Gutenbergschen Drucker gingen sehr sorgfältig zu Werke.

Mit dem Typenguss hatte Gutenberg unbewusst die erste Massenproduktion identischer Kopien erfunden. Dabei ist es ihm wohl kaum um die Revolutionierung der Industrieproduktion gegangen, vielleicht nicht einmal um die Erfindung eines „Kopierapparats", sondern – so interpretiert es neuere Literatur – um Ästhetik.[120] Dieser Gedanke ist, betrachtet man die Perfektion der 42-zeiligen Bibel, bestechend, unterschätzt allerdings Gutenbergs ökonomisches Kalkül.

Gedruckt wurde um 1800 noch immer auf der Handpresse, gesetzt wurde im Handsatz, die Nachrichten überbrachten wie seit alter Zeit persönliche Boten. Das gilt in ganz Europa. Honoré de Balzac (1799-1850) beginnt seinen Roman „Verlorene Illusionen" mit dem Satz: „Zu der Zeit, da unsere Geschichte beginnt [in der Französischen Revolution], fand man in den kleinen Druckereien der Provinz weder die Stanhopsche Presse noch die Walzen zum Auftragen der Farbe."[121] Allerdings war die ursprüngliche Holzkonstruktion der Presse nach und

[119] Hanebutt-Benz, E.-M.: Gutenbergs Erfindungen, in: Dies. (Hg.): Gutenberg, S. 158-189.
[120] Giesecke, M.: Buchdruck, S. 142-144.
[121] Balzac, H.: Verlorene Illusionen, S. 7.

nach durch Metallteile ersetzt worden. Metall entzog der Druckerfarbe keine Feuchtigkeit, damit blieb die Presse formstabil.[122]

Moderne Drucktechniken

Um 1800 begann eine Phase stürmischer Entwicklungen. Die Veränderungen betrafen alle technischen Bereiche. Kapazität und Qualität des Drucks wurden verbessert. Die Konsequenzen für die Arbeitsorganisation in Verlagen und Redaktionen, für die Verbreitung der Presse, für die Schnelligkeit und Reichhaltigkeit der übermittelten Inhalte und damit nicht zuletzt auch für den Einfluss der Presse auf das alltägliche Leben und das gesellschaftliche Miteinander waren enorm. Die Ausgangslage am Ende des 18. Jahrhunderts nimmt sich allerdings nur aus der Rückschau bescheiden aus. Hätten Zeitgenossen der Wende vom 15. auf das 16. Jahrhundert vergleichend vorausschauen können, wären sie ebenso erstaunt über die massenhafte Verbreitung von Zeitungen und Zeitschriften gewesen, wie Zeitgenossen Napoleons I. fassungslos vor dem Stand der Massenmedien an der Wende zum 21. Jahrhundert stehen würden. Schon in der Frühen Neuzeit hatten verschiedene Druckverfahren nebeneinander existiert. Man unterscheidet

- den Hochdruck, den Tiefdruck und den Flachdruck.

Bei dem Hochdruck wird die Druckfarbe auf die erhabenen Teile der Druckplatte aufgebracht. Typische Hochdruckanwendungen sind der Druck von Holzschnitten sowie insbesondere Gutenbergs Druck mit beweglichen Lettern. Beim Tiefdruck wird hingegen die Farbe in die Vertiefungen der Druckplatte eingerieben, die Zwischenflächen und -stege werden von der Farbe gereinigt. Typische Anwendungen sind Radierungen und Kupferstiche. Beim Flachdruck existiert zwischen den farbtragenden und den farbfreien Schichten kein Niveauunterschied. Die Effekte der Farbannahme und -abstoßung werden durch wechselseitige Abstoßung von Fett und Wasser erzielt. Typische Anwendungen sind Lithografie und Offset-Druck.[123]

Da Gutenbergs Presse nach dem Prinzip Fläche gegen Fläche druckte, hielten die Drucktypen nicht lange. Das Papier musste mit starkem Druck auf die Satzform gepresst werden, die Typen waren in wenigen Monaten breitgequetscht. Die Bogengröße konnte nicht beliebig gesteigert werden, denn der erforderliche hohe Anpressdruck ließ sich nur bei mäßig großen Formaten erzielen. So war Drucken körperlich anstrengend und die Druckgeschwindigkeit ließ zu wünschen übrig. Zudem wurden die Typen umständlich eingefärbt und hinterher wieder gesäubert.

Nur eine radikal neue Druckmaschine konnte Druckgeschwindigkeit, Format und Lebensdauer der Schrifttypen steigern. Friedrich Gottlob Koenig (1774-

[122] Welke, M./ Fuchs, B.: Zeitungsdruck, S. 11-23.
[123] Grundlegend: Koschatzky, W.: Graphik.

1833) und Andreas Friedrich Bauer (1783-1860) ersetzten den Druck Fläche gegen Fläche durch Fläche gegen Zylinder – weiterhin im Hochdruck-Verfahren. Koenig erhielt erste grundlegende Patente 1810/11. Ein Jahr später war die erste Schnellpresse nach dem neuen Prinzip fertig. Die neue Konstruktion bot große Vorteile. Die Druckwalze drückte immer nur auf einen Bruchteil des Satzes, der niedrigere Andruck schonte die Drucktypen, die Druckformate konnten gesteigert werden, der Druckvorgang beschleunigte sich. 1814 wurde die erste Zeitungsausgabe, die Londoner „Times", auf einer Schnellpresse gedruckt. Selbstbewusst verkündete der Leitartikel: „Our Journal of this day presents to the public the practical result of the greatest improvement connecting with printing, since the discovery of the art itsself."[124] In Deutschland kaufte Johann Friedrich Cotta (1764-1832) 1822 die erste Schnellpresse für die „Allgemeine Zeitung", ein Jahr später folgte die Berliner „Haude und Spenersche Zeitung". In größerer Zahl wurden sie seit den 1840er Jahren angeschafft.[125]

Rotationspressen nach dem Prinzip Zylinder gegen Zylinder kamen seit den 1870er Jahren vermehrt zum Einsatz. Die noch herkömmlich gesetzten Vorlagen wurden abgegossen, die Abgüsse dann auf die Rotationswalzen gespannt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte sich die Technik der Stereotypie eingebürgert. Dabei wurde von dem fertig gesetzten Seitenumbruch in einer Maschine ein Gipskartonabdruck, eine sogenannte „Mater" genommen. Die Mater wurde in eine weitere Maschine halbkreisförmig eingespannt und mit der gutenbergschen Bleilegierung ausgegossen. Auch dies Verfahren ist noch ein Hochdruckverfahren. Die verbesserten Drucktechniken ermöglichten immer höhere Auflagen. Mit der Einführung der neuen Druckmaschinen vergrößerten die überregionalen Zeitungen seit den 1830er Jahren, die lokalen seit den 1840er und 1850er Jahren allmählich ihre Satzspiegel. Um 1900 waren in etwa die heute üblichen Formate erreicht. Nur neue Pressetypen wie die Boulevardpresse kehrten zu kleineren Formaten zurück, um der Leserschaft auf dem Weg zur Arbeit die Lektüre zu erleichtern.

Von besonderer Bedeutung für die moderne Drucktechnik ist das Flachdruckverfahren. Es entwickelte sich aus der Lithografie, die Ende des 18. Jahrhunderts durch Aloys Senefelder (1771-1834) erfunden worden war und mehrere Vorteile bot: Die Kalksteinplatten als Träger der Abbildungen waren wiederzuverwenden. Die Druckgeschwindigkeit war dreimal höher als beim Kupfertiefdruck. Die Abbildungen waren leichter zu korrigieren. Doch waren die Steine sehr bruchempfindlich. Während sich die Lithografie im Karten-, Kunst- und Notendruck rasch durchsetzte, konnte sie sich für die Presse nur bei den Nachrichtenkorrespondenzen und den Bilderbogen für eine gewisse Zeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts die beherrschende Stellung sichern.

---

[124] The Times, 29.11.1814, Nr. 9378, S. 3. Das „Times Digital Archive" im Rahmen der DFG-Nationallizenzen abrufbar. Ebenfalls faksimiliert in: Bauer, W.: Öffentliche Meinung (1930), S. 350.

[125] Welke, M./ Fuchs, B.: Zeitungsdruck, S. 31-39.

Erst die Weiterentwicklung zum Rollenoffset-Druck, der Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA und Deutschland gleichzeitig erfunden wurde, setzte sich im Zeitungsdruck durch. Der englische Name hebt auf „set off" = übertragen ab, wird in Deutschland aber erst nach dem Ersten Weltkrieg gebräuchlich. Der Offset-Druck basierte auf dem gleichen chemischen Grundprinzip wie die Lithografie, Farbträger waren allerdings keine Steine, sondern gummierte Walzen. Zunächst muss eine Druckvorlage – Texte und Bilder – erstellt und abgezogen werden. Das Gummituch übernimmt seitenverkehrt die Druckvorlage. Die einzufärbenden Stellen sind nicht farbabweisend, die freien abweisend. Das Gummi wird auf die Rotationswalze gespannt und überträgt die Vorlage auf das Papier. Noch vor dem Ersten Weltkrieg häuften sich die Patente für Zeitungs-Offset-Maschinen. Eine erste deutsche Tageszeitung erschien mit Offset-Druck-Bildern Ende der 1920er Jahre. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich das Druckprinzip in Deutschland zur beherrschenden Zeitungsdrucktechnik. Die Drucktechnik wurde weiter vervollkommnet, mit Satztechniken (s.u.) kombiniert und zu vollelektronischen Druckmaschinen entwickelt (seit 1990).[126]

Neue Satztechniken

Die nächste Schwachstelle war der Handsatz. Ein Setzer Gutenbergs setzte am Tag etwa eine Druckseite. Dabei verwandte er nur ein Drittel seiner Zeit auf das Setzen selbst. Ein weiteres Drittel benötigte er für das Ausschließen der Zeilen, d.h. für die Herstellung des Randausgleichs. Um die Drucktypen nach dem Druck wiederverwenden zu können, mussten sie abschließend im Setzkasten abgelegt werden. Damit verging das letzte Drittel Zeit.

Erste Verbesserungen richteten sich auf die Vereinfachung des Handsatzes. Bei den sogenannten Logotypensystemen wurden die gebräuchlichsten Buchstabenkombinationen zusammengegossen. Doch was die Logotypensysteme an Satzzeit einsparten, das verbrauchten sie mit der wesentlich komplizierteren Ablage. Erfinderwettbewerbe seit Beginn des 19. Jahrhunderts versuchten das Problem zu beheben. Etliche Tüftler ruinierten dabei sich und ihre Geldgeber; Mark Twain (1835-1910) verlor praktisch sein gesamtes Vermögen.

Erst dem Deutsch-Amerikaner Ottmar Mergenthaler (1854-1899) glückte, woran ca. 200 Erfinder vor ihm gescheitert waren. Er versuchte keine Typensetzmaschine zu konstruieren, sondern verband Setzen und Gießen (1885/6).[127] Der Setzer schrieb auf einer schreibmaschinen-ähnlichen Tastatur, die Gussvorlagen wanderten aus dem Magazin in eine Zeile, die mit Blei ausgegossen und im Satzschiff abgelegt wurde. Die nicht mehr benötigten Gussformen fielen nach jedem Zeilenguss ins Magazin zurück. Mergenthaler nannte die Erfindung „Li-

[126] Welke, M./ Fuchs, B.: Zeitungsdruck, S. 40-43.
[127] RPat 32586 und 40857.

notype“ – line of types. Auf die Dauer konnte sich neben der Linotype nur noch eine andere Satzmaschine behaupten: die lochkartengesteuerte Monotype des Erfinders Tolbert Lanston (1844-1913) – 1887 patentiert.

Die Satzmaschinen boten mehrere Vorteile: Die Satzgeschwindigkeit stieg um das Drei- bis Vierfache. Die Buchstaben nutzten sich nicht ab. Dadurch blieb der Satz gleichmäßig. Nachteilig schlug allerdings die beschränkte typografische Vielfalt zu Buche. Die ersten Baumuster konnten nur eine einzige Schriftart und Größe bewältigen. Erst 1907 kam eine Doppelmagazin-Linotype (für zwei Schriften), 1911 eine mit dreifachem Magazin (für drei Schriften) auf den Markt. Setz-Gießmaschinen eigneten sich für einfache Satzaufgaben, für sogenannten „glatten Satz“, wie er bei Standardtexten anfällt. Zudem waren die Maschinen teuer. Eine Linotype kostete 1910 in Deutschland 12.000 bis 13.000 Mark – ein mittleres Bürgerhaus. Weil nur große Verlage die Maschinen finanzieren konnten, mussten kleinere sich zusammenschließen, Konzentrationsprozesse kamen in Gang. Insgesamt dürften jedoch trotz Linotype und Monotype vor dem Ersten Weltkrieg noch zwei Drittel aller Texte von Hand gesetzt worden sein.

Die Typen- und Zeilengießmaschinen wurden im 20. Jahrhundert weiter verbessert.[128] Zum einen kombinierte man die Linotype und ähnliche Setzmaschinen mit Lochstreifen und -karteneingaben. Die Lochkarten wurden vorher in speziellen Maschinen kodiert und waren in einer elektromechanischen Vorform des Computers gebräuchlich. Daneben wurden Foto-Setzmaschinen entwickelt, welche die einzelnen Buchstaben und Ziffern auf Glasträgern oder Fotoscheiben enthielten und sequentiell auf eine lithografische oder Offset-Vorlage übertrugen. Hier musste die Vorlage nicht mehr gegossen werden. Vor dem Zweiten Weltkrieg war das Fotosatzverfahren weitgehend ausgereift. Allerdings wurden beide Satzverfahren, das auf dem Bleisatz und das auf dem Fotosatz basierende, nach 1945 weiterentwickelt. Seit den 1950er Jahren wurden die unterschiedlichen Satztechniken mit der aufkommenden Datenverarbeitung kombiniert. Statt Lochkarteneinlese setzten sich nun Eingaben mit Elektronenrechnern durch. In den 1960er Jahren wurden erste Satzrechner entwickelt, die Wortabstände, Randausgleich und andere Formatierungen automatisch berechnen konnten. Digitale Setzmaschinen übernahmen von Band oder Diskette die Satzvorlage. Setzmaschinen wurden in der Folgezeit Computern immer ähnlicher. Sie erhielten Monitore und Textspeicher, so dass simultane Kontrolle und nachträgliche Korrektur durchführbar wurden. Diese Verfahren haben sich einerseits bis zum Desktop-Publishing-Verfahren (seit den 1980ern) weiterentwickelt und den Weg sogar in die Büros mittlerer und kleiner Unternehmer sowie den „Home-User“-Bereich gefunden. Im professionellen Druckgewerbe ermöglichte das sogenannte Computer-to-plate-Verfahren (seit den späten 1970ern) den umweglosen Druck aus dem Computer auf die Druckmaschine,

[128] Welke, M./ Fuchs, B.: Zeitungsdruck, S. 44-48.

ohne Zwischenkopien zu benötigen. Vom Arbeitsprozess ist dies der Kombination aus PC und Drucker im Heimanwenderbereich vergleichbar. In Verbindung mit Glasfaserkabel- und Satellitentechnik ließen sich auf diese Weise die Druckzentren verteilen und somit der Vertrieb vereinfachen. Nur so konnte seit 1982 die „USAtoday" als erste überregionale Zeitung in Nordamerika erscheinen.

2.2.2 Aufzeichnung und Wiedergabe: die Entwicklung des modernen Films

Der Kontext ist für den Erfolg von Innovationen mindestens so wichtig wie die Pfiffigkeit der Erfindung selbst: Im 19. Jahrhundert existierten bereits viele wichtige Voraussetzungen. Insbesondere das europäische und außereuropäische Publikum war an visuelle Medien herangeführt worden. Jürgen Wilke hat von einem „Visualisierungsschub" gesprochen.[129]

Schon vor dem modernen Film gab es erste Visualisierungstechniken für das bewegte Bild. 1824 hatte Peter Mark Roget (1779-1869) die Trägheit der menschlichen Netzhaut entdeckt. Damit wurde ein Konzept denkbar, bei dem statt bewegter Bildträger eine schnelle Folge von einzelnen Standbildern den Eindruck der Bewegung hervorruft. Maximal zehn Bilder pro Sekunde kann der Mensch noch unterscheiden. Darüber fließen die Standbilder aufgrund der Nachbildwirkung ineinander. Anfangs sehr flimmernd, je höher die Frequenz, desto ruhiger erscheint der Bewegungsablauf. Man spricht vom stroboskopischen Effekt.[130] Sogenannte „Lebensräder" oder „-scheiben" nutzten den Effekt als erste. Die Bilderscheiben wurden gleichzeitig von Joseph Plateau (1801-1883) in Brüssel und Simon Stampfer (1790-1864) in Wien um 1832/33 erfunden. Stampfer prägte auch den Ausdruck „stroboskopische Scheiben". Schon in den 1830ern verkauften Händler sie als Spielzeug. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Scheiben zu Bildtrommeln verbessert. 1857 fand in Frankfurt a.M. vor 30 Zuschauern die Vorführung einer Riesentrommel statt. Lebensräder zeigten Bewegungsabläufe, die endlos wiederholt werden konnten: z.B. Faustkämpfe, Tänzer, über Hürden springende Pferde und andere kurze Bildfolgen, bei denen das Ende in den Anfang blendete. Zum modernen Film fehlte aber noch Einiges:

- Es mangelte an der geeigneten Aufnahmetechnik, da die bisherigen Präsentationen waren von Hand gefertigt. Die ersten, von Joseph Niepce (1765-1833) und Louis Jaques Daguerre (1787-1851) in den 1820ern und 1830ern (dop-

[129] Wilke, J.: Mediengeschichte, S. 306. Zur Technikgeschichte: Wersig, G.: IuK-Technologien, S. 64-75. Behrens, T.: Massenmedien. Zur Frühgeschichte: Korte, H./ Faulstich, W.: Fischer Filmgeschichte 1895-1924, S. 13-47. Zielinski, S.: Entstehung des Films, in: Korte, H./Faulstich, W. (Hg.): Fischer Filmgeschichte 1895-1924, S. 48-67.

[130] Den Effekt macht sich bspw. die Kalibrierung der Vinyl-Plattenspieler zu Nutze.

pelt) erfundenen Fotografiertechniken waren nur bedingt brauchbar. Belichtungen dauerten bis zu mehreren Stunden und waren daher prinzipiell nur für statische Motive geeignet. Auch gab es noch keine Möglichkeit, Abzüge und Kopien herzustellen. Das Negativverfahren erfand 1839 Henry Fox Talbot (1800-1877).

- Zudem gab es kein geeignetes Trägermaterial zur Speicherung der Aufnahme: Papiere waren undurchsichtig, Glasplatten nicht flexibel, Gelatinestreifen zwar flexibel aber vergänglich. Erst die Erfindung des Zelluloids, des ersten modernen Kunststoffs,[131] 1869 in Amerika schuf Abhilfe. Thomas A. Edison (1847-1931) benutzte für seine nach 1888 gebauten Vorführapparate perforiertes Zelluloid, das den exakten Vortrieb erlaubte.
- Um stroboskopische Effekte zu erzielen, mussten viele Aufnahmen in rascher Folge belichtet werden. Reihenkameras, die mehrere Bildplatten kurz nacheinander belichteten, ermöglichten seit den 1860ern die Aufnahme von Bewegungsabläufen.[132]
- Die Projektionstechnik musste wie ein Spiegel der Aufnahmetechnik entsprechen: Die Wiedergabe konnte nicht kontinuierlich geschehen, sondern stand jeweils für den Bruchteil einer Sekunde still. Innerhalb noch kürzerer Zeit wurde der Film weitertransportiert, anfangs mit 16 (Skladanowsky) oder 22 (Lumière) Bildern pro Sekunde, später mit standardisierten 24 Bildern pro Sekunde.[133]
- Die wichtigste Voraussetzung, ohne die Kino undenkbar wäre, war jedoch die Installation elektrischer Versorgungsnetze und insbesondere die Erfindung der elektrischen Glühbirne (Heinrich Goebel 1854; Thomas A. Edison 1879). Denn Filme mussten mit großer Helligkeit projiziert werden.

Nahezu zeitgleich hatten 1893/95 Thomas A. Edison in den USA, die Gebrüder Lumière in Frankreich und die Gebrüder Skladanowskys in Deutschland Filme mit beweglichen Bildern vorgestellt.[134] Von verschiedenen Erfindern wurden die Geräte weiterentwickelt. Besonders wichtig wurde 1896 die Einführung des Malteserkreuzes durch den deutschen Filmpionier Oskar Meßter (1866-

---

[131] Man könnte auch Keramik und Glas als Kunststoffe bezeichnen, im Sprachgebrauch hat sich jedoch die Wortverwendung ausschließlich für chemische Produkte auf Polymer-Basis eingebürgert.

[132] Entscheidend verbesserte der Hoffotograf des deutschen Kaisers, Ottmar Anschütz (1846-1907), Aufnahme und Projektion von Phasenbildern. Das preußische Kultusministerium beschloss 1886 die Förderung. Auch das Militär war an fotografischen Aufnahmen interessiert: Geschossflugbahnen sollten untersucht werden. Andere Interessenten waren z.B. Pferdezüchter in den USA, die über die elementaren Bewegungsabläufe von Pferden im Galopp (schweben irgendwann alle Hufe gleichzeitig in der Luft?) Auskunft erlangen wollten. Eadweard Muybridge (1830-1904) klärte diese Frage mit seinen seriellen Fotografien. Ein dritter Erfinder der Serienfotografie war Étienne-Jule Marey (1830-1904). Vgl. Berns, J.J.: Film vor dem Film, S. 96-99.

[133] Kinematograph, in: Meyers Bibliographisches Institut. (Hg.): Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl., Bd. 11, S. 19-21.

[134] RPat 84722 und 88599.

1943). Das Malteserkreuz erlaubt den perfekten Wechsel von Weitertransport des Films und Stillstand des Einzelbildes.

Schon seit den frühesten Tagen des Films war mit dem Ton experimentiert worden. Nadel-Tonfilme führte Meßter bereits 1903 vor. Die Versuche, die Medien Schallplatte und Film zu verbinden, scheiterten zunächst jedoch an dem Problem der Synchronisation, der zu geringen Lautstärke, der Abnützung der Platten u.a.m.[135] Erst mit der modernen Digitaltechnik fielen diese Probleme fort, so dass in den 1990er Jahren eine Variante des Nadel-Tonfilms mit Film und CD in die Kinos kam.[136] Der erste abendfüllende Ton-Film überhaupt, „Jazz-Singer" (1927) mit Al Jolson (Künstlername für Joseph Rosenblatt), einem schwarz geschminkten Weißen, war ein Nadel-Tonfilm. Obwohl nur teilweise vertont und nicht in andere Sprachen synchronisiert, war er eine Weltsensation.[137]

Beim Licht-Tonfilm entfiel das Synchronisierproblem, da sich die Tonspur und Bilder auf demselben Filmstreifen befanden. Die Dialoge und Geräusche wurden in Helligkeitswerte moduliert. Eine Lampe durchleuchtete die Tonspur, eine Fotozelle wandelte die Helligkeitswerte in elektrische Impulse um. Doch vor der Einführung leistungsfähiger Röhrenverstärker und dynamischer Lautsprecher mit hohem Wirkungsgrad konnten die großen Kinosäle nicht beschallt werden. Der (Licht-) Tonfilm setzte sich zwischen 1929 und Mitte der 1930er Jahre in allen großen Filmländern durch. Der Übergang zum Tonfilm zeitigte etliche Folgen:

- Die Kamerageschwindigkeit musste jetzt standardisiert (24 Bilder pro Sekunde) und ohne Schwankungen eingehalten werden, da ansonsten die Stimmhöhen der Schauspieler verzerrt worden wären: eine Bass- zur Piepsstimme und umgekehrt.
- Die Kameras wurden gekapselt, da die Mikrofone nicht nur die gewünschten Töne, sondern auch unerwünschte Nebengeräusche (u.a. die Motorgeräusche der Kameras) aufnahmen. Am Set hatte absolute Ruhe zu herrschen.
- Die Schauspielerinnen und Schauspieler mussten Sprechrollen lernen, sich an ein Skript halten und angenehme Stimmen haben. Ein ausländischer Akzent, der in der Stummfilmzeit nicht interessierte, wurde zum Hemmnis internationaler Karrieren. Emil Jannings, Professor Unrat im Film „Der Blaue Engel" (1929), machte keine internationale Karriere, Marlene Dietrich, die fesche Lola des Films, wurde zum Weltstar.
- Frühe Filmrezensionen zeigen, dass zu Stummfilmzeiten der Zuschauer dem Film viel beiläufiger folgte als zu späteren Tonfilmzeiten. Stummfilme animierten zu Kommentaren, Beifalls- und Abfälligkeitsbekundungen auf offener Szene, während Gleiches im Tonfilm die anderen Zuschauer stört. Als

[135] Mühl-Benninghaus, W.: Wende vom Stumm- zum Tonfilm, in: RuG, 24/1998, Nr. 4, S. 209f.
[136] Bei dem „Digital Theatre System" wird der Ton auf einer synchron abgespielten CD gespeichert.
[137] Crafton, D.C.: talkies, S. 120-124, 127-164.

der Tonfilm aufkam, stieß sich das Publikum sogar daran, keine Möglichkeit zum Applaus mehr zu haben. Filmemacher überlegten daher, in Tonfilme Applauspausen zu kopieren.[138]

Durch Einführung von Nachvertonung, Mikrostativen, Mehrspuraufzeichnungsverfahren, Addition von Spezialeffekten u.a.m. wurden die vielfältigen Probleme gelöst. Der Ton wurde immer besser, über Stereo, Mehrspurvertonung bis zum Surround-Sound der Gegenwart dienten die weiteren Verbesserungen dazu, den optischen Eindruck immer raffinierter zu untermalen und ein suggestives Gesamtkunstwerk zu schaffen.

Ähnliches gilt – mehr oder minder – für den Übergang zum Farbfilm. Wie der Ton-, war auch der Farbfilm zunächst technisch unzulänglich. Erste Farbfilme hatte schon Edison veröffentlicht, Bild für Bild waren sie von Hand (mit Schablonen) koloriert worden. Weite Verbreitung hatte die Virage-Technik gefunden: Dabei wurden Szenen entsprechend der Stimmungslage gefärbt, z.B. Liebesszenen in rötlicher Farbe. Vor dem Ersten Weltkrieg waren nach Schätzungen ca. vier Fünftel aller Filme viragiert, erst in den 1920er Jahren ging man davon ab.[139]

Um die Gunst des Publikums stritten sich seit den 1930er Jahren zwei unterschiedliche Verfahren, von den Herstellern „Technicolor", bzw. „Eastman-Color" oder „Agfa-Color" genannt. Im Dreistreifenverfahren „Technicolor" wurde die Filmhandlung synchron in den drei Farben rot, gelb und blau gedreht und dann für die Vorführkopie auf einen Klarfilm übereinandergedruckt. Im Mehrschichtenverfahren „Eastman-Color" oder „Agfa-Color" trug der Aufnahmefilm drei, für unterschiedliche Wellenlängen empfindliche Filme. Obwohl das Mehrstreifenverfahren die technisch brillantere und auch haltbarere Variante war, setzte sich das Mehrschichtenverfahren letztlich durch: Die Produktionskosten waren niedriger.[140]

Die weiteren Entwicklungen dienten v.a. der Perfektion der Suggestion: von der Einführung der Stereophonie und des Breitwandfilms in den 1950er Jahren bis zum digitalen Sound- und Bildsystem der 1990er. Die Illusionsmaschine sollte immer beeindruckender werden. Die ökonomischen und programmlichen Konsequenzen werden im Kapitel 4.2 noch zu diskutieren sein. Vor allem führte es den Film aus der Krise, in die der Markt nach der Mitte des 20. Jahrhunderts gekommen war.

---

138 Tucholsky, K.: Erotische Films, in: Schweinitz, J. (Hg.): Prolog vor dem Film, S. 51-54. Mühl-Benninghaus, W.: Theater und Medien, in: RuG, 22/1996, Nr. 2/3, S. 113. Müller, C.: Übergang zum Tonfilm, in: JbKG, 4/2002, S. 136-168.

139 Elsaesser, T.: frühes Kino, S. 22. Marschall, S.: Farbe, S. 291-300.

140 Marschall, S.: Farbe, S. 300-315. Prokop, Dieter: Medien-Macht, S. 131-133.

2.2.3 Entwicklung der Infrastrukturen: von der Telekommunikation zum digitalen Netz

Frühe Experimente

Bei Telegrafie und Telefon stand nicht eine technische Erfindung, sondern das gesellschaftliche Bedürfnis am Anfang der Entwicklungen. Schon die frühen optischen Telegrafen hatten den Bedarf an möglichst rascher und zuverlässiger Nachrichtenübermittlung erwiesen. Hinzu kam die zunächst keineswegs zielgerichtet auf die spezielle Nutzanwendung der Informationsübermittlung orientierte Forschung. Schon bevor die ersten optischen Telegrafenlinien errichtet waren, wurde im 18. Jahrhundert mit elektrischem Strom und in diesem Zusammenhang auch mit der elektrischen Telegrafie experimentiert. Die ältesten Versuche lassen sich daher nicht genau datieren.[141]

Der mutmaßlich erste Vorschlag, das Alphabet mittels elektrischem Strom an einen entfernten Ort zu übertragen, wurde 1753 von einem C.M. in einer britischen Zeitschrift unterbreitet. Er schlug vor, für jeden Buchstaben einen isolierten Draht zu verwenden und den Empfang mit elektrostatisch aufgeladenen Bällen oder verschieden tönenden Glocken anzuzeigen. Die technischen Grundlagen beschrieb er als „well known to all who are conversant in electrical experiments".[142] Aus dem späten 18. Jahrhundert sind weitere Beschreibungen ähnlicher Telegrafen erhalten. Der Deutsche Thomas Sömmering (1755-1830) gilt als eigentlicher Erfinder der elektrischen Telegrafie. Auch sein elektrochemischer Telegraf, den er im Sommer 1809 erfolgreich testete und Ende August der Öffentlichkeit vorstellte, funktionierte nur unter Zuhilfenahme einer großen Zahl von Leitungen: 35 Drähte für 25 Buchstaben und 10 Zahlen sollten die Signale übermitteln. Seit dem frühen 19. Jahrhundert wetteiferte eine Vielzahl von Erfindern in dem Versuch, praktikable Apparaturen zu konstruieren. Die unterschiedlichen technischen Lösungsansätze können hier nicht nachgezeichnet werden. Die große Zahl der Erfinder und Erfindungen deutet allerdings an, dass Telegrafie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als lohnendes Entwicklungsfeld betrachtet wurde.[143]

---

[141] Auf Menschen wurde nicht immer Rücksicht genommen: 1746 installierte der französische Mönch, Wissenschaftler und Erzieher am Hofe Ludwigs XV., Abbé Jean-Antoine Nollet (1700-1770), eine 1,5-2 km lange Versuchsstrecke, über die er Strom leitete, mit 200 Mönchen, die über jeweils 7,5 m lange Eisendrähte miteinander verbunden waren. Die Mönche dürften laut geschrieen haben. Standage, T.: Internet, S. 1.

[142] C.M. war vermutlich der Chirurg Charles Morrison aus Greenock. C.M.: To the author of Scots Magazine, in: Scots Magazine, 15/1753, S. 73f. Vgl. Telegraph, in: Encyclopaedia Britannica, 11. Aufl., Bd. 25, S. 510.

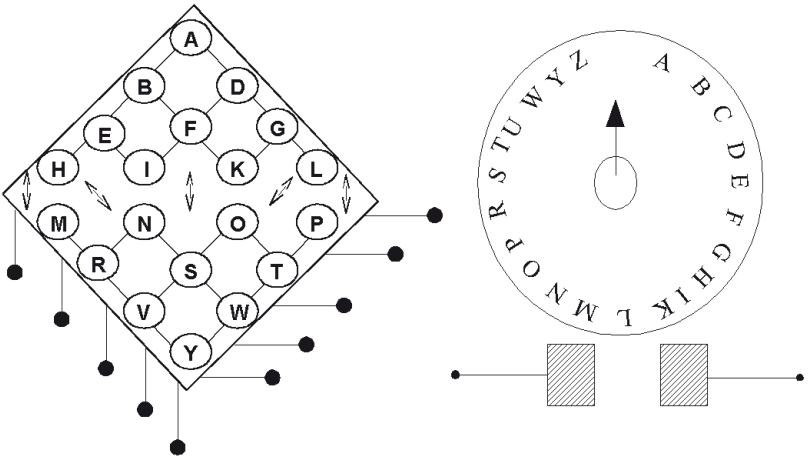
[143] Aschoff, V.: Nachrichtentechnik, Bd. 2, S. 13-28 und passim. Oravas, G.Ä.: Lectures, Bd. 2, S. 945-961. Vgl. auch Wersig, G.: IuK-Technologien, S. 90-103.

Die Entstehung der modernen Telegrafie

Wichtige Versuche unternahmen der Göttinger Mathematiker Carl Friedrich Gauß (1877-1855) mit seinem Assistenten Wilhelm Eduard Weber (1804-1891). Beide bauten in den 1830er Jahren einen elektromagnetischen Telegrafen, der über knapp drei Kilometer funktionierte. Die praktische Nutzanwendung ihres Telegrafen scheiterte jedoch. Es ist bezeichnend, dass deutsche Physiker und Techniker (z.B. Karl August Steinheil [1801-1870] und Paul [Pawel] Schilling von Canstadt [1786-1837]) eine Reihe von weiterführenden praktischen Vorschlägen unterbreiteten und erprobten, diese aber nicht in Deutschland, sondern im industriell fortgeschritteneren Großbritannien bzw. den USA aufgegriffen und umgesetzt wurden.[144] Als wichtigste Gerätetypen kristallisierten sich in der Folgezeit

- Nadeltelegrafen,
- Zeigertelegrafen
- und Schreibtelegrafen heraus.

Abbildung 2-1: Nadel- und Zeiger-Telegraf (stark vereinfacht)



Nadeltelegrafen verwendeten induzierten Strom wechselnder Polung, so dass auf Empfängerseite eine Nadel nach rechts oder links ausschlug. Buchstaben und Zahlen waren durch einen sequenziellen Code von Rechts-Links-Auslenkungen darstellbar. Nach diesem System, das zuverlässig, aber langsam arbeitete, funktionierte der Telegraf von Gauß und Weber von 1833. Andere Ein-Nadel-Telegrafen schlugen bei der Rechts-Links-Auslenkung unterschiedlich helle

[144] Aschoff, V.: Nachrichtentechnik, Bd. 2, S. 65-144. Vgl. zum folgenden auch Oravas, G.Ä.: Lectures, Bd. 2, S. 945-961.

Glocken an. Der 1836 von William F. Cooke (1806-1879) erprobte Nadeltelegraf arbeitete mit drei Nadeln und sechs Leitungen und ermöglichte so den schnelleren Parallel-Code. Jede Nadel konnte drei Positionen (rechts, links, neutral) anzeigen. Das ermöglichte 3^3=27 Kombinationen, abzüglich der Ruhestellung genau 26 für das Alphabet. Zusammen mit Charles Wheatstone (1802-1875) kombinierte Cooke 1837 fünf Nadeln mit einem zweidimensionalen Raster, bei dem jeweils zwei ausgelenkte Nadeln auf ihrer Schnittstelle den übertragenen Buchstaben anzeigten (in der Abbildung 2-1 wird der Buchstabe „S“ übertragen). Damit konnten jedoch nur 20 unterschiedliche Zeichen dargestellt werden. Diese Drei- oder Fünf-Nadeltelegrafen erlaubten zwar eine rasche Zeichenübertragung, da jedoch mehrere Drähte für einen einzigen Übertragungskanal gespannt werden mussten, waren die nötigen Investitionskosten zu hoch, als dass die Technik sich hätte allgemein durchsetzen können.[145]

Zeigertelegrafen arbeiteten mit zwei zwischen Sender und Empfänger synchronisierten Scheiben. Je länger der Stromkreis geschlossen blieb, desto weiter wanderte der Zeiger auf Sender- und Empfängerscheibe (bei anderen Modellen drehten sich die Scheiben). Ein erstes gebrauchsfähiges Muster stellten Cooke und Wheatstone 1840 vor. Es benötigte drei Leitungen und arbeitete langsam, aber zuverlässig. Weil die Buchstaben im Klartext angezeigt wurden, mussten die Bediener nicht langwierig ausgebildet werden. Daher setzten Eisenbahngesellschaften diesen Typ bevorzugt ein. Signalübermittlungen durch Zeiger- wie Nadeltelegraf wurden von den Telegrafisten mitgeschrieben.

Tabelle 2-2: Zwei Versionen des Morse-Alphabets

	International Code	*American Code/ Morse*		*International Code*	*American Code/ Morse*
A	• –	• –	V	• • • –	• • • –
B	– • • •	– • • •	W	• – –	• – –
C	– • – •	• • •	X	– • • –	• – • •
Ch	– – – –		Y	– • – –	• • • •
D	– • •	– • •	Z	– – • •	• • • •
E	•	•	1	• – – – –	• – – •
F	• • – •	• – •	2	• • – – –	• • – • •
G	– – •	– – •	3	• • • – –	• • • – •
H	• • • •	• • • •	4	• • • • –	• • • • –
I	• •	• •	5	• • • • •	– – –
J	• – – –	– • – •	6	– • • • •	• • • • • •
K	– • –	– • –	7	– – • • •	– – • •
L	• – • •	– – – –	8	– – – • •	– • • • •
M	– –	– –	9	– – – – •	– • • –
N	– •	– •	0	– – – – –	– – – – – –
O	– – –	• •	.	• • • •	• • – – • •

[145] Aschoff, V.: Nachrichtentechnik, Bd. 2, S. 144-173.

	International Code	*American Code/ Morse*		*International Code*	*American Code/ Morse*
P	• – – •	• • • • •	,	• – • – • –	• – • –
Q	– – • –	• • – •	;	– • – • – •	
R	• – •	• • •	:	– – – • • •	
S	• • •	• • •	?	• • – – • •	– • • – •
T	–	–	!	– – • • – –	– – – – •
U	• • –	• • –	&		• • •

Bei dem Druck- und Schreibtelegrafen Samuel Morses (1791-1872) nahm eine Apparatur den Telegrafisten das Mitschreiben ab. Das reduzierte die Fehlerquote nochmals. Sie lag beim elektrischen Telegrafen schon systembedingt grundsätzlich erheblich niedriger als beim Flügeltelegrafen. Morses seriell codiertes Alphabet war für die Übertragung nicht-englischer Sprachen weniger geeignet und wurde daher den kontinental-europäischen Sprachen angepasst.[146] Seither ist es als Internationales Morsealphabet in Gebrauch. Zudem kannte Morses ursprüngliches Alphabet unterschiedlich lange Pausen, was die Fehlerquote erhöhte. Der internationale, wie auch der US-amerikanische Kode zeichnen sich durch Übertragungsökonomie aus: Häufig benutzte Buchstaben benötigen wenige Signale, seltene dafür mehr. In der Folgezeit häuften sich die Verbesserungen, so dass ab der Jahrhundertmitte der elektrische Telegraf zu einem gebrauchsfähigen Medium geworden war. 1858 ließ sich Wheatstone einen automatischen Sender, der mit vorgestanzten Papierstreifen funktionierte, patentieren. Drei Jahre zuvor hatte die von David Hughes (1831-1900) erfundene Typendruck-Telegrafie die Ein- und Ausgabe im Klartext ermöglichte. Noch effizienter wurde der automatische Empfang mit dem 1867 erfundenen Ticker.[147]

Mit den Verbesserungen gingen Steigerungen der Leistungsfähigkeit und Senkung der Investitionskosten einher. Schon 1838 war von dem deutschen Physiker Karl August Steinheil die „Erde“ als Rückleitung entdeckt worden. So halbierte sich die Zahl der Drähte je Leitung. Später verringerten die Duplex- und Multiplexverfahren den Verdrahtungswirrwarr weiter. Mehrere Signale werden dabei über ein Kabel gemorst: Beim Duplex-Verfahren sind die Signale unterschiedlich gepolt, beim zeitgesteuerten Multiplex-Verfahren nutzten bis zu sechs Sender mittels synchronisierter Sende- und Empfangsanlagen dasselbe Kabel gleichzeitig. Das Duplex- war seit Mitte der 1850er bekannt; Emile Baudot (1845-1903) entdeckte 1871 das zeitgesteuerte Multiplexverfahren. Nach Baudot ist die Übertragungseinheit Baud (ein Zeichen/Sek.) benannt. Versuche, unterschiedliche Frequenzspektren für die Multiplex-Verfahren einzusetzen, brachten

[146] Telegrafeninspektor Friedrich Gerke hatte es 1848 verbessert, der „Deutsch-Österreichische Telegraphenverein“ 1851 verabschiedet. Aschoff, V.: Nachrichtentechnik, Bd. 2, S. 190-215.

[147] Standage, T.: viktorianische Internet, S. 193f., 208f.

Erkenntnisse, die sich später für das Telefon anwenden ließen. Weitere praktisch-technische Probleme waren zu lösen:

- Isolation,
- Armierung,
- maritime Verlegung u.a.m.

Anfangs fehlte ein geeigneter Isolator. Versuche mit Schellack oder Glas funktionierten nicht gut. Erst die Entdeckung von Guttapercha, Naturkautschuk, schuf Abhilfe. Werner (von) Siemens (1816-1892) entwickelte das notwendige Isolierverfahren. Kautschuk war das einzige Material, das vor der Erfindung von synthetischem Gummi die Kabel gegen Meerwasser isolieren konnte. Bestimmte Meeresschnecken zerfraßen jedoch die Kautschuk-Isolierung. Zudem waren kautschukisolierte Kupferdrähte für mechanische Beanspruchung sehr empfindlich. Daher mussten die Kabel mit Stahldrähten und weiteren Schutzmänteln armiert werden. Auch die Verlegung gestaltete sich kompliziert und teuer, viel Lehrgeld wurde bei den ersten Versuchen gezahlt. Kabelbrüche waren nicht selten. Um defekte Kabel nicht abschreiben zu müssen, ersannen die Techniker aufwendige Methoden, gerissene Tiefseekabel zu bergen und zu reparieren.

Das Telefon

Als Erfinder des Telefons gelten Johann Philipp Reis und Alexander Graham Bell (1847-1922). Daneben reklamieren noch andere die Erfindung.[148] Der Lehrer Philipp Reis wollte ein Mittel der Tonübertragung schaffen, das analog dem menschlichen Ohr konstruiert war und mit Stromunterbrechung arbeitete – für die Modulation von Sprachen und Tönen ein eher unbrauchbares Verfahren. In manchen Mediengeschichten wird berichtet, der erste telefonisch übermittelte Satz „Das Pferd frißt keinen Gurkensalat" sei nicht komplett verstanden worden. Obwohl informationstheoretisch dieser absurde Satz zur Prüfung der Übermittlungsqualität sinnvoll gewesen wäre, ist er wohl lediglich eine Anekdote: In seinem Bericht erwähnt Reis nur musikalische Übertragungen. Zudem dachte er weder an industrielle Fertigung noch an kommerzielle Verwertung, ihm fehlte die Geschäftsidee.[149]

Das 19. Jahrhundert deutete dies als Versagen und legte immerhin Wert auf die Feststellung, dass einem Deutschen die bahnbrechende Erfindung zukomme. So dichtete ein Postangestellter 1883:

> „Erfunden ist es, wie man weiß/ von einem Deutschen, Philipp Reis; / Der drahtete den Klang und Ton/ in Frankfurt (Main) gar lange schon, / Be-

[148] Der Franzose Charles Bourseul beschrieb schon 1854 die Funktionsprinzipien, baute aber keinen Apparat; der Italiener Antonio Meucci will 1860 ebenfall das Telefon erfunden haben. Den Amerikaner Daniel Drawbough führten seine Patentprozesse gar bis vor den Supreme Court der USA. Wu, T.: Master Switch, S. 23f. Oravas, G.Ä.: Lectures, Bd. 2, S. 961-965.

[149] Reis, [J.] P.: Telephonie, in: Jahresbericht 1859/60, S. 60-62.

vor ein Andrer daran dachte / und seine ‚Nachempfindung' brachte. / Der fremden Forschungskraft in Ehren: Den Ruhm soll Deutschland keiner wehren!
Daß jetzt der Klang so deutlich, hell, / Verdanken wir zunächst Herrn Bell, / Und dem, was noch dazu erdacht / Herrn Werner Siemens über Nacht. – / Ein Röllchen Draht, Membran, Magnet, / Ein Holzgehäuse – und es geht! / Wie billig, staunt man weit und breit / Ob solcher großen Einfachheit. / Der Postchef von dem Deutschen Reich / Begriff die Wichtigkeit sogleich / Und ging auch hierbei allvoran; / Legt Fernsprechstellen schleunig an: / So daß, was Deutschem Geist entsproß, / Den Deutschen sich zuerst erschloß."[150]

Neben dem Patriotismus, der sich in den Versen, aber auch in zeitgenössischen Lexikonartikeln spiegelt, zeigt dies Gedicht, dass schon 1883 der Nutzen des Telefons erkannt und akzeptiert war.

Der eigentliche technische wie kommerzielle Durchbruch gelang dem Amerikaner Alexander Graham Bell. Er kam mit seiner Patentanmeldung nur äußerst knapp Elisha Gray (1835-1901) von der Telegrafengesellschaft „Western Electric" zuvor. Im Unterschied zur „Western Electric" setzte Bell auf individuelle Sprachübermittlung. Die Telegrafengesellschaft hatte im Telefon zunächst nur ein Zusatzinstrument zur herkömmlichen Telegrafie gesehen. Bells Patentschrift von 1876 spricht dennoch von „improvement in telegraphy", eine weitere ein Jahr später von „improvement in electric telegraphy.[151]

Bell erkannte als erster das ökonomische Potential. Seine Technik war, wie die von Reis, einfach aufgebaut, funktionierte jedoch anders und vor allem besser. Mikrofon und Lautsprecher waren spiegelgleich. Sein Telefon arbeitete nach dem Induktionsprinzip, d.h. mit Schwankungen der Stromstärke. Im Unterschied zu dem Apparat von Reis war keine Batterie erforderlich, das Mikrofon induzierte den Strom. Erheblich verbessert wurde Bells Akustikwandler durch ein Patent Thomas A. Edisons (1847-1931) von 1877. Bells Patente von 1876/77 liefen erst 1893/1894 aus und sicherten so das Wachstum seiner Firma „National Bell". Das Tochterunternehmen „American Telephone and Telegraph Cie." (AT&T, 1885 gegr.) wurde später zur Dachgesellschaft und zum unangefochtenen Monopolisten in den USA, da AT&T für viele Jahrzehnte erfolgreich die eigene Aufgabe als „common carrier" mit quasi-öffentlichrechtlicher Verpflichtung darstellen konnte. In den meisten anderen Ländern wurde das Telefonnetz hingegen – wegen eben dieser öffentlichen Serviceaufgabe – von staatlichen Post-, Telefon- und Telegrafenbehörden (sog. PTTs) aufgebaut. Die

[150] Zit.n. Schwender, C.: Fernsprecher, S. 78.
[151] Faksimiliert in: Coe, L.: telephone, Apendices 10 und 11.

privaten oder staatlichen Monopolisten, die den Ausbau der Infrastrukturen vorantrieben, achteten darauf, dass die Geräte kompatibel waren.[152]

Der weitere Aufbau der Infrastruktur ging rasch vonstatten, ebenso die technischen Fortentwicklungen. Der Übergang vom Induktionsprinzip über batterieverstärkte Induktion zu zwischengeschalteten Verstärkern steigerte die Reichweite. Dämpfungseinrichtungen wie die „Pupinspule" verbesserten die Sprachqualität, das ab 1889 allmählich aufgebaute Selbstwählnetz die Nutzerautonomie. Die Wechselstromtechnik auf getrennten Frequenzen (vergleichbar dem Multiplex) steigerte die Kapazität. Den nächsten Quantensprung leitete die Einführung digitaler Umschalttechniken (zuerst in den USA seit 1970) ein. Jetzt wurde „time-division multiplexing" möglich, d.h. eine ungleich größere Menge an Telefonaten konnte komprimiert und in Sequenzen zerlegt über dieselbe physikalische Leitung gesendet werden. Das Großsystem Telefon/Telegrafie, moderne Computer und das sich entwickelnde Internet nutzten die gleiche Technik.

Der Aufstieg moderner Computer

Letztlich ist der Streit müßig, wem die Ehre zusteht, Urheber der modernen Computer zu sein. Bahnbrechende Überlegungen diesseits und jenseits des Atlantiks beschleunigten seit den späten 1930er Jahren die Computerentwicklung. Im Zweiten Weltkrieg machte die elektronische Datenverarbeitung weitere große Fortschritte, da der Krieg enorme Anforderungen an die Datenverarbeitung stellte. Zu Zwecken der ballistischen Berechnungen, der Dechiffrierung von verschlüsselten Nachrichten und der Waffenentwicklung wurde Rechenleistung in weit größerem Maße als in allen bisherigen Kriegen verlangt. Die Anfänge elektronischer Computer lassen sich daher nachfragetheoretisch begründen.

Die deutsche Reichswehr (seit 1934 „Wehrmacht") setzte seit den späten 1920er Jahren eine automatische Chiffriermaschine ein, die „Enigma" (Änigma = Rätsel, griechisch). Mittels mehrerer Walzen (zum Schluss vier) wurde jeder Buchstabe durch wechselnde Symbole ersetzt: das Wort „oder" vielleicht zufällig durch „null" oder durch „r2d2". Nur der Ersatz des Buchstaben durch sich selbst war konstruktionsbedingt ausgeschlossen. Das war Enigmas einziger Schwachpunkt. Mit den vier Walzen und zusätzlichen Steckfeldern konnte die Enigma $1{,}5 \times 10^{20}$ (150 Millionen Millionen Millionen) Zustände annehmen.

Die Enigma war kein Computer, schon gar kein digitaler. Allerdings hatte sie baubedingt Ähnlichkeiten mit analogen Rechenmaschinen. Zudem wurde sie zu Kommunikationszwecken eingesetzt. Vor allem aber schuf ihre fortgeschrittene Verschlüsselungstechnik den Bedarf nach rechnerunterstützter Dechiffrierung: Die Polen versuchten schon seit 1928 mit wechselndem Erfolg die Enigma zu

[152] In Deutschland und den meisten anderen Ländern erfolgte dies unter Ägide staatlicher Monopolisten, in Amerika durch einen patentgesicherten privaten Monopolisten (Bell). Wo dies unterblieb, z.B. im späten 20. Jahrhundert bei den Mobilfunktelefonen in den USA, stagnierte der Markt. Fischer, C.S.: America Calling, S. 61-87. Wu, T.: Master Switch, S. 52-67.

„knacken". Im Zweiten Weltkrieg wurde die Verschlüsselung zu einer ernsten Bedrohung für Großbritannien: Das deutsche U-Boot-Kommando unter Admiral Karl von Dönitz (1891-1980) dirigierte mit codierten Anweisungen die U-Boote im Nordatlantik zunächst sehr erfolgreich gegen die Versorgungs-Geleitzüge. Den Briten kamen bei ihren Bemühungen, den Code zu brechen, mehrere Vorteile zu Hilfe:

- Die deutschen Funker ließen es an der nötigen Sorgfalt fehlen und begingen Bedienungsfehler.
- Die polnischen Vorarbeiten hatten die grundlegenden Mechanismen der Enigma geklärt.
- Die britische Marine konnte U-Boote kapern und dabei neue Exemplare der Enigma erbeuten.[153]

Das alles aber hätte nicht viel genützt, wenn der Dechiffriereinheit nicht der brillante Mathematiker Alan Turing (1912-1954) zugeordnet worden wäre. Die Einheit konnte zudem auf die Rechenkapazität eines Elektronenrechners, des „Colossus" (mit 1.500, später 2.400 Röhren) zurückgreifen. So wurde im Zweiten Weltkrieg erstmals die sogenannte „brute force"-Technik angewandt. Dabei führte nicht die mathematische Beweisführung zum Ergebnis, sondern der Einsatz von Rechenkraft um die Vielzahl von Möglichkeiten durchzuspielen.[154] (NB.: Nach der gleichen Methode schlug „Deep Blue" 1996 den besten Schachspieler der Welt, Gary Kasparow.) Die Briten hatten schon 1941 kodierte Funksprüche des Reichssicherheitshauptamtes der SS entschlüsselt, in denen vom Holocaust berichtet wurde. Dieses Wissen drang aber zunächst weder an die Öffentlichkeit, noch unternahmen Briten oder Amerikaner etwas, um dem Morden Einhalt zu gebieten. In den USA entstand gegen Kriegsende der Rechner „Electronic Numerical Integrator and Computer" (ENIAC), dessen Schaltkreise aus 18.000 Röhren bestanden. ENIAC war bereits in der Lage, komplizierte ballistische Berechnungen durchzuführen. Er wurde später zur Konstruktion der Wasserstoffbombe eingesetzt.[155]

Weltweit, so soll während des Zweiten Weltkriegs geschätzt worden sein, werde der Markt niemals Bedarf für mehr als eine handvoll Computern haben.[156] Obwohl diese apokryphe Vorhersage gern zitiert wird, um die Irrtumsfähigkeit zu illustrieren, war sie zu ihrer Zeit in der Sache richtig: Denn in der Tat wurden

---

153 Das Ereignis ist unter souveräner Ignorierung der Fakten in dem Film „U571" (USA, 2000) und erheblich detailgenauer, wenngleich romanhaft ausgeschmückt, in dem Thriller von Robert Harris: Enigma, München 1995 verarbeitet.

154 Winston, B.: Media, S. 170-174. Singh, S.: Fermat, S. 181-190.

155 ENIAC war 30 t schwer, die Maße betrugen 30m x 2,4m x 1m. Naumann, F.: Abakus, S. 149. Eine Simulation des ENIAC ist im Internet unter http://www.zib.de/zuse/home.php/ Programs/ Simulations zu sehen (August 2012).

156 Die Aussage: „I think there's a world market for maybe five computers" wird unverbürgt Thomas Watson, damals Präsident von IBM, zugeschrieben und auf 1943 datiert. Vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/Thomas_J._Watson (August 2012).

keine größeren Stückzahlen der riesigen, schweren, stromfressenden, unzuverlässigen Unikate à la Colossus oder ENIAC gebaut. Betrachtet man aber die Supercomputer als Erben von ENIAC und Co., ist die Vorhersage falsch. Sie erscheint heute noch aus einem anderen Grund fehlgeleitet. Im wesentlichen existieren, neben den Supercomputern, zwei Arten von Rechnern:

- Hochspezialisierte, extrem miniaturisierte Computer, wie sie in Chipkarten, Kaffeemaschinen, Mobiltelefonen und allen denkbaren Geräten in Alltag, Freizeit und Arbeitswelt Verbreitung finden. Spezialcomputer sind nicht frei programmierbar, ihre Anwendungen sind fest „verdrahtet".
- Multifunktionscomputer, deren Rechenkapazität, Design und Peripherie die Maschinen von herkömmlichen Rechenoperationen bis zu der völlig mathematikfern erscheinenden Musik- und Bildwiedergabe alles verarbeiten, was sich in Nullen und Einsen übersetzen lässt. Multifunktionscomputer (universale Rechenmaschinen) sind frei programmierbar.

Die große Masse der produzierten Chips steckt in hochspezialisierten Computern, nur ein bis zwei Prozent der Chips werden derzeit für PCs produziert.[157] Die Computer, die in unserem Zusammenhang interessieren, sind Multifunktionsgeräte. Sie werden entweder als „Turing-Maschinen" oder „von Neumann-Maschinen" bezeichnet. Der britische Mathematiker Alan Turing skizzierte zunächst eine „automatic machine". Das Entscheidende seiner Vision war die Betrachtung der Rechner als Manipulatoren von Symbolen. Die Abfolge von 0 und 1 muss nämlich keineswegs nur als dualer Ausdruck einer dezimalen Zahl gelesen werden. Vielmehr kann die Bitfolge alles Denkbare symbolisieren: z.B. Farb- oder Helligkeitswerte eines Bildes, Töne, Wörter etc. Damit waren Rechner (theoretisch) nicht mehr nur Rechner. Turings Aufsatz von 1936 setzte einen diskreten Rechner mit einem Ein- und Auslesemechanismus, einem (theoretisch) endlosen, aber adressierbaren Speicherband und einer Verarbeitungseinheit voraus. Diese „automatic machine", so Turing, werde alle Symbole verarbeiten können, die sich in den beiden Zuständen 0 und 1 repräsentieren ließen. Ihr Leistungsvermögen, so wies Turing nach, sei nur durch zwei mathematische Grenzen bestimmt: durch Hilberts Entscheidungsproblem und Gödels Unvollständigkeitstheorem. D.h. vereinfacht, zum einen kann auch die „automatic machine" nicht die Grenzen des Berechenbaren berechnen. Zum anderen beruht auch sie auf Axiomen, die nicht innerhalb des vorausgesetzten formalen Systems beweisbar sind.[158]

Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte Turing seine Ideen in einem weniger abstrakten Aufsatz zur „universal machine" weiter. Turing schwebten Maschinen mit künstlicher Intelligenz (KI) vor. Computer sollten mit selbst modifizierenden, lernfähigen Programmen arbeiten. Der nach Turing benannte Test

[157] Wurster, Ch.: Computer, S. 183.
[158] Turing, A.M.: On computable numbers, in: Proceedings, 42 u. 43/1936, S. 230-265 und 544-546.

beruht auf der Annahme, Maschinen seien dann intelligent, wenn man in einem Frage-Antwort-Spiel nicht mehr unterscheiden könne, ob die Antworten von einem Menschen oder einer Maschine stammten. Er sagte voraus, im Jahr 2000 seien die Rechner so leistungsfähig, dass Menschen nur noch mit 70% Wahrscheinlichkeit herausfinden könnten, ob ihnen ein Computer oder ein Mensch antworte. Dabei ging er davon aus, dass bis dahin Rechner mit 10^9 Informationseinheiten Speicherkapazität existierten.[159] Diese Vorhersage ist bemerkenswert genau: 10^9 Informationseinheiten sind ein Gigabit oder 125 Megabyte Arbeitsspeicher. Selbst PCs überbieten inzwischen diese Größenordnung – von Supercomputern nicht zu reden. Anders steht es um die KI. Es ist fraglich, ob Imitation ein vernünftiges Kriterium zur Messung von Intelligenz ist.

Die Bezeichnung „von-Neumann-Maschine" zielt auf andere Charakteristika. Die Geräte zeichnen sich durch eine Trennung von Hardware und Software aus. Der amerikanische Mathematiker John von Neumann (1903-1957) dachte an Rechenmaschinen mit variablen Programmen, CPU und Arbeitsspeicher.[160] Turing- und Von-Neumann-Maschinen wurden erst durch die enormen technischen Fortschritte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts realisierbar.

Die Frühgeschichte des Internets

Am 4. Oktober 1957 schossen die Sowjets eine kleine, unscheinbare Kugel mit vier Antennen in die Erdumlaufbahn. Verglichen mit Größe (58 cm Durchmesser), Gewicht (84 kg) und bescheidenem Funktionsumfang[161] hat wohl selten ein bescheideneres Gerät weitreichendere Folgen gehabt: Der „Sputnik", der erste, von Menschenhand geschaffene und auf eine Erdumlaufbahn beförderte Satellit, löste in den USA einen Schock aus, weil man sich bis dahin militärtechnisch der UdSSR weit überlegen wähnte. Einerseits hatten die USA geglaubt, in der Raketentechnik voraus zu sein. Andererseits hatten die Amerikaner darauf vertraut, dass nur ihre Bomberflotte im Stande sei, den Krieg nach Russland zu tragen; den zukünftigen Weltkrieg hatten sie geglaubt, in Europa und Asien, fernab des amerikanischen Festlandes, führen zu können. Der „Sputnik" machte schlagartig deutlich, dass die USA durch ballistische Atomraketen – die Trägerrakete R7

---

[159] Der Turing-Test wurde entwickelt in: Turing, A.M.: Computing machinery and intelligence, in: Mind, 59/1950, Nr. 236, S. 433-460. Vgl. Winston, B.: Media, S. 148-154.

[160] CPU = Central Processing Unit (Zentrale Recheneinheit). Neumann, J.v.: First draft of the EDVAC, http://www.virtualtravelog.net/wp/wp-content/media/2003-08-TheFirstDraft.pdf. (August 2012) Auch Turing beschäftigte sich 1945 mit diesem Problem: Turing, Alan M.: Proposal for the development in the Mathematics Division of an Automatic Computing Engine (A.CE.). Naumann, F.: Abakus, S. 208.

[161] Der Satellit war als Beitrag der Sowjetunion zum „Internationalen Geophysikalischen Jahr 1957/58" angekündigt worden und hatte zwei Funktionen: Er sollte die Temperatur im Erdnahen Orbit messen und durch die Übermittlung der Daten beweisen, dass die Ionosphäre kein Hindernis für Funksignalen darstellt. Die Piepgeräusche abrufbar unter: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a5/Possible_PDM_signal_labeled_as_Sputnik_by_NASA.ogg (August 2012).

war ein nur geringfügig abgeändertes militärisches Baumuster – bedroht waren. Der massenpsychologische Schock war dem des japanischen Überfalls auf Pearl Harbour 1941 und dem terroristischen Großangriff vom 11. September 2001 vergleichbar. In der Folgezeit intensivierten die USA drei „Aufrüstungen":

- die atomare Raketenrüstung,
- den Weltraum-Wettlauf
- und den Aufbau dezentraler Kommunikationsnetzwerke.

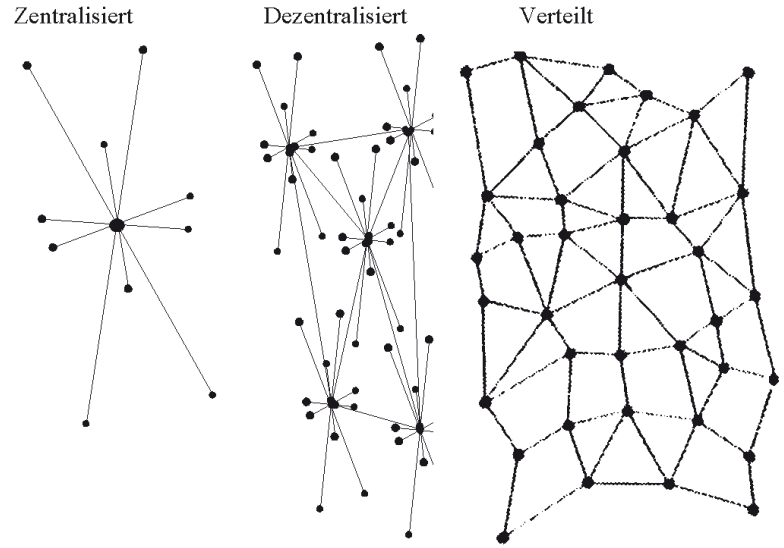
Das Internet entwickelte sich ähnlich wie die Computer rasant. Als Folge des Sputnik-Schocks entstand 1958 in den USA die „(Defence) Advanced Research Projects Agency" ([D]ARPA), eine militärische Forschungseinrichtung. Noch im gleichen Jahr wurde die NASA für ein nationales Raketen- und Raumfahrtprogramm gegründet. Damit hatte die ARPA, kaum geschaffen, bereits zentrale Aufgabenfelder wieder verloren. Daher konzentrierte sich eine ihrer Abteilungen im Folgenden auf die Computerentwicklung. Diese beschloss 1968, einen dezentralen Netzverbund zu organisieren, 1969 waren die ersten vier Rechner verbunden. So entstand der erste Vorläufer des Internets, das (D)Arpanet.[162]

Es muss aber auf den großen Zeitabstand der zwölf Jahre, die vom Sputnik-Schock bis zur ersten „Internet"-Zusammenschaltung vergingen, hingewiesen werden, um die vielfach wiederholte Behauptung, der Sputnik-Schock habe direkt zum Internet geführt, ein wenig zu relativieren. Es waren nämlich theoretische Konzepte zu entwickeln und praktische Probleme zu lösen, bevor es soweit war. Die Computer der 1960er Jahre waren noch weit von dem entfernt, was heute darunter verstanden wird. Sie waren nicht nur erheblich größer, teurer, langsamer, weniger komfortabel, v.a. waren sie wesentlich weniger standardisiert und in der Regel sehr speziell auf den Bedarf der Organisation zugeschnitten, die die Rechenanlage bestellt hatte. Diese Individualisierung ging in der Regel wesentlich über heutiges Customizing von Großrechenanlagen hinaus und bedeutete ganz praktisch, dass sich damalige Computer-Anlagen nicht ohne weiteres hätten miteinander verbinden lassen können.

Die Grundidee einer vollständig dezentralisierten Netzwerkkommunikation hatten Paul Baran 1964 – und 1967 Donald Davies mit anderen – formuliert. „Distributed networks" (verteilten Netzwerken) sollten die „survivability in cases of enemy attack" sichern. Baran (1926-2011) konzipierte sein dezentrales Netz mittels adressierter Datenpakete. Dabei mag das Ende der 1950er Jahre entwickelte Frachtcontainer-System Pate gestanden haben. Wie ein Container sollte jedes standardisierte Paket einen Header mit Zieladresse aufweisen. Die Datenpakete sollten von den Netzpunkten, den „nodes", wie „hot potatoes", d.h. unverzüglich – aber nicht unbedingt auf den physikalisch selben Wegen – weitergeleitet werden. Die Dezentralisierung sollte verhindern, dass bei einem Raketenangriff die Kommunikationsstrukturen unterbrochen werden könnten.

[162] Zum folgenden vgl. Siegert, P.F.: E-Mail, S. 85-188.

Abbildung 2-2: Distributed communications networks



Bei zentralisierter Netzarchitektur wäre mit dem Zentralrechner (ein „Switchboard" als Vermittlung) gleich das ganze Netz ausgefallen. Der nicht zu unterschätzende Nebeneffekt von Barans Konzept: Mit vergleichsweise geringen Kosten, die den USA entstünden, würde dem Feind – die UdSSR wurde nicht explizit erwähnt – ein gigantisches und gleichwohl ineffizientes (Tot-) Rüstungsprogramm aufgenötigt. (Das liest sich wie eine Vorwegnahme des SDI-Projekts von Ronald Reagan aus den 1980ern mit anderen Mitteln.) Ein weiteres Motiv lag in der Verteilung der Rechenkapazität. Im Netzverbund konnten brachliegende Kapazitäten im „Timesharing" genutzt werden: Unterbeschäftigte Zentral-Computer wurden so ausgelastet. Ein- und Ausgabegeräte waren nur Terminals. Barans Idee ist jedoch nie vollständig, sondern immer nur annähernd verwirklicht worden: Das heutige Internet gleicht eher seinem „decentralized network" als dem „distributed network".[163] Um die höchst unterschiedlichen Großrechenanlagen der Anfangszeit zusammenschalten zu können, waren anfangs eigene Computer nötig, sogenannte „Interface Message Processors" (IMPs). Diese übersetzten die verschiedenen Computersprachen (vereinfacht Betriebssysteme)

[163] Die zu versendende Datei wird in standardisierte Blöcke zerlegt, jeweils mit Absender- und Zieladresse versehen sowie auf unterschiedlichen Wegen und zeitunabhängig übertragen. An der Zieladresse werden die Pakete zusammengesetzt. Baran, P.: distributed communication networks, in: IEEE Transactions on Communication Systems, 12/1964, Nr. 3, S. 1-9. Vgl. Davies, D. W./ Bartlett, K. A./ Scantlebury, R. A., et al.: A digital communication network for computers givin rapid response at remote terminals, in: ACM Symposium on operating System Principles, 1967, S. 1-26. http://www.cs.utexas.edu/users/chris/DIGITAL_ARCHIVE/NPL/Davies06.pdf (August 2012).

der verbundenen Rechenanlagen in eine gemeinsam verständliche Verkehrssprache. In der Frühzeit der Personal Computer wurde diese Aufgabe dann von kleinen Modems übernommen, heute in der Regel von Routern als Peripherie-Geräten.[164]

Die Effizienz von Barans und Davies theoretischem Ansatz zeigte sich am 11. September 2001: Obwohl unter dem World Trade Center wichtige Verbindungstechnik des Internets lag, zog der Terroranschlag die Internetkommunikation selbst in Manhattan kaum in Mitleidenschaft. Allerdings hätte wenig später am 21.12.2002 ein massiver „Distributed Denial of Service"-Attack (DDoS) auf die dreizehn Root-Server das Internet dennoch beinahe lahm gelegt.[165]

Technische Protokolle legten die Grundlagen recht früh, das derzeit (2012) noch gültige IPv4-Protokoll stammt von 1981.[166] Es war auf ca. 4,3 Mrd. Domains ausgelegt, d.h. mit eindeutiger Internetadresse zu versehen. Angesichts der ersten vier 1968 im Internet verbundenen Rechner war ein Protokoll mit Milliarden Adresse noch unvorstellbar. Und auch ein Jahrzehnt später mochte die milliardenfache Erweiterungsmöglichkeit als kaum erreichbare Zukunftsvision erscheinen. In näherer Zukunft werden die alten Adressen jedoch knapp (s.u. Kapitel 2.3.4). Daher hat schon seit 1999 die Vorbereitung auf das neuere Protokoll IPv6 mit einem Adressen-Raum von $3{,}4*10^{38}$ Adressen begonnen.[167]

Seit 1981 wurde das Arpanet um weitere Netze ergänzt, das „Computer Science NETwork" (CSNet) geschaffen und zum „National Science Foundation Net" (NSFNet) weiterentwickelt. Die militärischen und zivilen – d.h. zunächst wissenschaftlichen – Kommunikationsstrukturen trennten sich 1983. Dabei galten folgende Grundregeln:

- Das Wissenschaftsnetz war frei von Kommerz.
- Die wichtigen Hauptleitungen, die „Backbones", und die Hauptknotenrechner wurden zentral finanziert.
- Die angeschlossenen Institute finanzierten den eigenen Anschluss.

In Europa wurden in den 1980er Jahren Wissenschaftsnetze auf ähnlicher technologischer Basis aufgebaut. Die isolierten Inseln konnten sich jedoch nicht behaupten. Immer mehr Länder schlossen sich der entstehenden Internet-

---

[164] Siegert, P.F.: E-Mail, S. 147-150. Die Analogie von IMPs, Modems und Routern vereinfacht. Modems (Modulator-Demodulator) hatten die Aufgabe, die digitalen Computersignale in analoge Frequenzmodulation zu übertragen, so dass sie über das analoge Telefonnetz verbreitet werden konnten. Router hingegen kommen den IMPs wieder in ihrer Aufgabe näher, da sie eingangs wie ausgangs digitale Signale verarbeiten und die Datenpakete auf die Reise ins Internet schicken (routen).

[165] Ein DDoS nutzt tausende oder millionenfach zusammengeschaltete, gekapterte PCs (zumeist von ahnungslosen Nutzern), um Websites mit Anfragen zu überschwemmen und durch die schiere Menge in die Knie zu zwingen. Häufig wird die DDoS gegen politisch missliebige Institutionen eingesetzt. Die 13 Root-Server, die 2002 dem Angriff ausgesetzt waren, bilden den innersten Kern der „Adressverwaltung" des Internet. Bowden, M.: Worm, S. 64.

[166] Das Protokoll findet sich als „Request for Comments 791" unter: http://tools.ietf.org/html/rfc791 (August 2012).

[167] http://www.iana.org/numbers (August 2012).

Infrastruktur an: 1988 Frankreich, 1989 Großbritannien und die Bundesrepublik Deutschland, 1990 Österreich und die Schweiz. NB: Damit war Deutschland dem Internet angeschlossen, noch ehe das ehedem neue Medium BTX in Form eines Staatsvertrages die politischen Weihen bekam (1991) und wenige Jahre später als Datex-J sanft verschied.[168] Dass in der Folgezeit das Internet in der heutigen Form sich rasant verbreiten konnte (s.u.), hing v.a. mit der Vereinfachung der Bedienung durch moderne Browser zusammen.

2.2.4 Anfänge der Rundfunktechnik: von drahtloser Telegrafie zum elektronischen Fernsehen

Die Anfänge der Rundfunktechnik

Die Rundfunktechnik war ein Kind der Nachrichtentechnik und entwickelte sich fast zwangsläufig: Zuerst konnten elektrische Signale nur über Leitungen, dann auch *via* Luft gesendet werden. Anfangs konnte man nur diskrete, später auch modulierte Signale übertragen.[169]

Schon im frühen 19. Jahrhundert hatte ein Engländer der Admiralität einen drahtlosen elektrischen Telegrafen vorgeschlagen. Die britische Admiralität lehnte den Vorschlag 1816 allerdings ab, da sie gerade ein optisches Telegrafensystem zu den wichtigen Hafenstädten aufgebaut hatte.[170] Physikalische Grundlagenforschung führte im 19. Jahrhundert zur Entdeckung des nach dem englischen Physiker James Clerk Maxwell (1831-1879) benannten „Maxwellschen Feldes“ und ihrer Bestätigung durch die nach dem deutschen Physiker Heinrich Rudolf Hertz (1857-1894) benannten „Hertzschen Wellen“. Guglielmo Marconi (1874-1937) wurde zum wichtigsten Pionier der drahtlosen Telegrafie; er kombinierte verschiedene Erfindungen zu einem funktionstüchtigen Ganzen.[171] 1899 überbrückte Marconi den Ärmelkanal, zwei Jahre später den Atlantik. Wegen der Krümmung der Erdoberfläche hatten die Physiker angenommen, dies sei unmöglich. Die Ionosphäre, welche die Wellen reflektiert und erdumspannenden Funkverkehr ermöglicht, wurde erst 1925 entdeckt.

Marconis Anlage war relativ einfach aufgebaut. Der Sender, ein zu unterbrechender Starkstromkreis, erzeugte durch Übersprung zwischen zwei Kugeln Funken. Das Empfangsgerät bestand aus einem sich selbst unterbrechenden Stromkreis, dessen zentraler Bestandteil ein mit Eisenspänen gefüllter Glaskol-

---

168 Naumann, F.: Abakus, S. 229-238. Géczy-Sparwasser, V.: Gesetzgebungsgeschichte des Internet, S. 74-89.

169 Vgl. zum folgenden Oravas, G.Ä.: Lectures, Bd. 2, S. 1082-1115.

170 Aschoff, V.: Nachrichtentechnik, Bd. 2, S. 40f. Vgl. auch: Wersig, G.: IuK-Technologien, S. 104-118.

171 Marconi war ein Schüler des italienischen Physikers Augusto Rhigi in Bologna, der einen Funkensender gebaut hatte. Der Kohärer oder Fritter war von Olivier Lodge erfunden worden, der schon 1894 drahtlos telegrafierte. Marconis Company erwarb das Patent und stellte Lodge als Berater ein.

ben war – „Kohärer“ bzw. „Fritter“ genannt. Die Späne buken beim Empfang von Signalen zusammen, leiteten Strom und schalteten so ein Relais, mit dem einerseits das diskrete Signal aufgezeichnet und andererseits der Glaskolben erschüttert wurde. So lockerten sich die zusammengebackenen Späne wieder. Der Stromkreis blieb bis zum nächsten Impuls unterbrochen.

Marconis Gerät besaß den doppelten Vorteil, ohne Infrastruktur in entlegene Gebiete *und* zugleich an bewegliche Empfangsstationen senden zu können. Daher wurde die Technik für Reedereien, Kolonialgesellschaften und die Marine interessant.[172] Nachteilig war, dass nur telegrafiert werden konnte. D.h. die Funkentechnik erlaubte nur diskrete, trennscharfe Signale, also z.B. Morsesignale. Frequenzmodulation, die Stimmen oder Musik hätte übertragen können, war hingegen nicht möglich. Schon die erste technische Lösung, die Frequenzmodulation ermöglicht hatte, wich von dem stark gedämpften Funken-System à la Marconi ab. Zwischenlösungen auf dem Weg zum hochfrequenten Röhrensender waren Valdemar Poulsens Lichtbogensender (1905-1907) und Telefunkens[173] „Löschfunkensender“ (1909).

Man unterscheidet Amplituden- von Frequenzmodulation. In den ersten Jahrzehnten wurde dabei zumeist auf „amplitudenmodulierten“ Frequenzen (Lang-, Mittel- und Kurzwelle) gesendet, später auch auf der frequenzmodulierten Ultrakurzwelle UKW. In den USA werden die Frequenzen daher AM bzw. FM abgekürzt. Bei der Amplitudenmodulation wird die Wellenstärke (Amplitude) der hochfrequenten Trägerwelle im Rhythmus der gesendeten Information verändert. Die Frequenzmodulation hingegen ändert im Rhythmus der gesendeten Information geringfügig die Frequenz der Trägerwelle. UKW ist trennschärfer, der Rauschabstand größer (> 1:100 statt < 1:30 bei MW). Die Sender können daher dichter beieinander liegen und der Klang ist dennoch deutlich besser.

Die Röhrentechnik – funktioneller Vorläufer von Transistor und IC – hatte 1906 der Amerikaner Lee de Forest (1873-1961) revolutioniert, ohne allerdings zunächst genau zu wissen, was seine Erfindung alles vermochte: Sie verbesserte nicht nur den Empfang, sondern verstärkte auch die Sendeleistung. Vor allem aber waren Röhren in der Lage, Ströme zu verstärken, gleichzurichten und zu schalten. Sie wurden daher bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zentrale Bauteile aller elektronischen Geräte: in Radios, Fernsehern, Radaranlagen, Computern

[172] Winston weist auf die besondere Bedeutung der Einführung von Panzerschiffen hin. Anders als Segelschiffe, die dicht in Linie gesegelt waren, mussten die Panzerschiffe große Sicherheitsabstände halten (800 Yard), so dass bei einem Kampfverband von zwölf Schiffen sechs Meilen zwischen dem ersten und letzten lagen. Diese Entfernung war mit optischer Telegrafie auf See nicht zu überbrücken. Winston, B.: Media, S. 69-73.

[173] Die Firma Telefunken war 1903 als Tochter zu gleichen Teilen von den Unternehmen AEG und Siemens & Halske gegründet worden.

etc. Die mutmaßlich früheste „Rundfunksendung“ wurde am Heiligabend 1906 in Massachusetts von Reginald A. Fessenden ausgestrahlt. Sie bestand aus zwei Musikstücken, einem Gedicht und einer kurzen Ansprache. Die Ausstrahlung war von Schiffen mit Empfangsanlagen im Umkreis von einigen 100 km zu hören. Binnen eines Jahrzehnts überbrückten Radiosignale die Ozeane.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs schien die Radiotechnik vor dem zivilen Durchbruch zu stehen. Der Kriegsausbruch verzögerte die Einführung des neuen Mediums um fünf Jahre: In allen industrialisierten Staaten wurde die Nachrichtentechnik zu kriegswichtiger Technik erklärt und zivile Nutzung eingestellt. Amateure durften nicht weiter senden, in Amerika wurden die Geräte sogar versiegelt. Die Geräteindustrie fertigte ausschließlich für militärischen Bedarf. Die militärische Nachfrage und die hohen Anforderungen der Militärs an eine funktionierende Nachrichtentechnik intensivierten die Forschung enorm. Als nach dem Ersten Weltkrieg in Amerika Produktionskapazitäten brachlagen, hatte die Geräteindustrie ein starkes Interesse an der Einführung des Rundfunks. In Europa war dieses Interesse aufgrund kriegsbedingter Zerstörungen und nachkriegsbedingter wirtschaftlicher Schwierigkeiten nicht ganz so groß wie in den USA, jedoch prinzipiell ähnlich gelagert.

Die weitere Entwicklung der Radiotechnik kann hier im Detail nicht verfolgt werden. Einerseits wurden die Geräte kleiner, leistungsstärker und robuster. Andererseits betraf der Fortschritt der Rundfunktechnik viele Felder, auch solche, die *prima vista* nicht zur Rundfunktechnik im engeren Sinne zu rechnen sind. Dazu gehörte z.B. die Schallplatten- und Tonbandtechnik, die Erfindung von Transistoren oder die verbesserte Sendetechnik. Die neuen, trennschärferen Übertragungskanäle – zuerst UKW, später Kabel- und Satellitentechnik, schließlich die Digitalisierung – erlaubten eine stete Zunahme von Radiosendern.

Das elektromechanische Fernsehen

Das Grundprinzip des Fernsehens beruht auf Entdeckungen, die schon im 19. Jahrhundert gemacht wurden. Neben dem stroboskopischen Effekt ist die Entdeckung der Zerlegung von Bildern in einzelne Punkte wichtig. Die Patentschrift von Paul Gottlieb Nipkow (1860-1940) beschrieb schon 1884 ein Verfahren, Bildinformationen in Punkte zu zerlegen und diese in elektrische Signale umzuwandeln, zu übermitteln und durch ein Empfangssystem wieder zum Abbild des Ausgangsobjektes zusammenzusetzen.[174]

Praktische Auswirkungen hatte die Patentschrift zunächst nicht, denn das beschriebene Verfahren basierte auf mechanischer Bildzerlegung. Es war schwieriger umzusetzen, als die übersichtliche Patentschrift vermuten lässt. In einer Scheibe (nach ihrem Erfinder Nipkow-Scheibe genannt) sind in spiralförmiger

[174] Nipkow, P.: Elektrisches Teleskop (Patentschrift Nr. 30105). Zum folgenden: Oravas, G.Ä.: Lectures, Bd. 2, S. 1119-1141.

Linie Löcher perforiert. Durch Rotation der Scheibe wird ein davor befindlicher Gegenstand horizontal und vertikal abgetastet und in einzelne Punkte zerlegt. Die Auflösung des Abbilds hängt von der Anzahl der Löcher ab. Je schneller die Scheibe rotiert, desto höher ist die Abtastfrequenz. Hinter der Scheibe befindet sich eine Selenzelle, die je nach Belichtung den elektrischen Widerstand ändert.[175] So werden die Lichtimpulse in elektrische Impulse umgewandelt und an den Empfangsapparat übertragen. Dieser entspricht spiegelbildlich dem Sendeapparat, die Selenzelle ist durch eine Lichtquelle (Glühbirne) ersetzt. Die Anordnung von Selenzelle, Batterie (bzw. andere Stromquelle) und Lichtquelle ist unproblematisch. Beide Nipkow-Scheiben müssen jedoch sendungs- und empfangsseitig exakt synchronisiert sein, um den zeilenförmigen Bildaufbau genau zu reproduzieren.

Funktionsfähige Prototypen von Nipkows Apparatur bauten 1923 Herbert E. Ives (1882-1953) in den Bell-Labratories und 1924 der Brite John L. Baird (1888-1946). Doch war das Auflösungsvermögen wegen der mechanischen Abtastung bescheiden, die Größe der Abbildung beschränkt. Zudem konnten nur starke Kontraste übertragen werden. Daher weigerte sich die BBC zunächst, Bairds Versuche zu fördern. Die maximale Leistungsfähigkeit der mechanischen Bildzerlegungssysteme wurde in der Mitte der 1930er Jahre erreicht. In Deutschland kamen die Techniker auf 180 Zeilen bei 25 Bildwiederholungen pro Sekunde, in Großbritannien auf 240 Zeilen bei gleicher Frequenz.[176] Das würde heutigen Ansprüchen nicht genügen, oder umgekehrt: Heutige Ansprüche an die Fernsehqualität wären elektro-mechanisch nicht zu erreichen. Wollte man die heute übliche Bildschirmqualität mit der Nipkow-Scheibe erzielen, müsste diese fast mit Lichtgeschwindigkeit rotieren.[177] Aber immerhin waren Nipkow-Scheiben, kombiniert mit Farbfiltern, schon in der Lage Farbe abzubilden. So war Nipkows Scheibe zwar genial erdacht, führte aber in eine technische Sackgasse.

---

175 Selen ist ein chemisches Element, das unter Lichteinfluss den Widerstand ändert. Es wurde Anfang des 19. Jahrhunderts entdeckt, die elektronischen Eigenschaften im letzten Drittel (1873). Fotographische Belichtungsmesser nutzten früher Selenzellen.

176 Winston, B.: Media, S. 94-98.

177 Um das Leistungsvermögen einer analogen HDTV-Fernsehröhre zu erreichen, müsste eine Nipkow-Scheibe mit knapp 4.000 km/h rotieren. Ein Flachbildschirm älterer Generation mit 2 Megapixel Auflösung wäre von einer Nipkow-Scheibe nur zu erreichen, würde sie sich mit 1,3% Lichtgeschwindigkeit (knapp 14 Mio. km/h) drehen. Ein neuester Plasmabildschirm mit 2.500 Hz. Frequenz und 2 Megapixel Auflösung würde schon fast die Grenzen der uns bekannten Physik sprengen: Die fiktive Nipkow-Scheibe müsste knapp 2/3 Lichtgeschwindigkeit (ca. 700 Mio. km/h) erreichen.
Die Analogangabe rechnet mit einem HDTV-Fernseher der letzten Generation in den 2000er Jahren: Format 16:9, 85cm-Diagonale [= 74cm Breite], Zeilenzahl 1.125. Zeilengeschwindigkeit V = 3.600 (Sek./Stunde) * Zeilenzahl [1.125] * 2π * r [= Breite 74cm] * Frequenz [100] / 2 * 240 [Nipkow-Scheiben-Auflösung). Die Teilung durch 2 erfolgt, weil nicht 100 komplette Bilder je Sek., sondern nur 2x50 Halbbilder (zunächst Zeilen 1, 3, 5...; dann 2, 4, 6...) übertragen werden.
Berechnung für LCD- bzw. Plasma-Bildschirm: V = Megapixel * 2π * r [= Breite 70cm bzw. 144cm] * Frequenz * 3.600 [Sekunden je Stunde])
http://www.panasonic.de/html/de_DE/Produkte/TV-Ger%C3%A4te/VIERA+NeoPlasma-TV/TX-P65VT50E/%C3%9Cbersicht/9185371/index.html (August 2012).

Das elektronische Fernsehen

Campbell Swinton (1863-1930) entwarf am 18.6.1908 in der Zeitschrift „Nature" ein elaboriertes Konzept des Fernsehers auf vollständig elektronischer Basis. Man könne unter Verwendung „zweier [synchronisierter] Elektronenstrahlen (einer am Sender und der andere am Empfänger)", welche jeweils durch zwei „rechtwinklig angeordnete Elektromagneten" abgelenkt und im Empfänger „auf eine hinreichend empfindliche fluoreszierende Oberfläche" treffen, Fernsehen wiedergeben. Es müsse nur gelingen, mindestens „160.000 Abweichungen in der Sekunde" zu schalten.[178] Der wichtigste Vorteil des elektromechanischen Fernsehens war die spiegelbildliche Identität von Sender und Empfänger. Ihm verdankte die Nipkow-Scheibe den frühen Vorsprung. Die komplett elektronische Lösung hingegen erforderte zwei verschiedene Techniken für Kamera und Fernsehmonitor. Auf der Empfangsseite basierte die lange vorherrschende Monitortechnik auf der Braunschen Röhre, 1897 von dem Physiker Ferdinand Braun (1850-1918) erfunden. Die Braunsche Röhre zerlegt das Bild in Punkte, von einem strahlerzeugenden Zylinder am Röhrenende wird ein Strahl auf die fluoreszierende Mattscheibe gerichtet. Der von Ablenkungsplatten gesteuerte Strahl wandert mit rasender Geschwindigkeit die Scheibe zeilenweise von links nach rechts und von oben nach unten ab. Durch die innen aufgebrachte Fluoreszenzbeschichtung glimmt der vom Strahl getroffene Punkt ein wenig nach. In analogen europäischen Standard-Fernsehern wiederholte sich der Vorgang 50-mal pro Sekunde: Der Lichtstrahl setzte 50-mal links oben in der Ecke an und durchraste die 625 Zeilen, abwechselnd die ungeraden und die geraden Zeilen. Das nennt man Zeilensprungverfahren.

Ein deutsches Patent hatte schon 1906 ein Faksimile-System mittels Braunscher Röhre vorgeschlagen. 1929/30 wurde die Braunsche Röhre von Manfred von Ardenne (1907-1997) entscheidend verbessert. Nun war ein technisches Gerät in der Lage, ohne mechanische Elemente die gleichen Funktionen wie die Nipkowsche Scheibe auszufüllen und zugleich eine wesentlich höhere Bildauflösung und Bildwiederholfrequenz zu gewährleisten. Als technische Spezifizierung wurde die 16mm-Amateurfilm-Qualität angestrebt. Das entsprach mindestens 400-480 Zeilen bei einer Frequenz von 1/25. Als hochauflösendes Fernsehen wurden in den 1930er Jahren 525 bzw. 625 Zeilen definiert.[179] Über Manfred von Ardennes Versuchsanordnung berichtete der „Berliner Lokal-Anzeiger":

> „Die von Ardenne entwickelte Braunsche Röhre zeichnet sich nämlich durch besondere Empfindlichkeit, einfache Handhabung und Billigkeit aus. Die Anwendungsgebiete derselben sind in technischem Betriebe wie im Laboratorium außerordentlich mannigfaltig. So kann man z.B. die

[178] Zit.n.: Abramson, A.: Geschichte des Fernsehens, S. 32.
[179] Winston, B.: Media, S. 101-103, 117.

Schwingungen der menschlichen Sprache auf dem Fluoreszenzschirm sichtbar machen, weshalb das Instrument auch im Gesangsunterricht und in Taubstummenanstalten Verwendung finden wird. Die an den Vortrag angeschlossene, sehr interessante Diskussion zeigte, daß sich allerdings der Verwendung der Röhre im Fernsehen noch mancherlei reinelektrische wie technische Schwierigkeiten entgegenstellen werden."[180]

Der Bericht verdeutlicht sowohl Vorteile gegenüber dem mechanischen Fernsehen als auch Unsicherheiten hinsichtlich des späteren Verwendungszwecks. Auf der Berliner Funkausstellung, die am 21.8.1931 eröffnete, wurde das elektrische Fernsehen erstmalig einem größeren Publikum vorgestellt.

Die technische Lösung auf der „Sender-" oder besser Aufnahmeseite zeichnete sich mit dem „Ikonoskop" ab. Für detailreiche Landschaftsaufnahmen war die frühe Kameratechnik ungeeignet. Nur große Porträtaufnahmen waren möglich, die Schauspieler mussten wegen der nötigen Kontraste grell geschminkt werden. Die Studiokameras waren lichtschwach, die Beleuchtung daher gleißend hell. Die Arbeitsbedingungen glichen einer Sauna. Filme, die für das Kino produziert worden waren, konnten nicht unverändert gesendet werden. Man schnitt Landschaftsaufnahmen hinaus und beschränkte den fernsehgerechten Film auf Großaufnahmen. Vladimir Zworykin (1889-1982), Fernseh-Forschungsleiter der RCA, reichte ein erstes Patent 1923 ein – anerkannt wurde es nach langen juristischen Streitigkeiten erst 15 Jahre später: Das spiegelt die Bedeutung der Erfindung. Bei dem Ikonoskop wird der einfallende Lichtstrahl durch einen abgelenkten Kathodenstrahl auf ein mosaikförmiges Speicherelement projiziert und dort so lange gespeichert, bis alle Bildpunkte vom Kathodenstrahl ausgelesen sind. Die ersten Ikonoskope waren recht laut. Eine lichtempfindlichere Lösung stellte Philo T. Farnsworth (1906-1971) mit seiner Bildzerlegerkamera vor, die nicht das ganze Bild zwischenspeicherte, sondern in Segmente zerlegt simultan abtastete und übertrug. Beide Lösungen wurden zum „Superikonoskop" verschmolzen; dieser Kameratyp blieb bis in die 1960er Jahre vorherrschend. Auch die modernen Kameras weisen zumindest *in abstracto* noch die gleichen Elemente auf: eine photoelektrische Schicht, Zwischenspeicher und Abtastvorrichtung.[181]

An der Weiterentwicklung zum Farbfernsehen wurde schon vor dem Zweiten Weltkrieg gearbeitet. Funktionsfähig war dabei als erstes ein elektromechanisches Modell à la Nipkow, gebaut von John L. Baird. Das elektronische Farbfernsehen war in den meisten Industrienationen (Ausnahme USA) erst in den 1960er Jahren zur Marktreife entwickelt. In den darauffolgenden Jahrzehnten begannen die beiden bislang letzten Entwicklungen: Videotext und Digitali-

[180] BLA, 16.1.1930, zit.n.: Ardenne, M.v.: Autobiographie, S. 98.

[181] Die RCA und Farnsworth stritten sich um die grundlegenden Patente, bis sich die Kontrahenten 1940 in einem Vergleich einigten, bei dem die RCA Farnsworth beträchtliche Gebührenzahlungen zugestand. Winston, B.: Media, S. 110. Walitsch, H.: Wettbewerb, in: RuG, 23/1997, Nr. 2/3, S. 100-102.

sierung des Fernsehens.[182] Die ungeheure Geschwindigkeit, mit der die Technik in den letzten Jahren voranschritt, macht Fußnote 177 deutlich. Plasmabildschirme wie der dort vorgestellte wären tauglich, 3-D-Filme in hoher Brillanz und Auflösung zu zeigen, wenn davon ein hinreichend großes Angebot vorhanden wäre. Noch aber eilt die technische Klasse der Endverbraucher-Produkte der Produktion der Software voraus.

Produktionstechnische Entwicklungen

Die Erfindungen von Tonbandmaschinen für den Hörfunk[183] und Videorecordern für das Fernsehen[184] ermöglichten es, auf teure und nur einmal verwendbare Live-Produktionen zu verzichten. Im Fernsehen hatte man zunächst mit Zwischenfilmen und Bildaufzeichnungen auf „Schallplatten" experimentiert. Mit Nipkow-Scheiben waren in annehmbarer Qualität nur Filmstreifen abtastbar gewesen. Die Einführung des Magnetband-Videos verbesserte die Fernsehproduktionsmöglichkeiten: Amerikanische Fernsehnetworks konnten jetzt in sechs (mit Alaska sogar sieben) Zeitzonen senden. Nun wurde Fernsehproduktion im modernen Sinne möglich. Die Sender stiegen selbst als Anbieter in den Programmhandel ein.

Qualitativ waren die frühen Videogeräte – wie zuvor die Tonbandmaschinen – noch unzulänglich, materialaufwendig und mit bis zu 75.000$ sehr teuer (=2012: ca. 615.000$ bzw. 475.000€). Videobänder waren ebenfalls kostspielig, so dass sie zunächst wieder und wieder bespielt wurden und nicht der Programmarchivierung dienten. Auch konnte in der Frühzeit nur physikalisch, d.h. ohne Monitorbild geschnitten werden. Erst die Einführung der Magnetaufzeichnungs-Technik (MAZ) in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre ebnete der breiten Verwendung des Videos bei der Produktion, z.B. aktueller Nachrichtensendungen, den Weg. Die seit den 1970er Jahren einsetzende Digitalisierung der Produktionstechnik hat für Hörfunk und Fernsehen die analogen Techniken sukzessive ersetzt. Die entscheidenden Vorteile sind verlustfreie Kopien, genauere Montage- und Schnittmöglichkeiten und der Ersatz realer durch virtuelle Studioelemente. Die vorläufige Endstufe ist mit dem Einsatz von Servern erreicht, von denen sich computergenerierte Programme unter sparsamem Personaleinsatz „fahren" lassen.[185]

---

[182] Videotext macht sich die Austastlücke des zeilenweise übertragenen Fernsehbildes zunutze. In Großbritannien startete Videotext 1974, in der Bundesrepublik Deutschland 1980. Bausch, H. (Hg.): Rundfunk in Deutschland, Bd. 4, S. 890-895. Crisell, A.: History of British Broadcasting, S. 215.

[183] Erstes Patent 1898 von Valdemar Poulsen, funktionstüchtige Labormuster Mitte der 1930er Jahre, eingesetzt seit Ende der 1930er.

[184] Erstes Patent 1928, Labormuster Ende der 1940er, eingesetzt seit Mitte der 1950er.

[185] Wegen der großen Bilddatenmengen, die aufgezeichnet werden mussten, waren die ersten Muster noch materialaufwendig und daher teuer. So liefen die Bänder mit Geschwindigkeit von 2,4m/Sek. an feststehenden Tonköpfen vorbei. Erst als die amerikanische Firma Ampex 1956 rotierende Tonköpfe einsetzte, konnte die Geschwindigkeit auf 38cm/Sek. reduziert werden. Ihre Videorecorder setzten

Alle produktionstechnischen Entwicklungen bis hin zur Digitalisierung erzeugten produktions- wie marktrelevante Effekte: Zum einen ergab sich der Wettbewerbsvorteil aus der Möglichkeit beschleunigter und verbilligter Produktion. Für Radio und Fernsehen war sparsamerer Mitteleinsatz erst möglich, als nicht mehr alles live, sondern vieles von „Konserve" gespielt werden konnte. Zum anderen konnten qualitativ hochwertigere Produkte erstellt werden, um auf dem Markt ein größeres Publikum zu erreichen.[186]

2.3 Verbreitung der Neuen Medien

2.3.1 Kultur, Post und Politik: die Ausbreitung der Presse

Ein (etwas schiefer) Vergleich hat von der „Explosion des gedruckten Wortes" nach Gutenberg gesprochen. Das mag auf ein Diktum des englischen Philosophen Francis Bacon (1561-1626) zurückgehen, der meinte, nichts habe die Welt so verändert wie das Dreigestirn aus Schießpulver, Kompass (wg. der Entdeckungen) und Buchdruck. Vorraussetzung waren

- erstens die kulturell bedingt rapide Ausbreitung der Technik,
- zweitens die Herausbildung des Nachrichtenverkehrs
- und drittens politische Umstände.

Die Technik breitete sich rasch aus, weil – wie oben beschrieben – das kulturelle Umfeld im „lateinischen" Abendland günstig war: Schon vor 1462, als Gutenberg Mainz verlassen musste, hatten dort drei Buchdruckerwerkstätten bestanden. Durch die städtischen Wirren vertrieben, flüchteten die Gesellen und eröffneten in Deutschland sowie im Ausland Druckereien. Ein Mainzer Konkurrent von Gutenberg war schon zuvor nach Bamberg übergesiedelt und druckte dort seit 1461, vielleicht schon seit 1456. In Straßburg wurde ebenfalls seit 1456 (wieder) gedruckt, in Rom seit 1464, in Augsburg und Basel seit 1468. Als Gutenberg im Februar 1468 starb, existierten in Europa mindestens neun, höchsten zwölf Druckereien. In den 1470er Jahren wurden in Frankreich, Holland, Flandern, Spanien und England Druckereien eröffnet, nicht wenige von deutschen Druckern. In Dänemark und Schweden wurden die ersten Druckereien in den 1480er Jahren errichtet. Um 1500 gab es in sechzig deutschen Städten bereits insgesamt 300 Druckereien, in Italien schon 150, mehr als 40 in Frankreich. Zunächst konnten die deutschen Drucker im Ausland ihre Vorherrschaft behaupten, in Rom sogar bis Anfang des 16. Jahrhunderts.[187] Die folgende Tabelle

sich am Markt durch. Abramson, A.: Geschichte des Fernsehens, S. 330-334. Vgl. Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 94-97.

186 Heinrich, J.: Medienökonomie, Bd. 2, S. 51f.

187 Eisenstein, E.L.: Druckerpresse, S. 12-17; Giesecke, M.: Buchdruck, S. 212f.

gibt Schätzungen aller periodischen und nichtperiodischen Schriften bis an die Wende zur Moderne wieder.

Tabelle 2-3: Steigerung der Druckschriftenproduktion im alten Reich (15.-18. Jh.)[188]

	geschätzte Zahl	*geschätzte Gesamtauflage*
15. Jh.	15.000-30.000	zwischen 1,5-4,5 und 20 Mio.
16. Jh.	120.000 bis 150.000	zwischen ca. 70-90 und 100-150 Mio.
17. Jh.	265.000	200-300 Mio.
18. Jh.	500.000	750 Mio. bis 1 Milliarde

Unperiodische Flugblätter und Nachrichtenmedien wurden in den wichtigen Handels-, Verkehrs- und damit Nachrichtenzentren ihrer Zeit gedruckt: An der Spitze lagen die oberdeutschen Städte Nürnberg und Augsburg. In den zentralisierteren westeuropäischen Staaten England und Frankreich waren die Hauptstädte auch Hauptdruckorte. Die Bedeutung der Verkehrswege und postalischen Infrastrukturen ist für die Herausbildung der modernen Presse (als Verbreitungs-Medien) wohl kaum zu überschätzen. Periodische Zeitungen und Zeitschriften mussten regelmäßig, verlässlich und zeitlich dicht mit Nachrichten versorgt werden.[189]

Daneben spielte die Politik eine wichtige Rolle. In jedem Land wirkten andere politische Ereignisse als Katalysatoren zur Verbreitung der neuen Medien: In Deutschland waren es die Reformation nach 1517 und der Bauernkrieg 1524/25, in Frankreich die Bürgerkriege im 16. Jahrhundert und der Adelsaufstand der „Fronde“ um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit mehr als 5.000 Flugschriften, in Holland der 80jährige Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien (1568-1648) mit mehr als 7.000 überlieferten Flugblättern und -schriften. In England kam diese Rolle der englischen (puritanischen) Revolution der 1640er Jahre zu. Der Londoner Buchhändler George Thomason (1602-1666) sammelte zwischen 1640 und 1663 mehr als 13.000 Flugblätter und Flugschriften sowie 7.000 Zeitungen.[190]

Die frühe periodische Presse setzte sich rasch durch. Schon um die Jahrhundertwende vom 16. zum 17. Jahrhundert erreichten die sogenannten Messrelationen ihr Maximum. Seither stagnierte die Entwicklung auf hohem Niveau. Zwischen 1595 und 1629 erschienen in Deutschland – mit Ausnahme zweier Jahre – jedes Jahr mindestens zehn.

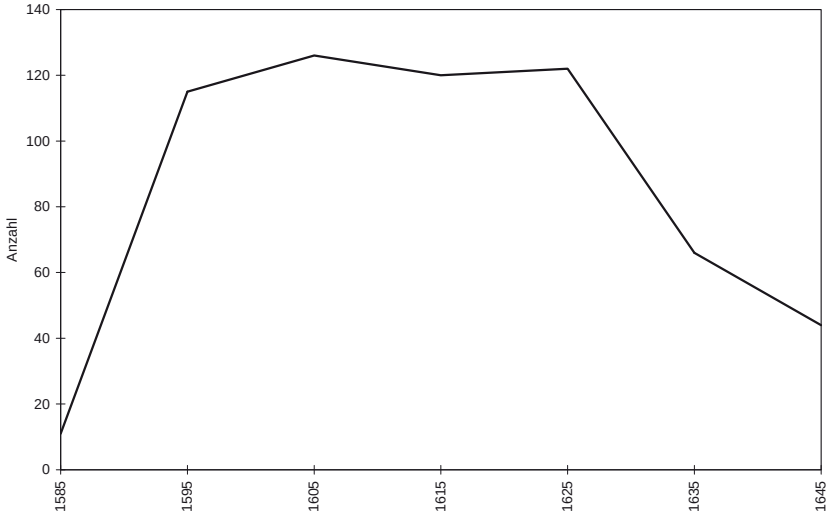
---

188 Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 293.

189 Zur Bedeutung der Post für den Aufstieg der Presse insbes.: Behringer, W.: Merkur. Kremer, K.H.: von den Birghden.

190 Briggs, A./ Burke, P: social history of the media, S. 85-90. Laube, A. (Hg.)/ in Zus. m. Schneider, A./ Weiß, U.: Flugschriften (1526-1535). Carrier, H. (Hg.): La Fronde.

Abbildung 2-3: Messrelationen (1583-1648)[191]



Unmittelbar nach Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs erschienen sogar kurzfristig nochmals mehr Messrelationen als zwei Jahrzehnte zuvor. Daher ist anzunehmen, dass nach Kriegsausbruch das Bedürfnis, den Gang der Ereignisse zu verfolgen, Verfasser und Verleger bewog, mehr Relationen als früher herauszugeben. Seit 1630 begann sich der Krieg negativ bemerkbar zu machen, die Messrelationen erlagen der Konkurrenz der frühen Zeitungen. Während in den Messrelationen der Kriegsverlauf bestenfalls mit halbjährlicher Verzögerung nachvollzogen werden konnte, erschienen die frühen Zeitungen schon wöchentlich, einige sogar schon öfter (s.u.). Die Avisen und Relationen konnten somit früher, schneller und aktueller berichten. Sie befriedigten das Orientierungsbedürfnis der Menschen besser als die Messrelationen.

Tabelle 2-4: Zeitschriftengründungen im 18. Jahrhundert[192]

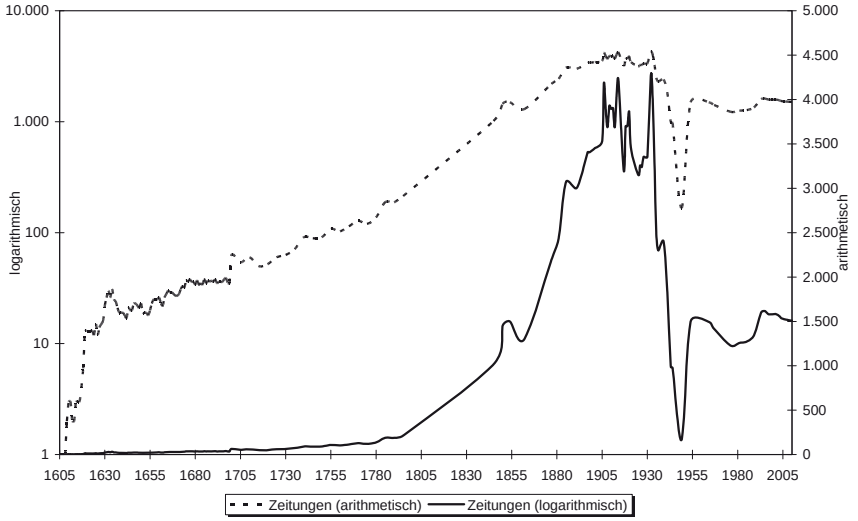
	Gründungen		*Gründungen*
vor 1700	58	1741-1750	260
1701-1710	64	1751-1760	331
1711-1720	119	1761-1770	411
1721-1730	178	1771-1780	718
1731-1740	176	1781-1790	1.225

[191] nach Bender, K.: Relationes.

[192] Vgl. Stöber, R.: Historische Zeitschriftenforschung, in: Vogel, A./ Holtz-Bacha, Ch. (Hg.): Zeitschriften, Publizistik Sonderheft Bd. 2002/1, S. 51. Nach: Kirchner, J.: Zeitschriftenwesen.

Nach Joachim Kirchner wurden in Deutschland im ganzen 17. Jahrhundert 58 Zeitschriften gegründet, allein zwischen 1781 und 1790 waren es über 1.200. Nach den regionalen Erhebungen des Projekts der bio-bibliografischen Handbücher Holger Bönings sind die Zahlen der folgenden Tabelle (nach Kirchner) vermutlich jedoch um ca. die Hälfte zu niedrig gegriffen sein. Ende des 17. Jahrhunderts dürften im deutschen Sprachraum etwa 60-80 Zeitungen gleichzeitig erschienen sein, knapp die Hälfte ist noch nachzuweisen. Insgesamt waren im 17. Jahrhundert schon ca. 200 Avisen gegründet worden.

Abbildung 2-4: Pressetitel (Ausgaben) in Deutschland (17.-21. Jh.)



Lesehinweis: Der primären Y-Achse ist die gestrichelte Linie zugeordnet; sie zeigt das Titelwachstum logarithmisch. Vom Dreißigjährigen Krieg bis Anfang des 20. Jahrhunderts verläuft die Trendlinie fast gerade. Das deutet, wie auch an der sekundären Y-Achse mit der durchgängigen Linie (arithmetische Werte) ablesbar, auf ein exponentielles Wachstum. Im 17. Jahrhundert nahm die Zahl der Titel deutlich zu, blieb aber noch unter 100. Seit ca. 1830 bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts stieg die Zahl der Titel von unter 1.000 auf über 4.000 Zeitungen. Anders ausgedrückt: Relativ am schnellsten wuchs die Zahl der Titel im 17. Jahrhundert, absolut hingegen im 19. Jahrhundert. Auf die 1848 revolutionsbedingt enorme Ausweitung des Tagespressemarktes folgte ein erneuter Einbruch. Im 20. Jahrhundert stagnierte die Entwicklung zunächst – die Statistiken variieren stark –, in der zweiten Jahrhunderthälfte betrug sie nur noch ein Drittel der Maximalwerte vom Jahrhundertbeginn, in den letzten zwei Jahrzehnten schrumpfte die Titelzahl weiter.

Im 18. Jahrhundert nahm die Zahl der Titel deutlich zu. Das lässt sich jedoch nur noch anhand einer lückenhaften Überlieferung prüfen. Die pressestatistischen Daten verbesserten sich im 19. Jahrhundert, auf gesichertem Grund bewegen sich die Statistiken nur zwischen 1914 und 1918, 1933 bis 1945 und seit 1954.[193] Die historischen Statistiken legten an das Medium „Zeitung" jeweils unterschiedliche Maßstäbe an. Da vor 1945 zumeist funktionell definiert wurde, zählten in allen Statistiken auch jene zu den „Tages"-Zeitungen, die keineswegs täglich erschienen, solange sie nur umfassend und mit aktuellem Anspruch über universale Inhalte berichteten. Manche der Statistiken rechneten mit Blättern, die wöchentlich oder öfter heraus kamen, während andere nur jene einbezogen, die mindestens zweimal die Woche verbreitet wurden. Dieses Verfahren hat sich seit 1954 mit den Statistiken von Walter J. Schütz etabliert. Vorher zählten manche Statistiken mit, andere ohne Kopfblätter. Die Zusammenstellungen der Eckdaten machen daher nur auf Trends aufmerksam.

In Deutschland begann nach der NS-Dikatur ein neuer Abschnitt. Zunächst hatten die Besatzungsmächte nur zuverlässige Personen bzw. Parteien lizenziert. Sogenannte Altverleger konnten erst nach 1949 ihre Zeitungen wieder herausbringen. Bis 1954 nahm die Zahl der Titel daher rasch zu, danach wurden sie zum Teil recht schnell Opfer der Pressekonzentration. Die Zahl der selbständigen Zeitungseinheiten (publizistische Einheiten, PE) reduzierte sich in den zwei Jahrzehnten zwischen 1954 und 1976 von 225 auf 121 PE. Lizenzzeitungen hingegen gehörten nur in seltenen Ausnahmen zu den Opfern der Konzentration. Damit überlebten die mittelgroßen und großen Zeitungen; Zwergzeitungen, wie es sie vor 1933 noch in größerer Zahl gegeben hatte, verschwanden endgültig. Nach der Vereinigung expandierte die Zahl der selbständigen Zeitungen 1991/92 erneut, hernach sank sie wieder. Derzeit stagniert sie bei ca. 135.[194]

Für andere Staaten sieht die Entwicklung ähnlich aus: Das betrifft die Bereitstellung von aussagekräftigen Statistiken, die großen Trends und die Auslöser der Veränderungen. Kam in Deutschland dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) die Funktion als Impulsgeber für die Verbreitung der Zeitungen zu, war es in England das Zusammentreffen des Endes der Lizenzierung (1695) und des Spanischen Erbfolgekriegs (1701-1714). Vergleiche mit der Rolle des 2. Golfkriegs (1991) für CNN liegen nahe. Neben Kriegen waren wichtige innenpolitische Ereignisse wie Revolutionen und Bürgerkriege von Bedeutung. Unter den schon erwähnten Thomason-Tracts der englischen Revolution befinden sich mehr als 7.000 Zeitungsexemplare. Nach der weitgehenden Unterdrückung politischer periodischer Presse in Frankreich, wurden in der Revolution 1789-1793

[193] Fortmann-Petersen, H./ Pankratz, M.: Retrospektive Pressestatistik, in: Behmer, M./ Krotz, F./ Stöber, R./ Winter, C. (Hg.): Medienentwicklung, S. 227-234.

[194] Vgl. zur Pressekonzentration die zahlreichen Stichtagsuntersuchungen von W.J. Schütz. Als Zusammenfassung: Schütz, W.J.: Tagespresse, in: Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 109-134. Sowie zuletzt: Ders.: Deutsche Tagespresse 2008, in: MP, 2008, Nr. 9, S. 454-483.

ca. tausend neu gegründete Blätter gezählt. Der *Terreur* sowie die sich anschließenden Diktaturen des Direktoriums und Napoleon Bonapartes (1769-1821) setzten dem ein Ende. Die Julirevolution von 1830 führte erneut zu vielen Zeitungsgründungen. Die Schweiz wurde von einer ähnlichen Zeitungsgründungswelle in der revolutionären Helvetic nach 1798 überrollt, Deutschland und Österreich in der Revolution 1848/49. Es gilt nochmals zu betonen: Die pressestatistischen Daten werden für Deutschland erst im 19. Jahrhundert besser und sie bewegen sich erst im 20. Jahrhundert auf gesichertem Grund.[195] Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich die Tagespresse gemäß den Statistiken der Unesco – die allerdings kritisch zu prüfen wären und über das Jahr 2000 hinaus nicht verfügbar sind – wie folgt:

Tabelle 2-5: Titel der Tagespresse (1952-2000)[196]

	Frankreich	Großbritannien	Österreich	Schweiz	USA
1952	151	114	35	127	1.786
1965	121	110	36	132	1.751
1975	98	111	30	95	1.812
1985	92	104	33	97	1.676
1995	80	100	17*	98	1.533
2000	84	108	16*	104	1.476

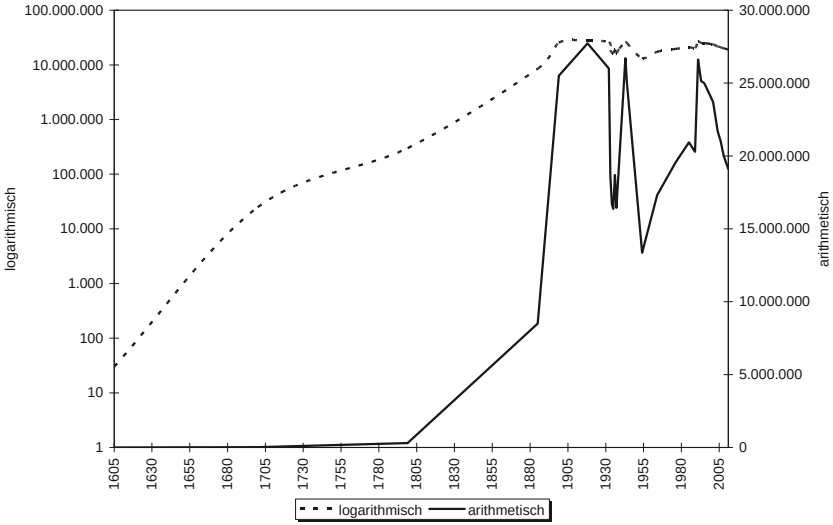
Auch die Auflagen nahmen kontinuierlich zu. Die „Frankfurter Zeitung" erreichte schon in den 1620er Jahren eine Auflage von 450 Exemplaren. Die Hamburger „Wöchentliche Zeitung" erzielte Ende des 17. Jahrhunderts Spitzenauflagen von 1.500 Exemplaren. Im späten 18. Jahrhundert erreichten einzelne Zeitungen schon eine Auflage von mehr als 10.000, absoluter Spitzenreiter war der „Hamburgische unpartheyische Correspondent" (HUC), um 1800 in einer 30.000-50.000er Auflage verbreitet. Auch die äußere Entwicklung verweist auf die rasche Durchsetzung des Phänomens. Multipliziert man die Auflagen mit mehr als zehn Lesern – viele Zeitungen lagen in Wachstuben, Kaffeehäusern, Gaststätten und Avisenbuden aus und wurden vorgelesen –, kann geschätzt werden, dass im 17. Jahrhundert schon ein Fünftel bis ein Viertel der Bevölke-

[195] Fortmann-Petersen, H./ Pankratz, M.: Retrospektive Pressestatistik, in: Behmer, M./ Krotz, F./ Stöber, R./ Winter, C. (Hg.): Medienentwicklung, S. 227-234. Zu Preußen: Elkan, G.: Zeitungssteuer. Stöber, R.: Pressestatistik Preußen, in: Sösemann, B. (Hg.): Kommunikation und Medien in Preußen, S. 450-458. Böning, H.: Traum von Freiheit.

[196] Unesco (Hg.): Statistical Yearbook, 1967, 1977, 1999, http://data.un.org/Browse.aspx?d=UNESCO www.unesco.org (August 2012). Die von der Unesco nicht angegebenen Zahlen verzeichnen zu Deutschland nicht die Zeitungen, sondern die Verlage als Herausgeber. Auch für die Schweiz weichen die Zahlen gravierend ab. 2001 wurden 39 Publizistische Einheiten und 63 Titel gezählt. Blum, R.: Medienstrukturen Schweiz, in: Bentele, G./ Jarren, O./ Brosius, H.-B. (Hg.): Öffentliche Kommunikation, S. 372. Die Angaben mit * zu Österreich ab 1995 beziehen sich auf „Zeitungen mit Kernredaktion", den deutschen „publizistischen Einheiten" vergleichbar. Vgl. Schneider, B./ Schütz, W.j. (Hg.): Europäische Pressemärkte, S. 69, 102.

rung mehr oder weniger regelmäßig von der aktuellen Tagespublizistik erreicht wurde, in urbanen Zentren sogar schon jeder zweite männliche Erwachsene. In der Zeit der Französischen Revolution dürfte im ganzen Reich im Schnitt jeder zweite Erwachsene Zugang zu den Pressemedien gehabt haben: Allmählich lasen städtisches und ländliches Publikum und alle Schichten gleichermaßen.[197]

Abbildung 2-5: kumulierte Zeitungsauflage in Deutschland (17.-21. Jh.)



Lesehinweis: Der primären Y-Achse ist die gestrichelte Linie zugeordnet, die das Auflagenwachstum logarithmisch anzeigt. Der sekundären Y-Achse ist die durchgängige Linie zuzuordnen, sie zeigt das Auflagenwachstum als arithmetische Werte. Die Messpunkte vor dem späten 19. Jahrhundert geben nur die groben Schätzungen der Literatur wieder. Man geht allgemein davon aus, dass die Gesamtauflage schon im 17. Jahrhundert deutlich zunahm; sie überschritt allerdings – wie auf der primären Y-Achse ablesbar – kaum eine kumulierte Gesamtauflage von 30.000 im gesamten Reich. Zwischen ca. 1880 und 1920 stieg – wie auf der sekundären Y-Achse angezeigt – die Auflage von unter 10 Mio. auf über 20. Mio. Anders ausgedrückt: Am stärksten wuchs die relative Gesamtauflage im 17. Jahrhundert, die absolute Gesamtauflage wuchs hingegen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert am schnellsten. Im späten 20. Jahrhundert begann die Gesamtauflage zu sinken.

[197] Böning, H.: Welteroberung, S. 178-187. Ders.: Periodische Presse, S. 144-162. Welke, M.: Zeitung und Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert, in: Blühm, E. (Hg.): Presse und Geschichte I, S. 71-99. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 72f.

Für die ersten Jahrhunderte fehlen genaue Angaben zur Gesamtauflage – sieht man von Angaben zu einzelnen Zeitungen ab. Gewisse Anhaltspunkte sind nur für solche Länder und Zeiten gegeben, in denen dank einer besonderen Steuer die Zahl der im Jahresverlauf insgesamt gedruckten Presseexemplare bekannt ist. So wurden z.B. in England 1713 2,5 Mio., 1750 7,3 Mio., 1801 16 Mio., in Frankreich 1828 ca. 28 Mio. und 1846 ca. 80 Mio. Druckexemplare verbreitet. Diese Zahlen sind jedoch nicht, wie dies bisweilen getan wird, mit der kumulierten, durchschnittlichen Gesamtauflage je Tag zu verwechseln. Die kumulierten Gesamtauflagen z.B. im Preußen des 19. Jahrhunderts waren mit ca. 40.000 (1823) oder etwas mehr als 80.000 (1848) noch viel niedriger.[198]

Tabelle 2-6: Kumulierte Gesamtauflage der Tagespresse in 1.000 (1952-2004/5)[199]

	Frankreich	Großbritannien	Österreich	Schweiz	USA
1952	10.193	29.100	1.393	1.442	53.951
1965	12.041	26.100	1.806	2.210	60.358
1975	11.341	21.700	2.405	2.574	61.222
1985	10.670	22.495	2.729	3.213	62.800
1995	12.200	21.101	2.988	2.754	58.193
2004/5	10.302	17.347	2.545	3.104	42.102

Tabelle 2-7: Zeitungen weltweit (1970-2010)[200]

	Zeitungstitel	Gesamtaufl. in Mio.	Zeitungsex. je 1.000 Ew.
1970	7.947	392	107
1975	7.300	448	110
1980	7.847	491	111
1985	8.445	529	110
1990	8.220	563	107
1995	8.291	537	95
2010	14.853	519	74

198 Vgl. d'Ester, K.: Frankreich, in: Heide, W. (Hg.)/ Lehmann, E. (Bearb.): Handbuch Zeitungswissenschaft, Bd. 1, Sp. 1101. Zu Großbritannien: Black, J.: eighteenth century British press, in: Griffith, D. (Hg.): encyclopedia of the British press, S. 13.

199 Unesco (Hg.): Statistical Yearbook, 1967, 1977, 1999; www.unesco.org (August 2000). Der offensichtliche Transkriptionsfehler zum österreichischen Wert von 1995 wurde nach Steinmaurer korrigiert. Vgl. Steinmaurer, Thomas: Die Medienstruktur Österreichs, in: Bentele, G./ Jarren, O./ Brosius, H.-B. (Hg.): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft, S. 349-365, hier: 352. http://www.wolframalpha.com (August 2012).

200 Unesco (Hg.): Statistical Yearbook, 1999, www.unesco.org. Die Angaben 2010 nach World Press Trends der WAN-Ifra: http://www.wan-ifra.org/de/press-releases/2011/10/12/world-press-trends-zeitungen-erreichen-noch-immer-mehr-leser-als-das-inter (August 2012). Zu dem Problem der Vergleichbarkeit der Statistiken auch: Ludwig, J.: Pressedistribution, in: HBI (Hg.): Internationales Handbuch Medien 2009, S. A105-A119.

Weltweit entwickeln sich die Zeitungen unterschiedlich: Während die Presse in den industrialisierten Staaten stagniert oder schon deutlich rückläufig ist, steigt die Gesamtauflage in den Schwellenländern und in manchem Staat der Dritten Welt weiterhin. In den industrialisierten und den weniger industrialisierten Staaten befindet sie sich also in unterschiedlichen Lebenszyklen, im „Westen" ist ihr Zenit überschritten, woanders noch nicht. In Relation zur steigenden Bevölkerung nimmt die Zeitungsdichte jedoch seit ca. 1980 ab. Kritisch ist zur Verfüg- und Vergleichbarkeit der Daten ähnliches wie oben anzumerken.

Für die Unterschiedlichkeit der Lebenszyklen, aber auch für den Rückgang der Bedeutung der Zeitungen in den hochtechnisierten Staaten, spricht die Zeitungsdichte je Haushalt näherungsweise als Indikator: In den USA kamen schon 1850 auf jeden städtischen Haushalt 1,5 Zeitungen. 1900 waren es mehr als 2,6. Bis zur Jahrhundertmitte sank der Wert auf knapp zwei Zeitungen, hernach bis 2000 auf gerade noch 0,72 Zeitungen je Haushalt, heute liegt sie bei unter 0,5. Und trotz weiterer deutlicher Bevölkerungszunahme hat die kumulierte Gesamtauflage seit den 1980ern von damals über 60 Mio. Exemplaren ca. ein Drittel verloren. Die Vergleichszahlen für Deutschland beziehen sich auf das gesamte Land, sind daher tendenziell niedriger: 1880 betrug die Zeitungsdichte je Haushalt ca. 0,7, um die Jahrhundertwende 1900 mehr als 1,2. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts erreichte sie knapp 1,3. Bis 1990 sank der Wert auf knapp eine Zeitung je Haushalt, heute liegt sie ebenfalls bei unter 0,5. In der DDR war die Zeitungsdichte je Haushalt erheblich höher. So lag der Wert nach dem Zutritt der neuen Länder im Jahr 2000 wieder bei ca. 1,3 Zeitungen. Der starke Rückgang in den USA seit Mitte des 20. Jahrhunderts dürfte auf das Fernsehen zurückführen sein. In Deutschland schlug dieser Faktor offensichtlich weniger stark durch. Doch sind die Zahlen nicht absolut zu interpretieren. Denn in den letzten Jahrzehnten nahm wegen soziodemografischer Veränderungen (abnehmende Größe bei steigender Zahl der Haushalte) der Einfluss des sozialen Wandels für diesen Part des Medienwandels zu.[201]

2.3.2 Quantität und Organisation: der Filmmarkt

Während pressestatistische Maßzahlen für die Frühgeschichte der Presse nur mühsam zu gewinnen waren, lässt sich der Filmmarkt mit zumindest tendenziell größerer Sicherheit quantitativ beschreiben: Die Produktion stieg im langen Trend ständig an. Doch auch hier sind die Statistiken weder exakt noch zwi-

[201] Smythe, T.C.: diffusion of urban daily, in: Journalism History, 28/2002, Nr. 2, S. 76. Eigene Berechnungen aufgrund von: Deutschland, in: Meyers Großes Konversationslexikon, 6. Aufl., Bd. 4, S. 761-837, hier: 768f. Sozialgeschichtliche Arbeitsbücher, Bd. IV, S. 42. StJb 2002, S. 63. Vgl. http://www.census.gov/compendia/statab/overview.html (August 2012); vgl. Statistisches Bundesamt et al. (Hg.): Datenreport 2011.

schen den Staaten genau vergleichbar. Insbesondere gilt das für die nächste Tabelle. Sie soll nur der Abschätzung von Größenordnungen dienen:

Tabelle 2-8: Kinosäle und Filmproduktion weltweit (1920-1960)[202]

	Welt		Nordamerika		Europa	
	Kinos	Filme	Kinos	Filme	Kinos	Filme
1920	47.000	2.050	18.750	800	18.900	1200
1930	58.000	2.137	21.600	510	27.500	600
1938/9	73.000	1.938	19.200	455	40.000	700
1949/50	87.000	2.030	18.800	385	52.000	680
1960	160.000	3.000	13.789	160	104.000	800

Wegen der direkten Herleitung des Films aus den Sensationen und Attraktionen früherer Jahrhunderte änderte sich an der Organisation des Vertriebs zunächst wenig. Wie bei den frühen optischen Medien dominierte der Jahrmarkt. In der ersten Phase wurden ständig die gleichen Filme an häufig wechselnden Orten, insbesondere auf Jahrmärkten gezeigt. Die Vorführzelte wuchsen rasch, von anfangs 150-200 auf 2.000 Plätze. Vorführungen waren in der Regel mit Theater- und Varieté-Vorstellungen verbunden. Um die Jahrhundertwende öffneten sogenannte „Ladenkinos". In ihnen war fortlaufend Einlass, die „Films" wurden ohne Unterbrechung gespielt. Das rege Treiben störte die Handlung der „Films" nicht, denn Handlung wiesen die kurzen Streifen kaum auf. Die erste Filmphase endete im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Überall auf der Welt änderten sich – leicht zeitversetzt – zwei Dinge:

- Ortsfeste Kinos wurden in größerer Zahl und mit größeren Kapazitäten errichtet: Schon vor dem Ersten Weltkrieg eröffneten die größten mit über 1.000 Sitzplätzen.
- Der Vertrieb wurde vom Verkauf der „Films" auf das heute noch gültige Lizenzsystem umgestellt.

Allmählich entstanden mehr und mehr ortsfeste Großkinos.[203] Allgemein wird dieser Übergang auf die Jahre 1906/07 datiert, doch auch diese Übergänge waren fließend. Schon 1902 gab es in Deutschland zwei ortsfeste Kinos. Und in der Schweiz zeigte das erste Kino seine Filme in einem festen Gebäude, das im Sommer 1895 in Genf als Panorama gebaut worden war. Über die erste Kinovorführung berichtete die „Tribune de Genève" Ende Oktober 1896:

> „Eine neue Attraktion, die sicherlich zahlreiche Besucher anziehen wird, ist jene Einrichtung, die gegenwärtig im Alpen-Diorama [...] installiert wird. Freitag, Samstag und Sonntag, von 14.00 bis 19.00 und von 20.00 bis 23.00 müssen sich all jene, [...], nur ins Alpineum" begeben.[204]

[202] Sadoul, G.: Histoire du cinéma, S. 525-527.
[203] Bowser, E.: transformation of cinema, S. 121-136.
[204] Zit.n. Hofer, R.(Hg.): Filmwirtschaft Schweiz, S. 31f.

Die gesamte Frühe Neuzeit hindurch bis an den Beginn des 20. Jahrhunderts war die Software – ob Laterna Magica-Objekte, Guckkastenblätter oder jetzt eben „Films" – verkauft worden. Da die Vorführer die teuren Filme so intensiv wie möglich hatten nutzen müssen, zeigten sie diese auch lange und nahmen eine über mehrere Jahre rückläufige Nachfrage in Kauf. Die überlange Marktpräsenz der verkauften „Films" sättigte den Markt. Die „Films" wurden selbst dann noch weiterverkauft, wenn sie schon weitgehend verschlissen waren, um sie noch dem abgelegen-ländlichen Publikum vorzuführen. Mit dem Übergang vom Verkauf zum Verleih sollte eine Antwort auf die Absatzkrise gefunden werden. Die Produzenten verloren zudem nicht mehr im Moment des Verkaufs die Kontrolle und den Überblick über den weiteren Verbleib der Filme. Auch die Vorführer profitierten. Sie brauchten nicht mehr teure Filme einzukaufen, sondern konnten neue Kopien in rascherem Wechsel leihen. Jetzt erst wurden ortsfeste Kinos rentabel, denn nur der Verleih garantierte rasch wechselndes Programm und damit stetig neue Publikumsattraktionen.

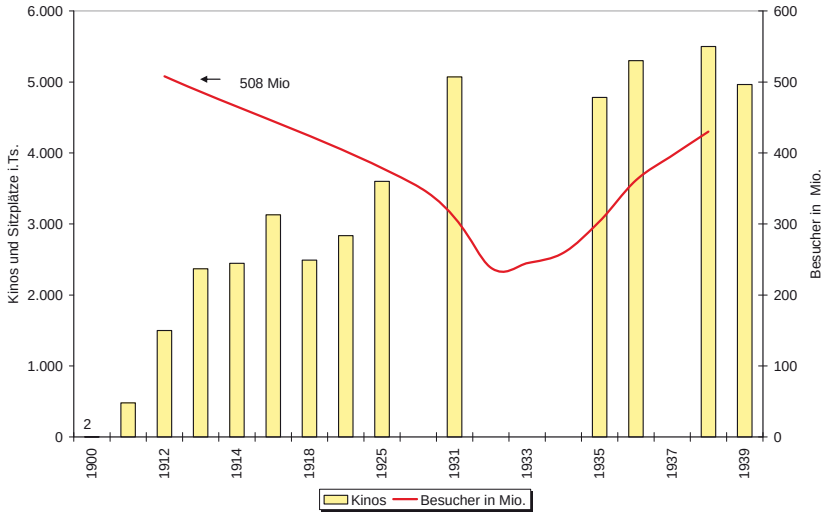
Geschäftsleute verdrängten allmählich die erste Generation der Bastler, Tüftler und Fahrensleute. Sie beschäftigten sich nicht mehr mit der Erfindung und Verbesserung der technischen Geräte, sondern konzentrierten sich auf Produktoptimierung und Vermarktung. Beispielhaft standen hierfür Charles Pathé (1863-1957), der in Frankreich das erste Filmimperium aufbaute, oder Oskar Meßter, Deutschlands erster bedeutender Filmunternehmer. Vor dem Ersten Weltkrieg wurden ca. 85% der Filme eingeführt: viele aus Frankreich, Dänemark und – unmittelbar vor Kriegsausbruch – auch schon aus den USA. Hatte der europäische Film vor dem Ersten Weltkrieg den Weltmarkt beherrscht – selbst in den USA hatte er 1903 einen Marktanteil von mehr als 50% –, begann seit ca. 1910 der Aufstieg Hollywoods. Für die Ansiedlung in Hollywood sprachen die niedrigen kalifornischen Steuern, die wegen der Nähe zu Mexiko billigen Arbeitskräfte und das beständig schöne Wetter. Unmittelbarer Anlass waren aber Patentstreitigkeiten aufstrebender Filmproduzenten mit dem von Edison angeführten Patentpool der „Motion Picture Patents Company" (MPPC). Hollywood setzte auf aufwendig produzierte, längere und unterhaltsamere Langfilme, Edison wollte sein restriktive Vermarktungsstrategie (vorzugsweise kurze Filmchen in Nickelodeons) bewahren.[205]

Zum Filmbesuch in der Frühzeit liegen nur wenige Angaben vor. Nach einer vereinzelten, kaum nachprüfbaren Angabe zu 1912 strömten vor Kriegsausbruch mehr Besucher in die Kinos als in den besten Jahren der Weimarer Republik und NS-Zeit. Auch die Versorgung des flachen Landes war vor dem Krieg besser als hinterher. Der Film genoss große Akzeptanz. Zumindest klagten die Theaterbe-

[205] Salt, B.: frühe deutsche Film, in: Elsaesser, Th./ Wedel, M. (Hg.): Kino der Kaiserzeit, S. 318-335. Evensen, B.J.: Film, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 2, S. 11-21. Bowser, E.: transformation of cinema, S. 149-165. Gabler, N.: eigenes Reich, S. 23-72. Wu, T.: Master Switch, S. 70-82.

sitzer über einen Rückgang der Besucherzahlen um die Hälfte, den sie auf die Konkurrenz des Kinos zurückführten.[206]

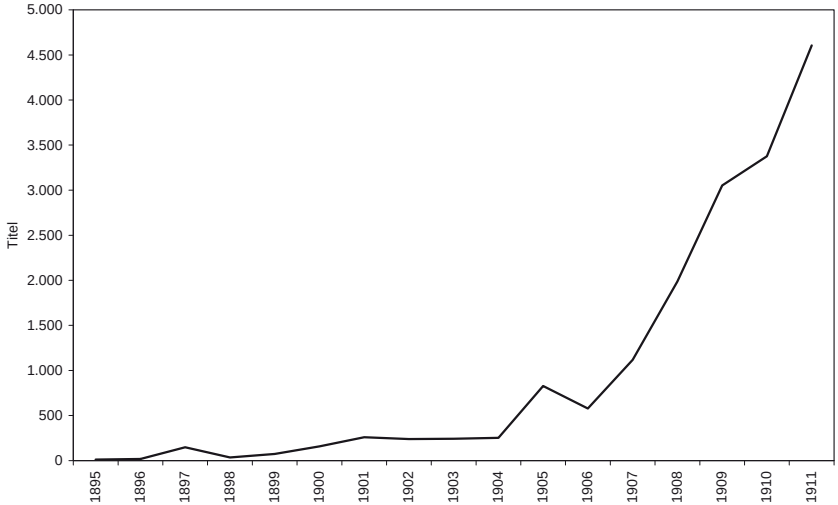
Abbildung 2-6: Kinos und Kinobesuch in Deutschland (1900-1939)[207]



Die Zahlen zu den Filmen der frühen Jahre sind nur wenig verlässlich. Sicher ist: Die Filme wurden allmählich länger, um 1900 sind sie in der Regel eine Minute, zehn Jahre später im Schnitt 15 Minuten lang; um 1900 bestand ein Film aus einer Einstellung, bald wurden mehrere zusammengeschnitten. Die Szenen wurden kürzer, die Filmhandlung narrativer und dynamischer. Mit wachsender Filmlänge wurde zudem die Einfügung von Zwischentiteln üblich. Da die Filme erheblich kürzer als die heutigen waren, konnten die Kinobetreiber über den Tag eine große Zahl an Filmvorführungen zeigen. Das erklärt auch die vereinzelt überlieferten, sehr hohen Besucherzahlen. Um den Umsatz zu steigern, erhöhten die Kinobesitzer – insbesondere in den Spätvorstellungen – die Filmgeschwindigkeit. Genormte Filmgeschwindigkeiten waren in der Stummfilmzeit noch nicht nötig.[208]

[206] Denkschrift betreffend die Kinematographentheater, in: Drucksachen RT, Bd. 301, Nr. 932, S. 1373. Stöber, R.: Nation, S. 100.
[207] Wilke, J.: Mediengeschichte, S. 317.
[208] Führer, K.Ch.: Kino und Rundfunk, in: HZ 262 (1996), Nr. 3, S. 760.

Abbildung 2-7: Filmproduktion in Deutschland (1895-1914)[209]



Noch direkt nach Ende des Ersten Weltkriegs konnten die Produktionszahlen nur geschätzt werden. Dabei ist nicht ersichtlich, wie sich der Anteil von Langfilmen und kurzen Streifen entwickelte. Während die Zahl der Kinos auf hohem Niveau stagnierte, pendelte sich die jährliche Filmproduktion auf vergleichsweise niedrigem ein. Allerdings waren die hohen Ziffern der ersten Jahre inflationsbedingt: Die rapide Geldentwertung verbilligte die deutsche Filmproduktion zu Weltmarktpreisen so deutlich, dass der deutsche Film einen wahren Exportboom erlebte. Nach dem Ende der Inflation fiel der Standortvorteil weg und die Zahlen normalisierten sich wieder; die Einführung des Tonfilms schwächte die Exportchancen weiter. In den folgenden Jahren, verstärkt durch finanzielle Misserfolge wie „Metropolis“, geriet auch Deutschlands größte Filmgesellschaft, die Ufa, in die Krise. 1927 wurde sie von Hugenberg saniert und übernommen. Die aufwendigen Produktionen bestimmten jedoch nicht die Masse der Filme. Vielmehr dominierten *low budget*-Filme, etliche waren von regional oder sozial sehr eingeschränktem Zuschnitt und wurden nur von kleinen Publika gesehen.[210]

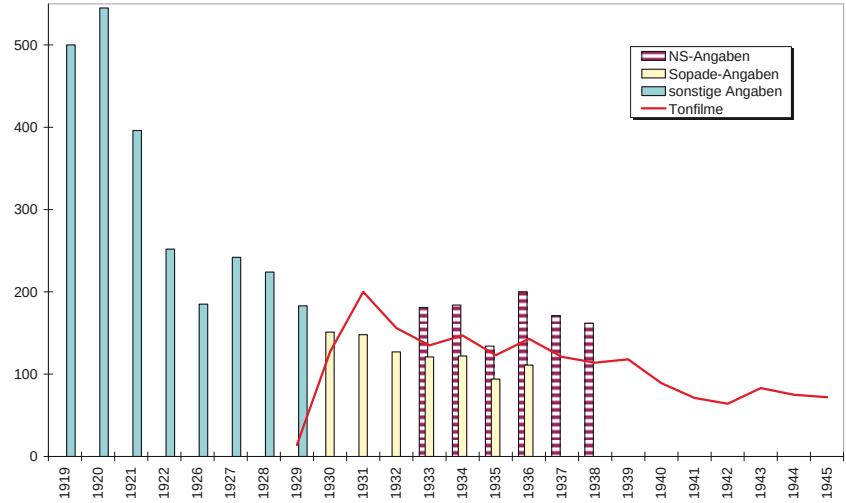
Statistiken sind immer heikel: Z.B. können mit ihnen auch ideologische Grabenkämpfe ausgetragen werden. So renommierte die Statistik der NS-Reichsfilmkammer mit hohen Filmproduktionszahlen. In den Produktionsziffern waren nicht nur die langen Filme – seit 1933 alle vertont – enthalten, sondern auch

[209] Stöber, R.: Nation, S. 101.

[210] Kaes, A.: Weimarer Republik, in: Jacobsen, W./ Kaes, A./ Prinzler, H.H.(Hg.): Geschichte des deutschen Films, S. 69-71. Kreimeier, K.: UFA-Story, S. 192f. Führer, K.C.: Kino und Rundfunk, in: HZ 262 (1996), Nr. 3, S. 756-759.

kürzere Streifen. Wo die NS-Angaben mit möglichst hohen Werten glänzten, versuchte die Exil-SPD die Zahlen zu drücken: Ein „stetiger Abstieg“[211] sei zu verzeichnen. Die Statistiker beider Seiten schlossen jeweils von Quantität auf Qualität, obwohl beides wenig miteinander zu tun hat.

Abbildung 2-8: Filmproduktion in Deutschland (1919-1945)[212]



Im internationalen Filmgeschäft war um 1930 das bis dahin herrschende Oligopol einer größeren Zahl von internationalen Filmgesellschaften bereinigt worden. Vor dem Zweiten Weltkrieg verliefen die Entwicklungen in den meisten Film-Nationen ähnlich: „goldene“ Zwanziger mit guter Film-, Weltwirtschaftskrise mit schlechter Filmkonjunktur. In den 1930er Jahren begann eine allmähliche Erholung. Bis 1945/46 setzte sich die Marktbereinigung fort. Am Ende stand die globale Dominanz Hollywoods. Die europäischen Staaten hatten versucht, mit Quotierung gegenzusteuern. Das war jedoch nicht unproblematisch. So schrieb der britische „Cinematograph Films Act“ von 1927 eine Quote vor: Der Anteil britischer Filme sollte von 7,5% 1929 auf 29,5% 1936 steigen. Die Filmindustrie reagierte mit sogenannten „Quota Quickies“ (Filme schlechter Qualität), das Renommee des britischen Films sank. In Deutschland galt in der Weimarer Republik zunächst (1921-1924) ein Kontingentierungsverfahren nach Filmmetern, anschließend (1925-1927) ein Kompensationsverfahren: Verleiher durften nur importieren, wenn sie einen ähnlich langen deutschen Film exportierten. Anschließend galt bis 1945 eine Kontingentierung nach Filmtiteln: Zunächst

[211] DB-Sopade Juni 1937, S. 905.
[212] Stöber, R.: Nation, S. 102.

durften jährlich 260 ausländische Filme eingeführt werden, 1929-1931 210 Filme, seither 175 Filme – weitere nur bei entsprechendem Export. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nutzte die deutsche Kinoindustrie die NS-Vorherrschaft über das besetzte Europa.[213]

Tabelle 2-9: Kinotheater, Kinobesuch, Sitzplätze (1965-2000)[214]

	Deutschland	*Frankreich*	*Schweiz*	*USA*
Kinotheater				
1965	4.784	7.350	649	9.850
1975	3.094	5.543	519	11.250
1985	3.418	7.142	437	21.147
1989	3.216	4.658		23.132
1999	4.651	4.971	471	37.185
Sitzplätze in Ts.				
1965	1.998	2.532	234	6.295
1975	1.139	1.685	188	10.000
1985	702	1.276	128	k.A.
1995	730	919	101	k.A.
1999	845	1.022	102	k.A.
Kinobes. in Mio.				
1965	280	241	45	2.288
1975	128	176	23	921
1985	104	172	16	1.056
1989	109	122		1.088
2000	153	166	16	1.421

Nach 1945 begannen sich die nationalen Konjunkturen auseinander zu entwickeln. Die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg waren in den USA die lukrativsten für das Kino. Um 1945 gingen noch zwei Drittel aller erwachsenen US-Bürger einmal die Woche ins Kino. In Europa und Deutschland hingegen lag die Industrie darnieder, die schlechte Nachkriegskonjunktur drückte auch den Filmbesuch. Die goldene Zeit des europäischen Kinos kam erst in den 1950ern. In den USA begann bereits die Gegenentwicklung:

- wegen der „Paramount Decrees" von 1948
- und wegen der neuen Fernsehkonkurrenz.

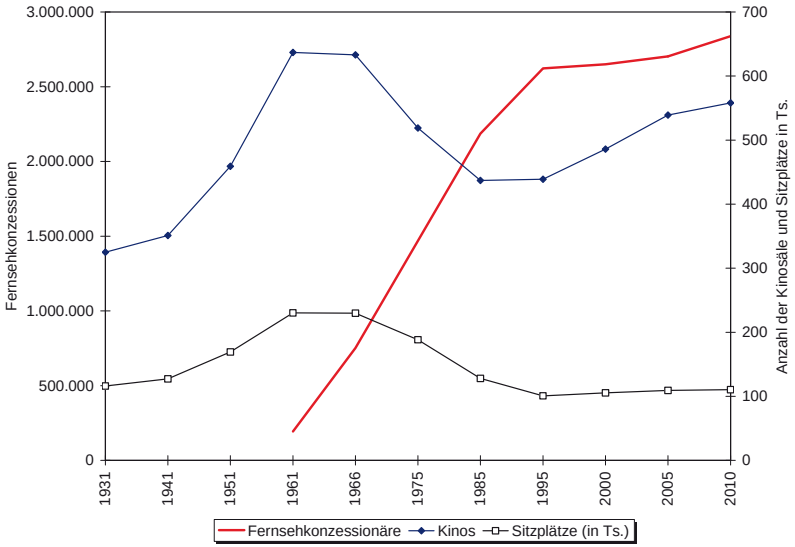
In den USA geriet die inländische Filmindustrie durch ein Antikartellverfahren von Justizministerium und „Federal Trade Commission" unter Druck. Ein Beschluss von 1946, zwei Jahre später vom Supreme Court im „Paramount Decree" bestätigt, zwang die großen Studios, sich von ihren Kinoketten zu trennen oder unabhängig produzierte Filme in den Kinoketten aufzuführen. Auch das

[213] Roeber, G./ Jacoby, G.: Handbuch filmwirtschaftliche Medienbetriebe, S. 425-430.

[214] Unesco (Hg.): Statistical yearbook, 1967, 1977, 1999; Filmstatistisches Taschenbuch 1994, 1998. EAI Statistisches Jahrbuch 2001, S. 84-86. Nachkommastellen sind gerundet.

sogenannte Blockbuchen – Kinobetreiber mussten seit den 1920er Jahren billige B-Pictures abnehmen, wenn sie Kassenschlager zeigen wollten – wurde untersagt.[215] Zudem bedrängte das neue Medium Fernsehen das Kino. In Städten wie New York und Los Angeles mit mehreren Fernsehsendestationen schrumpfte der Kino-, Theater- und Gaststättenbesuch dramatisch. In den „Nicht-Fernsehstädten" blieben die Zahlen hingegen zunächst unverändert. Insgesamt sank der Anteil der wöchentlichen Kinobesucher zwischen 1948 und 1958 von 90% auf 40%.[216]

Abbildung 2-9: Kinobesuch/ Fernsehkonzessionäre in der Schweiz (1931-2010)[217]



Den Einfluss des Fernsehens auf den Filmmarkt, aber auch die Grenzen der Beeinträchtigung, machen *pars pro toto* diese und die folgende Grafik deutlich.

---

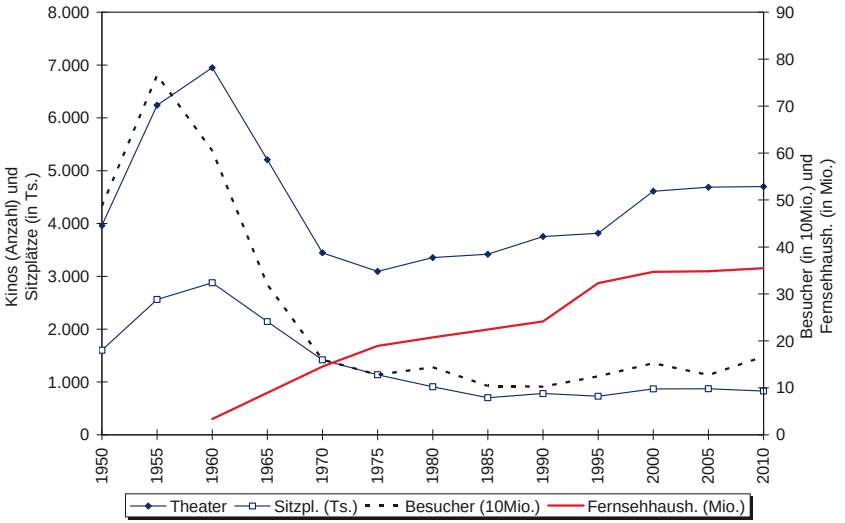
[215] US vers. Paramount Pictures, Entscheidung vom 4.5.1948 (344 US 131), im Internet: http://www.cobbles.com/simpp_archive/paramountdoc_1948supreme.htm (August 2012). Schwichtenberg, C.: film antitrust legislation, in: Austin, B.A. (Hg.): film, S. 238-248. Vgl. zur Entstehung des Blockbuchens und der vertikalen Konzentration der US-Filmindustrie Wu, T.: Master Switch, S. 97-109.

[216] Barnouw, E./ Dizard, W.P./ Guback, Th.: Television history, in: Worth, T.L./ Barnouw, E.(Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 4, S. 216-227, hier: 221. Sterling, Ch.H.: Television: 1945-1975, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 4, S. 429-441, hier: 439.

[217] Hofer, R. (Hg.): Filmwirtschaft Schweiz, S. 81; Stat. Jb. Schweiz 1997, S. 370. Mäusli, T./ Steigmeier, A. (Hg.): SRG 1983-2011, S. 452. BFS: Kinos, Säle und Sitzplätze nach Kantonen 1993-2010, in: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/16/02/01/data.html (August 2012).

Für die Schweiz zeigt sich ein klarer Zusammenhang zwischen dem Anstieg der Fernsehlizenzen und dem Kinomarkt: Dem starken Anstieg der angemeldeten Fernsehhaushalte zwischen den 1960er Jahren und der Mitte der 1990er, als die Sättigungsgrenze erreicht wurde, entsprach ein deutlicher Rückgang bei Kinosälen und Sitzplätzen. Seither stagniert die Fernsehversorgung bzw. steigt nur noch ganz langsam, die Kinos zeigen trotz weiter zunehmender Medienkonkurrenz wieder eine leichte Erholung bei den Sitzplätzen und deutliche bei der Zahl der Vorführsäle. In Deutschland waren die Verhältnisse etwas anders gelagert. Bis Mitte der 1970er Jahre entwickelten sich die Zahlen der verfügbaren Fernseher sowie alle Indikatoren zum Filmmarkt gegenläufig. Danach stieg aber zumindest die Zahl der Kinos wieder an. Mitte der 1970er setzte ein Trend zu kleineren Sälen ein. Sitzplatz- und Besucherzahlen sanken zunächst zwar weiter. Seit 1990 jedoch stiegen sie wieder – trotz weiter zunehmender Fernsehhaushalte. In Deutschland lag das an der Vereinigung, aber auch am Bau technisch anspruchsvollerer, geschachtelter Kinosäle, der sogenannten „Multiplexe". Kinobesuch wurde wieder attraktiver.

Abbildung 2-10: Kinobesuch/ Fernsehhaushalte in Deutschland (1950-2010)[218]

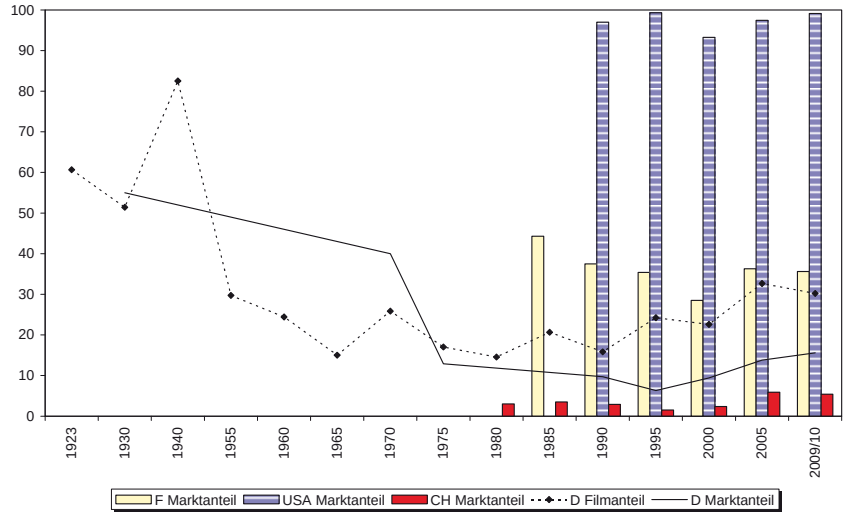


Im Zeichen der Nachkriegskrise der nationalen Filmindustrien hatten die Europäer auf nationale Wirtschaftspolitik gesetzt. In den meisten europäischen Ländern wurden nach dem Zweiten Weltkrieg erneut Importquotierungen gegen

[218] MP-Basisdaten; Zum Vergleich: In der DDR sank fernsehbedingt der Kinobesuch zwischen 1963 und 1972 um fast 50%. Schittly, D.: Filmpolitik der SED, S. 177.

das amerikanische Kino eingeführt. In Großbritannien durfte die amerikanische Filmindustrie ihre erzielten Gewinne nicht in die USA überweisen, was als indirekter Schutz der heimischen Filmindustrie gedacht war. Doch das schwächte die US-amerikanische Filmindustrie auf Dauer kaum. Deutschland war als Kriegsverlierer in einer schlechten Position und setzte nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst auf bilaterale Filmabkommen. Im Zuge der wirtschaftlichen Integration Westeuropas wurde dann die Kontingentierung in den 1960er Jahren abgebaut.[219]

Abbildung 2-11: Marktanteile inländischer Filme (1923-2010)[220]



Im Unterschied zu den USA ist heute daher in den meisten europäischen Ländern der Anteil inländischer Filme am Filmmarkt gering. In kleinen Staaten – hier stellvertretend die Schweiz – liegt er traditionell sehr niedrig. Die Dominanz Hollywoods ist überall, selbst in Frankreich, spürbar. Allerdings ist Frankreich das europäische Land, in dem – bedingt durch Selbstverständnis und Kulturpolitik – noch der größte Marktanteil auf heimische Filme entfällt. Für

219 Roeber, G./ Jacoby, G.: Handbuch filmwirtschaftliche Medienbetriebe, S. 425-430.

220 Letzter Wert: D und CH: 2010, F und USA: 2009. Roeber, G./ Jacoby, G.: Handbuch filmwirtschaftliche Medienbetriebe, S. 284f., 438f. SPIO 1994, S. 54; 1998, S. 9, 62; EAI Statistisches Jahrbuch 2001, S. 92-95. MP-Basisdaten 1973; 1983, S. 26; 1993, S. 68; 1999, S. 63; 2001, S. 63; 2011, S. 61. Eggers, D.: Filmfinanzierung, S. 113f., 139. Spiegel 2002, Nr. 28, S. 73. Neckermann, G.: Außergewöhnliches Filmjahr, in: MP, 2002, Nr. 11, S. 559. Jarothe, S.: Filmpolitik der EU, S. 381f. Bundesamt für Statistik (Hg.): Kinolandschaft Schweiz 2006. BFS: Wichtigste Indikatoren der Kinobetriebe 1955-2010, in: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/16/02/01/data.html (August 2012). FFA Infos 1/2008 und 1/2012. FFA/ GFK (Hg.): Der Kinobesucher 2008. http://www.census.gov/compendia/statab/cats/information_communications.html (August 2012).

Deutschland ist anzumerken, dass die Zuschauer-Marktanteile (D-Marktanteil) vor 1970 wohl tendenziell höher als der Anteil der heimischen Filme an der Gesamtzahl der Uraufführungen (D-Filmanteil) gelegen haben dürfte, während sich seither das Verhältnis umdreht, d.h.: Vor 1970 traf ein deutscher Film auf eher überdurchschnittliche Zuschauerakzeptanz. Seither scheint das Publikum lieber für ausländische als für deutsche Filme ins Kino zu gehen. Das dürfte auch eine Folge der Konzentration Hollywoods auf weniger, dafür aber aufwendigere Filme sein. Allerdings lässt sich für die letzten beiden Jahrzehnte eine gewisse Besinnung des Publikums auf heimische Produktionen festhalten, die jedoch v.a. auf breitenwirksame Komödien von bisweilen etwas zweifelhaftem Niveau zurückzuführen ist. Verglichen mit Frankreich ist der Anteil jedoch immer noch sehr niedrig und bezogen auf die Einwohnerzahl – und mithin die potenzielle Marktgröße – fällt Deutschland selbst gegenüber der Eidgenossenschaft zurück.

2.3.3 Ein neues Leitmedium: der Rundfunkmarkt quantitativ

Trotz großer kultureller Bedeutung hat der Film in keinem Land je den Status eines Leitmediums erreicht. Bei den Rundfunkmedien hingegen zeichnete sich frühzeitig ab, dass sie imstande sein könnten, der Presse ihren Vorrang streitig zu machen. Die Entwicklung des Rundfunks zu einem neuen Leitmedium lässt sich an einer Vielzahl von Wachstums-Indikatoren ablesen:

- Die Hörerzahlen, die Zahl der Sender und die Sendezeit nahmen zu.
- Die Programmangebote und sogar die Zahl der Rundfunkgerätehersteller steigerten sich anfangs deutlich.
- Zur globalen Verbreitung des Rundfunks liegen erst für die letzten Jahrzehnte verlässliche Angaben vor:

Tabelle 2-10: Radio- und Fernsehgeräte weltweit (1970-1997)[221]

	Radiogeräte in Mio.	*Radiogeräte je 1.000 Ew.*	*Fernsehgeräte in Mio.*	*Fernsehgeräte je 1.000 Ew.*
1970	906	245	299	81
1975	1.173	288	408	100
1980	1.384	312	563	127
1985	1.684	348	749	155
1990	2.075	394	1.092	208
1995	2.313	408	1.297	229
1997	2.432	418	1.396	240

[221] Unesco (Hg.): Statistical Yearbook, 1999. Ob die Daten verlässlich sind, muss bezweifelt werden. Als Trendangabe mögen sie hinreichen. Aktuell liefern die Statistiken der Unesco zu vielen Ländern Fehlanzeige. http://data.un.org/DocumentData.aspx?id=293 (August 2012).

Besonders rasant entwickelte sich das Radio in den USA. Der erste kommerzieller Sender, hinter dem die RCA stand,[222] ging 1920 auf Sendung. Zuvor (vor und nach, aber nicht im Ersten Weltkrieg) hatte es seit Fessendens Versuchen schon eine große Zahl an Amateur-Stationen und eine kleinere an Campus- und sonstigen Radios gegeben. 1922 waren schon fast 600 Sendeanstalten lizenziert, 1946 ca. 1.000, Mitte der 1950er 3.500, über 10.000 in den 1980ern. Derzeit sind mehr als 10.000 Radiostationen lizenziert, die jedoch nicht alle senden. Amerikas kommerzielle Sender finanzierten sich anfangs über den Verkauf von Radios. Werbung wurde erst seit den 1930er Jahren allgemein gebräuchlich. Erste „Radio-Ads" wurden wohl schon 1922 ausgestrahlt, seit 1926 intensivierten die Networks die Werbefinanzierung.

In Großbritannien wurden nach dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Lizenzen zum Senden und zum Empfang an Privatleute (Amateure, Vereine) vergeben. 1922 gründete die Rundfunkgeräteindustrie auf Initiative des Postministeriums die privatrechtliche „British Broadcasting Company" ([1.] BBC) – wie in den USA war es der Zweck der Anstaltsgründung, Anreize zum Kauf von Rundfunkgeräten zu bieten. Die BBC besaß von Anfang an ein Monopol, von Anfang an finanzierten sie Gebühren. Die privatrechtliche, erste BBC wurde 1926 vom Parlament liquidiert (vgl. S. 193-195).[223]

Auch in Deutschland versuchte die Rundfunkgeräteindustrie, in eigener Regie Rundfunk zu veranstalten, um für Geräteabsatz zu sorgen – und scheiterte. Der Markt für Radiogeräte boomte dennoch: Im Dezember 1923 produzierten 15, im März des folgenden Jahres schon 200 Hersteller. Finanziert wurde der Rundfunk über eine monatliche Gebühr, die 1925-1970 unverändert zwei RM bzw. DM betrug und in Weimarer Zeit überwiegend der Post als Entgelt für den Betrieb der Sendeanlagen zugute kam. Die Regionalgesellschaften erhielten prozentual gestaffelte Anteile nach dem Wohlwollen der Post: Je größer die Hörerzahl eines Senders war, desto geringer waren die prozentualen Anteile. Die Post verteidigte das eigene Geschäftsgebaren mit der ebenso ökonomisch zutreffenden wie inhaltlich fragwürdigen Begründung, die absoluten Zuwendungen würden steigen und die Fixkosten blieben gleich, unabhängig von der Zahl der Hörer. Werbung spielte im Weimarer Rundfunk kaum eine Finanzierungsrolle. Lange blieben in ländlichen Gebieten die Rundfunkanmeldungen gegenüber den Ballungszentren rückständig. Berlin lag zu Beginn einsam an der Spitze, von 1,2 Millionen Teilnehmern im April 1926 waren allein hier 522.400 registriert.[224]

Dieser Vorsprung der Stadt vor dem Land galt später auch für das Fernsehen und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in allen industrialisierten Ländern.

---

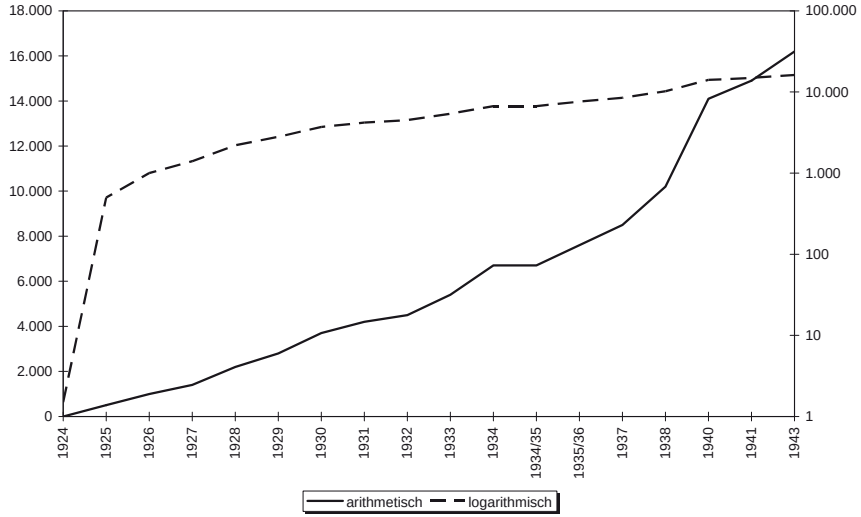
[222] Die RCA wurde 1920 als Zusammenschluss der US-amerikanischen Geräteindustrie zu einer gemeinsamen Forschungs- und Patenterwerbsfirma gegründet. Die RCA wurde allmählich selbständig. Die Gründungsfirmen (General Electric, Westinghouse, AT&T) wurden bis 1930 ausgezahlt.

[223] Burns, T.: BBC, S. 1-33.

[224] StJb 1926, S. 95. Vgl. Führer, K.C.: Kino und Rundfunk, in: HZ 262, Nr. 3 (1996), S. 768-771. Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 63-67.

Die zunächst teuren und schwachen Sendeanlagen wurden in Ballungszentren errichtet, um von Anbeginn eine möglichst große Zahl an Zuhörern und Zuschauern zu erreichen. Erst in dem Maße, in dem bei Radio und Fernsehen die Vollversorgung erreicht war, glichen sich die Unterschiede aus. Die Strukturunterschiede bestimmten noch die NS-Zeit: In ländlichen Gebieten waren die Rundfunkteilnehmerzahlen am niedrigsten, insbesondere in Ostpreußen, Oberschlesien und abgelegenen Gebieten der „Ostmark". Noch niedriger lagen sie in den angegliederten polnischen Gebieten. Im ehemaligen Regierungsbezirk Oppeln, von allen Bezirken des „Großdeutschen Reichs" am niedrigsten versorgt, besaßen nur 38,3% aller Haushalte ein Rundfunkgerät. Halle, Dessau und Berlin lagen hingegen an der Spitze.[225]

Abbildung 2-12: Rundfunkteilnehmer in Tausend (1924-1941)[226]



Lesehinweis: Der primären Y-Achse ist die durchgezogene Linie zugeordnet; sie zeigt das Titelwachstum arithmetisch. Der sekundären Y-Achse ist die gestrichelte Linie mit den logarithmischen Werte zugeordnet. Das rasanteste relative Wachstum der Hörfunkanmeldungen war ganz am Anfang 1924/25 zu verzeichnen. In absoluten Werten stiegen die Anmeldungen bis Anfang der 1930er kontinuierlich, stagnierten dann in der Weltwirtschaftskrise und beschleunigten sich ab Mitte der 1930er wieder.

[225] StJb 1941/42, S. 278.

[226] StJb 1941/42, S. 278; 1939/40, S. 256.; 1938, S. 249. StJb 1937, S. 199; 1935, S. 172; 1934, S. 168; 1932, S. 144.; 1930, S. 155; StJb 1929, S. 149; 1928, S. 147; 1926, S. 95 u. 115.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Rundfunkgerät zur Standardausstattung der Haushalte in allen industrialisierten Ländern. Am schnellsten ging die Marktdurchdringung in den USA vonstatten; die Reichweite wuchs entsprechend: Besaß 1930 ca. 1/3 der Haushalte ein Radio, waren es 1935 schon 2/3. Die Vollversorgung (mehr als 95%) wurde ca. 1950 erreicht. Damals gab es schon 150 Mio. Radiogeräte, 40 Jahre später 520 Mio. Dänemark erreichte die Vollversorgung 1952, die Bundesrepublik und die Schweiz folgten Anfang der 1960er, die DDR nochmals nur wenig später, in Österreich wurde die Vollversorgung in der ersten Hälfte der 1970er Jahre annähernd erreicht.[227]

Tabelle 2-11: Rundfunkgerätelizenzen (1959-1995)[228]

	Deutschland	*Frankreich*	*GB*	*Schweiz*	*Österreich*
1959	15.841.560	10.834.444	k.A.	1.140.000	1.937.641
1968	18.547.819	15.522.765	16.522.319	1.289.261	2.068.063
1978	22.587.344	17.805.408	39.500.000	2.211.016	2.587.692
1988	27.693.945	20.000.000	k.A.	2.635.670	2.680.000
1995	36.185.833	50.000.000	65.400.000	2.810.507	2.785.639

Das Fernsehen setzte sich in den industrialisierten Staaten überall ab der Mitte des 20. Jahrhunderts durch. In Deutschland wurden erste Versuchsstudios Ende der 1920er betrieben. Erste Probesendungen erreichten die noch kleine Öffentlichkeit Mitte der 1930er. Die Olympischen Spiele von 1936 hatten das Publikumsinteresse bewiesen: 162.228 Zuschauer besuchten die 27 öffentlichen Fernsehstuben. Ende der 1930er Jahre stand das Fernsehen an der Schwelle zum Durchbruch.

Hatte der Erste Weltkrieg den Durchbruch des Radios verzögert, so schob der Zweite die Durchsetzung des Fernsehens hinaus. Die Kriegsvorbereitungen ließen kaum Platz für die „Vergeudung" wirtschaftlicher Ressourcen. Gänzlich eingestellt wurden die Fernsehsendungen zwar nicht,[229] doch in der Hauptsache wurden die Fernsehforschungsressourcen im Krieg auf andere Ziele konzentriert: einerseits Monitore zur Radarüberwachung, andererseits die Entwicklung kleinerer Kameras, die probeweise in den letzten beiden Kriegsjahren in raketengetriebenen Gleitbomben eingesetzt wurden. [230]

In Amerika startete das Fernsehen mit Tests in den späten 1920er Jahren, als Programmmedium erst kurz vor Kriegsbeginn 1939. Die kommerziellen Interes-

[227] Chronik, in: RuF 1948, H. 2., S. 82. Berg, K./ Kiefer, M.-L.: Massenkommunikation IV, S. 21. Chronik, in: RuF 1/1953, H. 3, S. 81. Chronik, in: RuF 10/1962, H. 2., S. 200. Meyen, M.: Hauptsache Unterhaltung, S. 143. Ergert, V.: 50 Jahre Rundfunk Österreich, Bd. 1, S. 240f.

[228] JHRF 1960, 1970, 1980, 1990, 1996; Encyclopaedia Britannica 2000.

[229] So sendete der „Fernsehsender Paris" zwischen Mai 1943 und August 1944 mit französischer Technik vor allem für deutsche Soldaten in den Lazaretten. Truckendanner, P.: Fernsehsender Paris, in: RuG, 25/1999, Nr. 2/3, S. 107-117.

[230] Diller, A.: Rundfunkpolitik im Dritten Reich, S. 193. Winker, K.: Fernsehen unterm Hakenkreuz, S. 200-204.

sen der Geräteindustrie trieben die Forschung voran. Wieder unterbrach der Krieg die zivile Entwicklung, die militärische jedoch förderte er. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs lagen erneut Kapazitäten der elektrotechnischen Industrie brach, die nach Auslastung verlangten. Direkt nach dem Krieg starteten die ersten Ausstrahlungen, in den 1950er begann die Verbreitung via Kabel, in den 1970ern via Satelliten-TV. Derzeit sind mehr als 5.000 Fernsehstationen lizenziert, die jedoch nicht alle operieren. Als Fernsehketten dominierten lange die „National Broadcasting Corporation" (NBC), „Columbia Broadcasting System" (CBS), „American Broadcasting Corporation" (ABC) bis zum Marktzutritt von „Fox-TV" (1986), der Kette Rupert Murdochs.

In den anderen Ländern war es ähnlich. In Großbritannien startete das erste reguläre TV-Programm 1936, in Frankreich 1938, in der Sowjetunion 1939. Überall wurde das Fernsehen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs unterbrochen, um nach dem Krieg wieder aufgenommen zu werden: Testsendungen wurden in Frankreich und der Sowjetunion 1945 ausgestrahlt, in Großbritannien ein Jahr später schon ein reguläres Programm. In Deutschland begannen erste fernsehtechnische Forschungen 1948, regelmäßige Probesendungen 1950, der reguläre Betrieb 1953; das zweite Programm (ZDF) startete 1963. In Großbritannien nahm ein zweiter Sender (das kommerzielle „Independent Telivision", ITV) 1954/55 den Betrieb auf, ein dritter (BBC II) folgte 1964. Farbfernsehen startete in etlichen Ländern 1967, in den USA schon Mitte der 1950er.[231]

Die Vollversorgung mit Fernsehern (mehr als 95%) wurde in der Bundesrepublik Deutschland und in Großbritannien Mitte der 1970er (in der DDR zur gleichen Zeit 80%) erreicht, aber beispielsweise in Frankreich mit 93,1% aller Haushalte (1997) Ende des letzten Jahrhunderts noch nicht. Zum Vergleich erneut der Blick auf die USA: Mitte der 1950er Jahre war dort die Haushaltsverbreitung von Fernsehgeräten noch extrem ungleichgewichtig: Urbane Gegenden besaßen eine bis zu viermal höhere Durchdringung als ländliche Regionen. Die Vollversorgung wurde in den USA weltweit am frühesten, nämlich schon Anfang der 1970er Jahre erreicht.[232]

Die USA scheinen auch Vorreiter einer abnehmenden Haushaltsversorgungsdichte: Wo das Internet Vollversorgung erreicht, können die Haushalte nämlich am ehesten auf separate Fernsehgeräte verzichten. Stattdessen werden Fernsehsendungen (von Nachrichten bis Unterhaltungsserien) am PC oder über

---

231 Abramson, A.: Geschichte des Fernsehens, S. 240f., 257-281.

232 Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.): Medienbericht '94, S. 259. Miege, B.: Rundfunksystem Frankreichs, in: JHRF 2000/2001, S. B361. Berg, K./ Kiefer, M.-L.: Langzeitstudie Massenkommunikation IV, S. 21. Dabei waren urbane Gebiete die Vorreiter. In Washington D.C. hatten 1954 schon 75% aller Haushalte TV, vier Jahre später 90%. In Wyoming hingegen stand 1957 in nur 21% der Haushalte ein Fernseher. Gomery, D.: Rethinking TV History, in: JMCQ 74/1997, Nr. 03, S. 504. IHRF 1957, S. 377. Wengenroth, U.: Informationsübermittlung, in: Ders. (Hg.): Technik und Kultur Bd. 8, Düsseldorf 1993, S. 472. Steinmaurer, T.: Tele-Visionen, S. 251-284. Unesco (Hg.): World communications 5 (1975), S. 204, 390, 464.

mobile Computer und Smartphones rezipiert. Über die zeitversetzte Ausbreitung des Fernsehens geben die folgenden Tabellen Auskunft:

Tabelle 2-12: Fernsehgeräte in den USA (1945-2012)[233]

	Fernseh-geräte	*Fernseh-haushalte in %*	*Jahr*	*Fernseh-geräte*	*Fernseh-haushalte in %*
1945	8.000		1959	51,5 Mio.	84
1946	17.000		1962/3	60 Mio.	91
1947	200.000		1972	98,6 Mio.	95
1948	750.000	< 1	1985	180 Mio.	99
1949	4 Mio.	5	1995	204,1 Mio.	96
1950	10 Mio.	12	2005	k.A.	98,2
1954	32 Mio.	64	2012	k.A.	96,7

Tabelle 2-13: Fernsehgerätelizenzen/ Gebührenzahler/ TV-Haushalte (1959-2010)[234]

	Deutschland	*Frankreich*	*GB*	*Schweiz*	*Österreich*
1959	3.375.003	1.290.474	3.375.003	34.076	112.223
1968	14.518.148	9.216.558	14.245.660	1.003.930	1.114.257
1978	20.308.131	15.349.511	18.492.048	1.928.000	2.062.890
1995	31.076.977	21.092.537	21.175.516	2.623.080	2.626.959
2000	34.720.000	23.400.000	24.639.000	2.650.000	3.200.000
2005	36.750.000	23.650.000	24.740.000	2.703.295	3.217.000
2010	36.690.000	26.964.000	26.273.000	2.838.925	3.453.000

2.3.4 Der jüngste Siegeszug: moderne Telekommunikations- und Computertechnik

Die Verbreitung des „1. Internet"

Der jüngste Siegeszug moderner Medien begann vor langer Zeit. Erst die sukzessive Überwindung geographischer Hindernisse (Flüsse, Meere) ermöglichte den Aufbau eines weltweiten Telegraphennetzes. Damit erwies sich die elektrische Telegrafie endgültig der optischen überlegen, die weite Gewässer nie hatte überwinden können. Schon 1850 gelang die Rhein-, 1851 die Kanalunterquerung,

[233] Winston, B.: Media, S. 122. Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 372; Chronik, in: RuF 3/1955, H. 1, S. 89. Chronik, in: RuF 7/1959, H. 2., S. 190. Chronik, in: RuF 11/1963, H. 2., S. 209. Unesco (Hg.): World communications 5 (1975), S. 204. http://blog.nielsen.com/nielsenwire/media_entertainment/nielsen-estimates-number-of-u-s-television-homes-to-be-114-7-million/ (August 2012).

[234] JHRF 1960, 1970, 1980, 1990, 1996; Steinmaurer, T.: Tele-Visionen, S. 279. (jeweils Jahresende). EAI Statistisches Jahrbuch 2001, S. 36f. CMI (Hg.): Television 2005, S. 16f.; EAI Statistisches Jahrbuch 2011, S. 11, 102, 115. Mäusli, T./ Steigmeier, A. (Hg.): SRG 1983-2011, S. 452. MP Basisdaten 2011, S. 6.

1853 die der irischen See, 1854 wurden Korsika und Sardinien mit Europa verbunden. 1858 wurde ein erstes Transatlantikkabel verlegt, es funktionierte nur wenige Wochen, 1866 lag das erste auf Dauer. Indien, Hongkong, China, Japan waren 1870 an den Telegrafen angeschlossen, Australien 1871, Südamerika 1874. Der Telegrafie blieb bis in die 1950er Jahre das Monopol der Meeresunterquerung.

Kabelverlegung war eine maritime Angelegenheit. Daher hatten die Briten vor 1900 ein Quasi-Monopol auf das Weltkabelnetz. Noch 1898 waren zwei Drittel der Überseekabel in britischem Besitz – London war das „Zentral-Nachrichtenbüro" der Welt. Das britannische Weltreich besaß das Weltmonopol auf Naturkautschuk, die Briten besaßen die größte Seemacht. Nur die überlegene Finanzmacht des 19. Jahrhunderts konnte die gewaltigen Investitionskosten aufbringen. Zudem verstand es die geschickte Monopolpolitik, mutmaßliche Konkurrenten durch exklusive Anlandungsverträge mit Ausschlussklauseln fernzuhalten. Doch die britische Monopolisierung des Weltnachrichtenmarktes forderte Gegenmaßnahmen anderer hochindustrialisierter Staaten (Frankreich, Deutschland, USA) heraus. Auch bei ihnen entstanden die Überseekabel in Verbindung mit dem eigenen Kolonialimperium. Kabel wurden möglichst über befreundete Gebiete gelegt. Ein wichtiger Grund für die nach 1900 vermehrten Anstrengungen war die britische Zensur: Im Burenkrieg 1899-1902 hatten die Briten Kabeltelegramme zensiert.[235]

Über Land war schon ab den 1840er Jahren massiv in die Infrastruktur investiert worden. Erste öffentliche Telegrafenlinien wurden 1843 in England und 1844 in den USA eröffnet. Besonders im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wuchs die Infrastruktur rasant.

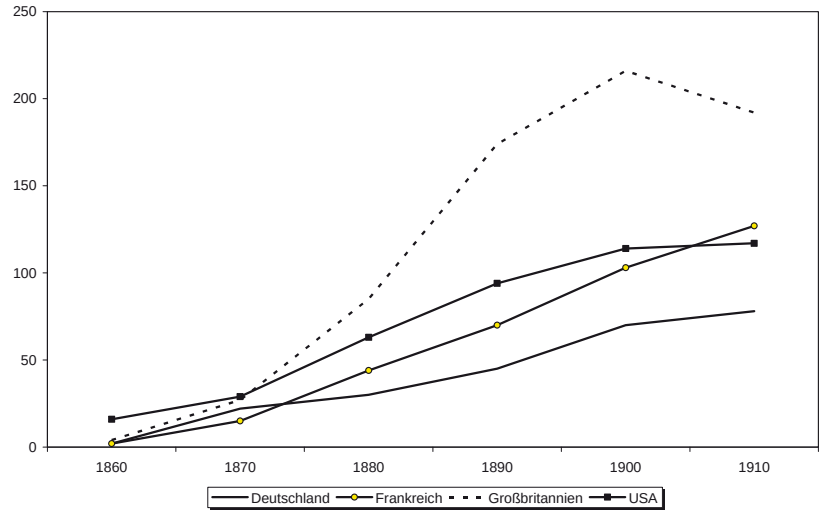
Tabelle 2-14: Telegrafennetz (1875-1905)[236]

	1875		*1896*		*1905*	
	Linien	*Leitungen*	*Linien*	*Leitungen*	*Linien*	*Leitungen*
Deutschland	45.800	166.000	135.862	516.627	143.792	533.573
Frankreich	51.600	136.000	94.828	326.264	164.468	610.921
Großbritannien	38.900	176.500	66.140	448.573	59.919	538.775
Italien	21.600	62.200	39.515	122.468	46.518	193.365
Schweiz	6.600	17.800	7.143	20.303	6.035	22.860

[235] Neutsch, C.: Internationale Seekabelverbindungen, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 50-57. Rantanen, T.: globalization of electronic news, in: MC&S, 19/1997, Nr. 4, S. 612f.

[236] Meyers Großes Konversationslexikon, 6. Aufl., Bd. 19, S. 387. Brockhaus Konversationslexikon, 14. Aufl., 15. Bd., S. 672.

Abbildung 2-13: Telegramme je 100 Einwohner und Jahr (1860-1910)[237]



Auch die Telegramme pro Kopf nahmen in den Industriestaaten ungebrochen zu. Erst nach 1900 verlangsamte das Wachstum, in Großbritannien schrumpfte der telegrafische Verkehr sogar. Beides ist auch auf die wachsende Bedeutung des Telefons zurückzuführen.

Tabelle 2-15: Berliner Telefonanschlüsse (1881-1917)[238]

	Anschlusszahlen		*Anschlusszahlen*
12.1.1881	8	1898	46.000
1.4.1881	48	1909	112.225
31.12.1881	458	1914	122.000
27.5.1889	10.000	1917	53.450

War das Telefon anfangs nur Nachrichtenmittel für den Stadtbereich, breitete es sich später zunehmend regional und überregional aus. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand ein weltweites Telefonnetz. Erste internationale Verbindungen wurden seit den 1920er Jahren gelegt. 1924 verband ein Bodenseekabel Deutschland mit der Schweiz. 1930 konnte man durch den Danziger Korridor von Berlin nach Königsberg telefonieren. Seit den 1950er Jahren wurde der internationale Selbstwählfernverkehr aufgebaut – Deutschland-Schweiz im Jahre 1955. 1970 wurde Selbstwählen aus einzelnen deutschen Großstädten in die USA mög-

[237] Du Boff, R.B.: Telegraphy, in: Barnouw, Eric/ Worth, Tobia L. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 4, S. 209.

[238] Schwender, C.: Fernsprecher, S. 35-38.

lich.[239] Dem Kunden standen seit den 1960er Jahren zwei völlig unterschiedliche Techniken zur Verfügung. Einerseits Unterseekabel, andererseits Satelliten im geostationären Orbit. Diese Kommunikationsform hatte der Science-Fiction-Autor Arthur C. Clarke schon 1945 prognostiziert. Drei Satelliten würden ausreichen, ein weltumspannendes Kommunikationssystem aufzubauen. Allerdings hatte er an Rundfunk- und Fernsehsendungen gedacht.[240]

Zusatzdienste und Zusatzgeräte haben den Funktionsumfang des herkömmlichen Telefons inzwischen beträchtlich erweitert, Anrufbeantworter die Zeitautonomie der Nutzer gestärkt. Die Digitalisierung des Festnetzes mit Rufumleitung hat die geografische Mobilität, die Rufnummeranzeige die Kostentransparenz durch Gesprächsnachweise erhöht, etc. Neue Telefonarten wie das Mobiltelefon, der Pager, das internetfähige Wap-Handy, von dem schon heute niemand mehr spricht, haben das alte Telefon zu einer essentiellen Grundlage moderner Kommunikationsgesellschaften werden lassen. Die Verbreitung der Handys nahm seit den 1980er Jahren rasant zu.

Tabelle 2-16: Mobiltelefone in Tausend (1986-2010)[241]

	Deutschland	*Frankreich*	*Schweiz*	*USA*
1986	24	9		682
1990	273	283	125	5.283
1995	3.750	1.379	447	33.786
2000	48.202	29.052	4.639	109.478
2010	104.560	63.200	9.527	278.900

Mit dem UMTS-Standard wurde der paketweise Datentransport (wie im Internet) möglich, UMTS-Nutzer können daher permanent online sein. Breitbandige Übertragungstechnik mit derzeit (theoretisch) bis zu 14,4 Megabit pro Sekunde – das entspräche der 70-millionenfachen Rate des optischen Telegrafen – machte die globale und simultane Dauerkommunikation möglich. Die Werbeindustrie hatte bei Einführung von UMTS nach dem Jahr 2000 noch davon gesprochen, die Kommunikation würde damit auch automatisch qualitäts- und niveauvoll. Die Hoffnungen trogen genauso wie die ökonomischen Renditeerwartungen, die zu einem Erlös bei der Frequenzversteigerung von fast 100 Mio. Euro im Sommer 2000 geführt hatten und zunächst enttäuscht wurden. Die seitherigen Entwicklungen haben inzwischen zu vielfältige „Applications" geführt. Spezialanwendungsgeräte lösten die früheren Grenzen zwischen den Medien auf und

[239] Wessel, H.A.: Verbreitung des Telephons, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 102.

[240] Clarke, A.C.: Extraterrestrial relays, in: Wireless World: Radio and Electronics, 11/1945, Nr. 10, S. 305-308.

[241] Die Zahlen beziehen sich auf das Jahresende. Encyclopaedia Britannica 2000. Fischer-Weltalmanach 2001 u. 2002 (CD-Rom). ITU (Hg.): World Telecommunication/ICT Indicators Database, in: http://www.itu.int/ITU-D/ict/statistics/ (August 2012).

ließen eine computerbasierte Medienwelt entstehen, in der Smartphones als teils telefon-, teils computerähnliche Derivate in eine dominante Rolle hineinwuchsen. Das aber ist schon ein Vorgriff auf den nächsten Abschnitt.

Der Verbreitung moderner Computer

In den 1950er Jahren endete die „Inkunabel-Phase“[242] der Computer. Die Computerfabrikation ging in Serie. Jetzt wurden die ersten Computer gebaut, die statt der bis dahin verwendeten Röhren mit neuartigen Transistoren rechneten. Schon 1935 war ein Vorläufer des Transistors, der Feldeffekt-Verstärker, patentiert worden. 1947 funktionierte das erste Labormuster eines Transistors. Seine Erfinder Walter Brattain (1902-1987), William Shockley (1910-1989) und John Bardeen (1908-1991) erhielten 1956 den Nobelpreis für Physik. Die Transistoren waren anfangs unzuverlässig und den Röhren in der Leistung unterlegen. Erstmals wurden 1959 mehr Transistoren als Röhren verkauft. Im gleichen Jahr ließ sich Jack S. Kilby (1923-2005), damals bei Texas Instruments, den Integrierten Schaltkreis (integrated curcuit, IC) patentieren. Ein halbes Jahrzehnt später begann der Siegeszug. Verstärkt kamen ICs erst in den 1970er Jahren in Computern zum Einsatz. Zur Veranschaulichung der Fortschritte: Die Welttransistorproduktion lag 1954 bei weniger als 1,5 Mio. Stück, 2003 war der schnellste Intel-Prozessor mit mehr als 500 Mio. Transistoren bestückt, gegenwärtig ist die Zahl der Prozessorkerne das Maß der Dinge.[243]

Insbesondere zwei Nachfrager waren wichtig: Das amerikanische Militär förderte bis Mitte der 1970er Jahre die Grundlagenforschung der Transistortechnik mit über 1 Mrd. $. Die Raumfahrtprogramme erzeugten ebenfalls große Nachfrage. Der deutschen und britischen Computertechnik, die im zweiten Weltkrieg noch mit den USA hatte mithalten können, fehlten beide „Märkte“ – ein wichtiger Grund, warum die US-Industrie den Weltmarkt eroberte. Die Sowjetunion, in der beide Nachfrager ebenfalls von Bedeutung waren, konnte nur bis in die späten 1960er Jahre in der Computertechnik mithalten.[244]

Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre war Technik soweit fortgeschritten, dass sogenannte Personalcomputer auf den Markt kamen (Sinclair Z80, Apple I und IBM PC). Mit dem IBM PC (ab 1981), seinen Nachfolgern XT, AT und deren Nachbauten wurde der Computer allgegenwärtig. Die Steigerungsraten nahmen beeindruckend zu. Dabei schwanken die Schätzungen der weltweiten Computer-Verbreitung stark; allerdings ist unstrittig, dass ab um 1980 das PC-Geschäft zu einem Massenmarkt geworden war.[245] Die Fehlermarge liegt

[242] Briggs, A./ Burke, P.: social history of the media, S. 283.

[243] Naumann, F.: Abakus, S. 122. Inzwischen wird mit der Zahl der Schalteinheiten nicht mehr geworben. Vgl. www.intel.com (Mai 2003/ August 2012).

[244] Winston, B.: Media, S. 209-229. Dunn, Donald A.: Computer: history, in: Worth, T.L./ Barnouw, E. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 1, S. 374-380.

[245] Vgl. Wozniak, S./ Smith, G.: I, Woz, S. 211-225.

einerseits an der Ungenauigkeit der Erhebungsmethoden, andererseits ist sie auf unterschiedliche Kriterien zur Bezeichnung der Geräte als Computer zurückzuführen. Nach einigen Angaben soll der Weltcomputerbestand 1960 bei 9.000 Stück gelegen haben, nach anderen 1970 bei 7.000. Die letzte Angabe kann jedoch nicht stimmen, wenn 1964 schon allein in den USA ein bestimmter Computertyp (IBM 360) in 11.000 Exemplaren verbreitet gewesen ist.[246]

Tabelle 2-17: geschätzte Computerverbreitung (1950-2011)[247]

	Computer
1950	250 weltweit
1952	250 IBM CPCs
1965	31.000 weltweit
1970	70.000 in den USA
1975	200.000 in den USA
1984	ca. 10 Milliionen (davon 9.000.000 PCs weltweit und weitere 750.000-1.000.000 Mainframes und Minis [mittelgroße Rechner])
1996	245 Millionen
2001	450 Millionen
2011	1,2 Milliarden (PCs)

Verlässlicher sind da die ausgewählten Statistiken einzelner Länder, doch auch hier stellt sich die Frage, ob die Zahlen vergleichbar sind. Allerdings spielt die absolute Höhe nur eine untergeordnete Rolle; wichtiger ist, dass alle Zahlen ein rasches Wachstum anzeigen.

Tabelle 2-18: geschätzte PC-Verbreitung in Millionen (1988-2004)[248]

	Deutschland	*Frankreich*	*Italien*	*Schweiz*	*USA*
1988	4,3	3,1	1,2	0,4	45,1
1989	5,2	3,8	1,6	0,5	49,4
1990	6,6	4,0	2,1	0,6	54,2
1991	7,6	4,2	2,6	0,8	59,0
1992	8,9	4,8	3,1	0,9	64,5
1993	10,2	5,6	3,5	1,2	70,2
1994	11,8	6,7	4,1	1,6	77,5

246 Vgl. Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Flügeltelegraphen, S. 7; Shapiro, R./ Price, L./ Economics and statistics administration. Office of Policy Development (Hg.): Digital economy 2000, Kap. 7. Dunn, Donald A.: Computer: history, in: Worth, T.L./ Barnouw, E. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 1, S. 374-380.

247 Winston, B.: Media, S. 227-236. http://www.wolframalpha.com (August 2012). Im Unterschied zur letzten Zahlenangabe (1,2 Mrd. PCs weltweit) warb z.B. der Softwarehersteller Oracle Anfang 2012 damit, dass seine Java-Software auf 3 Mrd. Geräten weltweit installiert sei und zählte hierzu neben PCs auch Drucker, Smartphones, E-Book-Reader und Computergeräte aller Art. http://oss.oracle.com/ (August 2012).

248 Encyclopaedia Britannica 2000. http://www.britannica.com; www.unesco.org; http://data.un.org/Browse.aspx?d=UNESCO (August 2012).

	Deutschland	Frankreich	Italien	Schweiz	USA
1995	13,5	7,8	4,8	2,0	86,3
1996	19,1	8,8	5,3	2,4	96,6
1997	21,0	10,2	6,5	2,8	109,0
2004	45,0	29,4	21,5	6,4	223,8

Inzwischen wird häufiger vom Ende des PC bzw. der PC-Architektur gesprochen. Die Verbreitungszahlen sprechen sicher für die nachlassende Attraktivität des Konzepts. Wenn allerdings Dienstleister wie René Obermann, Telekom-Chef, davon sprechen, um die „Cloud", die Datenwolke zu propagieren,[249] dann ist das entweder Wunschdenken oder wird zu einer selffulfilling prophecy, sicherlich aber ist dies ein interessegeleitetes Statement.

Ohne Internet gäbe es die angesprochene Datenwolke aber nicht, d.h. das Konzept dezentraler Computerdienstleistungen, bei dem sowohl Speicherplatz als auch Anwendungen vom Heim-PC in das Netz ausgelagert werden. Interessanter Weise kehrt damit dank fortgeschrittener Rechnerarchitektur das Terminal-Konzept aus der Frühzeit der Computerisierung und der Datennetze wieder. In den 1950er und 1960er Jahren standen jedoch Timesharing-Überlegungen im Vordergrund (vgl. S. 83), heute der weltweite, mobile Zugriff auf die gleichen (persönlichen) Daten. Etwaige Datenschutz und -sicherheitsfolgen sind weiter unten zu diskutieren.

Die Ausbreitung des modernen Internet

Auf lange Jahre schien der Vorsprung der US-Amerikaner uneinholbar. Insbesondere die Regierung Clinton (1992-2000) forcierte die Investitionen. Die „National Infrastructure Initiative" (NII) versprach 1993:

> „The NII affords the promise of: a greater amount and variety of information and entertainment resources […]; access to rich cultural resources around the world […]; support for our education and library systems; enhanced competitiveness for U.S. business and the promotion of job creation, economic growth […]; technology, trade and business opportunities […] and a wider variety and greater number of choices for consumers of books, movies, music, computer programs and other copyrighted works; increased competition and reduced prices."[250]

In direkter Reaktion auf die NII forderte das Weißbuch[251] der EU: „It is in Europe's interest to meet this challenge".[252] Gleichzeitig aber belegte das Zitat, dass

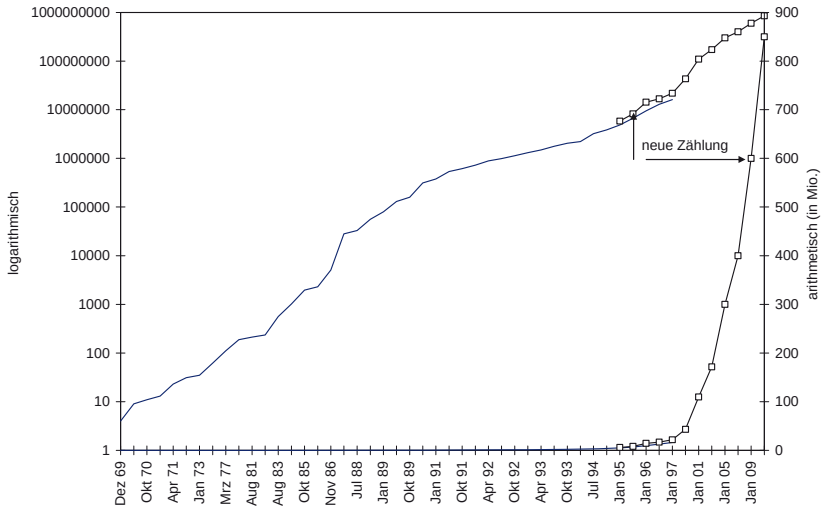
[249] tih.: Die Telekom richtet sich auf die Post-PC-Ära ein, in: FAZ 6.3.2012, Nr. 56, S. 14.

[250] US Government (Hg.): The National Infrastructure Initiative. Agenda for action. Executive summary, Washington 1993, im Internet: http://www.ibiblio.org/nii/NII-Executive-Summary.html (August 2012).

[251] Weißbücher unterbreiten konkrete Regelungsvorschläge. Grünbücher hingegen stecken ein breiteres politisches und rechtliches Handlungsfeld ab. In kritischer Auseinandersetzung mit der US- und der EU-Initiative: Mattelart, A.: Informationsgesellschaft, S. 107-116.

Entwicklungssprünge nicht dekretiert werden können. Schon die „Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationssystems“ (KtK) hatte 1975/76 der Bundesregierung empfohlen, den Ausbau der Datenkommunikation zu forcieren.[253] Dennoch war seither der informationstechnische Vorsprung der USA noch weiter gewachsen.

Abbildung 2-14: Entwicklung der Internet-Hosts (1969-2011)[254]

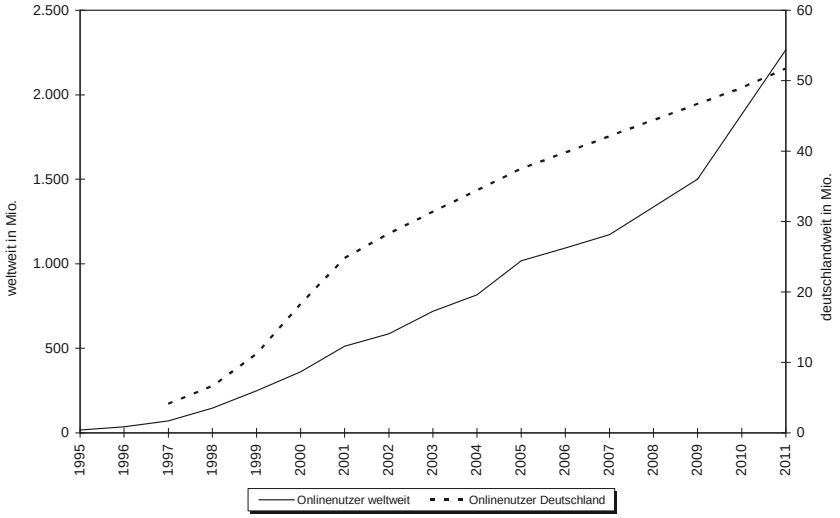


Grenzen des Wachstums?
Das noch gültige IPv4-Protokoll, das maximal knapp 4,3 Mrd. Domains verwalten, d.h. mit eindeutiger Internetadresse versehen kann, stößt offenkundig in näherer Zukunft an seine Grenzen. Das neuere Protokoll IPv6 hat einen Adressen-Raum von $3{,}4*10^{38}$ Adressen und stellt damit derart viele Zuordnungen bereit, dass das „Internet der Dinge“ möglich wird, d.h., dass auch Kühlschränke, Jalousien oder andere Haushalts- sowie weitere Geräte vernetzt und von den Nutzern über Smartphones oder andere mobile Computer gesteuert werden können.[255]

[252] White Paper on growth, competitiveness and employment vom 5.12.1993 (COM/93/700).
[253] Bundesministerium für das Post- und Fernmeldewesen (Hg.): Telekommunikationsbericht, Bonn 1976, Bd. 1, S. 3-7, 68-105.
[254] Ein Host ist ein Rechner mit registrierter Netzadresse (= Domainname). Die überarbeiteten Kriterien der Zählweise sind nicht offen gelegt. Angaben nach Zakon, Robert H.: Hobbes' Internet timeline, in http://www.zakon.org/robert/internet/timeline/ (August 2012).
[255] Vgl. S. 88.

Wenn sich der informationstechnische Vorsprung der USA (hinsichtlich der Internet-Verbreitung) derzeit wieder ein wenig zu schließen beginnt, dann nur, weil die Sättigungsgrenze näherrückt. Auch in einigen westeuropäischen Staaten verlangsamten sich die Zuwachsraten. Asien und Gesamt-Europa zeigen hingegen noch hohe Zuwachsraten. Noch größer sind sie in Afrika und dem mittleren Osten, bei allerdings deutlich bescheidenerer Ausgangslage. Noch immer gibt es etliche Staaten in der Dritten Welt, in denen Computer und Internet praktisch nicht vorhanden sind. So wiesen 1998 Afghanistan, Kiribati, Laos, Myanmar und Surinam keine Internetanschlüsse auf. Im gleichen Jahr lag in einigen Ländern Schwarzafrikas, Asiens und Lateinamerikas die Internetdichte noch unter einem Anschluss je 100.000 Einwohner: in Burkina Fasu, Kuba, Nepal und Usbekistan. Schlusslicht in Europa bildete Albanien mit 2,3 Anschlüssen je 100.000 Einwohner. Neben dem ökonomischen Faktor trägt auch politische Unfreiheit (Kuba, Nordkorea etc.) zu dem enormen Ungleichgewicht bei.[256]

Abbildung 2-15: Onlinenutzer: deutschland- und weltweit in Mio. (1995-2011)[257]



Ab den späten 1980er, frühen 1990er Jahren waren die technischen Voraussetzungen für die massive Ausweitung der Internetnutzung gegeben. Die Computer besaßen inzwischen genug Rechenleistung, um die Daten grafisch und multime-

256 Fischer Weltalmanach 2001 (CD-Rom). Vgl. auch Abbildung 2-15.

257 http://www.internetworldstats.com/stats.htm (August 2012); Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 798; MP Basisdaten 2002, S. 83; MP Basisdaten 2011, S. 82. Zimmer, J.: Entwicklung des Internets, in: HBI (Hg.): Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen 2009, S. A 164-A 174.

dial aufbereiten zu können. Technische Verbesserungen der Software, auf der neuen universalen Sprache „Hypertext markup language" basierende „Browser", legten den Grundstein für das rasante Wachstum in den 1990er Jahren. In den 1990er Jahren kommerzialisierte sich das Netz zudem rapide. Schätzte man die Quote kommerzieller Sites 1993 auf 4,3%, so betrug sie 1996 bereits 50%.[258] Voraussetzung der Kommerzialisierung war eine technische Neuentwicklung: was der PC für den Computermarkt, war das WWW für das Internet.

In der Zwischenzeit sind etliche Onlinestudien erschienen, welche die soziodemographischen Nutzungsmuster beschreiben. Nach ihnen lässt sich zusammenfassen:

- Onlinenutzer sind eher jünger als älter, aber die älteren holen auf;
- eher männlich als weiblich, aber die Frauen holen auf;
- eher besser verdienend als schlechter und
- eher formal gut gebildet denn schlecht; aber auch diese beiden holen auf.

Alle Merkmale waren jedoch in den ersten Jahren wesentlich stärker ausgeprägt als heute. Das zeigen die ARD/ZDF-Online-Studien:

Tabelle 2-19: Onlinenutzung in Deutschland (1997-2012)[259]

	1997	*2000*	*2005*	*2010*	*2011*	*2012*
Geschlecht						
männlich	10,0	36,6	67,5	75,5	78,3	81,5
weiblich	3,3	21,3	49,1	63,5	68,5	70,5
Alter						
14 bis 19	6,3	48,5	95,7	100	100	100
20 bis 29	13,0	54,6	85,3	98,4	98,2	98,6
30 bis 39	12,4	41,1	79,9	89,9	94,4	97,6
40 bis 49	7,7	32,2	71,0	81,9	90,7	89,4
50 bis 59	3,0	22,1	56,5	68,9	69,1	76,8
60 und älter	0,2	4,4	18,4	28,2	34,5	39,2
Berufstätigkeit						
in Ausbildung	15,1	58,5	97,4	100	100	100
berufstätig	9,1	38,4	77,1	82,4	87,0	90,7
Rentner/ nicht berufstätig	0,5	6,8	26,3	36,4	34,5	44,7
Gesamtangaben						
Onlinenutzer ab 14 Jahre in Mio.	4,1	18,3	37,5	49,0	51,7	53,4
Anteil an gesamt in %	6,5	28,6	57,9	69,4	73,3	75,9

[258] Barnett, S.: New media, old problems, in: EJC, 12/1997, Nr. 2, S. 208.

[259] MP Basisdaten 2001, S. 87; 2002, S. 83. 2006, S. 85. 2007, S. 87. 2009, S.75f. 2011, S. 82f. Eimeren, B.v./ Frees, B.: ARD/ZDF-Onlinestudie 2012, in: MP 2012, Nr. 7-8, S. 363.

Der hartnäckige Rest der Internet-Verweigerer wird kleiner. Dabei handelt es sich aber nahezu ausschließlich um ältere Mitbürger; am anderen Rand der Alterskohorten, bei den Jüngeren, in Ausbildung Befindlichen, gibt es inzwischen in den Industriestaaten keine Verweigerer mehr: eine 100prozentige Marktdurchdringung hatte zuvor kein Medium erreicht.[260] Die Faktoren, von denen Computer- und Internetverbreitung abhängen, differieren von Land zu Land und je nach Soziodemografie der Gesellschaft geringfügig. In den USA war zunächst die Ethnie eine wichtige intervenierende Variable. Ende der 1990er Jahre besaßen Weiße und Asiaten mit Einkommen über 75.000$ zu 87% einen Computer, jedoch nur 7% der Schwarzen und Hispanics mit Einkommen unter 15.000$. Beim Internetanschluss war es ähnlich: 68% der Weißen und Asiaten mit Einkommen über 75.000$ hatten einen Anschluss, aber nur 2% der Schwarzen und Hispanics mit Einkommen unter 15.000.[261] Und was nationalstaatlich gilt, bestimmt auch die globale Zugänglichkeit. Trotz großer Verbesserungen in den Telekommunikationsinfrastrukturen, insb. in Afrika, gibt es immer noch viele Entwicklungsländer, in denen – nicht zuletzt wegen der hohen Kosten – Internet-Zugang ein Luxus ist.[262]

[260] Gerhards, M. Mende, A. Nichtnutzer, in: MP, 2002, Nr. 8, S. 363-375. Klumpe, B.: 15 Jahre Onlineforschung, in: MP 2011, Nr. 7-8, S. 370-376.

[261] Shapiro, R./ Price, L./ Economics and statistics administration. Office (Hg.): Digital economy 2000, S. 69f. Ähnlich in England: Barnett, S.: New media, old problems, in: EJC, 12/1997, Nr. 2, S. 209f.

[262] Zimmer, J.: Entwicklung des Internets, in: HBI (Hg.): Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen 2009, S. A 164-A 174.

3 Ausdifferenzierung und Entwicklung neuer Medien

Die Ausdifferenzierung neuer Medien folgte dem immergleichen Muster. Jede der Gattungen fungierte anfangs wie ein relevanter Markt, auf dem nur wenige Einzelmedien miteinander austauschbar oder substituierbar waren. Je größer die Konkurrenz wurde, desto eher bestand die Chance zu weiterer Ausdifferenzierung. So entwickelten sich im Verlauf der Zeit immer speziellere relevante Märkte. Oder anders: Dem Druck der größeren Konkurrenz auf dem ökonomischen und publizistischen Markt sollte durch die Entwicklung neuer Presseformen entgangen werden. Die Innovationen mussten dann zunächst erneut keine Konkurrenz fürchten. Sobald die Neuerungen sich aber am Markt bewährten, traten Imitatoren hinzu. Innovationen und deren Imitate traten zueinander in Konkurrenz, ein neuer relevanter Markt war entstanden – und damit auch eine neue mediale Subgattung. Die Ausdifferenzierung lässt sich für die Presse nachweisen an den nichtperiodischen Frühformen, den Zeitschriften (Blätter mit längerer Periodizität) und Zeitungen (Blätter mit kürzerer Periodizität).

Für den Film lassen sich dokumentarische und fiktionale (Spiel-)Filmformen unterscheiden. Idealtypische Ordnungen der Rundfunksysteme sind die staatliche, die öffentlich-rechtliche und die private. Als nationale Beispiele zur Erläuterung dieser Ordnungssysteme sollen die Rundfunksysteme in den USA, Großbritannien und den deutschen Staaten sowie weiterer europäischer Rundfunksysteme beschrieben werden. Im Unterschied zu anderen Medien, bei denen die entsprechende Medienpolitik als „Wirkung" – als Reaktion auf Bestehendes – des jeweiligen neuen Mediums verstanden werden kann, war in etlichen Ländern die Rundfunkpolitik Voraussetzung für die Entwicklung des Rundfunks. Abschließend wird die Rundfunkpolitik aus internationaler Perspektive geschildert. Im Mittelpunkt stehen dabei die Auseinandersetzung um die internationale Informationsordnung sowie der Kampf um den „free flow of information". Daran schließt sich eine Darstellung der eigentlichen Ausdifferenzierung des Programmangebots an.

Im Unterschied zu den meisten Massenmedien, die sich, nomen est omen*, an eine unbestimmte Masse von Rezipienten wendet und daher* apriori *im Modus des* one to many *befindet, sind Netzwerkmedien im Kommunikationsmodus nicht festgelegt. Beim Telefon mochte man den Modus* one to one *für gesetzt halten. Es wird jedoch zu zeigen sein, dass schon Telegraphie und Telefon – und erst recht die neuen digitalen Netzwerkmedien – in verschiedenen Kommunikationsmodi operierten. Man könnte von einem kaskadierten Modus analog zum Meinungsführerkonzept sprechen:*

- One to few*, weil als Programmträger Nachrichtenagenturen das Netzwerkmedium nutzten, um relativ wenige Abonnenten (Medienunternehmen) zu bedienen, die ihrerseits als Massenmedien viele Rezipienten hatten.*
- *Daneben existierten schon früh Versuche, im Netzwerkmedium (Telefon) Programme an viele zu verbreiten.*
- *Und im Unterschied zu den historischen Frühformen bieten die modernen Sozialen Netzwerke jeden nur denkbaren Operationsmodus.*

3.1 Ausdifferenzierung der Pressemedien

3.1.1 Nichtperiodische neue Medien: Flugblätter, Flugschriften und „Neue Zeitungen"

Schon mit den ersten Druckmedien konstituierte sich die moderne Medienöffentlichkeit. Die quantitative Ausweitung ging mit einer Ausdifferenzierung von Formen und Inhalte einher: Im 15. Jahrhundert wurden nicht nur Bücher gedruckt, sondern auch Kalender, Drucke für Kirchen und staatliche Behörden, Flugblätter etc. Die Wissenschaft unterscheidet Wiegen- und Frühdrucke: Die vor 1500 gedruckten Exemplare werden „Wiegendrucke" genannt, „Frühdrucke" die zwischen 1500 und 1550. Die Unterscheidung ist willkürlich – das Jahr 1500 ist ebenso wenig signifikant wie die Grenzziehung von 1550. Die häufigsten Wiegen- und Frühdrucke waren neben Büchern und Kalendern sowie Flugblätter, Flugschriften, „Neue Zeitungen" und weitere Ausdifferenzierungen.

Flugblätter gehören zur Gruppe der Einblattdrucke.[263] Sie berichteten in knapper, gedrängter Form über „Tagesereignisse", erschienen diskontinuierlich und wurden im „fliegenden" Einzelverkauf vertrieben. Das Format war zumeist etwas größer als das moderne DIN A 4. Inhaltlich behandelten Flugblätter ein recht weites Spektrum, sie wiesen jedoch zumeist eine Gemeinsamkeit auf: Die Themen mussten sich zu einer bildlichen Darstellung verdichten lassen. Deshalb waren Himmelserscheinungen, wilde Tiere oder Missgeburten geeignet. Im Unterschied zum Flugblatt war die Flugschrift umfangreicher, erschien gleichfalls nicht periodisch und sollte das Handeln oder die Überzeugung der Rezipienten beeinflussen. Umfangsbedingt eignete sie sich für abstraktere politische Themen. Auch die Flugschrift wurde von fliegenden Händlern vertrieben. Das Format lag zwischen den modernen Normpapierwerten DIN A 4 und DIN A 5.[264]

---

[263] Einblattdruck ist ein drucktechnischer Begriff, der sich auf den Umfang (ein Blatt) bezieht. Plakate sind ebenfalls einblättrige Drucke, da angeschlagen fallen sie aber nicht unter die Rubrik Flugblatt. Oder anders: ein angeschlagenes Flugblatt wird damit zum Plakat, ein verteiltes Plakat ist zugleich ein Flugblatt.

[264] Schottenloher, K.: Flugblatt, S. 21-25. Schilling, M.: Bildpublizistik, S. 3, 105-110.

„Neue Zeitungen“ sind eine inhaltliche Sonderform der Flugblätter. Die erste erschien 1502 als „Newe Zeitung von Orient und Auffgange“. Da im älteren Sprachgebrauch Zeitung „Nachricht“ bedeutet, ist „neue Zeitung“ („neue Nachricht“) ein Pleonasmus. Neuigkeiten waren seit Erfindung der Schrift handschriftlich verbreitet worden. Eine neuere Arbeit weist die Bedeutung geschriebener Korrespondenzen für die Entstehung der (politischen) Öffentlichkeit in Deutschland, Frankreich und Italien nach. Öffentlichkeit sei Folge des „Outsourcing“ der Korrespondenztätigkeit. Zuerst hätten sich die städtischen italienischen Verwaltungen der Lohnschreibbüros bedient, um sich auf ihr eigentliches Geschäft, die diplomatische politische Kommunikation, konzentrieren zu können. Ein Nebenprodukt seien politische Korrespondenzen an ein breiteres Publikum gewesen.[265]

Die handschriftlichen Fuggerzeitungen des 16. Jahrhunderts sind die berühmteste schriftliche Nachrichtenkompilation über politische, militärische und wirtschaftliche Vorgänge in aller Welt. Aber sie stehen weder einzig dar – vielmehr gab es zeitgleich eine Vielzahl von handgeschriebenen Korrespondenzen und Zeitungen – noch waren sie primär ökonomisch motiviert, sondern ergänzten vielmehr die Wirtschaftskorrespondenz des Handelshauses. Sie wurden vervielfältigt und gesammelt, die „Auflage“ dürfte 20 Exemplare selten überschritten haben. Manche Fuggerzeitungen dienten allerdings als Grundlage für Flugblätter. Die Überlieferung der Fuggerbriefe in den Archiven des sächsischen Kurfürsten (Briefe von 1520-1525), der Habsburger (1568-1604) und anderen zeigt, dass die Fugger die bei ihnen eingegangenen Neuigkeiten vor allem an wichtige Politiker und Freunde weiterleiteten. Im Kern ähnelten die Fuggerzeitungen eher den heutigen Informationsdiensten als der Massenpublizistik. Geschriebene Zeitungen lebten noch nach dem Aufkommen der periodischen Presse weiter, da sie besonders leicht herzustellen und besonders schwer zu kontrollieren sind. Im Paris des absolutistischen Frankreich bildete sich beispielsweise im 18. Jahrhundert eine professionell organisierte Briefzeitungskultur im „Untergrund“ heraus.[266]

Wer die eigentlichen Adressaten der Flugblätter und -schriften waren, lässt sich nicht immer leicht entscheiden. Formal richteten sich viele an den politisch-religiösen Gegner, wegen der Schärfe ihres Tones dürfte aber kaum eine protestantische Flugschrift geeignet gewesen sein, einen Katholiken zu überzeugen – und umgekehrt kaum eine katholische einen Protestanten. Daher können die Flugschriften auch so gelesen werden, dass sie vor allem die eigenen Reihen schließen und den Anhängern der eigenen Lehre Argumentationsmuster an die Hand geben sollten. Wie eine neuere Arbeit überzeugend anhand innerstädtischer Auseinandersetzungen in Köln, Hamburg, Leipzig und Dresden nachweist,

[265] Zwierlein, C.: Discorso, insb. S. 265-272.

[266] Keller, K.: Fuggerzeitungen, in: JbKG 14/2012, S. 186-204. Darnton, R.: Poesie und Polizei. Veraltet: Kleinpaul, J.: Fuggerzeitungen.

besaß die Flugpublizistik diese Funktion noch im 17. und 18. Jahrhundert – jetzt als Mittel der Stadtpolitik. In innerstädtischen Konflikten forderten Flugblätter die Leser zu direkten Aktionen und Protesten auf. Sie verbreiteten nicht nur Aufforderungen und Informationen, ihr Druck galt auch als Bestätigung umlaufender Gerüchte. Warum sollten sie sonst gedruckt worden sein? In der parteipolitischen Auseinandersetzung blieb es selten bei einem Flugdruck. Vielmehr kam es zu „Druckduellen": Flugblätter, ihre Erwiderung, die Erwiderung auf die Erwiderung erschienen in dichter Abfolge. Sie entsprachen sich weitgehend. Eine Erwiderung übernahm von dem Flugblatt, das sie replizierte, Format, Schrift, Sprachduktus etc. So war schon rein äußerlich der wechselseitige Bezug ersichtlich. Insbesondere als Mittel der persönlichen Verunglimpfung waren Flugdrucke – im Unterschied zu den Zeitungen – gut geeignet; nicht zuletzt deshalb, weil sie auch an öffentlichen Orten – Toren, Rathaus- und Kirchentüren, Marktplätzen, Stadtmauern etc. – angeschlagen wurden und damit hohe Leserzahlen erreichten. Als besonders scharfe persönliche Verunglimpfung wird regelmäßig von symbolischen Hinrichtungen berichtet: Das Flugblatt, eventuell mit Konterfei des Angegriffenen, wurde an den Galgen oder den Pranger geheftet, und der Gegner so dem Spott bzw. Ehrverlust ausgesetzt.[267]

3.1.2 Neue Medien mit größeren Erscheinungsintervallen: Kalender, Messrelationen, Zeitschriften

Der Übergang von der akzidentiellen und unregelmäßigen zur seriellen Publizistik war ein kulturhistorisch interessanter Vorgang. Seit Jahrtausenden hatten Tages-, Monats- und Jahresrhythmen die Menschen bestimmt. Man aß, arbeitete und schlief abwechselnd. Die Jahreszeiten bestimmten Aussaat, Ernte und winterliche Mußezeit. Die Religion mit ihren Festen und Ritualen überformte den natürlichen Lebensrhythmus zusätzlich. Die drei Buchreligionen etablierten unseren Wochenrhythmus mit mindestens einem festen und arbeitsfreien Tag.

Der Einfluss von Natur und Kultur münzte sich in der Frühen Neuzeit in einen gravierenden Wandel des entstehenden Mediensystems um. Er konnte aber erst eintreten, als das Publikum begann, die publizistischen Produkte mit wiederkehrenden und (lebens-)notwendigen Bedürfnissen zu verbinden. Erst durch Gewöhnung entstand ein Verständnis, das Medienkonsum analog zu anderen regelmäßigen Bedürfnissen – Nahrungsaufnahme, Schlaf etc. – als notwendig erkannte. Das Bedürfnis lag weniger nahe, als dem heutigen Leser bewusst sein mag. Vielmehr boten sich zunächst solche publizistischen Produkte als Serienveröffentlichung an, deren Regelmäßigkeit durch ihren Zeitbezug auf der Hand lag. Das waren zunächst:

[267] Bellingradt, D.: Flugpublizistik.

- Kalender und Chroniken.

Diese frühen periodischen Medien hätten nicht zu den modernen Zeitungen und Zeitschriften führen müssen, zumal sich die Periodizität nicht stetig verkürzte. Die modernen periodischen Medien entstanden erst als sich die Gesellschaft daran gewöhnt hatte, die menschliche Neugier medial zu befriedigen.

Frühe Periodika bis zu den Messrelationen

Die älteste Form periodischer Druckschriften sind die Kalender. Gutenbergs „Türkenkalender" von 1455 gilt als das erste Exemplar, er enthielt auch die erste „Ente" der Pressegeschichte. Kalender stellen bis ins späte 19./ frühe 20. Jahrhundert das Periodikum mit der größten Volkstümlichkeit dar. Dennoch werden sie von der Pressegeschichte recht stiefmütterlich behandelt, da sie kaum aktuelle Inhalte verbreiten können und stattdessen v.a. der Erbauungsliteratur zuzurechnen sind.[268]

Die nach den Kalendern ältesten Druckschriften sind die sogenannten „Messrelationen". Diese Chroniken erschienen zumeist halbjährlich und wurden auf Verkaufsmessen feilgeboten. Der Herausgeber der ersten Messrelation, Michael von Aitzing (1530-1598), hatte seine Schöpfung 1583 als „Relatio historica", die deutschsprachige zweite Ausgabe ein halbes Jahr später als „Historische Beschreibung" bezeichnet. Die meisten Messrelationen verwendeten Aitzingers zuerst gewählten Titel und hießen „relationis historicae" oder ähnlich. Die Bezeichnung „messentliche Relation" findet sich erst 1620, nachdem es längst andere „Relationen" – Wochenzeitungen – gab. Die Nachrichten der Messrelationen stammten von Korrespondenzpartnern, „Neuen Zeitungen", oder Postmeistern, Kaufleuten und Reisenden. Die Messrelationen waren durchschnittlich 100 Seiten stark. Im Ausland erschienen seit Beginn des 17. Jahrhunderts ebenfalls Messrelationen, z.B. „Mercure Française" (in Frankreich seit 1613) oder „A Relation of all Matters etc." (in England seit 1614).[269]

An dem Geschäft beteiligten sich relativ wenige Verfasser, Verleger und Drucker. Der nach Aitzing wichtigste Herausgeber nannte sich Jacobus Francus. Seine Messrelationen machten ab 1592 die Gattung sehr populär. Francus schrieb kürzer und verständlicher, dokumentierte weniger und ordnete die Nachrichten chronologisch und nach Ländern.[270] Hinter dem Pseudonym Jacobus Francus soll der protestantische Geistliche Conrad Lautenbach (1534-1594/5?) gestanden haben. Nach dessen Tod existierten die „Relationis Jacobi Franci" noch bis 1750 weiter.

---

[268] Vgl. Herbst, K.-D. (Hg.): Schreibkalender. Hubay, I.: Türkenkalender, in: Gutenberg-Jahrbuch 44/1969, S. 64-67. Zum Kalender im 18. Jh.: Knopf, J.: Kalender, in: Fischer, E./ Haefs, W./ Mix, Y.-G. (Hg.): Almanach bis Zeitung, S. 121-136. Mix, Y.-G.(Hg.): Deutsch-amerikanische Kalender.

[269] Bender, K. (Hg.): Relationes Historicae, S. VII-IX.

[270] Vgl. Francus, J.: Historische Relationen, Teil I-IV (V), 1590-1592.

Aitzing ging zur regelmäßigen Herausgabe seiner Messrelation über, da sich die erste Ausgabe als großer wirtschaftlicher Erfolg erwiesen hatte. Messrelationen herauszugeben versprach ein gutes Geschäft, doch die Verfassertätigkeit war wohl aufwendiger als von vielen gedacht. Neunzehn der bekannten fünfzig verschiedenen Verfasser stellten nur eine einzige zusammen. Die Messrelationen erschienen v.a. in Köln und Frankfurt a.M., später auch in Magdeburg. Die weiteste Verbreitung fanden die Messrelationen zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Im Dreißigjährigen Krieg liefen ihnen die neuen Wochenzeitungen (Relationen/ Avisen) den Rang ab. In anderen Ländern wie England und Frankreich gab es nur wenige Messrelationen.

Zwischen dem halb- oder dritteljährlichen Erscheinungsrhythmus der Messrelationen und dem wöchentlichen der frühen Zeitungen steht die „Rorschacher Monatsschrift". Sie findet unter verschiedenen Namen in der Literatur Erwähnung.[271] Der eigentliche Titel lautete „Historische Relatio" bzw. „Historische Erzöhlung". Nur ein Jahrgang ist erhalten. Es ist eine Auflage von 150 Stück und ein Verkaufspreis von einem Pfennig vermutet worden. Die „Historische Erzöhlung" war das Gemeinschaftsprodukt des Augsburger Autoren, Verlegers und Lateinlehrers Samuel Dilbaum (1530-1618) und des St. Gallener Druckers Leonhard Straub d.Ä. (1550-1607?). Der Umfang der Hefte schwankte zwischen sechs und zwölf Blatt. Ob die „Historische Erzöhlung", die zwischen Zeitung und Zeitschrift zu stehen scheint, in die eine oder andere Richtung fortgewirkt hat, ist bislang nicht nachzuweisen.[272]

Die frühen Zeitschriften

Der Übergang zur Zeitschrift war fließend. Als um 1750 der Begriff geprägt wurde, hatte er noch eine vergleichsweise enge Bedeutung. Zunächst existierten nur politische Zeitschriften, Moralische Wochenschriften und Gelehrtenzeitschriften. Seit dem 18. Jahrhundert differenzierten sich die Zeitschriften jedoch aus: Fachzeitschriften von der Theologie über die Geschichte bis zur Jurisprudenz, kulturelle, philosophische und pädagogische Zeitschriften entstanden ebenso wie Jugend- und Frauenpresse. Im 19. Jahrhundert kamen Illustrierte und Rundschauzeitschriften hinzu; seither entstanden alle möglichen Formen bis hin zu Nachrichten- und Special-Interest-Magazinen.

Ein Vorläufer der Zeitschriften sind die Flugschriften. Im 16. Jahrhundert wurden theologische und wissenschaftliche Streitschriften zum eigentlichen Mittel geistiger Auseinandersetzung. Streitschriften, Antworten auf Streitschriften und erneute Erwiderungen auf die ersten Antworten bedingten einander. Je intensiver die Auseinandersetzungen geführt wurden, desto kürzer wurden die

[271] Entweder heißt sie, nach ihrem Druckort Rorschach am Bodensee, die „Rorschacher Monatsschrift„, oder, nach der Datierung des Titelblatts des ersten gebundenen Jahrgangs in der Augsburger Staats- und Stadtbibliothek, sehr unglücklich „Annus Christi".

[272] Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 58-61.

Perioden zwischen These und Antithese. Die Abstände blieben dicht, aber zunächst unregelmäßig. Aus der Verkürzung der Fristen zwischen dem Erscheinen der ersten und der folgenden Streitschriften ergab sich bei langwierigen Auseinandersetzungen zwangsläufig eine Verstetigung.

Weitere Vorläufer aber auch Widerpart waren die frühen Zeitungen. Sie wurden von den Zeitschriftenherausgebern v.a. als Negativbeispiele bemüht. Die Hauptbedeutung der frühneuzeitlichen Zeitungen für die Herausbildung der Zeitschrift dürfte in der Entwicklung des Bedürfnisses nach tieferer Reflexion gelegen haben. Johannes Weber brachte es auf die Formel: „Politische Zeitschrift = (monatlicher) Zeitungsextrakt + Räsonnement“.[273] Es fehlte nur noch der Katalysator, der die inhaltlichen und formalen Vorformen zu Zeitschriften umformte. Zwei kommen in Frage:

- Gelehrtenzeitschriften
- und politische Journale.

Die älteren deutschen Zeitschriftenhistoriker, Wilmont Haacke und Joachim Kirchner, leiteten die Zeitschriften aus den geistesgeschichtlichen Entwicklungen des 17. und 18. Jahrhunderts her. Doch merkwürdigerweise tauchen in ihren Darstellungen die ersten Formen aus dem Nichts auf. Trotzdem hat sich lange Zeit die Einschätzung gehalten, erst nachdem Gelehrten- und Rezensionszeitschriften das Räsonnement eingeübt hätten, seien politische Zeitschriften auf den Plan getreten. Daran ist richtig, dass im europäischen Ausland Zeitschriften zuerst als Gelehrtenzeitschriften auftraten. Aufklärung war ein gesamteuropäisches geistesgeschichtliches Phänomen, das sich im 17. Jahrhundert entfaltete. Die internationale Bildungs- und Aufklärungsgesellschaft stand in engem Kontakt, Gelehrte schrieben für ein internationales Publikum und lasen die Werke der europäischen Kollegen. Das Pariser „Journal des Sçavans“ und die Londoner „Philosophical Transactions“ – beide erscheinen mit Unterbrechungen seit 1665 – wurden von akademischen Gesellschaften gegründet und können als die ältesten Gelehrtenzeitschriften gelten.

In Deutschland aber war es umgekehrt: Politische Zeitschriften existierten zuerst und waren weder Adaption noch Import. Als bisher älteste deutsche Zeitschrift muss der im fingierten Verlagsort „Wahrburg“ verlegte „Götter-Both Mercurius“ gelten. Er erschien unter leicht wechselnden Titeln 1674/75 bei Wolff Eberhard Felsecker (1626-1680) in Nürnberg und ergänzte dessen Zeitung „Teutscher Kriegs-Curier“. Es ist anzunehmen, dass der „Mercurius“ als Reimport die politischen Zeitschriften in Deutschland beeinflusste.[274] Ähnlich könnte es sich mit der Unterhaltungspresse verhalten: Auch hier gibt es Beispiele, die erst mit Verspätung große Wirkung entfalteten. Eine der ältesten deutschsprachigen Zeitschriften, die in Hamburg herausgegebenen „Erbaulichen Ruh-

[273] Weber, J.: Mercurius, S. 109.
[274] Weber, J.: Mercurius.

Stunden“ von 1676, kann als Vorläufer sowohl ausländischer als auch deutscher Moralischer Wochenschriften angesehen werden.[275]

Zur beherrschenden Form der Unterhaltungspresse wurden zwischen Anfang und Mitte des 18. Jahrhunderts die Moralischen Wochenschriften. In England entstanden die Vorbilder: „The Tatler“ (1709-1711), „The Spectator“ (1711-1712 und 1714) und „The Guardian“ (1713). In Frankreich spielten sie eine geringere Rolle, in Deutschland eine größere. Das Wort „Moral“ hatte sich im späten 17. Jahrhundert in Deutschland eingebürgert und hieß schon im damaligen Wortverständnis einerseits „die Moral von der Geschichte“, also der Sinn, der aus einer Begebenheit gezogen werden konnte, sowie andererseits Ethik und vor allem Sittenlehre. Die Zeitschriften appellierten an die Vernunft der Leserschaft, deren Streben nach Glück und hatten sich programmatisch der Erziehung zu Moral, Sittlichkeit und ethisch geläuterter Lebensführung verschrieben. Viele standen in Verbindung mit aufklärerischen Vereinigungen. Moralische Wochenschriften verbanden das Angenehme mit dem Nützlichen. Aktualität im heutigen Sinne spielte trotz des wöchentlichen Erscheinens eine untergeordnete Rolle.[276] Wechselseitige internationale Befruchtung, die sich schon an „Mercurius“ und „Ruh-Stunden“ aufzeigen ließen, bestimmte auch Entstehung und Entwicklung der Gelehrtenzeitschriften.

Andere frühe Zeitschriften kamen in der camouflierenden Form von Gesprächen einher. Bisweilen werden diese Zeitschriften daher auch als Gesprächspresse bezeichnet, da sie in fiktiven Dialogen die Probleme der Zeit erörterten. Die wahre Größe des Zeitschriftenmarktes ist schwer zu beurteilen. Einerseits existierten viele Zeitschriften nur wenige Monate, andererseits verschwanden sie häufig gar nicht vom Markt, sondern wurden nur unter anderem Namen fortgesetzt. Manche literarischen Zeitschriften gingen schnell ein oder kamen gar über Nullnummern nicht hinaus, andere lebten recht lange.[277] Die Fülle der Neugründungen – auch der nicht lebensfähigen – kann daher sowohl als Zeichen unattraktiver Konzepte im Einzelfall, als auch als Beleg für Bedeutung und Attraktivität der Zeitschriften insgesamt gedeutet werden. Kirchner nimmt an, dass im Durchschnitt von den Blättern Auflagen um die 1.000 Stück mit einem mittleren Absatz von 600-700 Exemplaren gedruckt worden seien. Bei einer gesicherten Auflage von 500 habe die Gewinnzone begonnen. Globalaussagen dieser Art lassen sich kaum verifizieren. Bedeutende Zentren der Zeitschriftenproduktion waren Leipzig, Hamburg, Frankfurt a.M., auch Halle/ Saale. Im späteren 18. Jahrhundert kamen München, Straßburg und Breslau hinzu.

Eingestellte Zeitschriften zeigen Unterschiede zur Zeitschriftenkultur der Gegenwart auf. Heute werden Zeitschriften nur dann neu aufgelegt, wenn es gilt, runde Jubiläen zu feiern (Reprints der Erstausgaben), wenn Zeitschriften, mit

[275] Böning, H./ Moepps, E. (Hg.): Deutsche Presse, Bd. 1, S. 63-68.
[276] Martens, W.: Botschaft der Tugend.
[277] Wilke, J.: Literarische Zeitschriften. Estermann, A.: Literaturzeitschriften 1815-1850.

dem Abstand einiger Jahrzehnte betrachtet, zu paradigmatischen Exemplaren ihrer Zeit geronnen sind (z.B. die verschiedenen Reprints kultur-politischer Zeitschriften aus der Weimarer Republik und der Lizenzzeit nach 1945), oder wenn archivalische Interessen die Bestandssicherung nahelegen (Sicherheitsverfilmungen). Im 18. Jahrhundert wurden Zeitschriften hingegen – analog zu Buchauflagen – immer dann neu gedruckt, wenn sie vergriffen waren und weiterhin eine so hohe Nachfrage bestand, dass sich Nachdruck und Neuauflage lohnten. Daraus folgt:

- Die Aktualität der Zeitschriften spielte eine nur untergeordnete Rolle, zumindest wenn man das Verständnis des 20. Jahrhunderts zugrunde legt; die behandelten Themen waren von länger andauernder Relevanz.
- Zeitschriften waren weniger aktuell als die Zeitungen, aber kürzer, billiger und universaler als Bücher; sie boten den Lesern bei geringerem Geld- und Zeitaufwand ein größeres Themenbukett.

Die Zeitschriften des 18. Jahrhunderts trugen zur Herausbildung der Nationalkultur bei, unterstützten „Nationaltheater" und nationale Literatur. Sie schufen Öffentlichkeit, förderten und vereinheitlichten den deutschen Sprachgebrauch. Aufklärung war das geistesgeschichtliche Kennzeichen des späten 17. bis 18. Jahrhunderts, Zeitschriften ihr zentrales Medium, Aufklärung und Volksaufklärung, d.h. Popularisierung des Wissens, folglich das Kernanliegen der Zeitschriften.[278]

Die Entwicklung der modernen Zeitschriften

Die Zeitschriften waren die erste Pressegattung, die ein Massenpublikum erreichte:

- Sie verbreiteten Unterhaltung,
- nutzten neue Druck- und Abbildungstechniken,
- differenzierten sich in immer mehr Subgattungen aus
- und wurden langfristig deutlich billiger.

Den Anfang machten die *Pfennig-Magazine*. Das erste englische Blatt, der „National Omnibus", wurde 1831 gegründet. In den nächsten Jahren folgte eine Neugründung der nächsten. Das „Penny Magazine" (1832-1835) der „Society for the Diffusion of Useful Knowledge" gab der Gattung den Namen. In dem einführenden Leitartikel hieß es in einer Mischung von Fortschrittsgläubigkeit, volksaufklärerischem Impetus und ökonomischem Kalkül:

> „Reading for all. […] What the stage-coach has become to the middle classes, we hope our Penny Magazine will be to *all* classes – a universal convenience and enjoyment. The Society for the Diffusion of Useful Knowledge has considered it proper to commence this publication, from

[278] Böning, H./ Siegert, R.: Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch

> the belief that many persons, whose time and whose means are equally limited, may be induced to purchase and to read it. [...] We have, however, no expectation of superseding the newspaper, and no desire to supersede it. We hope only to share some portion of the attention which is now almost exclusively bestowed upon 'the folio of four pages', by those who read little and seldom. [...] The false judgments which are sometimes formed by the people upon public events, can only be corrected by the diffusion of sound knowledge."[279]

Bald gab es Pfennig-Magazine als Mode-, als Jugend-, als Frauenzeitschriften etc. In den 1830er Jahren wurden die Magazine erfolgreich nach Deutschland exportiert. Die Blätter waren mit Holzstichen illustriert und v.a. wegen des niedrigen Preises ein großer Erfolg. Das „Pfennigmagazin" war das erste Blatt, das in Deutschland die Auflage von 100.000 Exemplaren überschritt.[280] Die *Familienblätter* der 2. Jahrhunderthälfte erzielten noch größere Erfolge. Sie trugen erheblich zur weiteren Popularisierung des Lesens bei und waren *das* Unterhaltungsmedium der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Gründungswelle schwoll bis in die 1880er Jahre auf mehr als 50 im Jahrzehnt an, danach sank die Zahl der Neugründungen.[281]

Familienblätter wollten unterhalten, nützlich sein, die guten Sitten fördern. Politik schlossen sie aus. Darin glichen sie ihren Vorläufern aus dem 18. Jahrhundert, den Moralischen Wochenschriften. Sie erschienen größtenteils wöchentlich im Quartformat, druckten Erzählungen, Romane, Berichte. Sie brachten Beiträge universalen Inhalts zu Geografie, Geschichte, Kunst, Naturwissenschaft und Technik. Sie erzählten von berühmten Personen und öffneten ihren Lesern die Spalten eines „Briefkastens". Ihr Publikum fanden sie sowohl in den oberen als auch den mittleren Schichten. In all diesen Punkten gingen sie weit über die Moralischen Wochenschriften hinaus.

1850, nach Gründung einer ersten deutschen Zeitschrift, kamen bei Brockhaus in Leipzig 1852 die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" heraus. Redakteur war Karl Gutzkow (1811-1878), der bekannte vormärzliche Literat des Jungen Deutschland. Ebenfalls in Leipzig wurde ein Jahr später mit der „Gartenlaube" das beispielgebende Blatt für die ganze Pressegattung gegründet. Gründer, Verleger und erster Herausgeber war Ernst Keil (1816-1878), auch er ein Sympathisant des Jungen Deutschland.

In Amerika war „Harper's Weekly" (seit 1857) eine der führenden Familienzeitschriften. Im Unterschied zu den deutschen Blättern war die Zeitschrift erheblich politischer. Populär wurde sie u.a. durch die Karikaturen des Auswanderers Thomas Nast (1840-1902), der die Figur des Santa Claus sowie die karikierenden Symbole für die Republikaner und die Demokraten, den Elefanten und

---

279 http://books.Google.de (August 2012).
280 Hauck, E.: englische Pfennig-Magazine, in: ZW 5/1932, Nr. 4, S. 308-311.
281 Barth, D.: Familienblatt, in: AGB 15/1975, Sp. 285-304.

den Esel, erfand. Im Bürgerkrieg (1861-1865) bezog die Zeitschrift explizit Stellung für die Nordstaaten. Die Popularität der Familienzeitschriften gründete zu nicht unwesentlichen Teilen in ihren Abbildungen.

Nahezu folgerichtig nahmen alsbald die *Illustrierten* ihren Platz in der Gunst des Publikums ein. Auch diese Gattung ist recht gut erforscht, als ihr erstes Blatt gilt die „Illustrirte Zeitung" aus Leipzig. Doch die Übergänge der Zeitschriftenformen waren fließend. Daher könnten auch die Pfennig-Zeitschriften als erste Illustrierte bezeichnet werden. Der Durchbruch zur Massenpresse gelang allerdings erst der „Berliner Illustrirten Zeitung" (BIZ).[282]

Das Geheimnis des Erfolges lag in ökonomischen Entscheidungen, insbesondere im niedrigen Preis und technischen Fortschritt. Das Blatt war für die Massen erschwinglich, technisch hing der Erfolg eng mit den verbesserten Fotografier- und Abbildungsmöglichkeiten – Kodak und Autotypie – zusammen. Schon 1883, also sehr bald nach der Erfindung, druckte die „Illustrirte" aus Leipzig ein erstes autotypiertes Foto. Im Wettbewerb zwischen den Illustrierten sollte die Abbildungsqualität eine herausragende Rolle spielen. Das Know How wurde als entscheidender Wettbewerbsvorteil wie ein Augapfel gehütet. Während heute der Zug der Zeit das Outsourcing diktiert, stand damals den Branchengrößen das Umgekehrte zu Gebot. Die Innovationskraft der BIZ beeinflusste noch den amerikanischen Fotojournalismus.[283]

Dabei profitierte damals wie heute der Zeitschriftenmarkt vom Aufkommen neuer Medien und neuer Themen. Der Film beispielsweise erlaubte den Illustrierten die Ausweitung der Berichterstattung über neue Prominenz: die Stars und Sternchen. Zugleich entstand die Gattung der Filmzeitschriften. Der technische Fortschritt wiederum weckte Interesse an der Technikberichterstattung in populärwissenschaftlichen Zeitschriften.

Eine Sonderform der Illustrierten sind die gut dokumentierten und erforschten *satirischen und humoristischen Blätter*. Satireblätter geben in amüsanter und nachdenkenswerter Form, zudem höchst illustrativ, allerdings auch sehr zugespitzt, Einblicke in die Vergangenheit. Sie sind unterhaltsamer als Leitartikel und politische Berichterstattung. Sie kolorieren gleichsam die Ereignisse und geben der historischen Forschung zudem genügend Raum zur Interpretation. Der mündliche politische Witz braucht die Unfreiheit, um zu gedeihen. Der gedruckte politische Witz bedarf eines Mindestmaßes an Freiheit, um zu florieren. Daher hatte der Flüsterwitz in der NS-Zeit und in der DDR seine besten Jahre, die gedruckten Ausgaben hingegen verkümmerten in der nationalsozialistischen Diktatur und auch der DDR-„Eulenspiegel" (seit 1954) diente mit seinen Pointen „zwischen den Zeilen" dem Regime mehr als dass er ihm schadete. Doch

[282] Abrahamson, D.: Magazines: Special Interest, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 3, S. 101-111.

[283] Der langjährige Chefredakteur der BIZ, Kurt Korff, flüchtete 1933 vor den Nationalsozialisten und beriet den Verlag des Time Magazine bei der Gründung von „Life". Smith, Z.C.: Kurt Korff, in: Journalism Quarterly, 65/1988, Nr. 2, S. 412-419, 424.

erklärt die politische Perspektive nicht ganz, warum eine Pressegattung nahezu vollständig verschwunden ist. In Frankreich hingegen spielt das Satireblatt „Le Carnard Enchaîné" (seit 1915) eine wichtige Rolle. Es hat sich auf investigativen und Skandale aufdeckenden Journalismus spezialisiert. Oder lebt deutsche Satire in den klamaukigen bis kabarettistischen Fernsehsendungen fort? Zumindest sind, im Unterschied zu den bisher behandelten Pressegattungen, die satirischen und humoristischen Blätter nahezu ausgestorben. Über einen längeren Zeitraum konnten sie nur zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und 1933, insbesondere in Zeiten des Umbruchs florieren. Deshalb hatten Serien von Flugblättern während der Reformationszeit die Menschen entzückt, deshalb blühten im „tollen Jahr" 1848 Abertausende von Blättern. Auch die „Revolution" von 1918/19 animierte die Satire nochmals.

Viele Blätter waren kurzlebig, kamen nicht über die erste Nummer bzw. wenige Ausgaben hinaus. Beileibe nicht alle sind überliefert. Allein für das 1848er Berlin schätzt Ursula E. Koch die Zahl der Flugschriften auf 2.000.[284] Andere Zeitschriften stellten nach einigen Jahren ihr Erscheinen ein. Gründe für ihre Kurzlebigkeit gab es viele. Ein zündender Witz trug zwar eine einzelne Ausgabe, nicht aber eine Serie und schon gar kein Periodikum. Die bewegten Zeiten, in denen die Blüten austrieben, gingen so schnell und überraschend, wie sie gekommen waren. In der Revolution von 1848 öffneten die satirischen Blätter dem aufgestauten Unmut des Vormärz ein Ventil. Als der Dampf entwichen war, minderte das den unmittelbaren Antrieb, solche Blätter herauszugeben und zu lesen. Auch die Regierungen, die dem Überdruck hatten nachgeben müssen, schlugen zurück. Der einsetzenden Reaktion und ihrer Zensur fielen die meisten Blätter zum Opfer.

Rundschauzeitschriften und kulturpolitische Diskussionsforen unterschieden sich in vielem von den Witz- und Satireblättern. Ihr Format war unscheinbar, ihr elitäres Publikum klein. Illustrationen fehlten in den textlastigen Blättern fast ganz. Sie hatten selbst dort ein ernsthaftes Anliegen, wo sie karikierten. Doch es gibt auch Gemeinsamkeiten: Auch die Rundschauzeitschriften sind fast vollständig verschwunden. Ihre Blüte endete ebenfalls 1933 – sieht man von der kurzen Nachblüte der Jahre 1945-1948 ab. Die Rundschauzeitschriften verbanden Politik mit Wissenschafts- und Kulturberichterstattung – Themen, die lange als nicht gemeinsam behandelbar galten. Das Vorbild war die „Revue de Deux Mondes". Sie war 1829 in Paris gegründet worden, bestand bis 1877 und berichtete über Politik, Geschichte, Philosophie, Literatur und schöne Künste. In ihr schrieben so bedeutende Autoren wie Viktor Hugo (1802-1885), Honoré de Balzac und Alexandre Dumas d.Ä. (1802-1870). Der gesellschaftliche Fortschritt und der Aufklärungsbedarf der Zeitgenossen, hieß es zum Auftakt, machen den

[284] Koch, U.E.: Teufel in Berlin.

Gründungsversuch zwingend.[285] Die Mehrzahl der Blätter versammelte eine große Zahl sachkundiger Mitarbeiter, die in Einzelfällen den Charakter eines Kreises von Gesinnungsgenossen annehmen konnte. Nur selten – bei Maximilian Hardens „Zukunft“ (1892-1922) oder Karl Kraus' „Fackel“ (1899-1936) – war die Zeitschrift beinahe oder vollständig das Werk eines Einzelnen. In Deutschland erhielt die Gattung durch Julius Rodenbergs „Deutsche Rundschau“ (1874-1942) ihren Namen; sie fand etliche Nachahmer.[286]

Die berühmteste und zumindest im Nachleben einflussreichste Rundschau ist die „Weltbühne“, von Siegfried Jacobsohn (1881-1926) 1905 als Theaterzeitschrift „Schaubühne“ gegründet. Im Ersten Weltkrieg politisierte sich die Zeitschrift, „Weltbühne“ hieß sie seit 1918. Kurt Tucholsky (1890-1935), der kurzzeitig nach Jacobsohns Tod und vor Carl von Ossietzky (1889-1938) die Chefredaktion des Blattes inne hatte, war der berühmteste ihrer fast 1.900 Mitarbeiter.[287] Nachahmung und Gegengründung zur „Weltbühne“ war das liberale „Tage-Buch“. Die Ähnlichkeiten sind frappierend: beide im Oktav-Format, textlastige Aufmachung, großer Mitarbeiterkreis, zwei zentrale Chefredakteure – beim „Tage-Buch“ zuerst Stefan Grossmann, dann Leopold Schwarzschild (1922-1927 beide gemeinsam) –, die sich zudem in beiden Blättern „Herausgeber“ nannten, das Selbstverständnis als Diskussionsforum, die Auflagenhöhe, der Heft- und der Gesamtumfang, ca. 26.000 Seiten. Da darf nicht verwundern, dass Jacobsohn der Gegengründung, wie Schwarzschild (1891-1950) noch im kritisch-freundlichen Nachruf auf den Gegner feststellt, den grünen Heften „nicht grün“ gewesen sei. Aber das „Tage-Buch“ war bürgerlicher und, wie Markus Behmer festgestellt hat, „entschieden antitotalitär“.[288]

Ähnlich und doch auch ganz anders steht es um eine dritte wichtige Rundschauzeitschrift der Weimarer Republik: „Die Tat“. Schon vor dem Ersten Weltkrieg von einem philosophischen Schriftsteller gegründet und im Verlag Eugen Diederichs in Jena (ab 1912) erschienen, kam „Die Tat“ “ zwanzig Jahre über einen bescheidenen Leserkreis nicht hinaus. Erst als Hans Zehrer (1899-1966) im Oktober 1929 die Chefredaktion übernahm, wandelte sich „Die Tat“ radikal. Zehrer scharte den „Tatkreis“ um sich, junge rechtskonservative Akademiker und Journalisten. Durch den vielfältigen Gebrauch von Pseudonymen schien der Kreis erheblich größer als er war. Als Fortsetzung erschien 1939 bis 1944 „Das Zwanzigste Jahrhundert.“[289]

---

[285] „Dans un siècle tout positif, dans une société qui tend à perfectionner son organisation, et qui recherche avec empressement ce qui peut éclairer sa marche, une entreprise comme celle-ci devait être tentée.“ Avertissement, in: Revue de Deux Mondes, August 1829, S. V.

[286] Berbig, R./ Kitzbichler, J. (Hg.): Rundschau-Debatte 1877, S. 17-84.

[287] Holly, E.: Weltbühne Register, S. 14-25. Madrasch-Groschopp, U.: Weltbühne. Hosfeld, R. Tucholsky. Haarmann, H.: Tucholsky, in: M&Z 6/1991, Nr. 2, S. 3-7.

[288] Behmer, M.: Leopold Schwarzschild, S. 111-152. Sösemann, B.: Ende der Weimarer Republik, S. 51-56.

[289] Hierzu zählten Ferdinand Friedrich Zimmermann alias Ferdinand Fried, Giselher Wirsing und andere. Haacke, W.: politische Zeitschrift, Bd. 1, S. 353-356.

Eine eigene Rundschau brachte der Nationalsozialismus nicht zustande, sieht man von den „Nationalsozialistischen Monatsheften“ (1930-1944) ab. Wohl aber wurde 1940 ein Blatt gegründet, dessen Typus in gewisser Hinsicht das Erbe der Rundschauzeitschriften antreten sollte: „Das Reich“ (1940-1945). Schon im ersten Jahrgang erreichte es eine halbe Million Auflage, 1944 über 1,4 Millionen.[290] All diese Zeitschriften fanden und finden das Interesse der Forschung nicht nur um ihrer selbst willen, sondern weil sie den genauesten Einblick in die damaligen politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Diskussionen geben.

Nach 1945 schien sich die Tradition der Rundschauzeitschriften zunächst fortzusetzen. Eine Reihe von Blättern mit beträchtlicher Qualität wurde gegründet, doch die meisten gingen kurz nach der Währungsreform von 1948 ein. Zukunftsträchtiger war der Typus *Nachrichtenmagazin*. Nach dem Vorbild der amerikanischen Nachrichtenmagazine „Time“ (ab 1923) und „Newsweek“ (ab 1933) wurden in Europa verschiedene ähnliche Magazine gegründet. Wie die Rundschauzeitschriften wollten die Nachrichtenmagazine ebenfalls das breite General-Interest-Publikum eines nationalen Marktes erreichen. Glänzten erstere jedoch durch dezidierte Meinungsäußerung, so akzentuieren die Nachrichtenmagazine stärker die nachrichtenorientierten Darstellungsformen. Beispiele sind „Der Spiegel“ (seit 1947), Frankreichs „L' Express“ (seit 1953), Österreichs „profil“ (seit 1971), oder das schweizerische „facts“ (seit 1995). In Großbritannien fehlen Nachrichtenmagazine ganz.[291]

Wo es Nachrichtenmagazine gibt, hat sich auf den nationalen Märkten zumeist ein Monopol oder Duopol etabliert. Die Rundschauzeitschriften des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts hatten den Marktzutritt mehrerer Konkurrenten hingegen nicht verhindern können. So könnte vordergründig geschlossen werden, dass sich Marktzutrittschancen im 20. Jahrhundert generell verschlechtert hätten. Die Gründungswelle auf dem Zeitschriftensektor, die seit Mitte der 1970er zu beobachten ist, spricht jedoch dagegen. Die erfolgreiche Verteidigung der Marktposition durch die Nachrichtenmagazine scheint vielmehr darin zu gründen, dass sie – verglichen mit den Rundschauzeitschriften – ein erheblich größeres Maß an Know How und Infrastruktur voraussetzen, Nachrichtenproduktion teuerer als Meinungsproduktion ist, und Imitationen damit schwerer fallen als bei den literarischeren Vorgängern.

Exemplarisch lässt sich dies am „Spiegel“ erläutern. Die einflussreichste Zeitschrift der Bundesrepublik wurde Ende 1946 als „Die Woche“ gegründet. Nach mehreren inhaltlich begründeten Konflikten mit den Briten wurde „Die Woche“ verboten, am 4.1.1947 erschien der Nachfolger: „Der Spiegel“. Rudolf Augstein (1923-2002) und zwei Mitherhausgeber erhielten von der britischen Besatzungsmacht eine Lizenz. Das wöchentliche Nachrichtenmagazin hatte seinen Sitz zunächst in Hannover, seit 1951 in Hamburg. Unter Augsteins Leitung pro-

[290] Martens, E.: Das Reich.

[291] Sumner, David E.: Magazines: News, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 3, S. 89-94.

filierte sich die Zeitschrift als investigatives Magazin, das etliche Skandale der Bundesrepublik aufdeckte. Neben den amerikanischen Vorbildern berief sich Augstein v.a. auf die „Weltbühne" aus Weimarer Zeit. Augstein bekämpfte zunächst vehement die Westintegration der Bundesrepublik und seit Mitte der 1950er Jahre insbesondere Franz Josef Strauß (1915-1988). Der auch von persönlichen Antipathien geprägte Streit kulminierte in der Besetzung und Durchsuchung des „Spiegel" in der Spiegelaffäre von Oktober/ November 1962. Der Mythos des Magazins gründet vor allem in dieser Auseinandersetzung. Auch die Auflage profitierte: von 500.000 vor auf 750.000 nach der Affäre. Ende der 1980er Jahre verzeichnete der „Spiegel" ca. eine Mio. Auflage und war das einzige deutsche Nachrichtenmagazin. Weitere Affären (Flick, „Neue Heimat", Barschel) bestärkten die damalige Ausnahmestellung, die erst nach der Vereinigung durch die Gründung des „Focus" (1993) endete. Nirgends zeigt sich der Erfolg des „Spiegel"-Konzepts deutlicher als in dem Umstand, dass bis zur Gründung des „Focus" mehr als drei Dutzend Konkurrenzgründungen gescheitert sind. Und noch immer dürfte der „Spiegel" das einflussreichste Magazin der Bundesrepublik sein: Er wird am häufigsten zitiert und ist daher im Sinne des Agenda-Setting-Ansatzes immer wieder themensetzend. 2002 war der „Spiegel" mit ca. 1,1 Mio. Auflage vor „Stern" und „Focus" das größte deutsche Magazin.[292]

Von deutlich geringerem Einfluss ist die wichtigste deutsche Wochenzeitung, „Die Zeit". Sie erschien erstmalig am 21.2.1946 und wurde ebenfalls von den Briten für Gerd Bucerius (1906-1995) sowie drei weitere Lizenzträger lizenziert. Nach der Währungsreform wurde die „Zeit" hochgradig defizitär, Verluste konnten nur durch den Erwerb von Anteilen an der Illustrierten „Stern" ausgeglichen werden. Die Finanznot zwang Bucerius verschiedentlich, Anteile an andere Verlage zu verkaufen (Gruner + Jahr; Bertelsmann). Erst Mitte der 1970er Jahre erwirtschaftete die Wochenzeitung Gewinn. Über die politische Linie kam es zwischen dem CDU-Mitglied Bucerius und seinen Mitgesellschaftern zu gerichtlichen Auseinandersetzungen. 1957 schieden jene dann aus. Seither steht „Die Zeit" für einen innenpolitisch liberalen Kurs. 1962 überwarf sich der Verleger mit der CDU und avancierte nach 1969 zum Parteigänger der sozialliberalen Koalition. 1983 wurde Altkanzler Helmut Schmidt Mitherausgeber. Seit 1971 war sie im Besitz der „Zeit-Stiftung", geschäftlich bestimmend und auch inhaltlich einflussreich blieb jedoch Bucerius, obwohl 1974 ein Redaktionsstatut vereinbart wurde, das die innere Pressefreiheit regelt. 1996 übernahm der Verlag Holtzbrinck die Wochenzeitung.[293]

[292] Brawand, L.: Spiegel-Story.
[293] Janßen, K.-H.: Zeit.

3.1.3 Neue Medien mit kürzeren Erscheinungsintervallen: von den Avisen zur Tagespresse

Avisen, Relationen und Intelligenzblätter

Menschliche Neugier ist vermutlich eine anthropologische Konstante. Zwar sind Menschen unterschiedlich wissbegierig, aber niemand ist nicht zumindest ein wenig neugierig. Die Neugier befriedigten die Menschen – vermutlich seit vorgeschichtlichen Zeiten – durch Klatsch und Tratsch und dadurch, dass sie umherstreiften und die Welt erkundeten. Schon mit brieflichen Mitteilungen hatten die Menschen ihre Neugier mittelbar befriedigen können. Die Pressemedien ermöglichten eine noch weitreichendere Medialisierung. Sobald erkannt worden war, dass prinzipiell jedes thematische Interesse, von jedermann und -frau, zeitnah und in kurzen Abständen auch medial bedient werden konnte, lagen moderne Zeitungen eigentlich „in der Luft". Es ist daher naheliegend, dass in Anschluss an Otto Groth die Presse geradezu über die vier Kriterien der

- Aktualität und Periodizität,
- Publizität und Universalität

definiert wird. Die Aktualität der Informationen ist so groß wie möglich, die Periodizität heute in der Regel der tägliche Erscheinungsabstand. Es wird ein breites Publikum angestrebt, und die Inhalte sind universal, d.h. alles, was beim Publikum Interesse findet oder finden mag, wird in der Zeitung behandelt. Aktualität und Periodizität hängen ebenso eng zusammen wie breite Publizität nur bei thematisch umfassender, universaler Berichterstattung erreicht werden kann. Mit diesen vier Kriterien lässt sich die Tagespresse trennscharf von den Zeitschriften abgrenzen. In der Frühen Neuzeit etablierten sich zwei Typen:

- die Avisen bzw. Relationen
- und die Intelligenzblätter.

Die ersten Blätter, die als direkte Vorformen der Tageszeitungen betrachtet werden können und die den vier Kriterien unter Berücksichtigung der damaligen Möglichkeiten gerecht zu werden versuchten, wurden von ihren Zeitgenossen „Avisen" oder „Relationen" genannt: avisieren bedeutet etwas ankündigen, „relatio" leitet sich von referieren = „wiedergeben" ab. Die illustrierten Flugblätter hatten insbesondere von Sensationen berichtet, „Avisen" oder „Relationen" hingegen brachten unkommentierte, durchaus auch widersprüchliche Nachrichten. Avisen, Relationen, oder Zeitungen = Nachrichten galten in der Frühen Neuzeit als Synonyme.

Die handschriftlich vervielfältigten *Zeitungen* waren die Quelle der „neuen Zeitungen" und der ersten Vorformen der Tages- und Wochenzeitungen. Bei längeren Kampagnen oder kriegerischen Ereignissen schrieben die Korrespondenten in schöner Regelmäßigkeit Nachrichtenbriefe. Johann Carolus (1575-1634) aus Straßburg war der erste, von dem bislang bekannt ist, dass er auf die

Idee kam, die handschriftlichen „Zeitungen“ zu sammeln und durch Druck vervielfältigt in wöchentlichem Abstand zu veröffentlichen. Er gründete schon 1605 seine „Relation“. Der einzige bislang bekannte und vollständig überlieferte Jahrgang stammt aus dem Jahr 1609. Von Beruf war Carolus ursprünglich Kopist, der handschriftliche Korrespondenzen vervielfältigte. Er erwarb eine Druckerei und konnte so das eine mit dem anderen verbinden. Die Verknüpfung beider Geschäfte ermöglichte die Kostendegression in beiden Segmenten: Indem er die Druckerei besser auslastete, konnte er die „Abschreibung“ leichter aufbringen, indem er die „Avisen“ druckte statt abschrieb, sparte er Zeit und konnte mehr Abonnenten bedienen. Jede Woche erschien eine Nummer, der Umfang betrug zwei, manchmal drei Blatt in Quart, der damals gängigen Flugschriftengröße.[294]

Das Konzept war erfolgreich und rief rasch Nachahmer auf den Plan. Schon Jahr 1609 wurde der „Aviso“ in Wolfenbüttel gegründet und mit ziemlicher Sicherheit von Julius Adolph von Söhne, nach 1616 von Elias Holwein (†1658?) gedruckt. Auch in diesem Fall war es also ein Drucker, der das neue Medium herausgab. Die Behauptung, Zeitungen hätten „ihren Ursprung zuförderst aus den Postheusern“, gilt also zumindest für die ersten Zeitungen nicht.[295]

Schon 1610 und 1614 erschienen die nächsten – allerdings nicht verortbaren – Avisen, im folgenden Jahr kam in Frankfurt die sogenannte „Frankfurter Postzeitung“, in Berlin die erste Zeitung 1617, in Hamburg 1618, in Hildesheim, Danzig, Stuttgart und Halberstadt 1619 heraus. Mit Beginn des Dreißigjährigen Krieges vermehrten sich die Zeitungen enorm. In den 1630er Jahren gingen die Titelzahlen dann zurück, um mit dem Kriegsende wieder anzusteigen.[296]

Die frühen Zeitungsstandorte waren wichtige Handelszentren und Verkehrsknotenpunkte, auch Residenzstädte, die im 18. Jahrhundert noch weiter an Bedeutung gewannen, spielten eine Rolle. Universitätsstädte waren hingegen von nachgeordnetem Rang. Norddeutsche Städte wie Hamburg begannen den oberdeutschen Zentren Augsburg und Nürnberg den Rang abzulaufen. Zürich und andere Schweizer Städte spielten für die Entstehung der deutschsprachigen Zeitungspublizistik ebenso wie Kopenhagen oder das Baltikum, wo überall genügend deutschsprachige Leser lebten, eine wichtige Rolle.

Auch im Ausland erschienen erste gedruckte Wochenblätter: die „Nieuwe tidinghen“ in Antwerpen (1618), die „Weekely Nevves from Italy etc.“ 1621 in London wurden noch im selben Jahr verboten. Der „Courant“ erschien 1623 in Amsterdam, 1631 die „Nouvelles ordinaires“ und die „Gazette“ in Paris, 1641 die „Gazeta“ in Lissabon, 1661 die „Gazeta Nueva“ in Madrid. Dabei sind bemer-

[294] Hierzu jetzt insb. Welke, M.: Carolus, in: Welke, M./ Wilke, J. (Hg.): 400 Jahre Zeitungen, S. 9-116. Vgl. Weber, J.: Unterthenige Supplication, in: AGB, 38/1992, S. 257-265. Die „Relation“ wurde inzwischen von der UB Heidelberg als PDF ins Internet gestellt: http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/zeitung.html (August 2012).

[295] Stieler, K./ Hagelweide, G. (Hg.): Zeitungs Lust und Nutz, S. 17.

[296] Grundlegend: Bogel, E./ Blühm, E. (Hg.): deutsche Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Zu ergänzen durch: Weber, J.: Neue Funde, in: AGB 38/1992, S. 321-358.

kenswerte Unterschiede zum Boom der Zeitungen in Deutschland festzustellen: Die zentralisierten europäischen Staaten waren nicht nur erheblich durchsetzungsstärker, sondern zunächst auch gegenüber der Presse intoleranter. Darum erschienen in Amsterdam schon in den 1620er Jahren einige Blätter in englischer oder französischer Sprache, die nach England bzw. Frankreich geschmuggelt wurden.

Die absolutistischen Monarchien verteidigten das staatliche Pressemonopol. Die Pariser „Nouvelles" gingen noch im Gründungsjahr in der „Gazette" auf. In ausgewählten Provinzstädten wurde die „Gazette" seit 1633 nachgedruckt. Frankreichs Erster Minister Kardinal Richelieu (1585-1642) hatte mit der Zeitungsgründung ein Sprachrohr zur Verkündigung der französischen Positionen im Dreißigjährigen Krieg schaffen wollen. Sein Günstling Théophraste Renaudot (1584/86?-1653), der die „Gazette" begründete, wurde hoch subventioniert.

Die „Gazette" druckte erheblich brisantere Informationen, als dies ihre Staatsnähe vermuten ließe. Beispielsweise erschien Ende November 1647 ein detaillierter und genauer Bericht über die „Putney Debates" vom Oktober 1647. Diese sozialrevolutionären Diskussionen in der englischen Armee Oliver Cromwells (1599-1658) bargen für die herkömmliche monarchische Ordnung Dynamit. Offensichtlich fürchtete die französische Zensuraufsicht jedoch nicht die Möglichkeit, dass die Leserschaft aus den Vorgängen im Ausland Rückschlüsse auf den eigenen Staat ziehen könnte. Auch dürfte sie darauf gezählt haben, dass die „Gazette" vor allem in der Oberschicht gelesen wurde und daher die revolutionäre Botschaft empfänglichere Schichten nicht erreichen konnte. Die Reaktion erfolgte allerdings im nächsten Frühjahr, als ein Adelsaufstand, die „Fronde", die Monarchie erschütterte. In der Fronde äußerten später vereinzelte, radikale Flugschriften ähnliches Gedankengut.[297]

Der absolutistische französische Staat duldete noch Mitte des 18. Jahrhunderts nur eine einzige politische Zeitung. Das Blatt wurde 1762 in „Gazette de France" umbenannt. In den Provinzzeitungen wurde sie nachgedruckt – im letzten Jahrzehnt vor der Revolution ging die Auflage des immer uninteressanteren Verlautbarungsjournals um fast 50% auf knapp 7.000 zurück. In der Revolution wurde das Monopolsystem zwar abgeschafft, 1811 erklärte Napoleon den Pariser „Moniteur universelle" (gegr. 1789) zur Zentralzeitung, die jedoch erneut in der Provinz nachgedruckt wurde und neben der nur noch drei weitere Zeitungen erscheinen durften.[298] 1665, nach ihrer Restauration, ahmten die Stuartkönige das französische Beispiel 1665 nach, sogar das Blatt hieß ebenfalls Gazette, aller-

[297] Haffemayer, S.: La Gazette de Renaudot, S. 17-22, der Bericht über die Putney Debates Ebd. : S. 811f.

[298] Bellanger, C./ Godechot, J./ Guiral, P. et al. (Hg.): Histoire générale de la presse française, Bd. 1, S. 80-94, 188-199, 323-402, 554-558.

dings „London Gazette“. Der Untertitel machte unmissverständlich klar: „Published by Authority“.[299]

Hatten bislang praktisch alle Presse-Innovationen ihren Anfang im deutschen Sprachraum genommen – Kalender, Flugblätter und -schriften, Messrelationen und Monatsschriften, Avisen (Wochenzeitungen) und Tageszeitungen – so stammt die nächste bedeutende Innovation, die „Intelligenzblätter“, aus Frankreich. Intelligenzblätter waren Anzeigenblätter. Der Name leitet sich von „Intelligenz“ = Einsichtsichtnahme her. In Paris hatte Théophraste Renaudot 1628 ein Stellen- und Informationsbüro gegründet und im Folgejahr das Privileg erhalten, die Anzeigen auch zu drucken. Zwei Jahre nach seiner ersten Zeitungsgründung rief er 1633 die „Feuilles du bureau d'adresse“, einen Stellenanzeiger, ins Leben.[300]

In Frankfurt a.M. erschienen 1722 die „Wochentliche Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“, das erste deutsche Intelligenzblatt. Zur Jahrhundertmitte gab es schon in 44 deutschen Städten Intelligenzblätter, insgesamt dürfte es im 18. Jahrhundert über 200 gegeben haben. Ende des 18. Jahrhunderts bestanden in Deutschland über 160 Intelligenzblätter gleichzeitig. Im 19. Jahrhundert verloren sie dann aus verschiedenen, zum Teil gegenläufigen Gründen an Bedeutung: Napoleon beschränkte 1810/11 in dem von ihm beherrschten Europa die inhaltliche Vielfalt der Intelligenzpresse. Die gegnerischen Staaten hingegen lockerten ihre Bestimmungen. Im ersten Fall wurden die schon inhaltlich weiterentwickelten Intelligenzblätter wieder degradiert, im zweiten erhielten sie die Chance zur inhaltlichen Entfaltung. So verschwamm die Intelligenzpresse allmählich zu einer diffusen Gattung. Von den Kreisblättern über die Generalanzeiger des späten 19. Jahrhunderts bis zu den Anzeigenblättern der Gegenwart haben verschiedene Pressetypen Charakteristika der Intelligenzpresse bewahrt, aber keiner hat sie direkt bis in die Gegenwart fortgeführt. Unter dem Aspekt des staatlichen Einflusses lassen sich zwei Grundtypen von Intelligenzblättern unterscheiden:

- der staatliche
- und der freie Typ.[301]

Im ersten Fall reglementierte der Staat die Inhalte, garantierte die Abonnenten und war wesentlich am Gewinn beteiligt. Beispielhaft war dieser Typ in Preußen ausgeprägt. Das staatliche Intelligenzblattwesen war Ausdruck der im Absolutismus allwaltenden Tendenz, Aufgaben im Dienste der fürsorglichen Polizei für die Untertanen von Staats wegen zu monopolisieren. Der absolutistische Staat „verstaatlichte“ einen Teil der Presse, wie er zum Zweck der Macht-

[299] Craven, L.: early newspaper press, in: Griffith, D. (Hg.): Encyclopedia of the British press, S. 1-12. Siebert, F.S.: Freedom of the press, S. 323-328, 335-345. Black, J.: English press 1621-1861, S. 1-25.

[300] Hatin, E.: Histoire de la Presse en France, Bd. 1, S. 63-97.

[301] Petrat, G.: Intelligenzblatt, in: Leonhard, J.-F./ Ludwig, H.-W./ Schwarze, D. et al. (Hg.): Medienwissenschaft, S. 923-931.

steigerung seine Bürokratie ausbaute und mit stehenden Heeren die Kriegsführung monopolisierte.

Der zweite Typus war erheblich weiter verbreitet und weniger scharf reglementiert. Garantierte Abnehmer gab es sowenig wie Gewinnabführungen jenseits der üblichen Besteuerung. Viele dieser Blätter entwickelten sich zu regulären Zeitungen. Diese Intelligenzblätter betonten den Nutzen für den Leser und waren damit Vorreiter des strukturierten inhaltlichen Angebots. Um den Lesern mehr Orientierung zu bieten, gliederte beispielsweise der „Augsburgische Intelligenz-Zettel" seine Informationen nach Anzeigen und „Allerhand vermischten Nachrichten". Der Anzeigenteil wiederum war nach Angebot und Nachfrage unterteilt. Um die Leserschaft zu orientieren, gingen viele Intelligenzblätter dazu über, mit Registern die abgelaufenen Jahrgänge zu ordnen und zu erschließen.

Erhaltene Konzessionsanträge und vor allem Probe- und Einführungsnummern geben detailliert Auskunft über die Programmatik. Lokalberichterstattung machte sie zur ersten Vorform lokaler Zeitungen. Viele Herausgeber zeichnete ein „volksaufklärerisches Engagement" aus, besonders im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Obwohl lange abschätzig beurteilt, förderten die Intelligenzblätter damit auch die intellektuelle Einsicht. Vor allem aber erörterten sie nützliche wirtschaftliche Fragen. Sie diskutierten Probleme der Landbevölkerung, gaben Ratschläge für Ackerbau und Viehzucht und hofften darauf, dass ihre Leser – nicht unbedingt Bauern, sondern eher Landpfarrer und Lehrer – die Informationen weitervermittelten. So waren die Intelligenzblätter die Medien, mit denen noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der „gemeine Mann" am ehesten zu erreichen war.[302]

Parteipresse als Durchgangsstadium

Die Bedeutung der Parteipresse ist untrennbar mit dem jeweils herrschenden politischen System verbunden. Grundsätzlich kann für alle staatlich organisierten modernen Gesellschaften festgehalten werden, dass Parteipresse nirgends als frühester Typ auftauchte und in den meisten Staaten zudem nur Durchgangsstadium war. Pointiert könnte man formulieren:

- Zeitungen beschränkten sich anfangs darauf, der Leserschaft Informationen zum Selbstdenken zu liefern.
- In einer Zwischenphase konzentrierten sie sich auf ideologische Orientierung.
- In der Gegenwart stehen wieder Angebote für den autonomen Leser im Mittelpunkt.

Dabei wandelten sich die Wertschätzungen für die Meinungspresse wiederholt. Galt im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert die weitgehend meinungslo-

[302] Böning, H.: Intelligenzblatt als Medium praktischer Aufklärung, in: IASL 12/1987, S. 107-133. Böning, H./ Moepps, E.: Deutsche Presse, Bd. 2, Sp. 528-535.

se Informationspresse als rückständig, so gewann sie in den meisten Ländern im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert wieder an Ansehen. Das war von Land zu Land selbstredend verschieden. Aus pragmatischen Gründen konzentriert sich der folgende Abschnitt v.a. auf Zeitungen, obwohl auch Zeitschriften für die Genese und Geschichte der Parteipresse von großer Bedeutung waren.

Die große Zeit der Parteipresse setzte in verschiedenen Staaten zu verschiedenen Zeiten ein und dauerte unterschiedlich lange. Die früheste Parteipresse entstand in Großbritannien schon im späten 17. Jahrhundert, in den nordamerikanischen Kolonien (dann in den USA) im 18. Jahrhundert. In Frankreich setzte Parteipresse mit der großen Französischen Revolution 1789 ein, Napoleon unterdrückte sie nach 1797. In der Schweiz begann ihre große Zeit nach 1848. In Deutschland und Österreich-Ungarn nahm die Parteipresse mehrere Anläufe, konnte sich jedoch erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts etablieren. Die große Zeit der Parteipresse ging in Großbritannien und den USA schon im 19. Jahrhundert zu Ende. In Deutschland war sie 1933 (bzw. 1945 oder 1989), in Österreich 1938 abgelaufen, in Frankreich mit dem Zweiten Weltkrieg, in der Schweiz erst nach 1960.

Dabei spiegelt die Parteipresse ziemlich genau die jeweiligen politischen Verhältnisse. Es würde zu weit führen, das politische System auch nur der wichtigsten Staaten detaillierter vorzustellen. In Großbritannien standen sich z.B. im 18. und 19. Jahrhundert Whigs (Liberale) und Torys (Konservative) gegenüber. Der ersten Tory-Zeitung, dem „Account", folgte als erstes Whig-Blatt die „Flying Post" (beide 1694). Wichtige Parteiblätter des frühen 18. Jahrhunderts waren der „Examiner" und das Pendant „Whig Examiner" (beide 1710). Die Londoner „Times" (seit 1785, zunächst unter anderem Titel), ursprünglich liberal orientiert und noch in den Debatten 1830-32 entschieden für die Reform des britischen Parlaments, wurde im 19. Jahrhundert zu einer konservativen Parteinehmerin. Als wichtigste liberale Blätter galten im späten 19. Jahrhundert der heute eher konservative „Daily Telegraph" (seit 1855) und die – zunächst konservative – „Pall Mall Gazette" (1865-1923). Als das moderne Parteisystem mit Labour und Konservativen im 20. Jahrhundert aufkam, war die große Zeit der britischen Parteipresse vorüber. Gleichwohl bezogen und beziehen die großen Zeitungen zumindest in Wahlkampfzeiten Position – noch 1992 brüstete sich die „Sun" für Premier John Major die Wahl gewonnen zu haben – die „Sun" war 1964 aus dem labour-nahen Gewerkschaftsblatt „Daily Herald" (1912-1964) hervorgegangen und gehört seit 1969 Rupert Murdoch.[303]

Im Frankreich der großen Französischen Revolution bildete sich mit der radikalen „Bergpartei" auch deren Presse, eloquentester Propagandist der „Montagnards" war Jean-Paul Marat (1743-1793), der die radikale Zeitung „Ami du Peuple" (ab 1789) herausgab. Der „Bergpartei" standen die gemäßigt-

[303] Siebert, F.S.: Freedom of the press, S. 300f. Griffith, D. (Hg.): Encyclopedia of the British press, S. 1-64, 187f., 453, 543f., 562f.

konservativen „Girondisten“ mit u.a. „Le Patriote français“ (ab 1789) gegenüber. Auch die volkstümlichen „Père Duchesne“-Zeitungen spielten vorübergehend eine wichtige Rolle. Allerdings hat Jules Michelet (1798-1874), der große Historiker der Französischen Revolution, betont, dass der größte Einfluss auf die Massen nicht über die Presse direkt, sondern indirekt über ihre Rezeption und Erläuterung in den Clubs ausgeübt worden sei – kommunikationswissenschaftlich gesprochen über Meinungsführer bzw. als Anschlusskommunikation.[304] In den USA existierten zunächst die aristokratischen „Federalists“ unter John Adams (1735-1826), Alexander Hamilton (1755-1804) u.a. und die „demokratischen Republikaner“ George Washingtons (1732-1799) und Thomas Jeffersons (1743-1826). Beispielsweise konstituierten die „Federalist Papers“ die Partei der „Federalists“. Die Papiere waren als Artikelserie von Hamilton und Madison 1787/88 in der Zeitung „Independent Journal“ erschienen. Als sich zwischen Jahrhundertmitte und Bürgerkrieg das moderne System von Republikanern und Demokraten ausbildete, neigte sich die hohe Zeit der Parteipresse in den USA bereits dem Ende zu.

Analog könnte jedes parteipolitische System durchdekliniert werden, immer wäre die entsprechende Parteipresse zu entdecken. Ein Sonderfall sind Parteidiktaturen, deren erste in der Sowjetunion 1917 errichtet wurde. Die Presse der Einparteiendiktaturen kann als Parteipresse bezeichnet werden, angemessener erscheint jedoch, sie als Sonderform zu betrachten und eher unter „Staatspresse“ abzuhandeln.[305]

Ohne Berücksichtigung der Staatspresse kann funktionell zwischen drei Formen unterschieden werden:

- Zeitungen, die Partei nehmen,
- Zeitungen, die Partei bilden und
- Zeitungen, die Partei sind.

Zeitungen, die Partei nehmen, waren die Regel, seit politische Meinungsäußerung von den Obrigkeiten toleriert wurde. Die ursprüngliche Devise der Nachrichtenblätter zielte auf neutrale Berichterstattung. Doch schon Reformation und Dreißigjähriger Krieg zwangen die „Zeitunger“, Partei zu ergreifen. Später wiederholte sich dies in den großen kriegerischen Ereignissen wie dem Siebenjährigen Krieg mit pro-preußischen, pro-österreichischen und pro-französischen Blättern. Zur Regel, wenngleich nicht ununterbrochen geduldet,

---

304 Vogel, Ch.: „Père Duchesne“, in: JbKG 3/2001, S. 90-117. Bellanger, C./ Godechot, J./ Guiral, P. et al. (Hg.): Histoire générale de la presse française, Bd. 1, S. 443-461. Michelet, J.: Französische Revolution, Bd. II, S. 34 (6. Buch, 2. Kapitel).

305 Die Literatur insbesondere zur politischen Parteipresse ist umfangreich. Bauer, W.: Öffentliche Meinung. Koszyk, K.: Geschichte der Deutschen Presse, Bde. 2-4. Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America. Bellanger, C./ Godechot, J./ Guiral, P. et al. (Hg.): Histoire générale de la presse française. Kurze Pressebiografien in: Paupié, K.: österreichische Pressegeschichte. Sloan, W. D./ Williams, J.H.: early American press.

wurde Parteinahme seit der Französischen Revolution. Hier liegt die Wurzel der modernen Parteipresse.

Zeitungen, die Partei nehmen, konnten dies dauerhaft tun oder sich auf Wahlkampfzeiten beschränken. Diese Parteinahme wird in vielen Ländern immer noch gepflegt. Der Typus der parteinehmenden Presse findet sich insbesondere bei den „liberalen" bis „demokratischen" Organen wie z.B. der „Frankfurter Zeitung" (1856-1943) oder dem „Berliner Tageblatt" (1872-1939). Aber auch unter Blättern anderer politischer Couleur findet sich Parteinahme, z.B. nahm der „Berliner Lokal-Anzeiger" (1883-1944) seit den 1880ern immer häufiger Partei für die Regierung.

Zeitungen, die Partei bilden, so könnte ein weiterer wichtiger Teil der Parteipresse betitelt werden: Gerade solche Blätter, die in der Frühphase der Parteipresse gegründet wurden, zeichneten sich vornehmlich insbesondere dadurch aus, dass sie als Kristallisationskern einer in Gründung befindlichen politischen Bewegung wirkten. Als solche können die frühesten Zeitungen der Torys und Whigs und das US-amerikanische „Independent Journal" angesehen werden. Ein bekanntes deutsches Exempel ist die „Neue Preußische Zeitung" (1848-1939), auch „Kreuzzeitung" genannt. Sie bildete die Keimzelle der Preußisch-Konservativen. Auch der „Social-Demokrat" (1865-1871) des „Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins" und „Germania" (1871-1938) besaßen für Sozialdemokratie bzw. das katholische „Zentrum" parteibildenden Charakter. Ähnliches kann für das Verhältnis von „tageszeitung" (seit 1979) und den bundesdeutschen „Grünen" behauptet werden.[306]

Als Zeitungen, die Partei sind, kann der dritte Typus bezeichnet werden. Sie waren im engsten Sinn Parteipresse, da sie sich am stärksten an eine parteipolitische Organisation anlehnten. Sie appellierten regelmäßig an die Abonnenten, die gemeinsame Sache zu unterstützen. Erste Zeitung dieser Art war die „Deutsche Zeitung" (1847-1850) in den letzten beiden Jahren. Beispiele reinster Form bieten die Zeitungen der Sozialdemokratie, der Kommunisten und der Nationalsozialisten. Denn das wichtigste Kriterium, die Besitzverhältnisse, stellten die Mehrzahl dieser Blätter in enge Verbindungen zur jeweiligen Partei. Allerdings waren sowohl unter sozialdemokratischen, als auch kommunistischen und – vor 1933 – auch unter nationalsozialistischen Blättern Zeitungen zu finden, die nominell in Privatbesitz (von Strohmännern) waren. Unter den „NS-Zeitungen" fanden sich vor 1933 zudem etliche, die Partei nahmen. Nach 1945 wurde die Tradition der Parteizeitungen in der DDR fortgesetzt, kaum jedoch in der Bundesrepublik.

In Deutschland organisierten die „Liberalen" und „Konservativen" die frühesten Parteiungen. Als weitere Parteirichtungen bildeten sich die sozialdemokratisch-

[306] Koszyk, K.: Deutsche Presse II, S. 127-209. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 227-230.

sozialistische und die katholische Parteirichtung heraus. Von den Sozialisten spaltete sich 1919 die Kommunistische Partei, von der Rechten die Rechtsextremen. Ein enger Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Presse sowie der Partei- und Vereinsgeschichte ist offensichtlich: Solange Parteien nicht existierten, konnte es Parteipresse im engen Wortsinn (die Partei war) nicht geben. Entscheidendes Kriterium für die Herausbildung von Parteien ist der Grad ihrer organisatorischen Verfestigung. Erst in der Revolution von 1848 bildeten sich erste organisatorische Ansätze. So nahm die Parteipresse vier vergebliche Anläufe: 1815/19, nach 1830, nach 1840 und in der Revolution von 1848/49. Zuvor kann nur von „Parteiungen" gesprochen werden. Erst im Zuge der Reichsgründung kam es seit den 1860er Jahren in Deutschland zu einer Verfestigung der parteipolitischen Presse.

Der erste Anlauf wurde nach der napoleonischen Ära genommen und scheiterte mit dem restriktiven Bundespressegesetz von 1819. Nach der Europäischen Revolution von 1830 wagten die oppositionellen Publizisten den nächsten Versuch. Der wichtigste ging 1832 vom „Preß- und Vaterlandsverein" im Rhein-Main-Gebiet aus. Ende Mai 1832 organisierte der Verein das Hambacher Fest, zu dem 30.000 Menschen in der Pfalz zusammenströmten und soziale und politische Veränderungen forderten. Kurz darauf verbot der Deutsche Bund alle Versammlungen und politischen Vereinigungen.[307]

Eine dritte Phase neuerlicher Lockerungen begann Anfang der 1840er Jahre. Verschiedene Ursachen wirkten zusammen: der Thronwechsel in Preußen, regionale Besonderheiten sowie die allgemeine Einsicht, dass das System der obrigkeitsstaatlichen Repressionen gescheitert war.[308] Doch scheiterte die Gründung freier politischer Blätter erneut.

Die Presseunterdrückung des Vormärz steigerte die politische Unzufriedenheit und war daher ein wichtiger Faktor, der zur Revolution von 1848/49 führte. Die Revolution hatte zwei Auswirkungen. Bestehende Zeitungen wie die sogenannte „Vossische Zeitung", bislang politisch farblos, politisierten sich und konnten ihre Auflagen beträchtlich steigern. Daneben wurden viele Parteizeitungen gegründet, die meisten waren jedoch kurzlebig: Mit der gescheiterten Revolution verschwanden sie wieder von der Bildfläche. Erst in der liberalen „neuen Ära" (1859/60) und nach dem Verfassungskonflikt von 1863-1866 gestalteten sich die Zustände in Preußen wieder freier. Die parteipolitische Tagespresse löste allmählich die Zeitschriften in der Meinungsführung ab – ein angesichts der Vermassung der Öffentlichkeit folgerichtiger Prozess.

Gegen Mitte der 1880er Jahre näherte sich das Rekrutierungspotential der Parteipresse seiner Sättigungsgrenze, zumindest wuchsen Titel- und Auflagenzahlen langsamer. Symptomatisch für die Grenzen, an welche die Parteipresse stieß, war die Gründung der Berliner „Täglichen Rundschau" 1881, die sich seit

[307] Groth, O.: Zeitung, Bd. 2, S. 376f. Koszyk, K.: Deutsche Presse II, S. 66-77.
[308] Hoefer, F.T.: Pressepolitik Metternichs, S. 94-102.

1884 im Untertitel „Zeitung für unpolitische Politik“ nannte: Parteibindung begann an Attraktivität einzubüßen.[309] Nur die Aufhebung des Sozialistengesetzes brachte nochmals einen Schub. So waren die Parteizeitungen Durchgangsstadium. Um 1900 steckten sie in einer tiefen Krise, da neue Presseformen massenattraktiver waren. Das Auf und Ab der Parteipresse lässt die nachfolgende Tabelle erkennen, obwohl die Kategorien in ihr wechseln. So nahm die Zahl der parteilosen Zeitungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts zu, besonders stark in der zweiten Jahrhunderthälfte. Die konservative Presse hingegen schrumpfte. Einen Tiefpunkt hatte die Presse der rechten Parteien zu Beginn der Weimarer Republik erreicht, als sie nur auf 16% der Titel kam. Bis zum Ende der Republik gewann die Rechtspresse allerdings wieder über 10% hinzu. Der Rechtsruck ging zulasten der parteilosen Presse und der Mitte. Noch 1923 hatte jede fünfte Zeitung Zentrum oder DDP unterstützt, am Ende der Republik bekannten sich nur noch 13% zur Mitte. Sowohl die Trends nach rechts, als auch die Entwicklungen zu Ungunsten der parteilosen Presse setzten sich nach 1933 fort: Vereinigten zu Beginn der NS-Herrschaft die Zeitungen des nationalsozialistischen „Franz Eher Nachf. GmbH“ 4% der Auflage, so hielten sie 1934 schon ein Viertel zu drei Viertel der Nicht-NS-Presse, 1937 hatte sich das Verhältnis umgekehrt und am Ende der NS-Zeit gehörten 80-82,5% der Partei.[310]

Tabelle 3-1: Deutsche Parteizeitungen (1854-1932)[311]

	1854	*1898*	*1913*	*1923*	*1932*
Parteilos/ unbekannt	4,8	45	50	58,4	52
Oppositionell	24				
SPD/ links		2	2	4,7	8
Zentrum/ Ultramontan	2,3	10	12	12,7	
Evangelisch	8				
Liberale		19	14	7,9	
Mitte					13
Regierungs-freundlich	60,3				
Konservativ/ rechts		24	23	16,3	27

Wie bei den Parteien spielten *die liberalen und* – später – *demokratischen Zeitungen* die Vorreiterrolle, daher gab es unter ihnen auch Blätter, die Partei bildeten; nur wenige dürften den Parteiblättern im engsten Sinne zuzurechnen sein,

309 Vgl. Tägliche Rundschau 1.1.1881, Nr. 1., S. 1.
310 Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 251-255.
311 Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 235.

die Mehrzahl hingegen der Kategorie „Parteinehmer". Ganz im Sinne des Mottos der Ullsteinschen „Berliner Morgenpost": „Parteinehmer – nicht Parteigänger".[312] Die „liberale" Presse war sehr heterogen und entstand in verschiedenen Gründungswellen. Einige Titel hatten ihre Wurzeln in Avisen und Relationen des 17. und 18. Jahrhunderts und waren damit älter als die liberale Parteirichtung selbst, andere entstanden 1848, wieder andere kurz darauf bzw. nach der Reichsgründung. Zumindest von den großen waren nur die wenigsten als Parteiblätter gegründet worden, die Mehrzahl nahm sich mehr oder weniger früh, mehr oder weniger intensiv und mal dieser, mal jener Spielart des Liberalismus an.[313]

Die meisten waren und blieben Parteirichtungszeitungen, dementsprechend nicht dem Programm einer Gruppierung verpflichtet, sondern nur deren Nähe. Und die konnte sich ändern. Die „Kölnische Zeitung" (1802-1945) war zunächst liberal, nach 1870 nationalliberal, in der Weimarer Republik besann sie sich auf ihre ursprüngliche Liberalität. Die „Frankfurter Zeitung" sympathisierte hingegen dauerhaft mit dem linksliberal-demokratischen Lager. Die liberalen und demokratischen Zeitungen waren Blätter der großen Städte, wobei die Nähe der liberalen Presse zu den liberalen Parteien akzidentieller Natur war. Bekannten sich 1867 ca. 200 Zeitungen zum bürgerlich-liberalen Lager, waren es 1917 knapp 500 und Ende der Weimarer Republik 265.

Bei den *konservativen Zeitungen*[314] dominierte zunächst eine staatsorientiert-offiziöse Richtung, wie sie beispielsweise der „Österreichische Beobachter" (1810-1848) oder die „Allgemeine Preußische Staatszeitung" (1819-1945) vertraten. Die Spannweite reichte von offiziellen bis zu „freiwillig-gouvernementalen" Blättern. Die eigentliche Parteipresse entwickelten die Konservativen erst als Antwort auf die Liberalen nach 1848. Der Gegner sollte mit den eigenen Waffen geschlagen werden. In den 1880er Jahren gab es mehr als 600, um 1930 400-500 konservative Zeitungen.

Die Masse der konservativen Blätter war sehr klein. Das Rückgrat der preußisch-konservativen Presse bildeten die Kreisblätter. Sie verzeichneten in den 1870er Jahren noch überwiegend eine Auflage von unter 2.000 und später selten über 5.000. In der „Provinzial-Correspondenz" (1863-1884) zählte mit bis zu 150.000 Auflage aber auch die größte Wochenzeitung ihrer Zeit zur konservativen Presse. Bekannter sind die zentralen Blätter wie die schon erwähnte „Kreuzzeitung", die Auflage war kaum größer als 10.000. Während die konservativen Zeitungen klein und ökonomisch zumeist relativ schwach blieben, waren die Blätter konservativer Massenorganisationen gesünder – z.B. die „Deutsche Ta-

312 Zit.n.: Koszyk, K.: Deutsche Presse II, S. 251.

313 Groth, O.: Zeitung, Bd. 2, S. 454-460; Koszyk, K.: Deutsche Presse II, S. 92-97, 139-159; Bd. III, S. 250-290. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 230-232.

314 Koszyk, K.: Deutsche Presse II, S. 130-139; Bd. III, S. 240-250. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 238-242.

geszeitung“ des Bundes der Landwirte. Die größte Gruppe der konservativen (bis rechtsradikalen) Zeitungen während der Weimarer Republik versammelte der Medienkonzern Alfred Hugenbergs (1865-1951) unter einem Dach (vgl. S. 163).

Das *katholische Zentrum* bildete die dritte Parteirichtung.[315] Erste Anfänge datieren zurück in die Zeit des Vormärz. Mit der Revolution von 1848/49 kam es zu einer neuerlichen katholischen Parteibildung, auch diese blieb Episode. Dauerhaft erfolgreich wurde die katholische Partei erst in der Reichsgründungszeit. Das 1870 entstandene Zentrum war im Unterschied zu den bisherigen Parteien eine Volkspartei, d.h. sie organisierte nicht eingegrenzte politische, ökonomische oder soziale Interessen. Nach 1945 ging das Zentrum in der CDU auf. Die Partei hatte nach 1870 großen politischen Erfolg, weil Reichskanzler Otto von Bismarck (1815-1898) einen innenpolitischen Kampf gegen den Katholizismus anzettelte, den „Kulturkampf“. Die Zentrumspresse profitierte enorm von den Verfolgungen und verdoppelte zwischen 1871 und 1881 die Zahl der Blätter und der Abonnenten. Die wichtigsten Zeitungen, „Germania“ und „Kölnische Volkszeitung“, führten die scharfe Opposition gegen Bismarck an. Die meisten Zeitungen waren in Privatbesitz und zumeist sehr klein, Auflagen zwischen 500 und 2.000 Stück noch in der Weimarer Zeit häufig.

Die Zentrumspresse befand sich in Privatbesitz, erst 1920 proklamierte das Zentrum sein Recht, sich den „Charakter eines Parteiorgans“ zu- oder aberkennen zu dürfen. Aber nur wenige Blätter gerieten im Lauf der Zeiten in direkte Abhängigkeit zum Zentrum, so die renommierte „Kölnische Volkszeitung“. Die inhaltlichen Schwerpunkte der Zentrumszeitungen waren solange relativ einfach zu beschreiben, wie die scharfen innenpolitischen Auseinandersetzungen die inneren Spannungen im politischen Katholizismus überdeckten. Als der Kulturkampf endete (1887/1890), wurde die Integrationskraft der katholischen Volkspartei und ihrer Presse schwächer.

Die *sozialdemokratische Presse* wies mancherlei Ähnlichkeit mit der katholischen auf.[316] Die sozialistische Presse war ökonomisch ähnlich schwach wie die katholische. Auch die SPD hatte ihren Gründungsmythos: das Sozialistengesetz von 1878-1890. Das Sozialistengesetz vernichtete die ältere sozialdemokratische Presse. Nach 1878 konnten nur Blätter fortbestehen, die sich nicht offen zur Sozialdemokratie bekannten. Die Exilzeitung „Sozialdemokrat“ wurde aus Zürich mit der „Roten Feldpost“ ins Reich geschmuggelt. 1890 begann der Wiederaufstieg der SPD-Presse; den Höhepunkt ihrer Bedeutung erreichte sie unmittel-

[315] Groth, O.: Zeitung, Bd. 2, S. 430-453. Koszyk, K.: Deutsche Presse II, S. 162-183; Bd. III, S. 290-302. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 242-245.

[316] Groth, O.: Zeitung, Bd. 2, S. 400-430. Koszyk, K./ Eisfeld, G.: Presse der Sozialdemokratie. Koszyk, K.: Deutsche Presse II, S.99-102, 184-209; Bd. III, S. 303-321. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 245-247.

bar vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Während des Ersten Weltkriegs zerbrach die SPD über der Frage der Kriegskredite. Es kam zur Abspaltung der Unabhängigen von der Mehrheits-SPD (USPD und MSPD). Bis 1922 konkurrierten daher USPD- mit MSPD-Blättern, die „Leipziger Volkszeitung" war das Sprachrohr der einen, der „Vorwärts" das der anderen Richtung. Nach 1918 trennten sich die Kommunisten, zu denen 1922 ein Teil der USPD stieß, während andere USPD-Mitglieder zur MSPD zurückfanden. 1924 gehörten 170 Zeitungen zur SPD, 1932 waren nur noch 135 übrig.

Wie die Zentrumspresse stand auch die SPD-Presse auf ökonomisch schwachen Füßen. Hinzu kam, dass sich SPD-Presse dem „kapitalistischen" Pressebetrieb kategorisch verweigerte. Anzeigen von „Kapitalisten" galten als anrüchig, diese schalteten aber auch keine. Den modernen und unterhaltungsorientierten Stil der Massenblätter konnten oder wollten die sozialdemokratischen Blätter nicht imitieren. Da die Partei jedoch mitgliederstark war, konnte sie sich die Subvention der eigenen Presse leisten. In der Weimarer Zeit wurde die ökonomische Situation der sozialdemokratischen Parteipresse durch die Gründung der Konzentrations-AG von 1925 erheblich verbessert. In der Weltwirtschaftskrise geriet die Konzentrations-AG allerdings in die Krise. Die Abonnentenzahlen gingen zurück, Abopreise wurden reduziert und Inserateneinnahmen brachen ebenfalls ein.

Als Abspaltung der sozialdemokratischen entstand die *kommunistische Presse*.[317] Vorläufer der Kommunistischen Partei waren Linkssozialisten, die sich im Ersten Weltkrieg als „Spartakisten" bezeichneten und seit 1915/16 „Politische Briefe", herausgegeben von „Spartacus", bald darauf „Spartakusbriefe" genannt, publizierten. Die kommunistische Presse verdankte ihre Entstehung der revolutionären Umbruchsituation des Ersten Weltkriegs in Deutschland und Russland. Der starke Zentralismus und die Orientierung auf die kommunistische Internationale prägten die KPD-Presse. Seit Mitte der 1920er Jahre beeinflussten die sowjetischen Vorgängen die KPD zunehmend. Zentralorgan war die „Rote Fahne" (1918-1933). In der Weimarer Republik gehörten zur KPD-Presse zwischen 30 und 60 Zeitungen. Die Besitzverhältnisse der KPD-Presse waren verwickelt und ständig im Fluss. 1920 befanden sich die Zeitungen noch in der Hand der Bezirksorganisationen. Im gleichen Jahr wurde die „Stern-Druckerei-GmbH" gegründet, die sich zur Dachgesellschaft der KPD-Druckereien entwickelte. Nach verschiedenen Umorganisationen, welche die Rentabilität der Betriebe nicht nennenswert verbesserten, wurden die Stern-Unternehmen allmählich liquidiert und 1928 zunächst unter dem Dach der „Zentrale für Zeitungsverlage GmbH", 1931 dann unter dem der „Verlagszentrale AG", zusammengefasst.

[317] Groth, O.: Zeitung, Bd. 2, S. 425f. Koszyk, K.: Deutsche Presse III, S. 321-336. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 248-251.

Wesentlich ertragreicher waren die Blätter des Münzenberg-Konzerns. Seit 1921 wurde als Unternehmen der „Internationalen Arbeiterhilfe“ die „Kosmos-Verlag GmbH“ aufgebaut. Diese Blätter wurden von der KPD nicht kontrolliert, ihre Redakteure und Verlagsmitarbeiter bedurften nicht der Parteibestätigung. Willi Münzenberg (1889-1940), der „rote Hugenberg“, war der Parteiführung suspekt. Nach dem „Reichstagsbrand“ ging er Ende Februar 1933 ins Exil und versuchte, von Frankreich aus eine wirkungsvolle Exilpresse aufzubauen. Zum „Münzenberg-Konzern“ gehörten Blätter wie die „Welt am Abend“ (1922-1933).

Die Republik bekämpfte die KPD-Presse mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. Doch erst der Machtantritt der Nationalsozialisten, mit denen die KPD-Presse die radikale Propaganda und gelegentliche Agitationsbündnisse gegen die Demokratie verband, zwang die KPD, ihre Presse und ihre Führungspersönlichkeiten in den Untergrund oder ins Exil.

Radikaler Gegner der kommunistischen war die *nationalsozialistische Presse*.[318] Sie blickt auf eine lange Tradition von völkischen Vorläufern seit der Zeit des Kaiserreichs zurück. Die Vielgestaltigkeit der völkisch-antisemitischen Presse, die unterschwellig in vielen Parteien gepflegten antisemitischen Ressentiments und vor allem die Existenz machtvoller Großorganisationen verdeutlichen indes, dass der Erfolg der Nationalsozialisten in Weimarer Zeit nicht aus dieser selbst heraus erklärt werden kann. Besonders zu nennen sind hier der „Alldeutsche Verband“ (1891-1939) und der „Bund der Landwirte“ (1893-1933), später „Reichslandbund“. Der „Alldeutsche Verband“ organisierte auf dem Höhepunkt seiner Ausstrahlung in Kaiserreich und Weimarer Republik zwischen 20.000 und 40.000 Mitglieder, der „Bund der Landwirte/ Reichslandbund“ 330.000 vor 1914 und in Weimarer Zeit sogar bis zu 5,6 Millionen. Besonders einflussreich waren die „Alldeutschen Blätter“ (1894-1939).

So vielfältig und diffus die Wurzeln der NSDAP waren, die Anfänge der NSDAP-Presse im engeren waren klein und bescheiden. Der „Völkische Beobachter“ (1920-1945) ging aus dem Wochenblättchen „Münchener Beobachter“ hervor. Chefredakteur war der „Chefideologe“ der Partei, Alfred Rosenberg (1893-1946). Die frühe NS-Presse war inhaltlich, strukturell und organisatorisch inhomogen. Nachträglich ist sie von der Goebbelschen Propaganda zur homogenen „Kampfpresse“ stilisiert worden. Die Presse schwankte zwischen dem Anspruch, vollständige Zeitung zu sein und der Aufgabe, Trommlerfunktionen zu übernehmen. Zum Zeitpunkt der sogenannten „Machtergreifung“ zählten ca. 190 Blätter zur NS-Presse.

Im Zentrum des NS-Pressewesens stand der „Eher-Verlag“. Erst nach 1933 konnte der zum Trust ausgebaute Verlag seine Gewinne ins Unermessliche steigern. Beliefen sie sich 1936 noch auf knapp 4 Millionen, stiegen sie – seit 1940 *de*

[318] Koszyk, K.: Deutsche Presse III, S. 346-443. Stein, P.: NS-Gaupresse. Frei, N./ Schmitz, J.: Journalismus im Dritten Reich. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 251-254.

facto von der Steuer befreit – bis 1942 auf deutlich über 100 Millionen Mark. Die parteieigene Presse kontrollierte Geschäftsführer Max Amann (1891-1957) durch verschiedene Holdinggesellschaften. Für die Gaupresse wurde 1934 die „Standarte GmbH" gegründet, die 50% jedes Gauverlags hielt, die andere Hälfte hielten die Gauleiter als Treuhänder der NSDAP. Mit der „Herold GmbH" wurden die nichtkonfessionellen politischen Zeitungen und in der „Phönix GmbH" die vormaligen Zentrumszeitungen zusammengefasst. Zwischen den drei letztgenannten Gesellschaften wurden fortlaufend Besitzrechte und Beteiligungen ausgetauscht. Im Krieg wurden mehr und mehr Zeitungen bei der „Herold" konzentriert, 1944 schließlich „Vera" und „Phönix" aufgelöst. Gegen Kriegsende verfügte der „Eher-Verlag" über 150 Tochtergesellschaften.

Nach 1945 setzte sich nur in Ostdeutschland die Phase der Parteipresse fort. Da die Sowjets – wie auch die Briten in ihrer Zone – glaubten, der deutschen Presse sei die Parteilichkeit ureigen, lizenzierten sie ausschließlich Parteiblätter. Die Sowjets hielten jedoch im Unterschied zu den Briten an dem einmal eingeschlagenen Kurs fest. Bei der lizenzierten Presse dominierten von Anfang an die Titel der kommunistischen Presse. In den 1950er Jahren waren ca. 60% der Auflage in SED-Besitz, 1988 waren es 70,4%, hinzu kamen weitere 21% der SED-nahen Massenorganisationen; die Blockparteipresse, die in den 1960ern noch ca. 20% Anteil an der Auflage besessen hatte, kam hingegen 1988 nur noch auf 8,6%.[319]

Die Lizenzzeit der SBZ/ DDR ist noch in der neuen, größeren Bundesrepublik präsent. Als die Treuhandanstalt 1990/91 daran ging, die Presse der DDR zu privatisieren, ließ sie die Bezirkspresse der SED unangetastet und teilte sie, statt die Titel zu zerschlagen, westdeutschen Konzernen zu. In diesem Prozess verloren die ehemaligen SED-Zeitungen von der „Berliner Zeitung" bis zur Magdeburger „Volksstimme" zwar ihren Parteicharakter, die Dominanz in ihren bisherigen Verbreitungsgebieten blieb aber unangetastet und ist seither sogar gewachsen, da die Blockzeitungskonkurrenz sowie die neugegründeten Wettbewerber beinahe vollständig vom Markt verschwunden sind.[320]

Die Massenpresse

Die Generalanzeiger tauchten in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts in Frankreich und den USA, in den 50er Jahren in England und eine Generation später in Deutschland auf. In den USA und Großbritannien wurden sie als „Penny-Papers", in Frankreich als „Grande Presse" geführt. „Penny Press" war Selbstbezeichnung und Werbung: Die meisten Blätter waren zwar deutlich preiswerter als die etablierte politische Presse ihrer Zeit, gleichwohl kosteten die Blätter zu-

[319] Holzweißig, G.: Massenmedien DDR, in: Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 573-601. Ders.: schärfste Waffe.

[320] Schneider, B.: Massenmedien, in: Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 602-632.

nächst mehr als einen Penny, Sous oder Cent. Erst um 1900 unterboten sie diese Preisgrenze.

In Frankreich begann das Zeitalter der Massenpresse in der Regierungszeit des Bürgerkönigs Louis Philippe (1830-1848). Das erste französische Massenblatt war die 1836 von Émile de Girardin (1806-1881) gegründete „La Presse" und kostete nur die Hälfte des damals üblichen Abonnementspreises. In Großbritannien führten ähnliche Rahmenbedingungen zu einem vergleichbaren Ergebnis. Radikale Zeitungen erschienen in den 1830er Jahren illegal, d.h. ohne Stempelsteuer zu entrichten. Als die Steuer 1836 reduziert wurde, mäßigten die Blätter ihren Ton, entrichteten die Steuer, wurden allerdings auch erheblich teurer. Als breites Phänomen setzte sich die Massenpresse erst nach dem Fall der Steuer in den 1850ern durch. Da in den USA keine Stempelsteuer existierte, konnte sich, ebenfalls in den 1830er Jahren, die dortige Massenpresse erheblich leichter durchsetzen. Erste Zeitungen wurden in den Großstädten der Ostküste-Staaten gegründet: Boston, New York und Philadelphia. Die wichtigste und langlebigste war die Benjamin H. Day's New Yorker „Sun" (1833-1950). Ihr Motto: „The Sun. It shines for all" verdeutlichte pathetisch den Anspruch, ein Blatt für alle und jeden zu sein.[321]

Der Grund war überall der gleiche: Wegen der neuen Schnellpresse lag die Idee, den Massenmarkt zu bedienen, erstmals im Bereich des Möglichen. Die Massenpresse war zudem eine Begleiterscheinung der Urbanisierung. Die Industrialisierung führte im 19. Jahrhundert zu massiver Land-Stadt-Migration. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurden aus Dörfern Großstädte. In den neuen Ballungszentren traten vielfältige soziale Probleme auf. Daher hatte die neue Massenpresse auch thematisch massenattraktive neue Inhalte: Berichte über Verbrechen und Sensationen, Sport, Rekorde, Erfindungen, Theater- und wenig später Filmstars.

In allen führenden Industriestaaten hatten sich um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert Pressezaren etabliert, die sich auf sensationelle Blätter spezialisierten: z.B. Alfred Harmsworth (1865-1922), seit 1905 Lord Northcliffe, mit der „Daily Mail" (1896) und anderen Blättern in Großbritannien. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs gehörte Northcliffe mehr als 40% der britischen Tagespresse. Die britische Presse seit den 1880er Jahren firmierte unter dem Schlagwort des „New Journalism". Neben der Bedeutung von Sensationen waren damit auch neue Formen wie Interview und Reportage gemeint. Politisch standen die Northcliffe-Blätter den Torys nahe. Mit der „Times" erwarb der Lord 1908 das führende Blatt der konservativen Presse, damit schmückte er zugleich sein Imperium – wie andere Pressezaren seiner und spä-

[321] Douglas, G.H.: golden age, S. 1-9. Williams, K.: English newspaper, S. 61-69. Curran, J: Media power, S. 72-91. Black, J.: English press 1621-1861, S. 177-200.

terer Zeiten (Axel Springer, Rupert Murdoch etc.) – mit einer Qualitätszeitung.[322]

In den USA wurden die Sensationspresse nach einem populären Cartoon als „Yellow-Press" bezeichnet. William Randolph Hearst (1863-1951) in den USA, das Vorbild des Medienzaren in „Citizen Kane" von Orson Welles (1915-1985), war der mächtigste Pressemagnat. Hearst baute bis Mitte der 1920er Jahre ein Zeitungsimperium auf, das Blätter in allen Staaten der USA besaß. Gerade Northcliffe und Hearst gelten als große Manipulatoren der öffentlichen Meinung. Northcliffe, weil seine Blätter im Ersten Weltkrieg die Heimatfront stabilisierten, Hearst weil seine Blätter die USA mit der berühmten Schlagzeile „Remember the Maine" 1898 in den Krieg gegen Spanien trieben. Amerikanische Pressehistoriker haben jedoch zurecht darauf hingewiesen, dass Hearsts Medienmacht begrenzt war, z.B. habe keiner der von Hearsts Presse unterstützten Präsidentschaftskandidaten je die Wahlen gewonnen.[323]

Die Industrialisierung setzte in Deutschland etwas später als in Westeuropa ein. Aufgrund politischer Umstände verzögerte sich der Start der Massenpresse noch länger. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden auch hier Massenblätter. Die deutschen Verleger der Massenpresse des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts waren in der Regel Quereinsteiger aus verwandten Geschäftszweigen: August Scherl (1849-1921) war Verlagsbuchhändler und Verleger von Kolportageliteratur. August Huck (1849-1911) hatte eine Schriftgießerei besessen, August Madsack (1856-1933) war gelernter Buchdrucker, Leopold Ullstein (1826-1899) Papierhändler. Rudolf Mosse (1843-1920) begann als Annoncenvermittler, Wilhelm Girardet besaß eine Ausbildung zum Textilkaufmann und eine zweite zum Buchbinder. Diese Gemeinsamkeit ist kein Zufall. Offensichtlich fehlte es den etablierten Journalisten und Verlegern der eingeführten parteipolitischen Presse an Antrieb und Phantasie, etwas grundsätzlich Neues zu beginnen. Die erste Zeitung in Deutschland, die „Generalanzeiger" im Titel führte, war der „General-Anzeiger für Deutschland. Organ für allen Verkehr, Handel und Wandel", der 1845 in Leipzig herausgegeben wurde. Die Zeitung bezeichnete sich als „billigste unter allen deutschen Intelligenzblättern". Der „Aachener Anzeiger" (1871-1944) eines Joseph La Ruelle kann in Deutschland als erstes Blatt gelten, das die typologischen Kriterien der Generalanzeiger erfüllte.[324] Jedoch waren weder alle Zeitungen, die den Titel führten, in typologischem Sinne Generalanzeiger, noch führten alle Blätter, die zum Typus gehörten, die Bezeichnung.

Die Generalanzeiger waren Prototypen der neuen Massenpresse. Sinkende

---

322 Baylen, J. O.: The British press, 1861-1918, in: Griffith, D. (Hg.): The encyclopedia of the British press 1492-1992, S. 33-46. Thompson, J. L.: Lord Northcliffe, S. 1-22.

323 Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 304-306. Detaillierte aber apologetisch. Thompson, J.L.: Lord Northcliffe.

324 Wolter, H.-W.: Generalanzeiger, S. 24, 27, 118, 152-154, 186-188. Huntzicker, W.E.: popular press, S. 1-16.

Papierpreise, bedeutende Kapazitätssteigerungen der Druckmaschinen und der wachsende Reklamemarkt förderten ihre Durchsetzung. Sie setzten sich in expandierenden Mittel- bis Großstädten durch. Hier war das Publikum für die Neuerung am aufgeschlossensten. Der Marktzutritt beruhte damit nicht auf der Verdrängung anderer Zeitungen, sondern erschloss neue Leserschichten. Die „Zugänglichkeit für jedermann" wurde über den Preis angestrebt. Die ersten Ausgaben der Generalanzeiger wurden in der Regel gratis verteilt. Nach einer gewissen Übergangszeit, in welcher der Preis noch subventioniert wurde und unter dem der lokalen Konkurrenz lag, glichen sich die Preise allerdings den üblichen Zeitungspreisen an.[325]

Die Generalanzeigerpresse brachte drei Neuerungen:

- Sie veränderte die Vertriebsbedingungen,
- sie revolutionierte das Anzeigenwesen
- und sie bediente sich neuer Methoden der Leser-Blatt-Bindung.

Bei der Parteipresse war die Loyalität der Leserschaft noch nahezu ausschließlich über politische Affinitäten hergestellt worden. Die Generalanzeiger deklarierten hingegen politische Neutralität. Der Leser müsse einen emotionalen oder räumlichen Bezug zum Dargestellten haben. Die Journalisten der Massenblätter suchten das Leserinteresse zu antizipieren; sie unterwarfen sich damit nicht dem Ansinnen von Lesergruppen, sondern einem angenommenen Lesergeschmack. Großer Wert wurde auf direkte Serviceleistungen wie Rechts- oder allgemeine Lebensberatung gelegt.

Die Generalanzeiger profilierten sich bei den publizistischen Kriterien Aktualität, Universalität und Publizität. Die Aktualität wurde durch bewussten Einsatz neuester technischer Vervielfältigungsmöglichkeiten und Informationskanäle gesteigert. Angesichts des breiten Spektrums des anvisierten Publikums zeichneten sich die Generalanzeiger durch ein weites Themenfeld aus. Die einzelnen Texteinheiten waren kürzer, die Zahl der Einzelinformation erheblich größer. Hinzu kamen verbesserte Aufmachung, stärkere Lokalberichterstattung, aktuellerer Nachrichtendienst, Belebung des Feuilletons und Zurückdrängung „parteipolitischen Gezänks".[326]

Spätere Zeitungstypen verfeinerten den Stil und setzten auf neue Vertriebsformen wie Einzel- und Straßenverkauf. Verlage wie Mosse, Ullstein und Scherl, die den Ruf Berlins als Zeitungsstadt begründeten, deckten mit unterschiedlichen Zeitungstypen die Presselandschaft in der ganzen Breite ab. Rudolf Mosse begann mit einer Annoncenexpedition, die Anzeigenkunden an Zeitungen vermittelte, 1871 wurde er mit dem „Berliner Tageblatt" (1872-1939) selbst zum Verleger. Mosse starb 1920, der eigentliche Niedergang begann, als die Annoncenexpedition in der Weltwirtschaftskrise Hugenbergs Konkurrenz erlag

[325] Vgl. Stöber, R.: Hugo von Kupffer, in: Publizistik 39/1994, Nr. 3, S. 314-330. Wolter, H.-W.: Generalanzeiger, S. 28-40, 99f., 176. Meyer, H.-F.: Zeitungspreise, S. 124f., 267-269.

[326] Wolter, H.-W.: Generalanzeiger, S. 99f., 176. Meyer, H.-F.: Zeitungspreise, insb. S. 267-269.

und das renommierte BT mit einem „rein mechanisch erdachten" Plan kaputtgespart wurde.[327]

Die Ullsteins waren die innovativsten deutschen Verleger des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Revolutionäre eigene Gründungen standen neben zugekauften Qualitätszeitungen wie der „Vossischen Zeitung". Diese Konzern-Mischfinanzierung ist immer noch gebräuchlich – vgl. Springer. Ullstein gab neben Massenblättern wie der „Berliner Morgenpost" und Zeitschriften wie der „Berliner Illustrirten", der „Koralle" oder dem „Querschnitt" auch praktisch orientierte „Zeitschriften" wie den „Ullstein-Schnittmusterdienst" heraus. Besonders innovativ war das Konzept der Boulevardzeitung „BZ am Mittag", die in Deutschland als erste ausschließlich im Straßenverkauf vertrieben wurde.[328]

Der Scherl-Verlag war der dritte der großen Berliner Verlage, in dem der „Berliner Lokal-Anzeiger" herausgegeben wurde. Ursprünglich legten die Zeitungen und Zeitschriften auf politische Neutralität wert, doch schon bald wechselte der Verlag von regierungsfreundlicher zu konservativer Berichterstattung.[329]

Zum größten deutschen Medienkonzern der 1920er Jahre wuchs der Hugenberg-Konzern, in dem Nachrichtenagenturen, Presseverlage, Filmfirmen und Presseberatungsbüros zusammengefasst waren. Ein Konsortium konservativer Finanziers hatte unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs den Scherl-Verlag übernommen. 1915/16 betrat Alfred Hugenberg die Bühne, wenig später wurde die Annoncenexpedition Ala gegründet, die in den 1920er Jahren den Mosse-Verlag ruinierte. Hugenberg kam nicht aus dem Pressegeschäft, er hatte jedoch beste Verbindungen in konservative und industrielle Kreise. Seine Fähigkeiten lagen v.a. in der Organisation und der Beschaffung von Finanzmitteln. Er schmiedete den Konzern und setzte ihn für seine rechtsextremen politischen Interessen ein. Der Konzern ging nach 1933 im nationalsozialistischen Eher-Trust auf (vgl. S. 158f.).[330]

1945 war Epochenwechsel und Neuanfang. In der Lizenzzeit (1945-1949) setzte sich im Westen die unabhängige Tagespresse endgültig durch. Die Amerikaner lizenzierten überparteiliche Zeitungen, das Modell wirkte auch auf die Briten und in geringerem Ausmaß auf die Franzosen. Alle Besatzungsmächte waren sich 1945 einig in dem Bestreben, die Medien in ihrem Sinne einzusetzen: Zum einen sollten sie kurzfristig die Akzeptanz für die eigene Politik steigern, zum anderen langfristig zur Umerziehung der Deutschen zu guten Demokraten bei-

---

327 Sösemann, B.: Ende der Weimarer Republik, S. 41-46. Kraus, E.: Mosse, S. 492-529. Hamburger, R.: Mosse.

328 Jauss, F./ Wilke, J.: BZ, in: JbKG 14/2012, S. 58-96. Zu Ullstein: Mendelssohn, P.: Zeitungsstadt Berlin, S. 80-88. Lindner, E. (Red.): 125 Jahre Ullstein. Vor der BZ war schon die liberale „Freisinnige Zeitung" im Straßenverkauf vertrieben worden. Freisinnige Zeitung, 4.9.1885, 1. Jg., Nr. 4, S. 1.

329 Ermann, H.: Scherl.

330 Guratzsch, D.: Macht durch Organisation, S. 183-343. Holzbach, H.: System Hugenberg, 259-313.

tragen. Unter Demokratie verstanden zwar alle Besatzungsmächte jeweils anderes, im Negativen waren sie sich jedoch einig: Die nationalsozialistische und militaristische Vergangenheit sollte abgeschlossen werden. „Altverleger" aus der Zeit vor 1945 sollten nicht wieder tätig werden. Lizenziert wurden – in der Regel – unbelastete Personen.[331]

Der Vorsprung der Lizenzverleger ließ später nur noch wenige, auf die Dauer erfolgreiche Neugründungen zu. Zu nennen ist die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" (FAZ), hierzu gehört auch die „Bild". Hinter ihr stand mit Axel C. Springer (1912-1985) ein Verleger, der von der Lizenzvergabe für „Hör Zu!" (seit 1946), „Hamburger Abendblatt" (seit 1948) und andere massiv profitiert hatte. Springer machte nach 1945 eine typische und untypische Karriere zugleich. Typisch war die Bedeutung der Lizenzen. Untypisch, weil mit Abstand am größten, war der daraus resultierende verlegerische Erfolg. Springer war gelernter Drucker, Setzer und Journalist. Er entwickelte ein genaues Gespür für die Bedürfnisse der Leserschaft und verstand es, die richtigen Leute zu verpflichten – u.v.a. Eduard Rhein (1900-1993), den ersten Chefredakteur der „Hör Zu!". Obwohl zunächst eher unpolitisch, stand er seit Ende des Zweiten Weltkriegs in Kontakt zu dem konservativen Hans Zehrer (1899-1966), den er 1953 zum Chefredakteur der „Welt" ernannte. Unter Zehrers Einfluss politisierten sich Verleger und Verlag. In den Studentenunruhen der späten 1960er wurden beide heftig angegriffen. Nach dem Tod Springers verlor der Verlag relativ an Gewicht: Das Unternehmen geriet im Wettbewerb mit multimedial agierenden Konkurrenten und aufgrund kartellrechtlicher Entscheidungen nach der deutschen Vereinigung ins Hintertreffen.[332]

Aus dem Hause Springer stammt auch die größte und massenwirksamste Zeitung, die „Bild". Sie erscheint seit dem 24.6.1952. Zunächst eine vierseitige Zeitung mit Fotos auf der ersten und letzten Seite, dazwischen reiner Text, war sie beinahe ein Flop. Erst die variantenreiche Kombination großer Schlagzeilen, variabler Bebilderung und knapper Texte verhalf ihr ab 1953 zu durchschlagendem Erfolg. Seither ist sie eines der profitabelsten Objekte des Springer-Verlags. Die Auflagengrenze zur ersten Million wurde Ende 1953 durchbrochen, die 2 Mio. 1955, 4 Mio. 1962, der Höhepunkt mit über 5,2 Mio. Exemplaren wurde 1984/85 erreicht, der nach der Vereinigung nochmals kurzfristig gesteigert werden konnte. Seither ist ein allmählicher Rückgang zu beobachten. Erfolgsvoraussetzungen waren neben der knalligen journalistischen Mischung der niedrige Preis (bis 1965 zehn Pfg. je Ausgabe), der potentiellen Konkurrenten die Markteintrittschance nahm. Daneben spielte die mehrsäulige Vertriebsorganisa-

[331] Als knappe Zusammenfassung der Geschichte der Lizenzpresse: Koszyk, K.: Presse unter alliierter Besatzung, in: Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 31-58. Vgl. auch Koszyk, K.: Deutsche Pressegeschichte IV.

[332] Jürgs, M.: Springer. Stöber, R.: Springer, in: Schulz, G. (Hg.): Medienunternehmer, S. 291-310. Jacobi, C.: 50 Jahre Axel Springer.

tion eine bedeutende Rolle: Die „Bild" war die erste und einzige Boulevardzeitung in Deutschland, die nicht ausschließlich in Großstädten, sondern überall vertrieben wurde. Abgesichert wurde der Vertrieb durch eine stetig ausgebaute Zahl von Regionalausgaben mit eigenständiger Themensetzung und eigenen Lokalredaktionen. Die „Bild" wird ausschließlich über den Kiosk vertrieben, muss sich daher das Wohlwollen der Leserschaft von Tag zu Tag erkaufen. Ihr populistischer Journalismus spiegelt einerseits die öffentliche Meinung, besitzt andererseits auf diese selbst großen Einfluss. Das Boulevardblatt wurde wiederholt vom Presserat gerügt und stand wegen seiner Berichterstattung insbesondere seit den Studentenunruhen häufig am Pranger.

Zur größten überregionalen Abonnementszeitung Deutschlands entwickelte sich die „Süddeutsche Zeitung" (SZ) aus München (Ersterscheinen am 6.10.1945). Auch sie war eine Lizenzzeitung, die SZ pflegte von Anbeginn ein liberales Profil, ihr Verbreitungsschwerpunkt war immer Süddeutschland, die Auflage steigerte sie bis 1990 auf ca. 380.000, Anfang der 2000er Jahre lag sie bei ca. 440.000, zehn Jahre später bei ca. 430.000. Seit 1969 besitzt die SZ ein Redaktionsstatut, das die innere Pressefreiheit regelt. Hauptkonkurrentin ist die konservative-liberale „Frankfurter Allgemeine Zeitung" (Ersterscheinen am 1.11.1949). Die FAZ ist eine der wenigen erfolgreichen Zeitungen, die nicht in der Lizenzzeit gegründet wurden. Ein anderes Beispiel ist die alternative „tageszeitung" (seit 1979). In Tradition der FZ wird die FAZ nicht von einer Chefredaktion, sondern von einem Herausgebergremium geleitet. Seit 1959 ist die FAZ in Besitz der „Fazit-Stiftung". Aus bescheidenen Anfängen steigerte das Blatt seine Auflage bis 1990 auf ca. 360.000, Anfang der 2000er Jahre lag sie bei ca. 405.000, zehn Jahre später wieder bei ca. 360.000 Exemplaren. Im Feuilleton war das Meinungsspektrum immer vergleichsweise breit. Die FAZ hat die ausgewogenste überregionale Verbreitung.

Ohne die vielfach unterschätzte „Westdeutsche Allgemeine Zeitung" (WAZ)/ Essen, die größte und erfolgreichste Regionalzeitung der Bundesrepublik, wäre die exemplarische Betrachtung wichtiger bundesdeutscher Pressetitel unvollständig. Die WAZ entstand 1948 als Lizenzzeitung und wurde von den Briten zwei Lizenzträgern übergeben, die sich durch Nähe zur SPD bzw. zur CDU auszeichneten. In den 1950er bis 1970er Jahren wuchs das Blatt rasant durch Aufkauf regionaler Konkurrenten. Erst die verschärfte Pressekonzentrationskontrolle seit Mitte der 1970er setzte dem stürmischen Wachstum ein vorläufiges Ende. Nach 1989/90 kehrte die WAZ auf ihren externen Wachstumspfad zurück. 2000 verzeichnete sie eine Auflage von ca. 1,1 Mio., 2011 nur noch 750.000. Zu der Verlagsgruppe gehören neben Beteiligungen im Ausland (z.B. 50% Anteil an der „Kronenzeitung", Wien) mehr als 200 Verlagsobjekte.[333]

[333] MP-Basisdaten 2001, S. 52. www.ivw.de (August 2012)

3.2 Ausdifferenzierung des Films

3.2.1 Dokumentarische Formen und ihre Marginalisierung

Die Geschichte des Films begann ohne den Spielfilm. Wenn man eine moderne Gattung an den Anfang stellen wollte, so müsste es der Dokumentarfilm sein. Allerdings klingt auch hier das Wort „Film" übertrieben, „Filmchen" wäre angebrachter. Immerhin:

- Dokumentarische Kurzfilme markierten den Anfang. Aus den „Aktualitäten" entwickelten sich (periodische) Wochenschauen und (moderne) Dokumentarfilme.
- Auf die Aktualitäten lässt sich der Ursprung der Fernsehnachrichtensendungen zurückführen. Der Siegeszug des Fernsehens drängte die dokumentarischen Formen im Kino in eine Nischenexistenz.

Die Gebrüder Lumière prägten die Anfangszeit. Ihre „actualités" waren technisch perfekter als die „Films" der Skladanowskys; sie zielten ökonomisch geschickter auf den Massenmarkt als Edisons Nickelodeons (vgl. Kapitel 2.2.2). Vor allem hatten die Gebrüder Lumière schon von Beginn an die Vielfalt des Programmmedium Films erkannt. Ihre Filmvorführungen, mit denen sie in Europa Ende des 19. Jahrhunderts große Aufmerksamkeit erregten, boten eine bunte Mischung sehr breit gestreuten Inhalts mit unterhaltenden Elementen, aber auch relativ aktuellen Informationen. Weil sie Alltagsszenen sowie politische und gesellschaftliche Ereignisse dokumentierten, fanden sie größeren Zuspruch als die von den Skladanowskys gezeigten Varieté-Nummern.[334] Die schon zitierte „Tribune de Genève" hatte Ende Oktober 1896 angekündigt, im Genfer Alpineum werde

> „der Kinematographe Lumière die Ereignisse [des Zarenbesuchs in Paris 1896] wirklichkeitsgetreu auf die weiße Wand werfen, und der Zuschauer sieht zum Klange der Musik alle Wagen des Galazuges mit dem Zaren, der Zarin, [dem Präsidenten] Felix Faure [...] defilieren."[335]

Die Gebrüder Lumière wussten, wie sie die Wirklichkeit effektvoll in Szene setzten. Der Zug, der aus der Ferne immer näher kam und schließlich die Leinwand zum Erschrecken der Zuschauer ausfüllte („L'arrivèe d'un train en Gare à La Ciotat", 1895) oder die umstürzende und dann durch Rückwärtsspulen wieder sich geistergleich aufrichtende Mauer („Démolition d'un Mur", 1896) waren nur zwei Beispiele. Eine Pariser Zeitschrift schrieb über eine frühe Vorführung:

> „Stellen Sie sich eine Leinwand vor, auf der eine photographische Projektion erscheint. So weit, so gut, und auch nichts Neues. Aber plötzlich beginnt sich das Bild zu bewegen und das Tor einer Fabrik öffnet sich und

[334] Elsaesser, T.: Realität, in: Keitz, U.v./ Hoffmann, K. (Hg.): Einübung des dokumentarischen Blicks, S. 27-50.

[335] Zit.n. Hofer, R. (Hg.): Filmwirtschaft Schweiz, S. 31f.

hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen strömen heraus, Fahrräder, rennende Hunde, Wagen – alles bewegt und verströmt sich."[336]

In den actualités wurde geschickt mit den älteren Konventionen der Dioramen gespielt und zugleich der Wert der technischen Neuerung eindrucksvoll bewiesen. Überall in der Welt entwickelten sich in der Folgezeit vergleichbare Zusammenstellungen. Im ersten Jahrzehnt nach 1895 dürften die nonfiktionalen Filme sogar ein größeres Produktionsvolumen eingenommen haben als die fiktionalen.

Es dauerte bis zu den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, ehe die Wochenschauen periodisch berichteten. Die erste reguläre Wochenschau war wohl das „Pathé-Journal" (1909) von Charles Pathé. 1910 eröffnete Pathé Wochenschauen in Großbritannien, 1911 in den USA. Im gleichen Jahr kam in Deutschland die erste Wochenschau in die Kinos. Ab 1914 erschien Oskar Meßters „Eiko-Woche", später in „Meßter-Woche" umbenannt. Im Ersten Weltkrieg arbeitete Meßter als Wochenschau-Zensor des Generalstabs. Seine Wochenschau war ein wichtiges Instrument der deutschen Inlandspropaganda; gleiches gilt *mutatis mutandis* für die anderen kriegführenden Nationen. Die erste Tonfilm-Wochenschau „Fox Movietone Newsreel" wurde im Dezember 1927 uraufgeführt. In den USA waren Wochenschauen – zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg – weniger politisch, sondern Teil des Unterhaltungsdispositivs Kino: Zum Spielfilm gehörte auch die Unterhaltung durch Neuigkeiten. Im NS-Deutschland wurde 1938 aus Propagandagründen die Wochenschauvorführung Pflicht, 1940 wurden die vier Wochenschaugesellschaften verstaatlicht und zu der zentralen „Deutschen Wochenschau" zusammengefasst.[337]

Die Hauptnachrichtensendungen des Fernsehens beerbten die Wochenschau – die Rundfunkanstalten in etlichen Ländern hatten zwar ebenfalls die Gattung adaptiert, wegen der fehlenden Bilder hatten Radionachrichtensendungen „newsreels" und Wochenschauen aber nicht zu verdrängen vermocht. Als das aktuellere Fernsehen jedoch zum Massenmedium geworden war, hatte sich die Wochenschau überlebt. Nicht zufällig heißt die Hauptnachrichtensendung der ARD seit 1952 „Tagesschau".[338] Das Sterben der Wochenschauen setzte ein, z.B. schlossen in den USA die „Pathé-News" 1956, die newsreels von Paramount 1957, Fox 1963 sowie Hearst und Universal 1967. In Deutschland wurde die

---

336 Zit.n. Elsaesser, T.: Realität zeigen, in: Keitz, U.v./ Hoffmann, K. (Hg.): Einübung des dokumentarischen Blicks, S. 35.

337 Wurtzler, S.J.: electric sounds, S. 222-224. Bartels, U.: Wochenschau.

338 Die „Tagesschau„ wurde ab 1956 täglich gesendet und entwickelte sich erst allmählich (bis 1960) zu einer informativen Nachrichtensendung. Zunächst orientierte sich ihre Machart stark an den boulevardesken Wochenschauen, von denen sie bis Mitte der 1950er auch Filmmaterial übernahm. Garncarz, J.: Wandel der „Tagesschau", in: RuG, 28/2002, Nr. 3/4, S. 122-128.

letzte Wochenschau in den späten 1970er (Bundesrepublik: „Ufa-dabei", Juni 1977) bzw. frühen 1980er Jahren (DDR: „Augenzeuge", 1984) eingestellt.[339]

Die Wochenschauen haben ihren Namen, weil sie in der Regel eine Woche lang liefen und der Berichtszeitraum über die wesentlichen Ereignisse eine Woche betrug. Allerdings gab es Abweichungen von der Norm: Wochenschauen waren nicht unbedingt eine Woche alt; der zeitliche Abstand zum berichteten Geschehen konnte erheblich größer sein. Noch im Zweiten Weltkrieg waren vier Wochen nicht selten. Auf dem Lande, wo Wochenschauen in Wanderkinos gezeigt wurden, konnten drei Monate verstreichen. Auch das Gegenteil war möglich: Pathé wechselte seine Wochenschauen schon vor dem Ersten Weltkrieg mehrfach in der Woche. Wochenschauen wurden zumeist vor Spielfilmen gezeigt, daher kann man sie auch als filmisches Portal betrachten, durch das der Zuschauer aus seiner Realität über die halbinszenierte Wirklichkeit der Wochenschau in die vollständige Fiktion des anschließenden Spielfilms geleitet wurde.

In bewegten Zeiten waren Wochenschauen besonders attraktiv. Ihre Wirkung war selbstredend suggestiver als die Berichterstattung in der Presse. Wochenschauen zeigten aber mitnichten nur authentisches Material. Seit ihrer Frühzeit wurden echte mit nachgedrehten Szenen gemischt. So inszenierte Pathé mit Schiffsmodellen die russisch-japanische Seeschlacht von Port Arthur 1905. Das Publikum war gleichwohl begeistert. Im Ersten und Zweiten Weltkrieg setzte sich die Inszenierung von Kriegshandlungen fort. Gerade das Beispiel der deutschen Wochenschauen im Zweiten Weltkrieg zeigt, dass die ausgewählte und inszenierte Realität eine zweischneidige Propaganda darstellte. Positive Darstellungen wirkten nur, solange sie den tatsächlichen Kriegsverlauf wiedergaben. Militärische Misserfolge führten dagegen regelmäßig zu einer „Flucht aus der Wochenschau".[340]

Wochenschauen werden heute noch gerne benutzt, um historische Zeitabschnitte zu bebildern. Aus den genannten Gründen ist quellenkritische Vorsicht beim Umgang mit ihnen angeraten, denn Wochenschauen berichteten nur in Teilen die Wirklichkeit, vor allem jedoch einen (dem politischen System) genehmen und (dem Publikum) zumutbaren Ausschnitt. Verlässliche Bebilderung vergangener Wirklichkeiten sind den Wochenschauen jedoch dort zu entnehmen, wo sie unbeabsichtigt berichten – in Droysens Terminologie als „Überrest". Unbeabsichtigte Bilder liefern die Wochenschauen mit den Bildern der

[339] Barbian, J.-P.: Politik und Film, in: AfKG, 80/1998, S. 215-229. Fielding, R.: Newsreel, in: Worth, T.L./ Barnouw, E. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 3, S. 200-205. Crafton, D.C.: The talkies, S. 98. Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 329. Die „Fox Movietone Newsreel„, die erste tönende Wochenschau", ist an der University of South Carolina komplett archiviert. http://library.sc.edu/newsfilm/ (August 2012).

[340] Zur Abnutzung der Wirkung im Zweiten Weltkrieg: Stöber, R.: Nation, S. 308-312, insb. 310f.

Kleidermode, Stadtansichten und anderen Details, die „nebenbei" auf Film gebannt wurden.[341]

Eine weitere Subgattung dokumentarischer Formen sind die Dokumentarfilme. Sie haben ihre Wurzeln in den kurzen, dokumentierenden Streifen der Wochenschauen. Als früheste Dokumentarfilme gelten Robert Flahertys (1884-1951) Filme „Nanook of the north" (Nanook der Eskimo) von 1922 und „Moana" (1926). Das ist jedoch allenfalls begriffsgeschichtlich richtig, da es keinen prototypischen Dokumentarfilm gegeben hat, sondern sich das Genre aus den Aktualitäten entwickelte. Zudem waren zu Propagandazwecken schon im Ersten Weltkrieg Dokumentarfilme inszeniert worden.[342]

Von Spielfilmen unterscheiden sich Dokumentarfilme durch den Verzicht auf professionelle Darsteller. Quellenkritisch sind Dokumentarfilme noch problematischer als Wochenschauen, da sie als längere Form größere Gestaltungsspielräume bieten. Der geringe Unterschied zwischen Dokumentar- und Spielfilm wurde mit der Bemerkung treffend pointiert: „The non-fiction film dramatizes fact instead of fiction."[343] Die neuere Dokumentarfilmforschung ist sogar der konstruktivistischen Ansicht, allein die Rezeption durch die Zuschauer mache den Unterschied: Als Dokumentarfilme seien jene anzusehen, die als authentisch gälten, als fiktional, denen die Authentizität fehle.[344] Sicher ist, Dokumentarfilme dokumentieren häufig nur dem Namen nach. Frühe Werbefilme erscheinen als Dokumentarfilme, politische Propaganda bediente sich der Gattung, weil Fakten vordergründig objektiver als Fiktion zu sein scheinen. Immer inszenieren sie auch. Besonders deutlich wird das in den in dieser Hinsicht als Höhepunkte zu betrachtenden Pseudodokumentarfilmen der NS-Zeit. Extrembeispiel ist „Der Ewige Jude" (1940), ein Pseudodokumentationsfilm, den die Wissenschaft als Kompilationsfilm[345] bezeichnet, weil in ihm kein Zitat und keine Statistik der Nachprüfung standhält. Der Film des Regisseurs Fritz Hippler (1909-2002) sollte die NS-Judenpolitik legitimieren und bereitete der Vernichtung filmisch den Boden.[346] Bei den Parteitags- und Olympiafilmen der Regisseurin Leni Riefenstahl (1902-2003) fielen die Gesetze der Inszenierung sogar

---

341 Eine überlegte Einführung in die Quellenkritik von Wochenschauen bieten Gröschl und Körber: Gröschl, J.: Deutschlandpolitik in Wochenschauen. Körber, E.-B.: Wie interpretiert man eine Wochenschau?, in: GWU, 45/1994, Nr. 3, S. 137-150.

342 Die Filmgeschichte datiert den Begriff auf John Griersons Besprechung des Films „Moana" von Robert J. Flaherty in der „New York Sun" vom 8.2.1926. Zur inszenierten Filmpropaganda mittels „Dokumentarfilmen": Rother, R.: Vom Feinde lernen, in: Elsaesser, T./ Wedel, M. (Hg.): Kino der Kaiserzeit, S. 120-133.

343 Barsam, R.M.: Nonfiction Film, S. 3.

344 Heller, H.B.: Dokumentarfilm, in: Keitz, U.v./ Hoffmann, K. (Hg.): Einübung des dokumentarischen Blicks, S. 15-26.

345 Als Kompilationsfilme werden Filme bezeichnet, in denen ohne Rücksicht auf Authentizität, Objektivität und Bemühen um richtige Faktendarstellung Filmausschnitte aus Spielfilmen, gestellten Szenen und anderem Material zusammengestoppelt werden.

346 Ahren, Y./ Hornshoej-Moeller, S./ Melche, Ch.B.: „Der ewige Jude".

dem einfachen Kinogänger auf, so dass der Volksmund kolportierte: Nach den Reichsparteitagsfilmen „Der Sieg des Glaubens“ und „Triumph des Willens“ werde der nächste „Macht der Gewohnheit“ heißen.[347] Zu den Pseudodokumentarfilmen müssen auch die Filme um Pop- und Rockgrößen gezählt werden: von „A Hard Day's Night“ (1964) mit den „Beatles“, über die „Sex Pistols“ bis zu den „Spice Girls“ und „Eminem“. Dabei besitzen manche Spielfilme hohe dokumentarische Qualität, so z.B. „Alice's Restaurant“ (1969) mit dem Folk-Sänger Arlo Guthry, der trotz satirischer Zuspitzungen die Atmosphäre der Hippy-Ära einfängt. Abgesehen von pseudodokumentarischen Formen und von speziellen Programmkinos sind die Dokumentarfilme weitgehend aus dem Kino verschwunden. Trotz vereinzelt großer Kassenerfolge – z.B. Michael Moores suggestiver Dokumentationen oder Sönke Wortmanns Films über die deutsche Fußballnationalmannschaft „Deutschland. Ein Sommermärchen (zur Fußball-WM 2006) – bevorzugt die Masse der Zuschauer den Spielfilm: In der Gegenwart ist der gegebene Vertriebskanal von Dokumentarfilmen das Fernsehen.[348]

3.2.2 Mediale Wenden: Spielfilm und Kino

Vieles, was man zu wissen glaubt, ist falsch: Der „Stummfilm“ war nie stumm, der „Schwarz-Weiß-Film“ nicht durchgängig schwarz-weiß, der 2D-Film nicht zweidimensional und der 3D-Film ist (noch) nicht dreidimensional. Auf jede mediale Wende folgten inhaltliche Verschiebungen und z.T. hitzige Diskussionen. Die verschiedenen medialen Wenden trieben die filmische Entwicklung voran, nie jedoch kam eine Entwicklung voraussetzungslos „aus dem Nichts“. Zugleich ist „Film“ ein Universum voller Freiheiten – für Produzenten, Regisseure, Schauspieler, Autoren *und* für Zuschauer und Kritiker: Film ermöglicht die Darstellung jeder (unmöglichen) Realität. Als vieldeutiges Zeichensystem (oder auch polysemisches Medium) erlaubt er fast immer mehr als eine Interpretation.

Thematisch nahm der Stummfilm zunächst die gesamte Genre- und Themenpalette der Laterna Magica in sich auf. Auf Genreszenen, die sich rasch abgenutzt hatten, wurde zugunsten filmischer Erzählungen verzichtet, die spannend, anrührend oder komisch waren. Selbst Darstellungsmittel wie der Kinoerzähler lassen sich aus der Frühzeit der optischen Medien herleiten und beeinflussten noch das frühe Hörspiel im Radio. Das Gleiche gilt für die musikalische Untermalung. Erst als der Film im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts sich aus

[347] DB-Sopade Mai 1935, S. 534. Vgl. Stöber, R.: Nation, S. 338f. Zu den dokumentarischen Werbefilmen: Loiperdinger, M.: Erfindung des Dokumentarfilms, in: Keitz, U.v./ Hoffmann, K. (Hg.): Einübung des dokumentarischen Blicks, S. 73-75.

[348] Zimmermann, P.: Dokumentarfilm und Reportage, in: Ludes, P./ Schumacher, H./ Zimmermann, P. (Hg.): Informations- und Dokumentarsendungen, S. 213-324.

einer Vaudeville- und Varieté-Attraktion zum eigenständigen Spielfilm entwickelte, machte das aus dem Kinematographen ein *neues* Medium: das moderne Kino. Spielfilme lassen sich deuten als:

- genretheoretisch-selbstreferentielles Spiel mit Andeutungen
- Entwicklung von Stilrichtungen und Narrativen.

Genres, ihre Innovation und Ausdifferenzierung

Die Geschichte der filmischen Inhalte ist komplex und nicht vollständig zu erzählen. Zur besseren Beschreibung der Gattung hat sich in der Filmwissenschaft das aus dem Französischen stammende Wort „Genre" eingebürgt. Wörtlich übersetzt heißt es selbst „Gattung" und stammt vom lateinischen „genus" = Art ab. Im Kontext von Film (und Fernsehen) wird der Genrebegriff für die Feinstrukturierung der Gattung benutzt, der sich an vorformatierten Konzepten orientiert. In der Theorie werden Genres über Inhalt, Dramaturgie und Ästhetik definiert. Filme gehören dann zum gleichen Genre, wenn sie in den drei Dimensionen den gleichen Regeln folgen. Western, Krimi, Horror, Sci-Fi, Komödie, Cartoon, Thriller u.a.m. gelten als Genres. Die längst nicht vollständige Aufzählung signalisiert das Problem: Genregrenzen sind weder trennscharf noch folgen die Genrekategorien einem einheitlichen Kriterium.

- Manche Kriterien zielen auf den Inhalt: der Krimi, der Sci-Fi-Film, der Heimatfilm u.a.m.
- Andere Genres lassen Wirkungsabsichten erkennen: Eine Komödie will zum Lachen anreizen, ein Thriller Spannung vermitteln, ein Horror-Film das Gruseln lehren, Erotikfilme aufreizen.
- Weitere Genres wie der Experimental-, der Ausstattungs-, Trick-, Revue-, Tanz- oder Musikfilm sind formal bestimmt.

Nur die formalen Genres können als filmtypisch gelten, auf Inhalt oder Wirkung gerichtete hingegen sind es als solche nicht, da sie sich auch in Literatur, Theater oder Fernsehen finden lassen. Als offener historischer Prozess lässt die Genreentwicklung stets weiteren Raum für Ausdifferenzierungen und Innovationen. Am Anfang hatte der tastende Versuch gestanden, die filmische Software zu katalogisieren. So pries ein Film-Verleih 1902 folgende Kategorien an:

> „Comedy Views, Sports and Pastime Views, Military Views, Railroad Views, Scenic Views, Views of Notable Personages, Miscellaneous Views, Trick Pictures, Marine Views, Children's Pictures, Fire and Patrol Views, Pan-American Exposition Views, Vaudeville Views, and Parade Pictures". Drei Jahre später waren folgende Genres übrig geblieben: „Story (historical, dramatic, narrative), Comic, Mysterious, Scenic, Personalities".[349]

[349] Neale, S.: Questions, in: Grant, B.K. (Hg.): Film Genre Reader II, S. 168.

Genres werden heute in der Regel als historische Konstrukte interpretiert: „Genre is what we collectively believe it to be."[350] Sie stützen das kollektive Gedächtnis, zumindest die besseren und die absolut schlechten.[351] Sie definieren sich über Sehgewohnheiten und künstlerische Ausdrucksmittel. Als ein wesentliches Element wurde daher definiert: Genres seien „shared textual material and structures lead audiences to interpret films not as seperate entities but according to generic expectations".[352]

Nach 1900 begannen Spielfilm und Genres Gestalt an zu nehmen. Schon aus ökonomischen Gründen macht es wenig Sinn, einen zeitübergreifend verbindlichen Katalog von Genres aufstellen zu wollen: Die Filmindustrie war von Beginn an auf der Suche nach neuen und unverbrauchten Kategorien. Da sich diese Interessen primär verwertungsorientiert fokussieren lassen, investierte die Filmindustrie in die Schaffung von Serien: Helden oder spezielle Themen lassen sich rechtlich schützen. Bei Erfolg kopierte die Konkurrenz jedoch das Konzept – ein neues Genre oder Subgenre war geboren.[353] Erfolgreiche Konzepte wurden wiederholt, Stars wurden auf Rollen festgelegt. Buster Keaton (1895-1966) war immer der Komiker, der niemals lachte – vom Film „Der Navigator" (1924) bis Richard Lesters „Toll trieben es die alten Römer" (1965). Rudolph Valentino (1895-1926) war der Abenteurer und Liebhaber. Schauspieler wie Douglas Fairbanks (1883-1939) oder Asta Nielsen (1881-1972) besaßen als internationale Stars weltweite Popularität, die den Stars des heutigen globalisierten (US-amerikanisch dominierten) Kinos wie Harrison Ford oder Julia Roberts vergleichbar ist. „Das Starsystem trug viel zur Schematisierung der Filmthematik bei."[354] So wie die DECLA, eine der bestimmenden Filmproduktionsfirmen Anfang der Weimarer Republik, arbeiteten die meisten Studios: Die DECLA plante 1919 vier „Weltklasse-Filme" mit internationalen Stars zu produzieren, sechs Liebesfilme der „Frauenklasse" und vier der „Abenteurerklasse".[355] Für den heutigen Sprachgebrauch wäre nur „Klasse" durch „Genre" zu ersetzen.

Genres entwickelten vielfältige Unterformen: die Komödie Slapstick und Screwball, der Western klassische, Spät- und Italo- und Neo-Western sowie die Sonderform des Eastern. Genres leb(t)en zugleich von der Überschreitung der Genregrenzen. Kombinationen beispielsweise der Komödie mit Western-, Hor-

350 Tudor, A.: Theories of Film, S. 139.

351 B-Pictures, die von nicht zu unterbietender Schlichtheit sind, haben längst Kultstatus erreicht („Ein Zombi hing am Glockenseil" [La paura nella citta dei morti], Italien 1980) und werden immer wieder gezeigt. Russ Meyers Pornofilme oder die merkwürdige Mischung aus Horrorstreifen und SciFi-Film in „Plan 9 aus dem Weltraum" (1956-58), der in etwas mehr als einer Stunde mehr Schnittfehler präsentierte, als Hitchcock in seiner langen Karriere, wären ebenfalls zu nennen.

352 Altmann, R.: Reusable Packaging, in: Browne, N. (Hg.): American film genres, S. 6.

353 Hickethier, K.: Film- und Fernsehanalyse, S. 197-200. Zu dem Wechsel zwischen Serien, ökonomischem Erfolg und Entstehung von Genres insb.: Altmann, R.: Reusable Packaging, in: Browne, N. (Hg.): film genres, S. 1-41.

354 Toeplitz, J.: Geschichte des Films, Bd. 1, S. 394. Vgl. Bowser, E.: transformation of cinema, S. 103-119.

355 Brill, O.: Expressionismus, S. 187.

ror- oder Krimielementen und *vice versa* werfen immer wieder erneut Zuordnungsprobleme auf. Einige Genres (Psycho-Thriller, Horror, Fantasie und Sci-Fi) lassen sich im Metagenre des phantastischen Films zusammenzufassen; Detektivfilme, Mafiafilme oder Thriller lassen sich zum Metagenre des Kriminalfilms zusammenfassen.[356]

Für manche Genres lässt sich der Höhepunkt ihrer Bedeutsamkeit bestimmen, für andere nicht. Komödien hatten in ihren verschiedenen Arten immer Konjunktur. Das Gleiche gilt für Kriminalfilme, wenngleich sie durch die Einführung des Tons erneut an Wichtigkeit gewannen.[357] Western hingegen, der erste („The great train robbery") war schon 1903 entstanden, hatten ihre hohe Zeit in den 1930er bis 1950er Jahren, das Gleiche gilt für Musik- und Revuefilme. Horrorfilme erlebten in den 1970ern ihre Blütezeit. Spionagegeschichten fanden im Kalten Krieg (z.B. die „James Bond"-Serie) größtes Interesse. Kriegsfilme reüssierten nach den Weltkriegen und nach Vietnam. Auch Genres haben „Lebenszyklen".

Quasiindustrielle Filmserien können Genres etablieren und verfestigen. Die langlebigste und ökonomisch erfolgreichste Serie der Filmgeschichte, James Bond, kann das exemplarisch verdeutlichen: Die frühen Verfilmungen mit Sean Connery, George Lazenby und einige mit Roger Moore hatten noch die Romane des Schriftstellers Ian Fleming zur Grundlage. Die späteren, mit Timothy Dalton, Pierce Brosnan oder Daniel Craig waren entweder Remakes älterer Filme oder konstruierten aus Versatzstücken neue Action-Abenteuer: Als alle Vorlagen verfilmt waren, gingen die Produzenten und Regisseure dazu über, nur noch die typischen Ingredienzien der Serie neu und möglichst spektakulär abzumischen: schöne Frauen, rasante Action mit teuren Special Effects, Gimmicks (z.B. Lotte Lenyas [1896-1981] Messer-Schuh – in „Liebesgrüße aus Moskau" [1963]) und Gadgets (Bonds Autos, schießende Kugelschreiber etc.), exquisit gekleidete Hauptdarsteller an exotischen und traumhaft schönen (Urlaubs-) Orten, diabolische Schurken mit Weltherrschaftsphantasien in architektonisch überwältigenden Kommandozentralen des Architekten Ken Adam, etc.[358] „James Bond" entwickelte sich zwar nicht zu einem Genre – das verhinderten schon die Markenrechte – dennoch beeinflusste die Serie das Genre des Action-Films nachhaltig; viele Filme dieses Genres definieren sich über technischen Overkill, rasante Ver-

---

356 Eine instruktive Zusammenfassung der Genrediskussion in: Dorn, M.: Vampirfilme. Ein Beitrag zur Genregeschichte, S. 25-34. Als weitere Metagenres wären u.U. die Komödie oder der Musikfilm anzusprechen, doch umfassen diese keine Ordnungsgruppen von einer dem phantastischen Film vergleichbaren Breite.

357 Kracauer wies darauf hin, „daß sich mit der Einführung des Worts das Interesse an Detektivstücken wieder zu heben scheint." Kracauer, S.: Der Tonfilm bringt es an den Tag, in: FZ 31.7.1930, zit.n.: Ders.: Von Caligari zu Hitler, S. 439. Zu Stummfilmzeiten war das Genre z.T. deutlich action-lastiger. Vgl. Knops, T.R.: Kino der Schreibtische, in: Elsaesser, T./ Wedel, M. (Hg.): Kino der Kaiserzeit, S. 99-119.

358 Zu den Bond-Filmen: Kocian, E.: James-Bond-Filme.

folgungsjagden und die Bond-typische Mischung von schönen Menschen, Orten und flachen (häufig pseudo-politischen) Handlungen.

So verkamen viele künstlerische Ausdrucksmittel im Verlauf der Filmgeschichte zu Stereotypen. Genres leben davon – ein Zuschauer, der in einen Western, Thriller, Liebes- oder Sci-Fi-Film geht, muss wissen, was ihn dort erwartet. Für die Filmherstellung ist das ökonomisch. Die auf die Marktgängigkeit ausgerichteten Companies und ihre Regisseure müssen nicht in jedem Film das Rad neu erfinden, sondern können sich darauf verlassen, dass auch sparsamer Mitteleinsatz vom Publikum richtig gedeutet wird; auf diese Weise ist die „Wirtschaftlichkeit des Erzählens" gewährleistet.

Die stereotype Verfestigung von Rollenbildern, Genres etc. würde den Film allerdings rasch verknöchern lassen. So ist die Grundregel, nach der Kriminalfilme gedreht werden, die „Whodunit"-Story, d.h. „Wer ist der Mörder?". Aber schon in „M – Eine Stadt sucht einen Mörder" (1931) von Fritz Lang (1890-1976) war der Mörder, dargestellt von Peter Lorre, bekannt. Selbst bei manchen Serienkrimis – zuerst in „Columbo" (ab 1968) mit Peter Falk – ist der Bruch mit der vermeintlich ehernen Krimiregel selbst zur Regel geworden. Eine zweite „eherne" Grundregel des Kriminalfilms wird ebenfalls immer wieder unterlaufen: „Crime doesn't pay": Am Ende muss der Verbrecher seiner verdienten Strafe zugeführt werden.[359] Darum braucht jeder Film nicht nur genretypische Regeln, sondern auch ihren Bruch und die Innovation; es regiert ein Wechselspiel von „Schema und Innovation".[360]

Erwartungen der Zuschauer lassen sich auch in einem komplexen Verweissystem zur Aktualisierung älterer filmischer Inhalte nutzen. Die Inhalte, künstlerischen Ausdrucksmittel und Pointen erzielen ihre Wirkung durch Fortentwicklung von und Rückverweis auf schon einmal Gesehenes. John Travoltas Tanzeinlage in „Pulp Fiction" (1993) wirkt nicht *per se* komisch, sondern vor dem Hintergrund seiner frühen Schauspielerfolge in Discofilmen der späten 1970er und frühen 1980er.

So ließe sich die ganze Filmgeschichte durchdeklinieren als Spiel mit Anspielungen. Film ist auch in dieser Hinsicht *Spiel*-Film. Er war seit frühester Zeit selbstreferentiell, da er sich damit selbst stabilisierte. Genres, die einmal entwickelt wurden, verlassen das Universum des Films nie wieder, selbst wenn bestimmte Genres wie Slapstick, Western, Mantel- und Degenfilme oder Sandalenfilme ihre besten Zeiten längst hinter sich haben. Denn selbst die abgedroschensten Konzepte können aktualisiert und wieder aufgegriffen werden, und sei es ironisch. In der Genreparodie hat das Verweissystem beinahe schon wieder ein eigenes (Meta-)Genre entwickelt. Man denke an Roman Polanskis Vampirfilm-

[359] Hier gilt, wie in anderen Fällen auch, die Selbstverpflichtung auf Moralvorstellungen der Gesellschaft: Die „Crime doesn't pay"-Regel war schon in den Don'ts des Hays Office festgeschrieben. Vgl. S. 181 und 362f.

[360] Dorn, M.: Film, in: Faulstich, W. (Hg.): Grundwissen Medien, S. 186-203.

Parodie „Tanz der Vampire“ (1967), Luc Bessons Science-Fiction-Parodie „Das 5. Element“ (1997), Mike Myers James-Bond-Parodie „Austin Powers“ (1997) oder andere Genreparodien. Wenn Leslie Nielsen im Film „Die nackte Kanone (1988) die Polizeigewalt (Erschießung einer ganzen Schauspielerschar, die er bei der kollektiven Vergewaltigung einer Frau ertappt haben will) rechtfertigt, mag der Dialog auf schlichte Gemüter für sich genommen komisch wirken, doch wird zugleich „Dirty Harry“ (1971) alias Clint Eastwood zitiert. Der offensichtliche Unterschied ist, dass in dem Original der Wortwechsel ernst gemeint und in der Klamotte als Thrillerparodie kenntlich gemacht ist.[361]

Zugleich macht das Beispiel deutlich, wie „Filme für alle“ funktionieren: Sie müssen jedem etwas bieten, den schlichtesten ebenso wie den intellektuellsten Gemütern. Das funktioniert, wenn sie auf verschiedenen Ebenen kodiert sind. Das polysemische Programm-Medium Film eignet sich hierzu wie ansonsten vielleicht nur noch die Literatur. Damit kann der Film, so kommerziell er auch in der Regel ist, künstlerischer als alle anderen Medien dieser Geschichte sein. Allerdings nur insoweit er nicht in Schablonen, Genres und Stereotypen erstarrt.

Gegen diese Gefahr kamen in regelmäßigen Abständen Gegenbewegungen zum herkömmlichen Genrekino auf, von der „nouvelle vague“ des französischen, der „new wave“ des britischen Films, des „Neuen deutschen Films“ – alle in den späten 1950er bzw. frühen 1960er Jahren – bis zu den dänischen „Dogma“-Filmen der 1990er, die dogmatisch alles Genretypische verwarfen. Doch nicht diese expliziten Genreablehnungen verhinderten auf Dauer die inhaltliche Erstarrung des Kinos. Vielmehr läuft sich jede programmatische Erneuerungsbewegung irgendwann tot. Der Wechsel von Schema und Innovation wird v.a. durch große Regisseure wie Luchino Visconti (1906-1976), Roberto Rosselini (1906-1977), Ingmar Bergman (1918-2007), Alfred Hitchcock (1899-1980), Chaplin (1889-1977) oder Steven Spielberg vorangetrieben. Stilmittel, die diese ausprobierten, werden irgendwann – zumeist sehr zügig – dem Fundus der Allgemeinverbindlichkeiten zugeschlagen. Allerdings sind die Mittel nicht beliebig kombinierbar. Den Stil des Realismus oder Neorealismus auf das Genre des Fantasyfilms anzuwenden, würde mutmaßlich absurd anmuten, den des *film noir* auf Science Fiction zu übertragen aber keineswegs: Stichwort „Blade Runner“ (1982).

Die großen Regisseure entwickelten ihren eigenen Stil. Obwohl sie nicht alle mit dem Begriff Autorenkino in Verbindung gebracht werden, verwirklichten

---

[361] Die Klamaukfilme mit Nielsen sind eine einzige Aneinanderreihung von Filmzitaten: „Die Nackte Kanon“ thematisiert die Fernsteuerung eines Mörders, damit wird Don Siegels Film „Telefon“ mit Charles Bronson (1977) persifliert. Eine der berühmtesten Filmszenen der Filmgeschichte – aus „Panzerkreuzer Potemkin“ (1925) – zeigt einen Kinderwagen, der nach der Schießerei auf der großen Freitreppe in Odessa diese einsam zwischen den Toten herunterrollt. „The Untouchables“ (1987) zitierte die Szene. Abrahams, Zucker & Zucker persiflieren diese Szene im Auftakt zur „Nackten Kanone 33/3“ (1993) und liefern damit das Zitat eines Zitats. Zur Bedeutung der Parodie für Genres vgl. Tudor, A.: Genre, in: Grant, B.K. (Hg.): Film Genre Reader II, S. 3-10.

gerade sie die Idee am überzeugendsten: Charlie Chaplins Filme sind so speziell wie sein Hauptdarsteller fast schon stereotyp den Tramp und Underdog verkörperte. Ein Film von Woody Allen ist immer als solcher zu erkennen, nicht nur, weil er häufig die Hauptrolle spielte, oder weil Mia Farrow lange Zeit seine Muse und wichtigste Schauspielerin war. Ein Woody Allen-Film ist erkennbar, weil er immer eine Mischung aus Wortwitz, Situationskomik, den Schuss Anarchie, Lebensuntüchtigkeit und Neurosen mischt. Die Filme variieren immer eine leichte Melancholie. Ein Hitchcock ist am bestimmten Thrill, dem „suspense", zu erkennen. Der Zuschauer ist in die Filmhandlung dadurch einbezogen, dass er mehr als die Charaktere – und im Unterschied zu den Film-Personen – genau weiß, dass hinter diesem Vorhang der Mörder steht („Der Mann, der zuviel wusste", 1956) oder in der Filmrolle die Bombe versteckt ist („Sabotage", 1936). Der running gag, in jedem seiner Filme kurz selbst aufzutreten, ist hingegen für den Wiedererkennungswert ohne Wert, da die meisten der Sequenzen so kurz und nebensächlich sind, dass man sie leicht übersieht.[362]

Autorenkino bezeichnet einen Anspruch und im engeren Sinn Filme, bei denen die zentralen Elemente der Ausführung (insbesondere Drehbuch und Regie) in einer Hand vereinigt sind. Der Begriff (in seiner modernen Bedeutung) wurde 1948 von dem französischen Filmtheoretiker Alexandre Astruc geprägt. Insbesondere das französische Kino (François Truffaut, Jean-Luc Godard, Claude Chabrol, Eric Rohmer) profitierte vom Autorenkino. Im erweiterten Sinn können aber auch Filme dem Autorenkino zugerechnet werden, bei denen die inhaltlich-thematische Vorliebe und die stilistisch-handwerkliche Handschrift des Regisseurs überdeutlich ist (z.B. Woody Allen oder Alfred Hitchcock); das gilt auch für die heute eher pathetisch wirkenden „neorealistischen" Inszenierungen eines Roberto Rossellini. Damit ist „Autorenfilm" ein Qualitätsprädikat. In Deutschland bezeichnete „Autorenfilm" zunächst (vor dem Ersten Weltkrieg) die Verfilmung des Romans eines Autors.[363]

Stilrichtungen und Narrative

Die Stilrichtungsentwicklung des Films wurde von technischen und kulturell-gesellschaftlichen Einflüssen vorangetrieben. Die „Films" der Frühphase zeigen Genreszenen, Kartenspieler, fahrende Züge, Menschen und Tiere in Bewegung, Effekte (rückwärts laufende, geisterartige Errichtung von eingestürzten Mauern, zerbrochenen Scheiben etc.). Sie dienen nicht der Erzählung von Handlungssträngen, sondern der Darstellung der technischen Neuigkeit des Films. Die „Vossische Zeitung" berichtete am 29.4.1896: „Der Kinematograph Lumière

[362] Grundlegend: Truffaut, F.: Hitchcock. Detailliert: Vogel, A.: Directing the Audience, S. 163-174.
[363] Rother, R. (Hg.): Sachlexikon Film, S. 25-27.

liefert Bilder von berückender Wirkung." Der Schock, der angeblich durch die Fahrt einer Lokomotive in die Kino-Zuschauer hinein in einem der frühen Lumière-Filme („L'arrivèe d'un train en Gare à La Ciotat") ausgelöst worden sein soll, geht vermutlich auf einen übertriebenen Bericht des russischen Journalisten und Schriftstellers Maxim Gorki (1868-1936) zurück. Vielmehr spendete „das Publikum [...] den Vorführungen reichlich Beifall". Schon bald werden Erzähltechniken im Anschluss an Roman und Theater des 19. Jahrhunderts entwickelt. Georges Méliès (1861-1938), ursprünglich Schausteller und Zauberer, war einer der ersten, die auf filmische Erzählungen setzte. U.a. schuf er den tricktechnisch bedeutsamen Film „Reise zum Mond" (1902). Martin Scorsese hat Méliès und der Geburt des Kinos unlängst mit dem 3D-Film „Hugo Cabret (2012) ein Denkmal gesetzt.[364]

Langfilme, die sich klassischer und neuer Stoffe annahmen, entstanden in vielen industrialisierten Ländern. Vorreiter waren die USA, Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Italien. Zudem verfeinerten sich die technischen Mittel der Inszenierung. Zahlreichere, kürzere Einstellungen dynamisierten und dramatisierten die Filmhandlung. Variationen von Großaufnahme, Totale oder das Spiel mit der Tiefe des Raumes sorgten für Abwechslung. Die anfangs aus technischen Gründen statische Kamera wurde in Bewegung gesetzt – zunächst „virtuell" in Schuss und Gegenschuss am Schneidetisch, später während des Drehens als fahrende Kamera. Immer raffiniertere Tricktechniken von der Stop-Motion-, d.h. Einzelbildaufnahme, bis zum blue-screen u.a. wurden erst vereinzelt ausprobiert und schließlich allgemeingültiges Handwerkszeug. Die verschiedenen Kinoländer trugen mit Erzähl- und Montagetechnik, aber auch Sujets jeweils Eigenständiges zur Entwicklung des filmischen Universums bei. „Montage" ist z.B. eine ursprünglich französische Technik, so dass sich der Begriff in allen Sprachen durchsetzte. Mit „mise en scène" sind die „ins Bild setzenden" Entscheidungen des Regisseurs über die Anleitung der Schauspieler bis zu grundsätzlichen Ausleuchtungsfragen gemeint. Auch die Protagonisten des sowjetischen Films waren Meister der Montage und Inszenierung: z.B. Sergej Eisenstein (1898-1948) mit seinen emotional aufwühlenden Gegenschnitten.

- Montage und Inszenierung erlaubten die Ausbildung des Erzähl-Mediums Kino.

Bei der Auswahl historischer Stoffe griff jeder nationale Film auf die eigene Geschichte zurück. Im italienischen Kino wurden Bilder der römischen Vergangenheit beschworen. Das französische Kino bevorzugte den impressionistischen Stil, d.h. versuchte mit Spezialeffekten, auch innere Vorgänge darzustellen. Ein epochemachendes Historiendrama war der Langfilm „Birth of a Nation" (1915), in dem David W. Griffith (1875-1948) die US-amerikanische Geschichte thema-

[364] Schmidt, J.N.: Vom Drama zum Film, in: Segeberg, H. (Hg.): Mobilisierung des Sehens, S. 261-277. Zu Gorki: Segeberg, H.: (Stadt-) Wahrnehmung, in: Ebd., a.a.O., S. 347-350. Müller, C.: Anfänge, in: Ebd., a.a.O., S. 300, 306.

tisierte. Für die USA gilt die Herausbildung des Hollywoodkinos mit seinen Erzählstandards um 1917 als abgeschlossen. Die Anfänge der „Traumfabrik" mit ihren durchgestylten Serienprodukten wurden früh gelegt.[365]

In Deutschland erzielte der Film in den Jahren um 1920 den künstlerischen Durchbruch. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte er sich langsam aus der Varieté-Vergangenheit gelöst. Quantitativ und qualitativ begann eine goldene Zeit des deutschen Kinos. Der deutsche Film versuchte in expressionistischem Stil Ähnliches wie der französische mit anderen Mitteln zu erreichen. Der expressionistische Film erlebte seine Blüte zwischen 1919 und 1924 – eine erste zusammenfassende Würdigung erschien schon 1926.[366] Im engeren Sinn wird man wohl nur wenige Filme dem Expressionismus zurechnen dürfen, wenn sie mit filmischen Mitteln den Expressionismus in Malerei und Theater aufgriffen, die Hauptfiguren psychologisch zeichneten und darauf zielten, Film als Kunstform zu etablieren.

Die Gleichzeitigkeit mit den frühen Krisenjahren der Republik hat viele Filmhistoriker bewogen, in den expressionistischen Filmen ein Gleichnis auf Weltkriegskatastrophe und Nachkriegskrise zu sehen. In „Der Golem, wie er in die Welt kam" (1920) von Paul Wegener (1874-1948) war die jüdische Gemeinde von Prag dem Einfluss der Sterne schutzlos ausgeliefert. In Fritz Langs „Der müde Tod (1921) wollte eine junge Witwe ihren früh Verstorbenen aus dem Reich der Toten zurückholen. „Nosferatu" (1921/22) von Friedrich Wilhelm Murnau (1888-1931), das Vorbild aller Drakula-Filme, setzte ausleuchtungs- und erzähltechnisch einen Meilenstein. Der Film lässt sich als Analogie auf die gefährdete bürgerliche Existenz, in die jederzeit das Grauen einbrechen kann, lesen.[367]

Das gilt auch für den berühmtesten Film der deutschen Frühphase nach dem Krieg: „Das Cabinett des Dr. Caligari" (1919) von Robert Wiene (1873-1938). Jerzy Toeplitz interpretierte den Film als „Auflehnung gegen die verbrecherische Gewalt".[368] Siegfried Kracauer (1889-1966) deutete den Film als Vorahnung von Hitler. Die Drehbuchautoren Hans Janowitz (1890-1954) und Carl Mayer (1894-1944) hätten eine antiautoritäre Botschaft vermitteln wollen. Das Endprodukt sei mit einer Rahmenhandlung versehen worden, die den ursprünglichen Sinn völlig verfremdet habe – das ist später konstruierte Legende.[369] Da scheint es besser,

---

[365] Toeplitz, J.: Geschichte des Films, Bd. 1, S. 47-133, 181-472. Arnheim, R.: Film als Kunst, S. 38f, 52, 66, 74f., 98-106, 153-163. Salt, B.: Der frühe deutsche Film, in: Elsaesser, T./ Wedel, M. (Hg.): Kino der Kaiserzeit, S. 318-335.

[366] Kurtz, R.: Expressionismus. Kurtz zählt v.a. „Caligari", „Von Morgens bis Mitternacht", „Genuine", „Haus im Mond", „Raskolnikow" und „Das Wachsfigurenkabinett" hierzu, vgl. S. 61-80.

[367] Elsaesser, T.: Einleitung, in: Elsaesser, T./ Wedel, M. (Hg.): Kino der Kaiserzeit, S. 11-42. Kaes, A.: Weimarer Republik, in: Jacobsen, W./ Kaes, A./ Prinzler, H.H. (Hg.): Geschichte des deutschen Films, S. 47-54.

[368] Toeplitz, J.: Geschichte des Films, Bd. 1, S. 217.

[369] Es war, das machen text- und typoskriptkritische Überprüfungen der Drehbuchversionen deutlich, nur die eine Rahmenhandlung durch die andere ersetzt worden. Jung, U./ Schatzberg, W.: Drehbuch

sich jeglicher psychologischer Analyse des Expressionismus im Allgemeinen und des „Dr. Caligari" im Besonderen zu enthalten. Die Deutung der deutschen Filme der Weimarer Republik als mentalitätshistorische Indizien, die Kracauer in seiner bedeutenden Studie vornimmt, wird heute von der Forschung kaum noch geteilt. Zumal Kracauer nicht nur im Falle des Drehbuchs zu „Caligari" wenig quellenkritisch vorging. Ungeprüft übernahm er beispielsweise auch Fritz Langs Behauptung, schon lange vor 1933 ein erbitterter Gegner Hitlers gewesen zu sein.[370]

Soweit es sich ersehen lässt, wirkten die expressionistischen Filme auf Publikum und Kritiker wie die suggestive Übersteigerung des alten Mediums Theater. Siegfried Kracauer erklärte „Dr. Caligari" zu einem der meistdiskutierten Filme seiner Zeit, der zugleich „zu intellektuell" gewesen sei, um in Deutschland populär zu werden.[371] Kurt Tucholsky lobte „Dr. Caligari" in den höchsten Tönen:

> „Der Film spielt – endlich! endlich! – in einer völlig unwirklichen Traumwelt, und hier ist ohne Rest gelöst, was seinerzeit bei der Inszenierung der 'Wupper' im Deutschen Theater erstrebt wurde und nicht ganz erreicht werden konnte." Zugleich jedoch: „Das Publikum schwankte zwischen Heiterkeit und Unverständnis."[372]

Auf Unverständnis stieß der Film auch bei anderen professionellen Kritikern. Die mangelnde Eindeutigkeit war dem deutschen „Studio-Konstruktivismus" (Paul Rotha) eigentümlich. Die expressionistischen Filme verzichteten bewusst auf Außenaufnahmen und setzten auf Beleuchtungseffekte, überstarke Betonung der Mimik sowie die Konstruktion irrealer Welten durch eine artifizielle Filmarchitektur. Somit standen sie dem Theater näher als die frühen „Films" und die späteren Filme. Fast zur gleichen Zeit hatte der Theaterregisseur Max Reinhardt (1873-1943) seine Aufmerksamkeit ebenfalls den Lichteffekten zugewandt. Sie sind wohl der wichtigste Beitrag der deutschen zur internationalen Filmentwicklung.[373] Während die Filmgeschichtsschreibung den deutschen Studio-Konstruktivismus dafür schätzt, war das zeitgenössische Publikum von den künstlerisch ausdrucksstarken Filmen auf die Dauer weniger begeistert. Die Machart nutzte sich so schnell ab, dass „Dr. Caligari" nachträglich zugleich als Beginn *und* Höhepunkt des filmischen Expressionismus gelten kann.[374]

---

gegen die Caligari-Legenden, in: Das Cabinet des Dr. Caligari, S. 114f., 125f. Vgl. Kracauer, S.: Caligari, S. 71-74. Hierzu jetzt sehr detailliert Brill, O.: Caligari-Komplex, insb. S. 115-135 und 289-293.

370 Vgl. Kracauer, S.: Caligari, S. 229.

371 Kracauer, S.: Caligari, S. 78 und 84.

372 [Tucholsky, Kurt:] Dr. Caligari, in: WB 1. Hj. 1920, Nr. 11 (11.3.1920), S. 347f. Weitere zeitgenössische Rezensionen in Brill, O.: Caligari-Komplex, S. 307-331.

373 Kracauer, S.: Caligari, S. 67-83. Zur künstlerischen Entwicklung des Films in der Weimarer Republik vgl. insbesondere Eisner, L.H.: dämonische Leinwand, S. 21-31, pass. Mühl-Benninghaus, W.: Theater und Medien, in: RuG, 22/1996, Nr. 2/3, S. 108.

374 Toeplitz, J.: Geschichte des Films, Bd. 1, S. 218. Allerdings lässt sich noch Fritz Langs „Metropolis" (1927) in die Tradition des Expressionismus stellen.

Die Abkehr vom betont wirklichkeitsfernen Film ließ nicht lange auf sich warten. Eine größere äußere Wirklichkeitstreue wurde in Richtung der Vergangenheit und der Gegenwart gesucht. Für Filme, die ein vorgeblich realistisches Bild der Vergangenheit boten, kann die „Fridericus Rex"-Staffel gelten (seit 1921/22). Das Publikum identifizierte den Hauptdarsteller Otto Gebühr mit Friedrich II., so dass der Berliner Witz kolportierte, Gebühr schreibe gerade an seinen Memoiren: „Wie ich den Siebenjährigen Krieg gewann".[375]

Es muss nicht betont werden, dass diese Filme nur vordergründig wirklichkeitsnäher als die expressionistischen waren.[376] Sie verzichteten auf bewusste Verfremdungen und wollten stattdessen in den Äußerlichkeiten möglichst detailgetreu und historisch genau sein. Die verkündeten Botschaften waren es deshalb nicht. Doch gerade weil die Kostümierung stimmte, fiel die subtilere Wirklichkeitsverfälschung weniger auf als die bewusste der expressionistischen Filme. Mit Überwindung der technischen Unvollkommenheit der frühen „Films" und der Deutungsambivalenz der expressionistischen Filme verstärkte sich das massenbeeinflussende Potential des Films.

Vordergründig noch realistischer wurde der Film durch die Einführung des Tons. Noch Anfang der 1920er Jahre hatte Carl von Ossietzky (1889-1938) feststellen können: „Das Kino ist eine fabelhafte Lockung. [...] Und doch, ... was sind die bloßen Grimassen neben dem Spiel sprechender Menschen. Alles im Schauspiel ist der Klang der Stimme."[377] Die frühe Filmkritik hat daher die ersten unvollkommenen Vertonungsversuche (mit parallel gespielten Schallplatten) abgelehnt: „Die Filmkunst darf den akustischen Film nie beachten; denn des künstlerischen Films Wesenheit und Hauptstärke liegt – in seiner Stummheit," schrieb 1922 ein Kritiker. Und der große Theaterkritiker Herbert Ihering (1888-1977) sekundierte: „Als es gelang, [...] den Film sprechend zu machen, hörte der Film auf zu existieren."[378] Rudolf Arnheim (1904-2007) beklagte in seiner wegweisenden kunstästhetischen Betrachtung des Films, der Tonfilm gebe sich zu wenig Mühe. Da die „Transkription ins Optische" fehle, werde das Publikum nicht mehr aktiviert, sondern nehme die explizierte (Audio-) Botschaft nur noch beiläufig war.[379] Die Tatsache, dass vor allem Theater- und Kunstkritiker in der zusätzlichen akustischen Dimension das Ende des künstlerischen Films sahen, sollte zu denken geben: Sie gaben in den Verdikten (in-)direkt ihrer Furcht Aus-

375 Feld, H.: Potsdam gegen Weimar, in: Marquardt, Axel (Hg.): Preußen im Film, S. 72.

376 Deshalb wurde der erste Fridericus-Rex-Film zum Gegenstand heißer öffentlicher Auseinandersetzungen. Kreimeier, K.: Ufa, S. 112-114.

377 Ossietzky, Carl von: Freude an der Komödie. Das Theater in der Vorstadt, in: Berliner Volks-Zeitung 6.3.1921, hier in: Ders.: Sämtliche Schriften, Bd. 1, Nr. 134, S. 360.

378 Zit.n.: Mühl-Benninghaus, W.: Wende vom Stumm- zum Tonfilm, in: RuG, 24/1998, Nr. 4, S. 211f. Grundsätzlich zur Funktion und Wirkung von Sprache und Ton im Film: Kracauer, S.: Theorie des Films, S. 147-158.

379 Arnheim, R.: Film als Kunst, S. 112.

druck, mit dem Tonfilm werde das Kino für das Theater zur vollwertigen Konkurrenz.[380]

Auch der Film setzte sich wiederholt mit dem Medienwandel auseinander: Die pantomimische Tanz- und Nonsense-Gesangsnummer, die Charlie Chaplin am Ende von „Moderne Zeiten" (1936) aufführt, war Statement zum Tonfilm: Charlie, der sich den Text nicht merken kann, hat ihn sich auf die Manschette schreiben lassen und bei den ersten Tanzschritten verloren. Nun will er nicht singen, seine Partnerin bedeutet ihm im Zwischentitel: „Sing!! Never mind the words." Charlie singt darauf – zum ersten Mal hört man in einem seiner Filme seine Stimme – ein pantomimisch unterstütztes Kauderwelsch, bei dem jeder Zuschauer versteht, dass er ein junges Paar vom Kennenlernen bis hin zu Heirat und Kindern persifliert: d.h., der Tonfilm erkläre nichts, was mit den Mitteln der Pantomime nicht auch gezeigt werden könnte. In Chaplins zugleich letztem Stumm- und erstem Tonfilm beklagt er mithin, dass die eigene künstlerische Stärke, die noch vom Varieté geprägte Pantomimen-Darstellung, durch den medialen Wechsel an den Rand gedrängt werde. Andere Filme – z.B. „Singin' in the Rain" (1952) oder „The Artist" (2012) – machten den Fall der Stumm- und den Aufstieg neuer Tonfilm-Stars sogar zum Thema. Der weitgehend als Stummfilm gedrehte „The Artist", eine Hommage an den Film der 1920er und 1930er Jahre (und in den Eingangsszenen ein Remake von „Singin' in the Rain"), lieferte dabei wie „Moderne Zeiten" den Kommentar zum Aufstieg des Tonfilms im Zwischentitel – diesmal nur mit anderer Wertung: In einer Eheszene fordert die Frau von Jean Dujardin (alias George Valentin = Rudolfo Valentino), dem stummen Star: „We have to talk, George".

Der Wechsel vom Stumm- zum Tonfilm wie der vom Schwarz-Weiß- zum Farbfilm provozierte Debatten über die künstlerischeren Ausdrucksmöglichkeiten. Einerseits stimuliert die technische Beschränkung den künstlerischen Ausdruck. Alfred Hitchcock meinte: „When we tell a story in cinema, we should resort to dialogue only when it's impossible to do otherwise." François Truffaut (1932-1984) sekundierte: „Whatever is said instead of being shown is lost upon the viewer."[381]

Andererseits erlauben Ton und Farbe weitere künstlerische Dimensionen. Daher sind Pauschalurteile fragwürdig. Virtuosen der Tonmischung oder der Farbgestaltung führen sie immer wieder *ad absurdum*. Dabei sind die Wege zwar verschieden, das Ziel ist jedoch immer das Gleiche: Der geschickt eingesetzte Ton (Musik, Sprache, Geräusche) steigert die Wirkung des Films ebenso wie es die Farbverwendung – und vielleicht dereinst 3D – kann. Schon Fritz Lang setzte in „M" meisterhaft die kurze, gepfiffene Melodie ein, um die Zuschauer akustisch auf den Kinderschänder hinzuweisen. Und die szenenübergreifende Tonspur, in der beratschlagende Kriminalbeamte Sätze aus dem Ver-

[380] Arnheim, R.: Film als Kunst, S. 194-198.
[381] Zit.n. Vogel, A.: Directing the Audience, S. 40 u. 48.

brecher-Rat vervollständigen und umgekehrt, beeindrucken in ihrer Raffinesse noch immer. Hitchcock, der auch den ersten englischen Tonfilm („Blackmail", 1929) drehte, war, wie er in der dramatischen Verstärkung eines Frauenschreis durch das Pfeifen einer Dampflok in „39 Stufen" (1935) bewies, selbst ein Meister der Sound- wie der Farbeffekte. Truffaut hat mit dem Thriller „Die Braut trug Schwarz" (1967) ein Meisterwerk symbolischer Farbverwendung auf die Leinwand gebracht. [382]

Der Wechsel der Filmtechnik veränderte die Inhalte, besonders deutlich beim Wechsel vom Stumm- zum Tonfilm. Dabei war der Stummfilm, dank Kinoerzähler und Musikbegleitung, nie ganz stumm gewesen. Mit dem Tonfilm endete (mehr oder minder) die theaterähnliche Einteilung der Filme in Akte. Unter- und Zwischentitel hatten in den Stummfilmen nicht gestört, sondern zur Erklärung gedient. Mit dem Übergang zum Tonfilm fehlte es zunächst an geeigneten Dialogdrehbüchern; Theaterverfilmungen erlebten deshalb in den Jahren um 1930 eine kurze Renaissance. In den USA sprach man vom „canned Theater", das sich der Broadway-Stücke bemächtigte. Filme, die als Stummfilm schon einmal in die Kinos gekommen waren, wurden als Remake erneut abgedreht oder nachvertont. Noch wichtiger: Alte Genres starben, neue kamen auf, z.B. der Untergang des klassischen Slapstick und die Geburt der dialoglastigen Screwball-Comedy sowie des Musicals etc. Die Attraktivität der frühen Disney-Zeichentrickfilme – „Steamboat Willy" (1928) ist der erste – rührte zum Teil von ihrer Vertonung her.[383]

Als der Farbfilm seit Ende der 1930er Jahre seinen langsamen, aber unaufhaltbaren Siegeszug begann, waren die inhaltlichen Auswirkungen weniger gravierend und der mediale Wandel dauerte länger. Vielleicht lag beides daran, dass mit farblicher Einfärbung (Viragierung) und Handkolorierung schon die Schwarz-Weiß-Filme in Ansätzen farbig gewesen waren. Jedoch bot die neue Technik erneut die Chance, mit Remakes von ehedem erfolgreichen Stoffen noch einmal Geld zu verdienen. Von „Ben Hur" gibt es nicht nur den opulenten Farbfilm von 1959; der Stummfilm von 1924-26 war ein ähnlicher Blockbuster und auch ähnlich teuer. Remakes von Klassikern lassen die Kritiker zwar zumeist die Nase rümpfen, dem kommerziellen Erfolg standen diese Wertungen aber selten im Weg.[384] Den Farbfilm dominierten zunächst Ausstattungsfilme wie „Gone with the wind" (1939) oder „Cleopatra" (1962).

Noch geringer scheinen die Auswirkungen eines dritten bedeutsamen Technikwechsels – vom analogen zum digitalen Film – zu sein. Neue Digitaltechniken erlauben zwar Filme wie „Twister" (1996), Wolfgang Petersens „Der Sturm"

---

382 Marschall, S.: Farbe, S. 140-166, 246-269, 399-417. Le Berre, C.: Truffaut, S. 88-97.

383 Segeberg, H.: Audiovision, in: Ders./ Schätzlein,F. (Hg.): Sound, S. 47-52. Göttert, K.-H.: Ton, in: Ebd.: a.a.O., S. 60-73.

384 Eine erste Verfilmung des Romans von Lew Wallace datiert von 1907. Druxman, M.B.: Make it again, Sam, S. 32-37.

(2000) oder riesige – im Computer generierte – Materialschlachten in Peter Jacksons „Lord of the Rings"-Trilogie (2001-2003) und in George Lucas Prequels (1999-2005) zu der ersten „Star Wars"-Trilogie (1977-1983). Aber man hat den Kampf mit Elementen und Kreatur schon eindrucksvoll von Gregory Peck als Captain Ahab in John Hustons „Moby Dick" (1956) gesehen. Nur wirkte die aufgewühlte See weniger realistisch. Tierähnliche Monsterkreaturen wurden seit „King Kong" (1933) und den „Godzilla"-Streifen (1954ff.) bis hin zu Steven Spielbergs Dinosaurier in „Jurassic Park" (1993) perfektioniert. Leonardo da Vincis Grundregel, wer einen furchteinflößenden Drachen zeichnen wolle, müsse verschiedene Bestien kombinieren (Hunde mit Bären, Raubkatzen und anderen Tieren) gilt immer noch. Sie ist im digitalen Film mit höchster Präzision umzusetzen. Und die Cinescope-Ausstattungsfilme der 1950er und 1960er hatten mit nicht minder beeindruckenden Massenszenen aufgewartet wie die zitierten Fantasy- bzw. Science-Fiction-Abenteuer.

Realismus und Perfektion der Darstellung verbesserten sich in den mehr als einhundert Jahren Filmgeschichte zunehmend. Sofern das Budget es zuließ, hatten die Produzenten immer schon nach dem Optimum gestrebt. Das gilt für die vorfilmischen Kulissendarstellungen der Laterna Magica, für die gemalten Kulissen der „Reise zum Mond" (1902) über die „blue screen Technik" bis ins digitale Zeitalter.[385] Die Digitaltechnik erlaubt heute die realistische Inszenierung der unrealistischsten Handlungen: Stunts – z.B. Tom Cruise in „Mission Impossible" (1996), „Matrix" (1999), „MI: 2" (2000) oder „James Bond" (seit 1962) etc. – werden über jegliches Maß der Glaubwürdigkeit hinaus gesteigert. Realismus ist jedoch nicht alles, Kino war und ist immer Traumfabrik gewesen. Mit allen erzählenden und technischen Mitteln – Montage, Inszenierung, (digitale) Tricktechnik etc. – ist Film immer suggestiv und „bigger than life" gewesen. Da jedoch erst die Sehgewohnheiten des Publikums die Wirkungsmöglichkeiten konstituieren, hat „Realismus" verschiedene Ebenen. Der Mystery-Thriller „Blair Witch Project" (1999) zog seine Attraktivität gerade aus der mangelnden Perfektion, den wackelnden Aufnahmen und der geschickt gemischten Tonspur. So simulierten die Produzenten einen Dokumentarfilm und damit die Authentizität des Dargestellten.

Daher bleibt abzuwarten, was der Wechsel zu 3D-Produktionen als dem derzeit letzten technisch-ästhetischen Trend einlösen wird. Martin Scorsese ist sich unsicher: „Heute ist alles möglich, niemand weiß, wo es langgeht." Doch andererseits, setzt er hinzu: „Das alte Kino des Zelluloids verschwindet, das bewegte Bild verändert sich grundlegend durch die neuen Techniken. Aber erzählt wird immer noch eine Handlung in bewegten Bildern."[386] James Camerons „Avatar" (2009) wie der Schluss der Harry-Potter-Reihe (2011) konnten die räumliche Wirkung noch nicht irritationsfrei erzielen. Das mochte daran gelegen haben,

[385] Vgl. Arnheim, R.: Film als Kunst, S. 114-127.
[386] Scorsese, M./ Nicodemus, K.: Interview, in: DZ 9.2.2012, Nr. 7, S. 52.

dass schon der „2D-Film“ dreidimensional funktioniert hatte: Jeder Regisseur arbeitete, soweit es ihm die jeweilige Filmtechnik erlaubte, mit Tiefenschärfe und lenkte durch Fokussierungen und Unschärfen die Aufmerksamkeit der Betrachter. Die Zuschauer rekonstruierten (in ihrem Kopf) die fehlende Räumlichkeit. In kaum zu übertreffender Meisterschaft hatte schon 1941 Orson Welles die räumliche Tiefe in „Citizen Kane“ strukturiert, um die Zuschauerwahrnehmung zu lenken. Im Vergleich dazu setzte James Cameron die 3D-Technik eher plakativ als filmisch motiviert ein; seine technisch aufwendig geschaffene Räumlichkeit erinnert noch an die Kulissentiefe eines Guckkasten-Puppentheaters aus dem 19. Jahrhundert.

Ein handwerklicher Fehler, der nur aus der „Citizen Kane“-Tradition des Filmdrehs erklärlich ist, unterlief David Yates, dem Regisseur des letzten „Harry Potter“-Films; er drehte einerseits in 3D und mochte andererseits in etlichen Szenen nicht auf die unterschiedliche Scharfstellung von Vorder- und Hintergrund verzichten. Die Aufmerksamkeitssteuerung, welche die Zuschauer aus 2D-Filmen gewohnt sind, widerspricht aber dem natürlichen Sehen, das eine ungleich größere Tiefenschärfe hat als das beste Kameraobjektiv. Somit zerstörte das alte Hilfsmittel der Regie die Illusion der Räumlichkeit. Wesentlich besser hat Wim Wenders in dem Tanz-Dokumentarfilm „Pina“ (2011) über die Choreographin Pina Bausch (1940-2009) dies Problem gelöst, weil er die neue Technik ganz der filmischen Aussage unterordnete und sie kein Selbstzweck war.

3.3 Die politische und inhaltliche Ausdifferenzierung der Rundfunksysteme

3.3.1 Rundfunksysteme idealtypisch: staatlich, privatrechtlich, öffentlich-rechtlich

Die bislang behandelten Medien Presse und Film hatten sich ohne zentrale Steuerung ausdifferenziert und folgten dabei angebotsgetriebenen ökonomischen Kalkulationen einerseits und nachfrage- und bedürfnisorientierten Nutzungsmustern andererseits. Im Unterschied dazu griffen in die Ausdifferenzierung des Rundfunks die staatlichen Instanzen in den meisten Ländern von Beginn an erheblich stärker ein. Hinzu kam – insbes. in den letzten beiden Jahrzehnten – als wichtige (De-)Regulierungsinstanz die EU.

Die nationalen Rundfunksysteme entwickelten sich erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. In den meisten europäischen Ländern nahmen in der ersten Hälfte der 1920er Jahre Rundfunksender ihren Betrieb auf. Während die Gesetzgebung zu Presse und Film v.a. als Reaktion auf medientechnische und -ökonomische Veränderungen interpretiert werden muss, war es beim Rundfunk anders. Zwar wurden die Staaten und ihre Gesetzgeber auch hier erst aktiv,

nachdem das Medium technisch existierte. Das Programmmedium Rundfunk setzte jedoch kommunikationspolitische Entscheidungen voraus. Schon die drahtlose Telegrafie, erst recht der Rundfunk, wurde von den staatlichen Entscheidungsträgern als hoheitliches Vorrecht verstanden. Aus diesem Grunde war und ist in allen Staaten Rundfunkpolitik und -gesetzgebung v.a. ein arbiträrer Akt, d.h. vom Willen politischer Entscheidungsträger abhängig. Rundfunkpolitik ist *der* konstituierende Faktor für die weitere Entwicklung von Rundfunkmarkt (ökonomisch) und -system (politisch). Obwohl sich die technischen, ökonomischen und kriegsbedingten Voraussetzungen des Rundfunks in vielen Staaten ähnelten, entwickelte sich die politische Ausgestaltung nicht notwendiger Weise im Gleichschritt.

Der Rundfunk wurde entweder staatlich organisiert (UdSSR, NS-Deutschland, DDR, weitere sozialistische Staaten, aber auch Frankreich), oder es wurde ein öffentlich-rechtliches Modell à la BBC in Großbritannien eingeführt. Dem Modell der BBC folgten Dänemark, Schweden, einige Staaten und Kolonien des Commonwealth. In anderen Staaten (USA und Lateinamerika) dominierte der private Rundfunk. Dabei hat die Rundfunkgeschichte etliche Mischformen entwickelt. Derzeit stehen in den meisten parlamentarischen Demokratien staatliche neben privaten Sendern. Die Öffnung für private Programmanbieter erfolgte zeitversetzt. Das „Independent Television" in England wurde 1954/55 eingeführt, der erste private Sender Frankreichs, der Pay-TV-Sender „Canal Plus", ging 1984 auf Sendung. Im gleichen Jahr startete Deutschlands erster Privatsender RTLplus, Sat 1 folgte ein Jahr später. In Deutschland dominierte beim Privatfernsehen von vornherein das Free-TV.[387]

- Als staatlich werden Rundfunksysteme bezeichnet, in denen die Rundfunksender vom Staat in vielfältiger Weise abhängig sind: bei Personalauswahl, Struktur- und Programmentscheidungen, sowie in finanzieller Hinsicht. Staatliche Rundfunksysteme transportieren keine plurale Meinungsvielfalt, sondern die Sender sind Sprachrohr der Regierung oder der herrschenden Partei. Die Finanzierung erfolgt über staatliche Zuwendungen, Steuern oder auch zweckgebundene Gebühren.
- Öffentlich-rechtliche Rundfunksysteme hingegen sollen staatsfern organisiert sein; die Sender sind eigenständige juristische Personen. Der Gesetzgeber formuliert nur den öffentlichen Auftrag und den gesetzlichen Rahmen. Personal-, Struktur- und Wirtschaftsentscheidungen fallen weitgehend autonom. Bei öffentlich-rechtlichen Systemen sind die Sender in der Regel binnenplural organisiert: Verschiedene gesellschaftliche und politische Gruppen kontrollieren die Sender gemeinsam und sollen ausgewogen zu Wort kom-

[387] Zu den internationalen Entwicklungen der letzten vier Jahrzehnte vgl. das vom Hans-Bredow-Institut herausgegebene Internationale Handbuch für Rundfunk und Fernsehen/ Internationale Handbuch Medien (seit 1957). Ein aktueller komparativer Zustandsbericht in: Mattern, K./ Künstner, T.: Fernsehsysteme, in: Hamm, I. (Hg.): Zukunft des dualen Systems, S. 15-204.

men. Das gilt auch für Minderheiten. Die Finanzierung erfolgt in der Regel über Steuern und/oder zweckgebundene Gebühren, partiell auch über Werbefinanzierung.

- Private Rundfunksysteme zeichnen sich durch Sender in privatrechtlicher Verantwortung aus. Der Gesetzgeber gibt der Vielzahl der privaten Sender nur den Rahmen der Marktorganisation vor und verpflichtet die Sender auf Einhaltung allgemeiner Gesetze. Meinungsvielfalt wird – analog zur Presse – durch die Vielzahl der Sender, also außenplural, erzeugt. Die Finanzierung ist über den Verkauf von Werbung, den von Programmen oder den von Rundfunk- und Fernsehgeräten denkbar.

  Daher lässt sich der Rundfunk nach verschiedenen Prüfkriterien ordnen:

Tabelle 3-2: Prüfkriterien für Rundfunksysteme

	staatlicher Rundfunk	*öffentlich-rechtlicher Rundfunk*	*privater Rundfunk*
Finanzierungsart	zumeist Steuern, aber auch Gebühren	zumeist Gebühren, aber auch Steuern und Werbung	Werbung oder Bezahlsysteme
Struktur-, Programm-, Personalentscheidungen	extern, von Partei und Staat oktroyiert	intern, Gesetzgeber formuliert Rahmen	intern, Gesetzgeber regelt Lizenzierung
Pluralität	keine Pluralität	Binnenpluralität	Außenpluralität
öffentliche Aufgabe	Sprachrohr von Partei, Staat, Regierung	Grundversorgung, Minderheitenschutz	Gesetzestreue (u.U. Grundversorgung)

Die Entscheidung über die grundsätzliche rundfunkpolitische Ordnung (öffentlich-rechtlich, staatlich, privat oder Mischformen) ist eine Folge politischer Willensakte. Arbiträr sind z.B.:

- Grundsatzentscheidungen über das Verbot eines Mediums,
- Bestimmungen zum Schutz des Kulturguts Rundfunk,
- Bestimmungen zum Schutz des Rundfunkmarktes.

So war in Südafrika Fernsehen mit dem Argument, es sei eine „deadly weapon to undermine the moral of the white man" und sogar in der Lage „to destroy great empires", bis 1976 verboten. Auch andere asiatische Länder, kleine Fürstentümer im Himalaja, die Mongolei und andere Staaten führten aus grundsätzlichen Erwägungen das „westliche" Medium Fernsehen erst sehr spät ein. Regulierungen zum Schutz der einheimischen Kultur argumentieren für Maßnahmen gegen Überfremdung, insbesondere durch die US-amerikanische Kulturindustrie. Die fremde Kultur gebe schlechte Beispiele, fördere Gewalt, Sex und Mate-

rialismus.[388] Die Argumente sind praktisch mit denen identisch, die zu Film und Video gesammelt wurden. Sie richten sich zudem hauptsächlich gegen die filmische Software für das Fernsehen. Wenn die Programme überhaupt in den heimischen Markt gelassen werden, so gelten zumindest Einfuhrquoten. Damit lässt sich die kulturelle Argumentation häufig nicht von der ökonomischen trennen.

In der DDR wurde 1958 beispielsweise ein Anteil von mindestens 60% Komponisten aus sozialistischen Staaten vorgeschrieben. In Großbritannien galt für private Sender, nicht mehr als 14% amerikanischer Serien einzusetzen. 1993 und 1998 wurde die Vorschrift auf 35 bzw. bis zu 45% gelockert. In Frankreich müssen zur Prime-Time mindestens 40% französische Werke ausgestrahlt werden, in der Schweiz wurde nach 2000 über eine Musikquote bei Radioausstrahlungen diskutiert. Die EU-Fernsehrichtlinie (bislang letzte Fassung als „Richtlinie über audiovisuelle Mediendienste" von 2010) versuchte zunächst, eine Quotierung in europäischem Rahmen durchzusetzen. Allerdings standen dem die nationalen Rechtsauffassungen, beispielsweise das deutsche Recht entgegen, so dass sich inzwischen davon nichts mehr in der Richtlinie findet.[389]

Bei aller Betonung des politischen Gestaltungswillens, dürfen auch äußeren Umständen geschuldete „Zwangslagen" nicht übersehen werden. Diese ergaben sich aus technischen und ökonomischen Notwendigkeiten, aber auch aus gezielter „Subversion". So gingen „Offshore", d.h. außerhalb des Kompetenzbereichs der Regulierungsbehörden, seit den späten 1950ern „Piraten" auf Sendung. Ihre Schiffe segelten bevorzugt unter panamesischer Flagge und operierten außerhalb der Hoheitsgewässer der Nord- und Ostseeanrainerstaaten. Die „Piratensender" waren werbefinanzierte Alternativprogramme. Bekanntester Sender war „Radio Caroline" (ab 1964). Nicht „Offshore", aber im Endeffekt die gleiche Wirkung erzielte der luxemburgische Rundfunk. RTL intensivierte zur gleichen Zeit seine Sendungen in die westeuropäischen Nachbarstaaten (Belgien, Niederlande, Frankreich, Deutschland und Großbritannien), um sich einen Teil des dortigen Werbemarkts zu sichern. Hörfunkprogramme in deutscher und französischer Sprache hatte RTL schon seit den 1930er Jahren gesendet. Mittel- und langfristig trug diese kaum zu unterbindende Praxis zur Deregulierung der Rundfunkmärkte in den 1980ern in Deutschland und Frankreich bei – die Briten hatten allerdings Ende der 1960er Jahre die Piratensender erfolgreich unterdrückt. Für

[388] Barnouw, E./ Dizard, W.P./ Guback, Th.: Television history, in: Worth, T.L./ Barnouw, E. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 4, S. 223-227. Mokone-Matabane, S.: South Africa, Status of Media in, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 4, S. 206. Tetzner, K.: Rundfunk in Südafrika, in: RuF, 11/1963, Nr. 4, S. 395.

[389] Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 162. Donges, P./ Künzler, M.: Rundfunkpolitische Modelle in Europa, in: medienheft, 2000, Nr. 14, S. 14-21. Goldhammer, K./ Wiegand, A./ Krüger, E.: Musikquoten im europäischen Radiomarkt. Curran, J.: Media power, S. 31. Dörr, D.: europäische Medienordnung, in: HBI (Hg.): Internationales Handbuch Medien 2009, S. A54-A56. Die EU-Richtlinie „Fernsehen ohne Grenzen" in ihren verschiedenen Überarbeitungen unter http://europa.eu/legislation_summaries/audiovisual_and_media/l24101_de.htm. (August 2012). Vgl. Seufert, W./ Gundlach, H.: Medienregulierung, S. 208-212.

die Schweiz und Österreich spielte der deutsche und italienische Privatfunk dank dem dortigen Deregulierungsvorsprung eine ähnliche Rolle (vgl. S. 203). Beide Systeme wurden von außen zur Deregulierung gezwungen. Ähnliches könnte sich vielleicht wegen des Internets wiederholen. Weltweit sind schon derzeit Programme empfangbar, deren international operierende Sender sich weder um die Auflagen nationaler noch internationaler Regulierungsbehörden kümmern müssen. Obwohl die Piratensender, Webradios, RTL etc. primär ökonomisch motiviert sind bzw. waren, wohnt(e) ihren Rundfunksendungen doch eine unterschwellige politische Dimension inne. Und wie die Beispiele Berlusconi, Kirch und Murdoch zeigen, können gute Kontakte in die Politik nicht schaden.[390]

Die Deregulierungsimpulse, die von den „Offshore"-Sendern ausgingen, wurden durch ökonomische und technologische Entwicklungen verstärkt. Die Wirtschaftskrise der 1970er Jahre setzte die politischen Systeme der westlichen Welt unter Handlungsdruck. IuK-Technologien und damit auch der Rundfunk wurden als Wachstumsmarkt entdeckt. In den europäischen Staaten galt Deregulierung des Rundfunksystems als ein Ausweg aus der Krise. In den 1980er und 1990er Jahren wurde sie umgesetzt. Die technologischen Innovationen (Kabel, Satellit, Digitalisierung) beseitigten Deregulierungshemmnisse wie z.B. den Frequenzmangel. Allerdings wurde der Rundfunk durch die Digitalisierung weniger randscharf. Ob das in eine umfassende Konvergenz der Medientechnologien *und* der nationalen Rundfunkpolitiken münden wird, ist weiterhin offen.

Dabei kommt der EU immer größere Bedeutung auf dem Gebiet des Rundfunks zu. Zwar begrenzt der „Kulturartikel" 167 des Vertrags von Lissabon (ex-§-151 des EG-Vertrags) die EU-Kompetenzen und überlässt in Kultur- und Rundfunkfragen wesentliche Kompetenzen weiterhin den Nationalstaaten. Gemäß dem Subsidiaritätsprinzip wird sogar „jegliche Harmonisierung" ausgeschlossen. Doch da der Rundfunk nicht nur als Kultur-, sondern auch als Wirtschaftsgut (für das Dienstleistungsfreiheit, s.o.) gilt, darf inzwischen kein EU-Staat mehr ausschließlich öffentlich-rechtlichen oder staatlichen Rundfunk betreiben, sondern muss auch private Veranstalter zulassen.[391]

3.3.2 Nationale Rundfunkpolitiken

In vielen Ländern wechselten mit der Zeit die Rundfunkregimente, die Anfänge waren zumeist unreguliert und mehr oder minder lange anarchisch: In der Regel übernahm die Post- und Telegrafenbehörde recht früh die Beaufsichtigung der

[390] Krause-Ablass, G.B.: „Piraten"-Sender, in: RuF 12/1964, Nr. 2/3, S. 181-192. Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 51, 142-144. Briggs, A.: broadcasting in UK, Bd. 5, S. 502-515. Meise, M.: französisches Fernsehen, S. 82-84.

[391] Titel XIII, Art. 167 des Vertrags über die Arbeitsweise der Europäischen Union vom 1.12.2009. Vgl. die Regelung der EU-Wirtschaftskompetenzen in Art. 120-126 ebd. Vgl. Dörr, D.: europäische Medienordnung, in: HBI (Hg.): Internationales Handbuch Medien 2009, S. A41-A63.

Ordnung. Während in Deutschland der Nationalsozialismus und die Niederlage im Zweiten Weltkrieg auch rundfunkpolitisch eine tiefe Zäsur bedeutete, lag das in vielen Ländern naturgemäß anders. Im Folgenden werden einige Länder und deren charakteristische Rundfunkregimente etwas genauer betrachtet. Paradigmatisch können die USA und Großbritannien miteinander verglichen werden. Die USA sind *das* Land des privaten Systems, das vereinigte Königreich *das* des öffentlich-rechtlich Rundfunks.

Die Vereinigten Staaten

Der erste „Radio Act" der USA datiert von 1912: Das Handelsministerium war für Lizenzierung und Beaufsichtigung der drahtlosen Telegrafie zuständig. Das Gesetz besaß jedoch Lücken. Als Handelssekretär Herbert Hoover nach dem Ersten Weltkrieg das „Radio Law" auf die Radiolizenzierung anwenden wollte, untersagten US-Gerichte die Praxis.[392] Frequenzanarchie war die Folge, da für ein bestimmtes Band (unter 200m), keine Lizenzierung vorgesehen war. Viele neu gegründete Rundfunksender gingen in diesem Frequenzband auf Sendung. Wechselseitige Störungen waren unausweichlich. Die Lücke im Radio Act von 1912 (Sec. 15.) ist typisch für Gesetzgebungsverfahren zu neuen Medien und zeigt zweierlei:

- Gesetzgeber können die Akzeptanz neuer Medien nicht abschätzen. 1912 rechnete ganz offensichtlich der US-Gesetzgeber nicht mit der großen Popularität des neuen Mediums. Daher sah der Kongress auch keine Frequenzknappheit voraus. Andernfalls wäre entweder kein Frequenzbereich von der Regulierung ausgeschlossen worden oder der Kongress hätte das Band nicht so schmal bemessen.
- Gesetzgeber tun sich schwer in der Abschätzung der ökonomischen Möglichkeiten. Ein erfolgversprechendes Geschäftsmodell – erst recht das Programmmedium Rundfunk – lag jenseits der Vorstellungskraft der Politiker.

Um die Anarchie zu beenden, erließ der Kongress 1927 einen vollständig überarbeiteten „Radio Act" und richtete eine „Federal Radio Commission" (FRC) zunächst für ein Jahr ein; 1928 wurde sie um ein weiteres Jahr verlängert und 1929 zur dauerhaften Einrichtung gemacht. Die FRC musste ihre Kompetenz erst in verschiedenen Gerichtsverfahren behaupten. Sie erhielt gemäß „public convenience, interest, or necessity" weitreichende Vollmachten in administrativer, judikativer und legislativer Hinsicht (Sec. 4). Die Generalklausel erwies sich rasch als interpretationsbedürftig. Es kennzeichnet die Ausnahmestellung der Aufsichtsbehörde, dass die Kommission selbst die Generalklausel auslegte.

[392] Hoover vers. Intercity Radio Co., 286 F. 1003 (D.C.Cir. 1923); US vers. Zenith Radio Corporation et al. 12 F. 2d 614 (N.D.III. 1926). Kahn, F.J. (Hg.): Documents of American broadcasting, S. 30-35.

Der Radio Act sollte Monopolisierungstendenzen im Rundfunk verhindern (Sec. 13).[393]

Der „Communications Act" von 1934 wandelte die FRC in die „Federal Communications Commission" (FCC) um und erweiterte die Aufgaben um die Regulierung der Telekommunikation. Die FCC wurde als unabhängige Behörde durch den Kongress installiert. Der Präsident ernennt seither die Vorsitzenden, die Entscheidungen der FCC sind durch die Gerichte überprüfbar. Die FCC ist – wie ihre Vorgängerin – somit allen drei Gewalten untergeordnet, zugleich verknüpft sie selbst legislative, exekutive und judikative Kompetenzen: Sie stellt die Bedingungen für die Lizenzvergabe auf, exekutiert die Regeln und ist Appellationsinstanz bei deren Anfechtung. Damit unterscheidet die FCC sich bspw. von den Landesmedienanstalten, die in den 1980er Jahren in Deutschland gegründet wurden.[394]

Ursprünglich hatten sich in den USA zwei konträre Rundfunk-Konzepte gegenübergestanden: ein öffentlich-rechtliches *public service*-Konzept und ein Konzept werbefinanzierter Konkurrenzstationen. Letzteres setzte sich durch und seit den 1920er Jahren entstanden vier kommerzielle Senderketten: „National Broadcasting Company" (NBC, 1926), „Columbia Broadcasting System" (CBS, 1927), „Mutual Broadcasting System" (MBS, 1934) und „American Broadcasting Company" (ABC, 1943/45). Die NBC war als Netzwerk der RCA, ABC zunächst als zweites Netz der NBC gegründet worden. Die FCC entflocht 1941 die beiden NBC-Netze und untersagte fürderhin den Besitz zweier Networks. 1943, nachdem der Supreme Court die FCC-Entscheidung bestätigt hatte, wurde das zweite verkauft und 1945 in ABC umbenannt. In den 1980er Jahren entstanden weitere Sender: u.a. CNN und Murdochs Fox-TV.

Die FCC prüft die Lizenzbewerber auf eine Vielzahl von Kriterien: Nationalität, Vorstellungen über die Programmplanung, selbst Charakterfragen und das bürgerliche Engagement wurden und werden (theoretisch) abgefragt. Die Radio-Lizenzen mussten seit 1934 alle drei Jahre erneuert werden, seit 1983 nur noch alle sieben, für das Fernsehen galten zunächst ebenfalls drei Jahre, seit 1983 fünf. Die Konzentrationsregeln selbst werden alle zwei Jahre überprüft.

---

393 Im öffentlichen Interesse läge die Sicherstellung der qualitativ besten Frequenzvergabe und die äußere Vielfalt der Programme. Ausdrücklich wurde festgestellt, Radio sei nicht zum Nutzen der werbetreibenden Wirtschaft geschaffen worden. FRC-Statement vom 23.8.1928, zit.n. Kahn, F.J. (Hg.): Documents of American broadcasting, S. 40-62. Wollenberg, J.R.: FCC as arbiter, in: Paglin, M.D. (Hg.): Communications Act of 1934, S. 62-65. Der Radio Act 1927 unter: http://www.americanradiohistory.com/ (August 2012).

394 Der Communication Act 1934 unter: http://www.criminalgovernment.com/docs/61StatL101/ComAct34.html (August 2012) Vgl. Paglin, M.D. (Hg.): Communications Act of 1934. Hilliard, R.L.: Radio broadcasting, S. 5-14. Kleinsteuber, H.J.: Regulierung des Rundfunks in den USA, in: RuF, 44/1996, Nr. 1, S. 27-50. Direktorenkonferenz der LMAs/ KEK (Hg.): Fortschreitende Medienkonzentration, S. 417-427. Gilmor, D.M./ Barron, J.A./ Simon, T.F. et al. (Hg.): Mass communication law, S. 736-753.

Die Rundfunkaufsicht hat dabei die Konzentration nicht verhindert: Waren 1928 erst 10% aller Stationen „affiliates", d.h. mit den großen Networks verbundene Lokalstationen, waren es zehn Jahre später schon mehr als 50%, und 1945 gar 95%. Die Konzentration sank danach wieder, da sich die Networks nun v.a. im Fernsehgeschäft engagierten. Die Einführung neuer Techniken reduzierte die Konzentration weiter, weil die Radiostationen nun nicht mehr strikt an ein Network gebunden waren, sondern ihre Programme von verschiedenen beziehen konnten. 1948 bis 1952 fror die FCC die Frequenzvergabe ein, da zu viele Sender nebeneinander existierten. Die Fernseh- hatte an die Radiokommunikationspolitik angeknüpft: In der Fernsehstartphase erteilte die FCC der RCA keine Sendelizenzen mit der Begründung, es müsse weiter experimentiert werden. Eine Vormachtstellung wie bei AT&T sollte verhindert und der Konkurrenz Zeit gegeben werden, den Entwicklungsvorsprung der RCA aufzuholen.[395]

Um Meinungsmonopole zu verhindern, entwickelte die FCC eine Mischung aus Marktanteils- und Beteiligungsregeln. Marktanteile werden in den USA nach technischer Reichweite, Beteiligungen auf lokaler, regionaler sowie nationaler Ebene erhoben. Die Konzentrationsregeln wurden allmählich gelockert, die Cross-Media-Ownership-Regelung fast komplett aufgegeben. Die seit 1941/43 geltende Untersagung des Besitzes zweier nationaler Radio- bzw. TV-Netze blieb bislang unangetastet: Damit gilt für die großen nationalen Networks ein Fusionsverbot.

Seit 1996, der letzten großen Novelle des nun „Telecommunications Act" genannten Gesetzes, ist die Konzentration jedoch erneut gestiegen: Einerseits als Folge der Liberalisierungspolitik der FCC, andererseits erzwang die Konzentration selbst weitere Deregulierungen. So durften Networks dank erteilter Ausnahmegenehmigungen schon vor den letzten Lockerungen mehr als 35% (bzw. 39% seit 2004) der technischen Reichweite bedienen. Nicht zuletzt, das berührt aber v.a. die Telekommunikation, begann mit dem Gesetz von 1996 der rasante Wiederaufstieg von AT&T. Es scheint fast eine Gesetzmäßigkeit zu sein: In den USA – wie in Deutschland und anderen Ländern auch – segnete die (Anti-)Kartellpolitik teilweise im Nachhinein ab, was das freie Spiel der Marktkräfte zuvor erzwungen hatte.[396]

---

395 Edwardson, M.: Blitzkrieg over television, in: Journalism History, 25/1999, Nr. 2, S. 42-52.

396 Wurtzler, S.J.: electric sounds, S. 34-40. Wu, T.: Master Switch, S. 251-266. Dimmick, J./ McDonald, D.G.: Network Radio Oligopoly, 1926-1956, in: JME, 14/2001, Nr. 4, S. 198. Kahn, F.J. (Hg.): Documents of American broadcasting, S. 124f. Godfrey, D.G./ Leigh, F.A. (Hg.): dictionary, S. 284. Schön, G.: Öffnungsklauseln, in: epd medien, 30.4.2003, Nr. 33/34, S. 7-9.

Tabelle 3-3: Entwicklung der Konzentrationsregeln in den USA (1934-2004)[397]

Jahr	*AM-Stationen*	*FM-Stationen*	*TV-Stationen*	*TV-Reichweite*
1934	7	–	–	–
1941	7	–	3	–
1944	7	–	5	–
1954	7	7	7	–
1985	12	12	12	25%
1992	20	20	20	25%
1996	national unbegrenzt, regional max. 8	national unbegrenzt, regional max. 8	national unbegrenzt, regional max. 2	35%
seit 2004	national unbegrenzt, regional max. 8	national unbegrenzt, regional max. 8	national unbegrenzt, regional max. 2	39%

Staatliche Sender gab es in den USA nicht, sieht man von Soldaten- und Auslandspropagandasendern ab. Allerdings verstanden es insbesondere die vier Regierungen Franklin D. Roosevelt (1933-1945), die privaten Radiostationen in den Dienst ihrer Propaganda für die Sozialpolitik des „New Deal" und gegen NS-Deutschland zu stellen.[398] Auch öffentlich-rechtliche Sender nahmen in den USA seit jeher nur eine Nischen-Existenz ein. Schon 1919 gründete die University of Wisconsin einen nichtkommerziellen Sender. Bis Mitte der 1930er Jahre waren für Universitäten und Colleges ca. 200 Stationen lizenziert worden – etliche erhielten ihre Lizenz aber nur für kurze Zeit. FRC und FCC reservierten für nichtkommerzielle Stationen zunächst fünf, 1945 weitere 15 Kanäle. 1952 wurden von der FCC 162 Hörfunk- und 80 Fernsehfrequenzen an nichtkommerzielle Betreiber verteilt. 2011 waren es 900 Radio- und 360 Fernsehstationen. „Educational TVs" gingen auf Sendung, die im Laufe der Jahre zum „Public Broadcasting System" (PBS) ausgebaut wurden. Der „Public Broadcasting Act" von 1967 schuf die Grundlage für ein regierungsfinanziertes PBS: zunächst 5 Mio. $ Unterstützung (=2012: ca. 33 Mio. $ bzw. 33 Mio. €). Private Rundfunkanbieter kritisierten das PBS seit dessen Gründung, die Sendeform produziere nicht wirtschaftlich. Verteidiger des PBS hingegen reklamierten die Verdienste um gewaltfreie Kinderprogramme und kulturell wertvolle Bildungsprogramme. Die Administration George W. Bush versuchte wiederholt und erfolglos, die öffentli-

[397] Rules adopted in the Quadrennial Review Order, in: http://transition.fcc.gov/ownership/rules.html (August 2012). Einstein, M.: Media diversity. Howard, H.H.: Cross Media Ownership, in: JMCQ, 72/1995, Nr. 2, S. 390-401. Godfrey, D.G./ Leigh, F.A. (Hg.): Dictionary, S. 109f., 120f., 237-239, 340-345. Botein, M.: Vereinigte Staaten: „Sonderstellung", in: epd medien, 2001, Nr. 96, S. 19-26. Geller, H.: Ownership regulatory policies, in: Cardozo Arts & Entertainment Law Journal, 13/1995, S. 727-753. Direktorenkonferenz der LMAs/ KEK (Hg.): Fortschreitende Medienkonzentration, S. 417-427. Newcomb, H. (Hg.): Encyclopedia of television, Bd. 2, S. 1210f.

[398] Ryfe, D.M.: fireside chats, in: JoC 49/1999, Nr. 4, S. 80-103. Horten, G.: Radio goes to war, S. 13-86.

chen Mittelzuweisungen zu kürzen, scheiterte jedoch am Kongress. Für 2011 und 2012 wurden 430 bzw. 450 Mio. $ Bundesmittel zur Verfügung gestellt.[399]

Großbritannien

In Großbritannien hatten sich die Verhältnisse zunächst ähnlich wie in den USA entwickelt. Das „General Post Office" (GPO) wurde durch den „Telegraphy Act" von 1869 zum Monopolisten der Telegrafie. Der „Wireless Telegraphy Act" von 1904 monopolisierte auch die drahtlose Telegrafie beim GPO. Nach dem ersten Weltkrieg zwang das GPO nach einer Phase des Zögerns die verschiedenen Interessenten der Elektro-Industrie, insbesondere Marconis Company, in der ersten BBC zusammenzuarbeiten. Die erste BBC war 1922 als privatrechtliche „British Broadcasting Company" gegründet worden, 1923 erhielt sie ihre GPO-Sendelizenz. Sie stand allen Rundfunkgerätehersteller offen. Obwohl privatrechtlich organisiert, trug schon die erste BBC öffentlich-rechtliche Züge, so war sie z.B. gebührenfinanziert.[400]

Mit Wirkung zum 1.1.1927 wurde die „Company" in die öffentlich-rechtliche „British Broadcasting Corporation" umgewandelt, der Staat kaufte von den Anteilseignern die Aktien zurück. Die BBC beruht auf dem Prinzip des „Public Service". Das Konzept war von John Reith (1889-1971) entwickelt worden, in den Jahren von 1922-1938 Generaldirektor bzw. -manager der BBC. Reith wollte den Rundfunk nicht nach dem Gefallen des Publikums ausrichten, sondern verstand Rundfunk als Medium mit Führungsanspruch und Erziehungsaufgabe. Die BBC besaß bis 1954 ein Monopol für das Fernsehen und bis 1972 eines für den Rundfunk.[401]

Die BBC ist der Oberaufsicht der Regierung unterworfen. Sie kann Programmänderungen verlangen und darf die BBC für Auflagenachrichten benutzen. Bis in die 1950er Jahre war der Einfluss der Regierung auf die Nachrichtenpolitik groß. An der Spitze der Organisation, als eigentlicher Träger der Privilegien und als Aufsichtsorgan, wird von der Regierung – formal von der Krone auf Vorschlag des Premiers – ein „board of governors"[402] berufen. Chairman und weitere Mitglieder sollen nicht nach Parteiproporz ernannt werden, sondern als respektable Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Gleichwohl ist die Be-

---

399 Oertel, F.: Öffentliches Rundfunkwesen in USA, in: Communicatio Socialis 31/1998, Nr. 3, S. 320-327. Hilliard, R.L.: Radio Broadcasting, S. 16, 25f. Der Rückgang der „educational" stations mag auch mit den Kongresswahlen von 1931/32 zusammenhängen. McChesney, R.W.: internet, in: Journal of Communication 46/1996, Nr. 1, S. 101f. Möller, W./ Wimmersberg, H.: Public Broadcasting, S. 7-29. Schneider, T.: Amerikanische Lösungen, in: RuG, 37/2011, Nr. 1-2, S. 18-24.

400 Intendiert war allerdings nur die Ausübung der telegrafischen Oberaufsicht. Gleichwohl übte das GPO zwischenzeitlich auch das Betreibermonopol aus. Die Lizenzierung der 1. BBC änderte dies. Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 14-20.

401 Briggs, A.: Broadcasting in the UK, Bd. 1, S. 93-142, 325-406. Winston, B.: Media, S. 82f. Burns, T.: BBC, S. 40-46.

402 Boards sind im englischen Rechtssystem mit Exekutivfunktionen ausgestattete Organe.

setzung der Posten immer wieder – zuletzt unter den Regierungen Thatcher, Major und Blair – in parteipolitische Auseinandersetzungen hineingezogen worden. Das Reglement der BBC unterliegt der Gesetzgebung des Londoner Parlaments. Es ist in der „Royal Charter“[403] niedergelegt. Die Charter wurde 1926 erstmalig formuliert und wurde mit der Zeit von verschiedenen Vereinbarungen („agreements“ und „promises“) unterschiedlicher Allgemeinheit und Laufzeit präzisiert. Die Charter wird etwa alle zehn Jahre angepasst – sie könnte theoretisch nicht verlängert werden. Die derzeit gültige wurde 2006 verabschiedet, 2010 mit einem Amendment versehen und gilt bis 2016. In der Charter wird der öffentlich-rechtliche Status der BBC nicht erwähnt, Erwähnung findet er nur in den „agreements“ – also in Bestimmungen minderer Rechtsqualität. Die Regierung befindet über die Höhe der Gebühren. So ist die BBC formal ein staatlicher Sender. Durch die Unabhängigkeit, welche die Anstalt *de facto* genießt, ist sie gleichwohl *das* Beispiel für öffentlich-rechtliche Konstruktionen geworden – allerdings erst im Verlauf mehrerer Jahrzehnte. Die beiden Haupterfordernisse an den öffentlich-rechtlichen Rundfunk werden inzwischen beinahe mustergültig erfüllt: gesellschaftlichen Pluralismus zu spiegeln und staatsfern zu agieren. Allerdings steht die BBC unter ständiger öffentlicher Beaufsichtigung und muss mit dem sogenannten „Public Value Test“ die Aufgabenerfüllung regelmäßig nachweisen.[404]

Neben der öffentlich-rechtlichen Säule erhielt das britische Rundfunksystem schon recht früh eine privatwirtschaftliche – zunächst allerdings nur für das Fernsehen. 1954 wurde die „Independent Television Authority“ (ITA) gegründet, die eine Mischung aus öffentlich-rechtlicher Regulierungsbehörde und privatem Fernseh-Veranstalter darstellte. Ein Jahr später gingen lokale Rundfunkanstalten auf Sendung. Massiver Druck aus Finanzwelt und Industrie hatte die Öffnung zum Privatfunk erzwungen. Der BBC war vorgeworfen worden, auf London und die Hochkultur fixiert zu sein sowie die Interessen der Provinz und der einfachen Leute zu vernachlässigen. Die Öffnung war mithin eine wirtschaftliche Auseinandersetzung und zugleich ein Kulturkampf: John Reith hatte 1952 im Oberhaus die drohende Einführung des Privatfunks mit Pest und Cholera verglichen. Nach der Einführung glätteten sich die Wogen. Die privaten Sender waren nach Art eines Zwei-Säulen-Modells organisiert, die Nachrichten wurden zentral (International Television News) zugeliefert, die lokalen, kommerziellen Anstalten organisierten das restliche Programm (Werbung und Unterhaltung).

Anfang der 1970er endete auch das öffentlich-rechtliche Hörfunkmonopol. 1972 wurde die ITA in die für Rundfunk und Fernsehen gleichermaßen zustän-

---

403 Im Internet: http://www.bbc.co.uk/bbctrust/about/how_we_govern/charter_and_agreement/ (August 2012).

404 Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 17-20, 113-115, 172-182, 232f. Burns, T.: BBC, S. 27-46. Vgl. Woldt, R.: Selbstverpflichtung BBC, in: MP 2002, Nr. 5, S. 202-209. Collins, R.: BBC and „public value“, in: MuK 55/2007, Nr. 2, S. 164-184.

dige „Independent Broadcasting Authority“ (IBA) umgewandelt, an deren Konstruktion sich die deutschen Landesmedienanstalten orientieren. Neben das „Independent TV“ trat das „Independent local radio“. 1982 ging ein zweiter privater Fernsehkanal auf Sendung. 1990 fand eine erneute Reorganisation der Rundfunkaufsicht statt, eine weitere ist seit 2000 in der Diskussion. Die ITV-Kette, seit 1993 „Channel 3“ genannt, besteht aus 13 regionalen Gesellschaften. Seit der erneuten Novelle von 1996 darf keine Gesellschaft über mehr als 15% des Zuschauer- und 25% des Werbemarktes verfügen, das alte Beteiligungsmodell wurde damit zugunsten eines Marktanteilsmodells aufgegeben. Von großer Bedeutung ist inzwischen Rupert Murdochs Pay-TV „BSkyB“, das 1991 aus der Fusion zweier Satellitenkanäle hervorging.[405]

Eine Besonderheit des britischen Rundfunksystems ist seine kontinuierliche Anpassung an die gesellschaftlichen Veränderungen. In unregelmäßigen Abständen wurde das Rundfunksystem durch Kommissionsberichte evaluiert, denen dann in schöner Regelmäßigkeit Organisationsänderungen folgten. Aber nicht immer orientierten sich die Maßnahmen an den Vorschlägen. So ging der Schaffung der öffentlich-rechtlichen BBC der „Crawford Report“ von 1926 voraus, der ITA der „Beveridge Report“ von 1951. Nach dem „Annan Report“ von 1977 wurde Channel 4 (1982) gegründet. Der bislang letzte, der „Peacock Report“ von 1986, ging den Veränderungen der 1990er voraus. Der Bericht fiel für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk erheblich günstiger aus, als allgemein wegen der kommunikationspolitischen Zielen der Regierung Thatcher (1979-1991) gemutmaßt worden war. Insbesondere plädierte der Bericht für eine strikte Beibehaltung der getrennten Finanzierung des Rundfunks: öffentlich-rechtlich ausschließlich über Gebühren, privat nur über Werbung bzw. als Pay-TV. Deshalb ist in Großbritannien immer noch eine stärkere Trennung zwischen den Rundfunkmedien und -märkten zu beobachten als beispielsweise in der Bundesrepublik.[406]

---

[405] Aus IBA und „Cabel Authority“ gingen die „Independent Television Commission“ und die „Radio Authority“ hervor. Die ITC überwacht die Einhaltung der Senderichtlinien, Werberichtlinien, Gewalt, Jugendschutz etc., für das Fernsehen, die RA für den Hörfunk. Die Konzentrationskontrolle unterliegt der Aufsicht durch Wettbewerbskommission sowie Handels- und Industrieminister. Zukünftig ist geplant, alle Aufsichtsbehörden in einem „Office of Communications“ (OFCOM) zu bündeln. ITV wurde zu „Channel 3„ nach BBC 1 und 2; daneben existieren der kulturorientierte Channel 4 und der werbefinanzierte Channel 5. Libertus, M.: Whitepaper „A new future for communications“, in: Multimedia und Recht, 4/2001, Nr. 5, S. 294-297. Briggs, A.: Broadcasting in the UK, Bd. 4, S. 885-936. Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 196f., 230-232, 244-247, 256-259. Reiter, H.-P.: britischen Rundfunk, S. 118-139. Vgl. Winston, B.: Media, S. 300. Hachmeister, L./ Rager, G. (Hg.): 50 größte Medienkonzerne 2000, S. 74-84.

[406] Briggs, A.: Broadcasting in the UK, Bd. 1, S. 327-348; Bd. 4, S. 372-420; Bd. 5, S. 995-997. Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 24f., 82-84, 115-117, 201-204, 233f. Humphreys, P.: Rundfunksystem Großbritanniens, in: JHRF 2000/2001, S. 379-382.

Deutschland

In Deutschland hatte der Staat auf den Rundfunk von Anbeginn erheblichen strukturellen Einfluss, der in den Jahren der Weimarer Republik bis zum Staatsrundfunk der NS-Zeit stetig zunahm. Dem scheint auf den ersten Blick zu widersprechen, dass ausgerechnet für den Bereich des Rundfunks kein Reichsgesetz analog zu Presse oder Film erlassen wurde.[407] Doch was wie ein Widerspruch scheint, war Konsequenz: Ein „Reichsrundfunkgesetz" war unnötig, da der Staat den privaten Einfluss bald gegen Null reduzieren konnte. So war das erste Gesetz, aus dem sich die Reichshoheit für Rundfunkfragen ableiten sollte (das Telegrafengesetz von 1892), gleichzeitig das einzige.

Das Telegrafenregal, verankert im Postrecht, wurde zunächst aus Art. 48 der kaiserlichen Reichsverfassung von 1871 hergeleitet. Auf dieser Grundlage verabschiedete der Reichstag 1892 ein eigenes Telegrafengesetz. Später diente das Gesetz zur Verteidigung der Gesetzgebungsbefugnis und Hoheitsansprüche des Reichs. Dabei sprach das Telegrafengesetz in keiner Bestimmung von inhaltlichen Regelungen; auch wurde den Juristen in Kaiserreich und Weimarer Republik schon bald deutlich, dass zwischen gerichteter Telegrafie und ungerichtetem Rundfunk erhebliche Unterschiede bestanden. Während der Zeit des Kaiserreichs hatten auch private Gesellschaften die Lizenz zum Betrieb von Sendeanlagen erhalten. Programmrundfunk begann damals noch nicht und der Weltkrieg unterbrach die weiteren zivilen Entwicklungen. Erst nach dem verlorenen Krieg schienen in der Revolution 1918/19 Veränderungen möglich. Eine „Reichsfunkkommission" wurde im Dezember 1918 eingerichtet, doch schon im April 1919 sicherte sich die Post erneut die Senderechte. Der wichtigste Widersacher der Post war in der Konstituierungsphase das Reichsinnenministerium (RMI); doch die Post saß am längeren Hebel, da sie die Sendeanlagen betrieb. Zudem konnte die Post ihr dezentrales Konzept den Ländern als Kulturhoheit verkaufen und diese gegen das RMI in Stellung bringen. Zwar garantierte der Artikel 118 der Weimarer Reichsverfassung von 1919 die Meinungsfreiheit, nach Meinung führender Juristen ließ sich daraus aber kein Anspruch des einzelnen auf allgemeine Zugänglichkeit des Rundfunks ableiten – so startete der Rundfunk in Deutschland in staatlicher Verantwortung.[408]

Neun dezentrale Rundfunksender, die zentrale „Deutsche Welle" und – als Dachorganisation – die „Reichsrundfunkgesellschaft" (RRG) waren bis zum Mai 1925 gegründet worden. Die RRG hatte zunächst nur wirtschaftliche Aufsichts-

[407] Die einzigen im Gesetzblatt verkündeten Verordnungen und Gesetze regelten den Betrieb von Funkanlagen: Vgl. Verordnung zum Schutze des Funkverkehrs vom 8.3.1924, in: RGBl 1924 I, S. 273f. Im „Gesetz über Fernmeldeanlagen" vom 14.1.1928 (RGBl 1928 I, S. 8-10) hieß es ausdrücklich: „Das Recht, Fernmeldeanlagen, nämlich Telegraphenanlagen für die Vermittlung von Nachrichten, Fernsprechanlagen und Funkanlagen zu errichten und zu betreiben, steht ausschließlich dem Reiche zu." (§ 1).

[408] Kloepfer, M.: Technik und Recht, S. 190f., 198-207.

funktionen und gehörte mehrheitlich der Post, weitere Anteile gehörten den regionalen Gesellschaften.[409] Die politische und kulturelle Aufsicht übernahm jede Gesellschaft selbst: Überwachungsausschüsse besorgten formell die politische Zensur – tagten aber selten. Daneben besaß jede Regionalgesellschaft einen Kulturbeirat. Angesichts der Zerrissenheit der politischen Zustände sollte der Rundfunk „unpolitisch" sein. Kurt Tucholsky kritisierte:

> „Die Zensoren verstecken ihre wahren Ziele hinter zwei Ausreden: erstens, der Rundfunk solle unpolitisch sein; zweitens, der Hörer beschwere sich über zu krasse und radikale Vorträge. Einen ‚unpolitischen' Rundfunk kann es deshalb nicht geben, weil es etwas Unpolitisches auf der Welt überhaupt nicht gibt."[410]

1932 aber kam der Rundfunk unter staatliche Verwaltung. Zwei Rundfunkkommissare, einer für das Reichsinnenministerium, einer für das Postministerium, übernahmen zusammen mit dem Programmbeirat und dem Verwaltungsrat die Exekutive der RRG. In den Regionalgesellschaften wurden den Rundfunkkommissaren nachgeordnete Staatskommissare eingesetzt. All diese Veränderungen geschahen ohne den Einfluss der Legislative: Die RRG war 1925 durch einen Gesellschaftervertrag ins Leben getreten, der Staatszugriff 1932 erfolgte auf Anordnung des Reichsinnenministers.[411]

Auch für den nationalsozialistischen Griff nach dem Rundfunk war es nicht nötig, ein Reichsrundfunkgesetz zu erlassen. Die „Gleichschaltung" des Rundfunks vollzog sich in mehreren Schritten: Zuerst konnte mit der Post Einigung über die Sendetechnik erzielt werden. Das Gesetz über das neue Propagandaministerium vom 30.6.1933 schuf eine zentrale Aufsichtsinstanz. In der gleichzeitigen personellen „Gleichschaltung" wurden bis Anfang August zehn von elf Intendantenstellen neu besetzt, ca. jeder achte sonstige Mitarbeiter wurde entlassen. Als weitere Überbleibsel der „Systemzeit" beseitigte Joseph Goebbels bis zum Frühjahr 1934 die Staatskommissare, Programmbeiräte, Programmausschüsse und die Rundfunkbeteiligung der Länder. Im Propagandaministerium war zunächst Horst Dreßler-Andreß (1899-?), in der RRG Eugen Hadamowsky (1904-1944) als Reichssendeleiter für den Rundfunk verantwortlich. 1937 wurden beide von Goebbels entmachtet. Heinrich Glasmeier (1892-1945) auf dem neuen Posten des Reichsintendanten übernahm deren Funktionen.

Letzte Überbleibsel des Weimarer Rundfunks fielen erst im Zweiten Weltkrieg. Seit Mai/ Juni 1940 gab es nur noch reichseinheitlich ausgestrahlte Programme, bis zum Juni 1942 verlor die RRG schrittweise ihre Programmkompetenz. Dem Generaldirektor verblieb nur die Verantwortung für Verwaltung,

---

[409] Die Post besaß an der RRG 51% und an den regionalen Gesellschaften jeweils auch 51%. So war der Führungsanspruch der Post zentral und dezentral gesichert.

[410] Wrobel, Ignaz [i.e. Kurt Tucholsky]: Rundfunkzensur, in: Die Weltbühne, 24/1928, Nr. 16, S. 590-593, hier: 590f.

[411] Lerg, W.B.: Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik, S. 148-222, 252-259 und 500-515. Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 67-71.

Organisation und Technik. Seit November 1942 beaufsichtigte Hans Fritzsche (1900-1953), Ministerialdirektor im Propagandaministerium, das Programm.[412]

So waren nur wenige „Gesetze" zur Steuerung von Rundfunkangelegenheiten erlassen worden. Das wichtigste von allen betraf daher auch nicht das Medium, sondern das Publikum: Die „Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen" vom 1.9.1939 stellte das „absichtliche Abhören" ausländischer Sender unter Strafe. Sie konnte von Gefängnis über Zuchthaus bis zur Todesstrafe reichen. Seit 1936 war schon das Abhören von „Radio Moskau" verfolgt worden. Begründet wurde die Maßnahme damit, dass Waffen, „die das Volk seelisch beeinflussen und zermürben sollen", zu den Mitteln moderner Kriegsführung gezählt werden müssten. Nur für „Volksgenossen", denen es an „Verantwortungsbewußtsein" fehle, werde die Verordnung erlassen.[413] Immer mehr „Schwarzhörer" (Zahlen liegen nur bis 1942 vor) wurden verurteilt:

Tabelle 3-4: Schwarzhörer-Verurteilungen (1939-1942)[414]

Jahr	*Verurteilungen*	*Jahr*	*Verurteilungen*
1939	36	1941	721
1940	830	1942	1.117

Unter diesen Voraussetzungen musste nach 1945 völlig neu begonnen werden. In SBZ und DDR entwickelte sich erneut ein Staatsrundfunksystem – diesmal unter dem Vorzeichen des „Antifaschismus". Die anfangs dezentral organisierten Sender wurden 1952 zugunsten eines zentralistischen Systems aufgegeben. Die Reibungsverluste bei der Beaufsichtigung, die aus dem sowjetischen Wirken im Hintergrund und der doppelten Zuständigkeit von Partei- und Staatsstellen resultierten, verloren sich in den 1950er Jahren. Die Post besaß in der DDR nur noch die Zuständigkeit für den Betrieb der Störsender, unter Erich Honecker verzichtete die DDR auf diese Behinderung des Westempfangs. Gleichwohl blieb der Westrundfunk eine Bedrohung, viele Entscheidungen der DDR-Kommunikationspolitik wurden mit Blick auf den Westen gefällt.[415]

In Westdeutschland hingegen sollte zweierlei gesichert werden: einerseits die Informationsfreiheit der Individuen, andererseits die Staatsferne des Rundfunks. Aus verschiedenen Gründen war eine privatwirtschaftliche Organisation des Rundfunks mit außenpluralem Wettbewerb zunächst nicht möglich:

- In der Mangelwirtschaft vor der Währungsreform lohnte Werbung nicht.

[412] Diller, A.: Rundfunkpolitik, S. 81-96, 118-127. Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 74-83, 100-112.

[413] Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen vom 1.9.1939, in: RGBl 1939 I, S. 1683. Diller, A.: Rundfunkpolitik, S. 304. Hensle, M.: „Rundfunkverbrechen", in: RuG, 26/2000, Nr. 3/4, S. 111-127.

[414] Hensle, M.: „Rundfunkverbrechen", in: RuG, 26/2000, Nr. 3/4, S. 123.

[415] Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 123-143. Hoff, P.: DDR-Fernsehen, in: Hickethier, K. (Hg.): Institution, Technik und Programm, S. 245-288. Zur deutsch-deutschen Rundfunkgeschichte vgl. insb. auch: Arnold, K.: Kalter Krieg.

Privater Rundfunk hätte über keine Werbeeinnahmen verfügt.

- Zudem waren nur wenige Sendefrequenzen vorhanden, so dass es an einer größeren Zahl von Wettbewerbern gefehlt hätte.[416]

Daher wurde der Rundfunk in den Westzonen und der frühen Bundesrepublik öffentlich-rechtlich und binnenplural nach dem Vorbild der britischen BBC gegründet. Adolf Grimme (1889-1963), der erste deutsche Intendant des „Nordwestdeutschen Rundfunks" (NWDR), formulierte für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk einen Bildungs- und Fürsorgeanspruch, ähnlich dem von John Reith.[417] Die Entwicklung in den Westzonen und der Bundesrepublik war von drei Konfliktlinien gekennzeichnet:

- Es gab Konflikte zwischen deutschen Politikern und den Alliierten.
- Die Interessen des Bundes und der Länder standen sich gegenüber.
- Gleiches galt für die Verfechter des öffentlich-rechtlichen und des privaten Rundfunks.

Der erste Konflikt mit den Alliierten Hochkommissaren erledigte sich 1955 mit der Wiederherstellung bundesdeutscher Souveränität.[418] In die Rolle des Moderators der Konflikte zwei und drei wuchs das Bundesverfassungsgericht hinein. Seit der bahnbrechenden Entscheidung von 1961 hat es die Grundsätze der bundesdeutschen Rundfunkordnung wiederholt präzisiert. Die nach und nach entwickelten Entscheidungsauflagen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Die Rundfunkordnung fällt – von wenigen Ausnahmen abgesehen – unter die Kulturhoheit und ist als solche Länderangelegenheit. Der Post verbleiben nur technische Zuständigkeiten.
- Das Grundgesetz schreibt nicht zwingend die öffentlich-rechtliche Konstruktion vor, sondern die Frage der Öffnung des Rundfunkmarktes für Private hängt von den frequenztechnischen Übertragungsmöglichkeiten ab.
- Die öffentlich-rechtlichen Sender müssen eine Grundversorgung mit politischen, kulturellen und unterhaltenden Elementen bieten und dabei auch den Interessen der Minderheiten Rechnung tragen. Die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten sind daher in Bestand und Entwicklung geschützt.
- Für den Rundfunk folgt – im Unterschied zur Presse – aus Art. 5 GG eine positive Gestaltungsaufforderung: Der Gesetzgeber *muss* Rundfunkgesetze zur Ordnung des Rundfunks erlassen.[419]

---

[416] Nach dem Kopenhagener Wellenplan von 1948, der 1950 in Kraft trat, verblieben Gesamtdeutschland nur vier Mittelwellefrequenzen.

[417] Vgl. Grimme, A.: Briefe.

[418] Kutsch, A.: Rundfunk unter alliierter Besatzung, in: Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 59-90.

[419] Die Pressefreiheit muss hingegen nur gefahrabwehrend verteidigt werden. Zur Rundfunkfreiheit sehr ausführlich: Stuiber, H.-W.: Rundfunk, S. 424-511. Verfassungsgerichtsentscheidungen im Internet unter: http://www.bverfg.de/entscheidungen.html (August 2012).

Durch die Rundfunkhoheit der Länder bedingt, beruhen Einländeranstalten auf Landesrundfunkgesetzen – in Reihenfolge ihrer Gründung: „Bayerische Rundfunk", „Hessische Rundfunk", „Radio Bremen", „Süddeutscher Rundfunk", „Sender Freies Berlin", „Westdeutscher Rundfunk", „Saarländischer Rundfunk", und „Ostdeutscher Rundfunk". Mehrländeranstalten gehen auf Staatsverträge zurück: das „Zweite Deutsche Fernsehen", der nicht mehr existente „Nordwestdeutsche Rundfunk" (1954-1956 in WDR, „Norddeutscher Rundfunk" und SFB getrennt), der „Südwestfunk"„ und der NDR in der alten Bundesrepublik, der „Mitteldeutsche Rundfunk" in der Nachwendezeit sowie „Südwestdeutscher Rundfunk" und „Radio Berlin Brandenburg" als jüngste Senderfusionen. Ausnahmen sind der durch Bundesgesetz gegründete „Deutschlandfunk" (DLF) für den innerdeutschen Sendebetrieb und die „Deutsche Welle" (DW) als Auslandsrundfunk.[420]

An der Spitze der öffentlich-rechtlichen Sender stehen Intendanten. Verwaltungsräte kontrollieren die Geschäftsführung, Rundfunkräte die binnenpluralistische Vielfalt und inhaltliche Ausgewogenheit. Diese Ordnung wurde seit dem ersten Rundfunkurteil vom 28.2.1961 mit der Frequenzknappheit begründet. Die zentralen Überwachungsorgane der Rundfunkräte (im ZDF Fernsehrat) sind nach ständischen Prinzipien gebildet. Nur in WDR und NDR wählten die Landesparlamente zwischen Mitte der 1950er und 1985 die Aufsichtsgremien gemäß Parteiproporz. Dies gilt heute als zu staatsnah. Dagegen sollte die ständische Repräsentation eine größere Unabhängigkeit vom Staat sicherstellen. Ständische Repräsentation bedeutet, dass gesellschaftlich relevante Gruppen von Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern bis zu kirchlichen Verbänden, Alten-, Jugend- und Ausländerorganisationen in den Gremien vertreten sind.

Die öffentlich-rechtlichen Sender sind mit Ausnahme des ZDF in der 1950 gegründeten „Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland" (ARD) organisiert. Ursprüngliche Aufgaben der ARD waren der Austausch und die gemeinsame Produktion von Hörfunkprogrammen. Ende März 1953 kamen die Mitgliedsanstalten überein, ein gemeinsames Fernsehprogramm zu veranstalten. 1959 unterzeichneten die Ministerpräsidenten der Länder zwei Abkommen über die Koordination des Fernsehprogramms und den Finanzausgleich. Die Finanzierung der Rundfunkanstalten erfolgt über Gebühren, seit 1956 auch zu geringeren Anteilen über Werbung. Finanzstarke Rundfunkanstalten großer Flächenländer und Mehrländeranstalten sind Nettozahler und liefern größere Programmanteile für das Gemeinschaftsprogramm. Kleinere Anstalten wie RB und SR sind Nettoempfänger und liefern nur geringe Programmbeiträge. Die Gebühren aller öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten werden seit 1975 von der „Kommission für die Ermittlung des Finanzbedarfs" (KEF) ermittelt und von den Ministerpräsidenten nach Zu-

[420] Bleicher, J.K.: Institutionengeschichte, in: Hickethier, K. (Hg.): Institution, Technik und Programm, S. 67-134. Beck, K.: Mediensystem, S. 182-254.

stimmung der Landesparlamente festgelegt. Seit dem 12. Rundfunkstaatsvertrag müssen zudem die Angebote des öffentlich-rechtlichen Rundfunks für das Internet – den sogenannten „Telemedienbereich – einen „Drei-Stufen-Test" bestehen, in dem geprüft wird, ob 1. ein gesellschaftliches Bedürfnis an dem Angebot vorliegt, 2., ob dieses qualitative Verbesserungen bringt und 3., ob es sich auch finanzieren lässt.[421] Der Test orientiert sich an einer ähnlichen Prüfung in Großbritannien (s.o.). Die Ausweitung der öffentlich-rechtlichen Aktivitäten im Internet wird von den Verlegern argwöhnisch betrachtet, da sie fürchten, die eigenen Internetaktivitäten würden gegen die gebührenfinanzierte Konkurrenz chancenlos; einer Musterklage gegen die „Tagesschau-App" wurde inzwischen stattgegeben.

Neue technische Entwicklungen (Kabel und Satellit) beseitigten die Frequenzknappheit. Seit Mitte der 1980er Jahre wurde das öffentlich-rechtliche durch ein privatwirtschaftliches Modell ergänzt. Diese Ordnung wird als duale Rundfunkordnung bezeichnet. Die privaten Hörfunk- und Fernsehsender werden von 15 Landesmedienanstalten (LMA) lizenziert. Jedes Bundesland besitzt eine eigene LMA, nur Berlin und Brandenburg eine gemeinsame. Bei Verstößen gegen die Lizenzbedingungen können Auflagen wie der Verkauf von Anteilen, Einfügung von Fensterprogrammen dritter Programmanbieter oder die Installation von Rundfunkräten verfügt werden. Im Extremfall kann einem Sender auch die Lizenz entzogen werden. Die Entscheidungen werden von den LMA und der Direktorenkonferenz der Landesmedienanstalten ausgeführt. Ob Verstöße gegen die Konzentrationsbestimmungen vorliegen, prüft die „Kommission für die Ermittlung der Konzentration im Medienbereich" (KEK).[422]

Bis 1997 galt in Deutschland ein Beteiligungsmodell.[423] Diese Regelung hatte zwei Nachteile: Zum einen schoben größere Anteilseigner Strohmänner vor, um ihren Einfluss zu verschleiern. Zum anderen berücksichtigte das Beteiligungsmodell nicht die publizistische Meinungsmacht, da kleine und große Sender gleich behandelt wurden. Doch das 1997 (3. Rundfunkänderungsstaatsvertrag) eingeführte Marktanteilsmodell ist auch nicht ohne Tücken. Jede private Senderfamilie darf im Jahresdurchschnitt maximal 30% Zuschauermarktanteil erreichen. Nun haben sich die Marktanteile seit Mitte der 1990er Jahre bei ungefähr 40% Anteil für den öffentlich-rechtlichen und 60% für den privaten Rundfunk eingependelt. Daher ist – wie es die Aufweichung der Konzentrationsregeln in den USA ebenfalls zeigten (vgl. Tabelle 3-3) – die Konzentrationsgrenze *de facto* die Bestätigung des Gültigen: Die beiden größten Senderfamilien auf dem deut-

---

421 12. Rundfunkänderungsstaatsvertrag vom 1.6.2009, insb. § 11f, in: http://www.rlp.de/fileadmin/staatskanzlei/rlp.de/downloads/medien/12_rundfunkaenderungsstaatsvertrag.pdf (August 2012).

422 Dussel, K.: Deutsche Rundfunkgeschichte, S. 267-269. Seufert, W./Gundlach, H.: Medienregulierung, S. 239-262.

423 Ein Betreiber durfte maximal 49,9% an zwei Programmen oder bis zu 49,9% an einem und 24,9% an zwei weiteren besitzen.

schen Markt, die bisherige Kirch-Gruppe einerseits und die von Bertelsmann dominierten RTL-Gruppe andererseits, dürfen den privaten Markt unter sich aufteilen.[424]

Neben die beiden frei empfangbaren privaten und öffentlich-rechtlichen Rundfunksäulen ist ein nicht frei empfangbarer Teil getreten, das sogenannte Pay-TV. Aufgrund übergroßer Konkurrenz des öffentlich-rechtlichen und des privaten Free-TV ist ihm bislang jedoch der durchschlagende Erfolg versagt geblieben. Im Gegenteil, die Pay-TV-Verluste waren 2002 der wichtigste Grund für den Zusammenbruch des Imperiums von Leo Kirch (1926-2011). Darum hatte der damalige Deutsche-Bank-Vorstand Rolf Breuer in einem TV-Interview angedeutet, dass die Kreditlinie des Kirch-Imperiums aufgebraucht sei. Diese Äußerung war unmittelbarer Anlass des Zusammenbruchs und führte zwischen Kirch und der Deutschen Bank zu jahrelangen gerichtlichen Auseinandersetzungen. Ein Ende schien im Frühjahr 2012 mit einem ca. 800 Mio. Euro teuren Vergleich nahe; der Vergleich platzte jedoch, da die Bank nicht indirekt eigenes Verschulden anerkennen und Zivilklagen vorbeugen wollte.

Weitere europäische Staaten

Der Blick auf weitere europäische Nachbarn bestätigt die genannten Organisationsprinzipien. So dominierte auch in der Schweiz über Jahrzehnte der öffentlich-rechtliche Rundfunk. In den 1920er Jahren waren erste Lokalradios gegründet worden, sie scheiterten jedoch. Die an der öffentlich-rechtlichen BBC orientierte „Schweizerische Rundspruchgesellschaft“ (SRG), 1931 gegründet, stand im Zweiten Weltkrieg – im Dienste der „geistigen Landesverteidigung“ – unter staatlicher Präventivzensur. Nachrichten musste sie bis 1966 von der „Schweizerischen Depeschenagentur“ beziehen. 1958 begann sie mit regelmäßigen Fernsehausstrahlungen, 1960 wurde sie in „Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft“ umbenannt. Nach einer Erprobungsphase (seit 1982) und unter dem Druck ausländischer privater Anbieter – aus Italien strahlte der Sender „Tele 24“ ein, aus Deutschland seit Mitte der 1980er Jahre die unterhaltungsorientierten Privatsender – wurde das Schweizer Rundfunksystem Anfang der 1990er Jahre dereguliert. Allerdings blieb die Konzessionierung zunächst an einen Leistungsauftrag gekoppelt, dem die Privaten mit ihren regionalen und internationalen Programmen gerecht werden mussten. Mit der Revision des Radio- und Fernsehgesetzes von 2006 fiel dies qualitative Kriterium fort. Der Bundesrat, die Regierung der Schweizer Konföderation, ist seit der Frühzeit die oberste Regulierungsbehörde, die Aufsicht über die SRG wechselte mehrfach,

[424] Clausen-Murian, E.: Konzentrationskontrolle, in: ZUM 1997, Nr. 12, S. 934-947. Die Medienkonzentrationsberichte finden sich im Internet unter: http://www.kek-online.de/kek/information/publikation/mkberichte.html (August 2012).

derzeit wird sie ausgeübt vom 1992 gegründeten „Bundesamt für Kommunikation“ (Bakom), einer Behörde die der FCC in den USA vergleichbar ist.[425]

In Österreich lagen die Verhältnisse den Umständen etwas anders: 1924 war der staatsnahe, an der BBC orientierte Rundfunk gegründet worden. Einer schwierigen Gründungsphase nach 1945 folgte zwischen 1954 und 1974 ein eher staatsnaher Rundfunk, der Mitte der 1970er in den öffentlich-rechtlichen ORF umgewandelt wurde. Die Deregulierung in Deutschland in den 1980er Jahren wirkte sich zeitverzögert aus: für Radios ab 1993, für terrestrisches Fernsehen nach 2001. Noch wichtiger war die Klage vor dem Europäischen Gerichtshof gegen das Verbot privaten Rundfunks und die damit verbundene Beschränkung der Meinungsfreiheit. Damit war der unmittelbare Anstoß zur Deregulierung gegeben.[426]

Frankreichs Rundfunksystem hat sich in den letzten drei Jahrzehnten ebenfalls geöffnet. Lange Jahre hatte dort das staatsnächste Rundfunk- und Fernsehsystem des demokratischen Westeuropa existiert. Nur in der Frühphase von 1922 bis in den Zweiten Weltkrieg hatten neben staatlichen auch privatwirtschaftliche Rundfunksender existiert.[427] Nach dem Krieg wurde die „Radiodiffusion Française“ gegründet, schon im Spätherbst 1945 in „Radiodiffusion Télévision Française“ umbenannt. Nach dem Regierungssystemwechsel von der IV. zur V. Republik unter Charles de Gaulles (1890-1970) entstand 1964 das „Office de Radiodiffusion Télévision Française“ (ORTF) als zentrale und staatsnahe Rundfunkanstalt. Der französische Informationsminister übte die Oberaufsicht aus. Erst unter dem übernächsten Präsidenten Valerie Giscard d’Estaing (1974-1981) wurde 1974 der ORTF in verschiedene Gesellschaften (für Übertragungstechnik, Hörfunk und Fernsehen) aufgeteilt und die Rundfunkpolitik liberalisiert. Privatfernsehen wurde 1984 erstmalig zugelassen: der Pay-TV-Sender „Canal Plus“. Nach einer Zwischenphase mit verschiedenen Regulierungsbehörden wurde 1989 (auf Grundlage eines Gesetzes von 1986 der „Conseil supérieur de l’audiovisuel“, CSA) geschaffen. Der Rat überwacht Programme, Werbung etc. und vergibt Lizenzen und Frequenzen. In Frankreich wird die Meinungsvielfalt über ein Beteiligungsmodell gesichert. Die Deregulierung in den 1980ern zeigt, dass parteipolitische Gründe, die häufig angeführt werden können, nicht immer gelten: Die Privatisierung des Rundfunks in Frankreich wurde unter der sozialistischen Präsidentschaft von François Mitterand (1916-1996) implementiert.[428]

---

425 Vgl. Drack, M.T. (Hg.): SRG bis 1958. Mäusli, T./ Steigmeier, A. (Hg.): SRG 1983-2011. Saxer, U./ Ganz-Blättler, U.: Fernsehen DRS.

426 Steinmaurer, T.: Mediensystem Österreichs, in: Hans-Bredow-Institut (Hg.): Internationales Handbuch Medien 2002/2003, S. 472-482. Ergert, V./ Andics, H.: 50 Jahre Rundfunk in Österreich.

427 Duval, R.: radio en France, S. 25-29; Meise, M.: Die Entwicklung des französischen Fernsehens, S. 9-21.

428 Hoffmann-Riem, W.: Regulating media, S. 159-190. Meise, M.: Französisches Fernsehen, S. 30-42, 82-124. Die Gesetze im Internet unter: http://www.legifrance.gouv.fr (August 2012).

3.3.3 Die Ausdifferenzierung zu einem attraktiven Programmmedium

Ohne die beschriebene Rahmensetzung hätte der Rundfunk nicht entstehen können. Die programmhistorische Entwicklung lässt sich zwar kaum als direkte Folge der Rundfunkpolitik interpretieren, doch wäre „Rundfunk" ohne das eine wie das andere zum Scheitern verurteilt gewesen.

Rundfunkprogramm als Schlüssel zum Erfolg

Die aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrten europäischen und amerikanischen Soldaten glaubten, der Rundfunk böte vor allem die Gelegenheit, selbst zu funken. Die Soldaten hatten Funk als *one-to-one*-Medium kennen gelernt.[429] Die Entwicklung verlief jedoch anders: Mit massenattraktiven Programmen unterstützte ein angebotstheoretisch wichtiger Faktor die Durchsetzung des Rundfunks.

Das um 1900 entstandene Telefon-Musikprogramm in einigen Großstädten (vgl. Kapitel 3.4) hatte die Blaupause des elektronischen Programmmediums gegeben. Die Geräteindustrie diesseits und jenseits des Atlantik engagierte sich daher für den Aufbau attraktiver Programmsender (vgl. Kap. 4.3.1). Als das Fernsehen eine Generation später in den Startlöchern stand, war allen Beteiligten von vornherein klar, dass Fernsehen nur als Programmmedium eine Chance hatte. Andere Möglichkeiten wurden nicht mehr erörtert. Programmattraktivität war daher immer ein Faktor von zentraler Bedeutung für die Akzeptanz des Mediums. So konnten sich in allen Ländern, die seit den 1980er Jahren den Rundfunksektor deregulierten, die neuen privaten Sendeanstalten nur gegen die etablierten staatlichen bzw. öffentlich-rechtlichen Sender durchsetzen, da sie massenattraktive Programme anboten. Im Falle des französischen „Canal Plus" waren das beispielsweise anfangs vor allem Pornos, RTLplus begann ähnlich, Sat 1 setzte auf aus Amerika importierte Gameshows wie dem „Glücksrad" („Wheel of fortune"). Wichtigstes Entree in den Zuschauermarkt war jedoch der Sport. Daher sind in den letzten Jahrzehnten die Sportverwertungsrechte in astronomische Höhen geschnellt.[430]

So wichtig die Inhalte also für den Erfolg waren und sind, Programmgeschichte blieb lange Zeit ein Desiderat. In dieser Hinsicht verhält es sich mit dem Rundfunk umgekehrt zum Film. Filme sind in großer Zahl erhalten, Filmgeschichte war daher zunächst die Geschichte der filmischen Inhalte. Die frühen Hörfunk- und Fernsehsendungen sind hingegen zum überwiegenden Teil verloren. Da die Speichertechnik fehlte, wurden sie zu großen Teilen live aufgeführt

[429] Kaufmann, S.: Kommunikationstechnik, S. 263-278.

[430] Zur Bedeutung des Sports für ältere Medien wie die Presse vgl.: Stöber, R.: Adaption, in: Brosius, H.-B. (Hg.): Kommunikation, S. 59-74.

und nicht dokumentiert.[431] Erhalten haben sich v.a. Programmteile in Form von Industrieschallplatten, Filmen oder Sendemanuskripten. Auch die Programmhinweise in Zeitungen und Zeitschriften sind eine Quelle der Programmgeschichte. So hat sich erst in den letzten Jahren die Programmgeschichtsschreibung erheblich weiterentwickelt.[432] Wenn im Folgenden die Programmgeschichte von Hörfunk und Fernsehen genauer untersucht wird, so sind verschiedene Ebenen zu betrachten:

- Sie lässt sich anhand von Einzelbeispielen und Serien darstellen.
- Sie ist Geschichte von Programmstrukturen und Senderformaten.

Einzelfallgeschichte

Die Darstellung der Programmgeschichte anhand von Einzelbeispielen ist von geringstem Abstraktionsgrad. Sie reduziert sich zumeist auf die Behandlung der berühmtesten Beispiele und hat daher zwar exemplarischen, aber keinen repräsentativen Charakter. Aufgrund der Quellendefizite besitzt die Methode der exemplarischen Beschreibung jedoch einen entscheidenden Vorteil: Gerade berühmte Sendungen hatten von Beginn der Rundfunkgeschichte an die größte Überlieferungschance.

Zur Genüge erforschte Großsendungen sind Inszenierungen des Nationalsozialismus – vom „Tag von Potsdam" am 21. März 1933 über die Olympischen Spiele von 1936 bis zu den Weihnachtskonferenzschaltungen im Zweiten Weltkrieg. In anderen Ländern ist es ähnlich – man vergleiche die Rundfunksendungen zum jährlichen „Armistice" oder „Veterans Day", mit dem die Siegermächte des Ersten Weltkriegs (Frankreich, Großbritannien und die USA) den Waffenstillstand vom 11.11.1918 feiern. Aber Höhepunkte sind nicht Alltag und im Unterschied zu den besonderen Ereignissen ist die Konfektionsware sehr schlecht dokumentiert. Sie hat sich der Programmgeschichte lange Zeit entzogen. Die Quellenlage besserte sich erst mit den Tonband- und Videorekordern.

Das stilbildende Hörspiel „Krieg der Welten" von Orson Welles (1915-1985) über die Invasion der Marsmenschen ist eines der prominenten und gut dokumentierten Beispiele.[433] Insbesondere wegen seiner angeblichen Wirkung ist es berühmt. Schenkt man der Untersuchung Glauben, dann soll zumindest unter Teilen der Bevölkerung der Ostküste der USA Panik ausgebrochen sein. Jedoch:

---

[431] So wurde bei einzelnen deutschen Rundfunksendern in der Frühzeit (1925) bis zu 98% des Sendeumfangs im Studio live eingespielt, schon 1931 war die Quote bei manchen Sendern auf knapp über 50% gesunken. Schumacher, R.: Programmstruktur, in: Leonhard, J.-F. (Hg.): Programmgeschichte des Hörfunks, Bd. 1, S. 370f. Elsner, M./ Müller, T./ Spangenberg, P.M.: Entstehungsgeschichte des Dispositivs Fernsehen, in: Hickethier, K. (Hg.): Institution, Technik und Programm, S. 31-66.

[432] Mäusli, T. (Hg.): Talk about radio. Leonhard, J.-F. (Hg.): Programmgeschichte des Hörfunks. Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 45-63. Zur Frühgeschichte der deutschen Programmpresse: Bauer, T.: Deutsche Programmpresse.

[433] Verschiedene Versionen und Adaptionen des Hörspiels sind unter http://www.war-of-the-worlds.org/Radio/ (August 2012) im Internet abrufbar.

- Die Fallzahlen der Studie waren relativ klein.
- Die Autoren der Studie unterstellten, dass Panik nur bei jenen Personen aufgetreten sei, die über verminderte Urteilsfähigkeit verfügten.
- V.a. wurden Späteinschalter erschreckt, welche weder die Eingangs- noch die Unterbrechungsansage hörten, mit denen CBS zweimal auf den fiktiven Charakter der Sendung hingewiesen hatte.

Trotzdem plädierte die „New York Times" für einen Schutz der Öffentlichkeit vor solchen Übertragungen. Sie wies auf die große Autorität hin, die der Rundfunk bei der Bevölkerung genieße. Das Publikum sei durch die Kriegsgefahr in Europa sehr verunsichert: Nur wenige Wochen zuvor hatte Hitler in der Sudetenkrise Europa an den Rand des Krieges gebracht. Auch amerikanische Radiostationen unterbrachen die Sendungen mit News-Flashs zum Münchner Abkommen.[434]

Das Hörspiel darf – schon wegen seiner Qualität – nicht als typisches Exempel für die Hörspiele der 1930er Jahre gehalten werden. Es begann mit Wetterbericht, Programmansage und Musik-Übertragung, in die erste News-Flashs eingeblendet wurden. Welles spitzte ein Sendeformat zu, das damals in den USA sehr erfolgreich war. Die Dramatik des Hörspiels orientierte sich an der Sendung „March of Times", die jüngste Ereignisse als dramatisierte Live-Hörspiele für die Hörerschaft inszenierte. Orson Welles hatte einige Zeit als Schauspieler für „March of Times" gearbeitet. So warf das Hörspiel Fragen nach der Trennung bzw. Kenntlichmachung von Information und Fiktion auf, die in den Medien und der FCC intensiv diskutiert wurden.[435]

Serien

Seit den Anfängen, in denen aus technischen und ökonomischen Gründen fast keine Filme gezeigt werden konnten, hat sich das Fernsehen zum Abspielmedium für filmische Software gewandelt. Wurde beispielsweise in den 1950er Jahren in der ARD nur durchschnittlich ein Spielfilm pro Woche gezeigt, gehörten Spielfilme Ende der 1970er schon zum täglichen Angebot. Verkabelte oder über Satellit angeschlossene Haushalte empfingen Anfang der 1990er täglich beinahe 20, Mitte des Jahrzehnts ca. 40, im Frühsommer 2003 30-40 Filme. Mit der Ausweitung der Sendezeit konnte die Produktion von Software nicht Schritt halten. Sendete beispielsweise das ZDF in seinem ersten Jahr 1964 knapp 4%

---

[434] Cantril, H.: Invasion from Mars, in: Schramm,W. (Hg.): Mass Communication, S. 411-423. FCC to scan script of „War" broadcast, in: NYT 1.11.1938; Message from Mars, in: NYT 6.11.1938; vgl. http://spiderbites.nytimes.com/pay_1938/articles_1938_11_00005.html (August 2012).

[435] US-Hörspiele überschritten selten 30 Minuten, ganz anders Hörspiele der BBC. Vgl. Camporesi, V.: BBC and American broadcasting, 1922-1955, in: MC&S, 16/1994, S. 625-640. Godfrey, D.G./ Leigh, F.A. (Hg.): Dictionary, S. 247-249. Auf Einladung der FCC verständigten sich die Networks über gemeinsame Standards, wie zwischen Information und Fiction so zu trennen sei, dass die Zuhörer nicht getäuscht werden können. Kahn, F.J. (Hg.): Documents of American broadcasting, S. 108-112.

Wiederholungen, so stieg die Quote bis 1997 auf mehr als 42%. Seither sank sie wieder (2005: 36%, 2010: 30,9%).[436]

In der periodischen und kontinuierlichen Verbreitung liegt ein Zwang zur Programmausweitung (wie bei der periodischen Presse) und -wiederholung (bei der Presse nicht beobachtbar). In Hörfunk und Fernsehen führte das zur Entwicklung von Serienproduktionen, die sich zum rundfunktypischen Charakteristikum entwickelten. Für Hörspiel- und Fernsehserien sprechen:

- ökonomische (möglichst billig),
- inhaltliche (möglichst unterhaltend)
- und medienspezifische Gründe (möglichst kontinuierlich).

Hörspiele, einzeln und als Serie, markieren den Anfang der Unterhaltung im Rundfunk. Insbesondere für die Versehrten beider Weltkriege war das Hörspiel aus naheliegenden Gründen sehr wichtig – seit 1951 wird in Deutschland z.B. der „Hörspielpreis der Kriegsblinden" für das beste Hörspiel vergeben. In Form von Hörbüchern erlebten Hörspiele in den 1990ern eine Renaissance, weil neue Rezeptionsgewohnheiten das alte Genre wieder attraktiver werden ließen: auf Kassette und CD insbesondere zur Unterhaltung während der Autofahrt.[437] Fernsehserien waren die konsequente Weiterentwicklung der Hörspielserien und verdrängten mit zunehmender Verbreitung des Fernsehens die Radio-Hörspiele in Nischenexistenzen – z.B. ins Nachtprogamm oder in Comedyformate. Zu Recht wird die Serie als die dem Fernsehen „adäquateste Gattung" bezeichnet.[438]

Zunächst produzierten die US-Networks die Serien in Eigenregie, eine der ersten war die Familienserie „I love Lucy" (1951-1957). Sie beruhte auf einem Hörspiel. Als Mitte des Jahrzehnts Hollywoods Filmstudios ihren Fernseh-Boykott aufgaben und in die lukrative Softwareproduktion für das neue Medium einstiegen, entwickelte sich rasch ein großer Markt. „Gunsmoke" (1955-1975, „Rauchende Colts") war eine der ersten Major-Produktionen. Western, Krimis, Sitcoms (situationsbezogene Komödien) und andere Genres produzierten Folgen in großer Zahl. Nach ersten Anfängen in den 1950er Jahren, bestimmten seit den 1960ern Fernsehserien auch in Deutschland zunehmend das Programm, besonders seit der Einführung des dualen Rundfunks in den 1980ern.[439]

---

436 Schneider, I.: Spielfilme im Fernsehprogramm, in: Schanze, H./ Zimmermann, B. (Hg.): Fernsehen und die Künste, S. 227-301. Ludes, P.: Programmgeschichte des Fernsehens, in: Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 261. ZDF-Jahrbuch 2001, S. 278. ZDF-Jahrbuch Dokumentation 2010, S. 50. Zur Programmentwicklung mit einschlägigen Beispielen: Schilling, T./ Kammann, U. (Hg.): Tele-Visionen (DVD-ROM).

437 Zur Umstellung: Stedman, R.W.: serials. Bartz, C.: MedienUmstellung, in: Schneider, I./ Spangenberg, P.M.: Medienkultur der 50er Jahre, S. 205-209.

438 Giesenfeld, G./ Prugger, P.: Serien, in: Schanze, H./ Zimmermann, B. (Hg.): Das Fernsehen und die Künste, S. 389.

439 Keller, H.: Kultserien, S. 49-53, 356-361. Hickethier, K.: Fernsehserie, S. 20-30.

Serien sind für das Fernsehen wegen dessen Zwang zum kontinuierlichen Erscheinen, wegen der Unterhaltung und wegen ökonomischer Notwendigkeiten interessant: Fernsehfilme sind billiger als Kinofilme, Serien im Dreiviertel-Stunden-Format billiger als Fernsehfilme, Daily-Soaps nochmals und Container-Serien am billigsten.[440] Der Film setzt auf eine längere Handlungsdauer, der durchschnittliche Film dauert ungefähr zwei Stunden. Die Serienfolgen sind zumeist deutlich kürzer, in der Regel liegen sie zwischen einer halben und ganzen Stunde. Dadurch stecken Fernsehserien von vornherein in einem stärkeren Rahmenkorsett, sind stärker durchgestylt, bauen mehr auf die „Wirtschaftlichkeit des Erzählens" und weniger auf die innovative Abwechslung.

Nimmt man die Laufzeit als Kriterium, lassen sich Serien, die in mehreren Staffeln produziert werden, von solchen unterscheiden, die prinzipiell endlos laufen sollen. Staffelproduktionen werden zumeist weitgehend oder sogar vollständig vor Ausstrahlung der ersten Folge abgedreht. Bei den „Endlosserien", die selbstredend immer irgendwann nicht mehr erfolgreich sind und daher dann enden, ist das nicht möglich. Die Schematisierung ermöglicht der Fernsehstaffel die längere Lebensdauer. Während filmische Sequels selten mehr als drei Fortsetzungen erleben, sind Fernsehserien von vornherein auf größere Folgenzahlen ausgerichtet. Das gilt nicht für Fernsehfilme, die als Mehrteiler, z.B. Adventsvierteiler, angelegt sind. Der „Tatort" läuft im deutschen Fernsehen seit 1970. Später schlossen sich ORF (seit 1971) und SRG (1990-2001/2002) an. Der „Tatort" ist in mancherlei Hinsicht untypisch, weil als längeres Fernsehspiel konzipiert, und kann als Reihe betrachtet werden. Die einzelnen Folgen weisen abgeschlossene Handlungen auf, Subserien existieren. Der Krimi ist vor allem durch den formalen Rahmen (Erstausstrahlung sonntags nach 20.15 Uhr) kenntlich gemacht.[441]

Serien bedienen bestimmte Genres und entwickeln – durch die Gewöhnung des Publikums an die tragenden Charaktere – den spezifischen Serieneffekt, der wichtig für die Zuschauerbindung ist. Auf die Frage, wie Drehbuchschreiber in die Charakteristika der Tatort-Subserien („Trimmel", „Schimanski", „Stoever") eingeführt werden, antwortete ein Redakteur der Fernsehfilmabteilung des Westdeutschen Rundfunks: „Wir halten die Autoren an, sich die letzten paar Folgen anzuschauen."[442] Serien sind daher hochgradig selbstreferentiell. Auf diese Weise bilden sie Zuschauerfangemeinden, die – wie bei den Trekkies (Fans von „Star Trek"[443]) – z.T. weltweit organisiert sind. Leonard Nimoy, um bei dem Beispiel zu bleiben, musste sich als „Spock" ständig selbst zitieren, die Augenbraue hochziehen und als Vulkanier rational und emotionslos handeln. Da Spocks rationaler Charakter auf die Dauer zu eindimensional gewesen wäre, besaß er ein halb vulkanisches, halb menschliches Erbteil. Seine menschlich

[440] Eggers, D.: Filmfinanzierung, S. 98.
[441] Vgl. die private, von der ARD gebilligte Site: http://www.tatort-fundus.de/web/ (August 2012).
[442] Lehnartz, S./ Reich, S./ Rennefanz, S.: Leiche im Keller, in: Die Zeit, 23.11.2000, Nr. 48, S. L 4-L 5.
[443] Als Fernsehserie in der 1. Staffel 1966-1969, als Filme seit 1979.

bestimmte Hälfte erlaubte ihm von Zeit zu Zeit Emotionen, die als Selbstironie die Stereotypisierung auflockerte.

Der Seriencharakter kann beinahe zum Stillstand der Charaktere führen. Am ehesten ist das bei Zeichentrickfiguren möglich. Bei „Asterix" spielt jede Folge im Jahr 50 v.Chr. Die Protagonisten altern nicht, sie werden, wie „Micky Maus", nur behutsam modernisiert, wenn es mit Blick auf Veränderungen im gesellschaftlichen und kommerziellen Umfeld ratsam erscheint. Lebende Hauptdarsteller hingegen werden älter. Am einfachsten ist die Veränderung noch bei Tieren zu kaschieren. Die Film- und Fernsehserie „Lassie" verschliss seit 1938 neun Collies. Wurde ein Hund zu alt, ersetzte ihn ein jüngerer. Um menschliche Hauptdarsteller auszutauschen, muss hingegen die ausscheidende Figur aus der Serie geschrieben und die neue mit einer neuen Handlung eingeführt werden. Beliebte Themen des Herausschreibens sind Tod durch Unfall oder schwere Krankheit.

Die Geschichte des Films und der Serien wird seit Siegfried Kracauer als Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse interpretiert.[444] So wurde in Deutschlands erster Fernsehserie, „Die Schölermanns" (111 live gesendete Folgen zwischen 1954 und 1960), die angebliche Harmoniesucht der Adenauerzeit erkannt, in „Dallas", „Denver-Clan", „Schwarzwald-Klinik" der 1980er Jahre die Flucht aus der Realität. Der „Lindenstraße" (seit 1985) konnte „linkspädagogischer Eifer", „Gute Zeiten – Schlechte Zeiten" (seit 1992) eine hedonistische Weltanschauung unterstellt werden, in den Doku-Soaps à la „Big Brother" sahen sogar Ministerpräsidenten den Untergang des Abendlandes.[445] Dass dabei der interpretatorische Bogen überspannt werden kann, liegt auf der Hand. Im Nachhinein sind zwar die Signaturen einer Epoche leichter zu erkennen, zugleich aber besteht die Gefahr, dass das Geschichtsbild zu einer Abfolge von Stereotypen verkommt. Doch nicht die Geschichte verläuft stereotyp, sondern die Produktionsgesetze von Serien verlangen nach klar konturierten Charakteren und stereotypen Situationen. So kann sich die Quelleninterpretation leicht in selbstbestätigenden Zirkelschlüssen verlieren: Wer die Adenauerzeit als kleinbürgerlich, spießig und restaurativ ansieht, findet das in der heilen Welt der „Schölermanns" bestätigt. Das sagt häufig mehr über die Interpreten als über die beschriebenen Programme. Denn das Grundproblem jeder Interpretation ist die Nachträglichkeit; in die Lebenssituation der zeitgenössischen Zuschauer kann man sich *ex post* nicht mehr hineinversetzen. Der quellenkritische Anspruch, die Zeit und ihre Quellen aus sich selbst heraus zu verstehen, fällt insbesondere bei der Trivialkultur schwer.[446]

---

444 Kracauer, S.: Caligari, S. 11-18.

445 Giesenfeld, G./ Prugger, P.: Serien, in: Schanze, H./ Zimmermann, B. (Hg.): Das Fernsehen und die Künste, S. 355-359, 375-382. Festenberg, N.v.: Die große Verbrüderung, in: Der Spiegel, 9.10.2000, Nr. 41, S. 252-254.

446 Sehr instruktiv: Hickethier, K.: Fernsehserie, S. 33-39. Und: Martenstein, H.: Fernsehserien.

Programmstrukturgeschichte und Senderformate

Das disperse Publikum der Massenmedien ist *per definitionem* heterogen. Daher kann es kein Programm geben, mit dem alle Rezipienten gleichermaßen zufrieden sind. Das Problem musste in der Frühzeit des Rundfunks, als es technisch bedingt nur wenige Frequenzen und daher eine geringe Zahl von Radiostationen gab, anders gelöst werden, als in der Gegenwart.

- In Zeiten des Frequenzmangels mussten Vollprogramme die unterschiedlichen Hörerbedürfnisse nacheinander befriedigen.
- Mit steigender Senderzahl konnten sich neben Vollprogrammen Radioformate bzw. fürs Fernsehen spezialisierte Spartensender entwickeln.

Viele Sender verlegten sich in den ersten Jahren des Hörfunks auf die zielgruppengerechte Programmproduktion im sogenannten Kästchenschema: für Kinder, als Kirch- und Schulfunk, für Eltern, Arbeiter, das Landvolk etc. Zielgruppenprogramme hatten ihre Fenster in der Regel nachmittags. Politische Nachrichten wurden zunächst mittags gesendet. Daneben gab es Theater und Autorenlesungen sowie vor allem Musik. In Weimar dominierte die E- über die U-Musik, ernste Musik beanspruchte die besten Sendeplätze am frühen Abend.[447]

Der Musikanteil, der schon in der Weimarer Republik gestiegen war, wuchs in der Vorkriegszeit bis 1938 auf fast 70%. Dabei setzte der NS-Hörfunk auf übersichtliche Programmstrukturen mit viel Unterhaltung, um den Nebenbeihörern Entspannung zu bieten. Im Zweiten Weltkrieg verstärkte sich der Trend zur Unterhaltung um so mehr, je düsterer die militärische Lage für die Deutschen wurde. Zur Ablenkung verstärkte Goebbels die leichte Unterhaltung.[448] Doch auch dies konnte kontraproduktiv wirken:

> „Sie [die Einwohner von Essen] standen noch völlig unter dem Eindruck des schweren Angriffs und vernahmen etwa eine Stunde nach dem Großangriff vom Kölner Sender den Schlager 'Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein'. Es hat dies auf die Hörer, die es wußten oder mitangesehen hatten, daß im Ruhrgebiet wieder zahlreiche Menschen ihr Leben hatten lassen müssen und Tausende ihr ganzes Hab und Gut verloren, wie 'Hohn gewirkt'".[449]

Die BBC unter John Reith hingegen verzichtete lange bewusst auf die Programmschematisierung, um die Bildungsqualität nicht zu verwässern. Die Schematisierung wurde, als es mehr Sender gab, auf deren grundsätzliche Ausrichtung übertragen. So wurde in den 1960er Jahren mit DDR I das unterhaltungsorientierte Massenpublikum bedient, DDR II pflegte Minderheitsinteres-

[447] Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 59-63.
[448] Diller, A.: Rundfunkpolitik, S. 382f.
[449] SD-Bericht 18.3.1943, S. 4970.

sen. In der BBC etablierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg das 1. Programm zur Bildung breiter Schichten, ein 2. zur Unterhaltung und ein 3. für Minderheiten mit gehobenen Ansprüchen. Magazinsendungen, die in Deutschland in den 1960ern aufkamen, sendete die BBC schon ein Jahrzehnt früher. In den 1960er Jahren lief die Jugend in Scharen zu den Piratensendern mit ihrer populären Beatmusik über. Auch die BBC musste sich jetzt öffnen – die Zuordnungen wurden neu verteilt: BBC 1 spielte jetzt Popmusik.[450]

In der Bundesrepublik gaben die öffentlich-rechtlichen Sender seit den Sechzigern das kleinteilige Kästchenschema zugunsten größerer Programmstrukturen auf. Der seit 1949 betriebene Umstieg auf UKW erleichterte die Veränderungen, da mehr Frequenzen und damit diversifizierte („leichtere" und „schwerere") Programme möglich wurden. Seit den frühen 1970er Jahren wurden die zwei Hörfunkwellen durch eine dritte Servicewelle für Autofahrer ergänzt. Inzwischen strahlen die Rundfunkanstalten eine vierte und fünfte Welle aus. All diese Aktivitäten führten den Hörfunk in den Industrienationen aus der Krise, in die das Radio durch das Aufkommen des Fernsehens geraten war. Zu Neuerfindung und Funktionswandel des Radios gehörte auch die Ausweitung der Rundfunkprogramme zur Rund-um-die-Uhr-Veranstaltung.[451]

Mit dem Funktionswandel wurde das Radio zum Begleitmedium. Am weitesten und frühesten wurde die konsequente Durchstilisierung der Sender in den USA betrieben: Radio war viel früher als in Europa nach Musikfarben und speziell zugeschnittenen Formaten organisiert. Mit der Entwicklung neuer Genres und Präsentationsformen wollten sich Senderketten, Affiliates und Lokalsender voneinander abgrenzen. Schon in den 1930ern bestritt Musik den dominierenden Programmanteil. Dabei nahm die Programmähnlichkeit der US-Networks zunächst ab, die Sender differenzierten sich aus: Da für das Radio neue Inhalte erst erfunden werden mussten, war die Homogenität der Programme in den 1920er Jahren größer als drei Jahrzehnte später. Musikalisch setzten die Networks aber in den 1930er und 1940er Jahren auf die gleiche Musik: Swing.[452]

---

[450] Briggs, A.: Broadcasting in the UK, Bd. 5, S. 161-175. Crisell, A.: History of British braodcasting, S. 140-146.

[451] Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 207-219. Halefeldt, H.O.: Programmgeschichte des Hörfunks, in: Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 211-230.

[452] Camporesi, V.: The BBC and American broadcasting, 1922-1955, in: MC&S, 16/1994, S. 626. In der Ausdifferenzierung unterscheidet sich das US-Radio vom US-Fernsehen: Während das Fernsehen Radio-Formate übernehmen konnte und daher schon bei Sendebeginn die Networks auf ein eigenes Profil achteten, hatten die Rundfunkmacher die Programmdimension von Grundzügen an entwickeln müssen. Dimmick, J./ McDonald, D.G.: Network Radio Oligopoly, 1926-1956, in: JME, 14/2001, Nr. 4, S. 204-209. Wurtzler, S.J.: electric sounds, S. 196-210.

Tabelle 3-5: Radio-Formate (Auswahl)[453]

Format(e)	*seit*	*Bemerkungen*
Rock'n'Roll	Anfang der 1950er	Hervorgegangen aus Rhythm and Blues, race-music etc.; Weiterentwicklung zu Top 40, rock, CHR etc.
top 40	Mitte der 1950er	CHR (contemporary hit radio); Vorgänger nicht nur in Rock'n'Roll, sondern auch Swing-Radios; NBC startete z.B. 1935 „Your Hit Parade"
Country	Mitte der 1950er	Antwort auf top 40-Radios
All-Talk-Formate	Anfang der 1960er	Weiterentwicklung zu Inforadios, Sportsendern etc.
easy listening adult contemporary	Anfang der 1960er 1970er	andere Bezeichnungen: beautiful music, good music; verlor in den 1970/80ern an Zuspruch; Weiterentwicklung zu adult contemporary
Classic Rock, Album orientated Rock etc.	1980er	Voraussetzungen: Entwicklung eines Kanons von Rock-Klassikern und Älterwerden des Publikums
Hip Hop, House etc.	1990er	neue Stile der Populärmusik können, müssen aber nicht ihren Niederschlag in Radioformaten finden.

Formatradios im modernen Sinne begannen sich erst seit den 1950er Jahren herauszubilden. Mehrere Gründe waren maßgeblich:

- Die Lizenzvergabe der FCC gab nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Praxis auf, Sender bevorzugt zu lizenzieren, die Lifemusik präsentierten. Formatradios verlangten Tonkonserven (Platten, Bänder, CDs).
- Radios verstärkten mit ihrer Formatierung die Jugendkultur. Radio wurde in den USA seit den fünfziger Jahren zum Medium der Jugend, da die Erwachsenen sich dem TV zuwandten.
- Formatradios lebten von der Ausdifferenzierung der populärkulturellen Musikstile. In den 1940er Jahren war z.B. Country-Music noch Teil der aktuellen Hitparade. Die Eingrenzung der Top-40-Sender auf Rock'n'Roll und seine Abkömmlinge (Beat, Rock, Pop) änderte das.
- Formatradios wurden damit zugleich für kommerzielle Einflussnahme (z.B. Manipulation von Hitparaden) anfällig. Die Formatradios konstituierten relevante Märkte, auf denen der (private) Rundfunk um Hörer konkurrierte.

In der Breite setzten sich Formatradios in den USA seit den 1960er Jahren, in Großbritannien zu Beginn der 1970er, in Deutschland und anderen europäischen Ländern noch später durch. Überall war die Einführung privater Radio-

[453] Godfrey, D.G./ Leigh, F.A. (Hg.): Dictionary, S. 13-15, 21, 36, 75f., 93, 102, 133, 167f., 185, 212, 231, 241, 258, 291, 347f., 366f., 394f., 427-430. Hilliard, R.L.: Radio broadcasting, S. 26-28. Keith, M.C. (Hg.): Talking Radio, S. 55-63. Stuiber, H.W.: Rundfunk, S. 1070-1075.

sender – auch Piratensender – ein wichtiger Faktor. Die Zielgruppenorientierung der Formatradios wird zu großen Teilen über das Alter zugeordnet. Dabei sind die sogenannten „young" bzw. „adult contemporary" (AC)-Formate mit melodiöser, zeitgenössischer Musik für junge Erwachsene und solche mittleren Alters besonders gebräuchlich. Ende der 1990er sendete ungefähr jeder zweite deutsche private Radiosender in diesem Format, 2006 fast 57%. Die AC-Sender folgen den Alterskohorten: Spielten sie in den 1990ern noch 1970er-Titel, lag ein Jahrzehnt später der Schwerpunkt auf Musik seit den 1980ern. Andere Sender („contemporary hit radios") spielen in „heavy rotation" die aktuelle Hitparade hoch und runter, einzelne Titel bis zu achtmal am Tag. Wieder andere spezialisierten sich auf Jazz, Klassik oder Volksmusik. Formatradios senden im Stundenraster, „Musikuhren" bestimmen die Musikfarbe im Tagesverlauf. Die Wortanteile sind bei allen formatierten Sendern – selbstredend mit Ausnahme der Informationsradios – gering. Die knappe Moderation ist zumeist aufgesetzt gut gelaunt, Kurznachrichten werden tagsüber in der Regel zur vollen Stunde gesendet.[454]

Bei den Fernsehsendern hat sich mit der Privatisierung und Deregulierung in Europa eine Vielzahl von unterschiedlichen Orientierungen herausgebildet. Neben den öffentlich-rechtlichen Sendern, die ein Vollprogramm für alle Interessen und Qualitätsansprüche bieten wollen, existieren private Vollprogramme von unterschiedlicher Qualität sowie Spartenkanäle, die nur ausgewählte Themen bedienen: z.B. Wirtschaft, Sport und Musik. Ausgesprochene Erotikkanäle gibt es bislang nur im Pay-TV, im Free-TV tendieren allerdings einige Sender (z.B. RTL II) in die Softporno-Richtung. Über die Qualität der Sender wird seit Jahren eine erbitterte Debatte geführt. Die Konvergenzdiskussion streitet,

- ob die öffentlich-rechtlichen Sender sich den privaten annähern,
- ob umgekehrt die privaten den öffentlich-rechtlichen ähnlicher werden,
- oder ob sich beide aufeinander zu bewegen.

Die Diskussion ist ein Paradebeispiel für interessengeleitete Argumentation: Jede Studie, die zu belegen versucht, dass die öffentlich-rechtlichen Sender sich den privaten annähern und dem Massenmarkt anbiedern, liefert Argumente gegen die Existenzberechtigung der öffentlich-rechtlichen Sender. Gleiches gilt – in geringerem Maße – auch für den Fall der qualitativen Annäherung der Privaten an die Öffentlich-Rechtlichen. Nur Studien die „nachweisen", dass der Abstand bestehen bleibt, plädieren damit auch für den Status-Quo der dualen Rundfunkordnungen. Denn nur, wenn der öffentlich-rechtliche Rundfunk qua-

[454] Schramm, H./ Hofer, M.: Musikbasierte Radioformate, in: Schramm, H. (Hg.): Musik im Radio, S. 113-133. Wöste, M.: Privatrechtlicher Hörfunk, in: Schwarzkopf, D. (Hg.): Rundfunkpolitik, Bd. 1, S. 503-549. Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 219f. und 276-279. Halefeldt, H.O.: Programmgeschichte des Hörfunks, in: Wilke, J. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik, S. 222-224. Briggs, A.: Broadcasting in the UK, Bd. 5, S. 502-515. Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 147-149, 223-227. Vgl. http://www.frank-schaetzlein.de/texte/dudelfunk.htm (August 2012).

litativ besser als der private ist, besitzt er Legitimation und Daseinsberechtigung.[455]

3.4 Ausdifferenzierung telekommunikativer und multimedialer Angebote

3.4.1 Nachrichtenagenturen: Inhalte in den Netzwerkmedien

Internationale Nachrichtenagenturen

Auch Netzwerkmedien können Programme transportieren. Seit den Anfängen hatten Korrespondenten die Presse mit Nachrichten versorgt. Seither ist die Dichte des Korrespondentennetzes ein wichtiges Qualitätskriterium für den Informationswert einer Zeitung oder Zeitschrift. Korrespondenten sind allerdings in der Regel teuer. Blätter wie der HUC im 18. und frühen 19. oder die AZ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ließen sich die eingesandten Beiträge teures Geld kosten. Andere Blätter, z.B. die „Schlesischen Provinzialblätter" (1785-1849) oder die „Provinzial-Correspondenz" (1863-1884) und deren Nachfolger setzten auf unentgeltliche Mitarbeit.[456]

Außer den wenigen führenden Blättern waren nur Großorganisationen (Staaten und Handelsimperien) in der Lage gewesen, Nachrichten-Infrastrukturen von relevanter Größe aufzubauen. Der Kapitaleinsatz war zu bedeutend, die Übermittlungskapazität zu gering, der Nachrichtentransport zu teuer, als dass jedermann darauf hätte zurückgreifen können. Die Einrichtung der optischen Telegrafenlinien im revolutionären und imperialen Frankreich hingegen bedeutete einen großen strategischen Vorteil für das revolutionäre und napoleonische Frankreich, ein Übermittlungsinstrument von großer Schnelligkeit zu besitzen. Armeen konnten mehr als einmal dem Gegner rechtzeitig entgegengestellt werden. Für eine Öffnung des optischen Telegrafen für den allgemeinen Publikumsverkehr war dieser jedoch nicht leistungsfähig genug. Die optische Telegrafie war mithin allein von politischem und militärischem Wert.

Erst elektrische Telegrafen ermöglichten moderne Nachrichtenagenturen und stellten damit die Nachrichtenbeschaffung auf eine neue, rationelle, zugleich weniger exklusive Grundlage. Dabei verstärkte sich die Konkurrenz auf dem

[455] Für Annäherung argumentierte die Auftragsstudie für den „Verband Privater Rundfunk und Telekommunikation" (VPRT) von Klaus Merten: Konvergenz. Gleichbleibenden Abstand konstatieren die Studien, die Udo Michael Krüger in der Zeitschrift MP, die im Auftrag der ARD-Werbegesellschaften herausgegeben wird, in regelmäßigen Abständen veröffentlicht. U.a.: Tendenzen 1985 bis 1995, in: MP, 1996, Nr. 8, S. 418-440. Vgl. Stuiber, H.W.: Rundfunk, S. 1024-1049. Ein differenzierteres Bild ermitteln die seit 1998 von Weiß et al. vorgenommenen Programmanalysen: Weiß, H.-J./ Trebbe, J.: Fernsehen in Deutschland. Programmstrukturen, Berlin 2000ff.

[456] Rintelen, M.v.: „Allgemeine Zeitung", S. 34f. Gerber, Michael R.: Schlesische Provinzialblätter, S. 41-50.

Weltnachrichtenmarkt in den 170 Jahren seit Gründung der ersten Nachrichtenagenturen enorm. War 1835 die erste moderne Agentur, die französische „Agence Havas" gegründet worden, so gab es 1853 schon deren fünf, um 1900 mehr als 25, 1945 bestanden 55 Universalagenturen und Anfang der 1980er Jahre mehr als 160.[457]

Die ersten vier Agenturen, die „Gründeragenturen", leisteten für den Aufbau des weltumspannenden Nachrichtennetzes Pionierarbeit. Häufig ist zu lesen, die von Charles Louis Havas (1783-1858) gegründete „Agence Havas" habe die Dienstleistung kollektiv bezogener Zeitungsberichterstattung erfunden. Das ist so nicht richtig, wie schon mit Blick auf den Gründer einleuchten mag. Havas hatte nämlich bei verschiedenen lithografisch verbreiteten Korrespondenzen gelernt. In diesen Korrespondenzen, die sich die von Senefelder (vgl. S. 69) erfundene neue Drucktechnik zunutze machte, ist die Wurzel der Nachrichtenagenturen zu sehen. Die „Agence Havas" war relativ staatsnah. Von den Deutschen 1940 verboten, wurde im Gaullistischen Nachkriegsfrankreich 1944 die „Agence France Press" (AFP) gegründet. Auch die AFP war zunächst staatsnah, wurde 1957 jedoch in eine öffentlich-rechtliche Agentur umgewandelt. Noch immer ist der staatliche Umsatzanteil bei AFP hoch (anfangs über 70%) und der Einfluss des Staats dementsprechend groß.[458]

Die 1851 gegründete britische Agentur „Reuters" spezialisierte sich ursprünglich auf Börsenberichte – wie auch das „Wolffsche Telegraphische Bureau" (WTB) (s.u.). Der deutschstämmige Gründer Paul Julius Reuter (1816-1899) hatte bei „Havas" gelernt und 1849/50 eine Brieftaubenpost unterhalten. Der Krimkrieg (1853-1856) brachte für „Havas" wie „Reuters" eine spürbare Geschäftsausweitung. Aufgrund des britischen Quasimonopols auf Seekabel im 19. Jahrhundert leistete „Reuters" Pionierarbeit bei der Erschließung fremder Erdteile. „Reuters" ist – bei Mitarbeitern, Umsatz, Diensten – immer noch die größte Nachrichtenagentur der Welt. Zwischenzeitlich war Reuters eine Stiftung, seit 1984 ist auch sie genossenschaftlich organisiert.[459] In Berlin gründete der Zeitungsverleger Bernhard Wolff 1849 das WTB, das mit der Zeit zur offiziösen preußisch-deutschen Nachrichtenagentur wurde. Als erste deutsche Agentur nutzte es die elektrische Telegrafie. Die von sechs New Yorker Morgenzeitungen im gleichen Jahr gegründete Agentur nennt sich seit 1851 „Associated Press" (AP). Sie verwirklichte das genossenschaftliche Modell und entwickelte sich im 20. Jahrhundert zu einer Weltnachrichtenagentur – im 19. Jahrhundert beschränkte sie sich noch auf Amerika.[460]

---

[457] Höhne, H.: Report, S. 429-432. Telegraphenbureaus, in: Meyers Großes Konversationslexikon, 6. Aufl., Bd. 19, S. 387f.

[458] Höhne, H.: Report, S. 151-156. Wilke, Jürgen (Hg.): Agenturen im Nachrichtenmarkt, S. 58-67. Huteau, J./ Ullmann, B.: AFP.

[459] Read, D.: Power of News, S. 5-34, 72-78, 404-471. Höhne, H.: Report, S. 163-171. Wilke, J. (Hg.): Agenturen im Nachrichtenmarkt, S. 15-21.

[460] Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 116f. Höhne, H.: Report, S. 156-163.

Die drei europäischen Agenturen einigten sich 1870 auf ein Kartell zur Aufteilung des Marktes; vorausgegangen war 1859 ein erstes Abkommen. Dabei berichteten die französische und die britische Agentur aus ihren Staaten und Kolonien; das WTB berichtete neben Deutschland aus Ost- und Nordeuropa. 1873 schloss sich AP mit der Zuständigkeit für Nord- und Südamerika dem Kartell an. Die Kartellverträge wurden geschlossen und wiederholt verlängert, da alle Beteiligten ihren Konkurrenten in deren jeweiligen Kerngebieten unterlegen waren und weil die Gebietsabsprachen den Aufbau teurer, mehrfacher Korrespondentennetze unnötig machte. Gemeinsam beherrschten die vier Agenturen den Welt-Nachrichtenmarkt bis 1914.[461]

Das Kartell war lukrativ, Kernelemente überdauerten den Ersten und Zweiten Weltkrieg. Noch immer hat AFP seine Berichterstattungsschwerpunkte z.B. in Nordafrika und Indochina (dem früheren Kolonialreich), gleiches gilt für die Bedeutung des britischen Commonwealth für „Reuters". Die „Deutsche Presse-Agentur" dpa ist traditionell auf dem Balkan stark, AP in Nord- und Südamerika. Gegen die westliche Dominanz und die Zentralisierung der Weltnachrichtenströme auf London, Paris und Washington versuchten in den 1970er und 1980er Jahren die blockfreien Staaten unter Führung der jugoslawischen Agentur „Tanjug" ein Gegengewicht aufzubauen. Von größerer Bedeutung war zur Zeit des Kalten Kriegs jedoch die sowjetische „Tass", seit 1992 die russische „Itar-Tass". Die Position der 3. Welt im Kampf um die Weltinformationsordnung vertrat der sogenannte „MacBride-Bericht" der Unesco von 1979.[462]

Deutsche Nachrichtenagenturen vor 1945

Zunächst hatte sich das „Wolffsche Telegraphische Bureau" auf Börsenberichte spezialisiert, schon bald wurden politische Nachrichten telegrafiert. 1869 schloss das WTB mit der preußischen Regierung einen Vertrag auf zehn Jahre, der dieser weitgehende Kontrollmöglichkeiten einräumte: Politische Artikel mussten vorher von Beamten des Staatsministeriums genehmigt werden.[463] Im gleichen Jahr hatte Bismarck im preußischen Herrenhaus in einer Presse-Debatte Ausführungen präsentiert, die auch von Aussagekraft für Lerneffekte sind, die vom Publikum im Umgang mit neuen Medien beinahe zwangsläufig gemacht werden:

> „Alle diese Nachrichten würden an und für sich unbedeutend sein; sie stehen gewöhnlich zuerst in leicht zugänglichen Winkelblättern, gewinnen aber dann eine ganz andere Bedeutung durch die Mitwirkung der Telegraphie. [...] Wir haben uns gegen die Autorität des Gedruckten erst allmälig abstumpfen können und das ist namentlich seit 1848 gelungen;

---

461 Rantanen, T.: globalization of electronic news, in: MC&S, 19/1997, Nr. 4, S. 615-617.

462 Höhne, H.: Report, S. 59-62, 84-96.

463 Vertrag zwischen PrMPräs und CTC vom 11.6.1869, in: GStA I. HA, Rep 77, Tit 945, Nr. 51, Bd. 1, Bl. 90-93.

> bis dahin hatte für einen großen Teil der Bevölkerung alles Gedruckte seine besondere Bedeutung; jeder, der auf dem Lande nur das Amtsblatt las, von der Bibel und dem Gesangbuche nicht zu reden, hielt das Gedruckte für wahr, weil es gedruckt war, ungeachtet des üblichen Sprichworts: er lügt wie gedruckt; es wird vielleicht auch dahin kommen zu sagen: er lügt wie telegraphiert, denn gegen den Mißbrauch, der mit diesem Beförderungsmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute auf der Hut".[464]

Bismarck nutzte die manipulative Möglichkeit ein Jahr später selbst in der berühmten „Emser Depesche", mit welcher er durch geschickte Verkürzung französischer Positionen die deutsch-französischen Spannungen derart verschärfte, dass schließlich Napoleon III. Preußen den Krieg erklärte. In dem deutsch-französischen Krieg wurde dann der Telegraf wie ein Rundfunkgerät benutzt. Im Krieg gegen Frankreich 1870/71 verbreitete die Regierung mit dem Telegrafen offizielle Nachrichten. Diese sollten sofort in ortsansässigen Druckereien als Plakate gedruckt und von den Behörden an öffentlichen Plätzen und Gebäuden angeschlagen werden. Ausdrücklich waren diese Stellungnahmen als Korrektiv zu „den in solchen [Kriegs]-Zeiten erfahrungsgemäß in großer Zahl umlaufenden, irrthümlichen oder übertriebenen Gerüchten" gedacht.[465]

Nach 1900 verschärfte sich die Kritik am WTB. Im Mittelpunkt standen wachsende Schwerfälligkeit und die Kritik an den Kartellverträgen. Diese verhindere, so die nationalistische Presse als Reflex auf die „Einkreisung", dass Deutschlands Stimme in der Welt angemessen verbreitet würde. Schwerfälligkeit, Langsamkeit, Fehler in der Berichterstattung und journalistische Unfähigkeit blieben auch in Weimarer Zeit die wichtigsten Monita, die zu dem Bedeutungsverlust des WTB maßgeblich beitrugen. Das damals gängige Journalistenwort „Den Mantler nach dem Winde hängen" betonte die Abhängigkeit des WTB von den Einschätzungen der Regierung (Heinrich Mantler war bis 1929 Direktor des WTB). Das WTB hatte für die Reichs- bzw. preußische Staatsregierung sehr verschiedenen Nutzen. Es stellte einer Reihe von Zeitungen unentgeltlich Material zur Verfügung. Die Regierung übernahm die Kosten, um die Zeitungen am Bezug ausländischen Agenturmaterials zu hindern. Zudem transportierte das WTB bis Anfang des 20. Jahrhunderts bevorzugt Regierungstelegramme. Noch während des Ersten Weltkriegs nutzten preußische und Reichsbehörden unentgeltlich die Dienste des WTB. In Weimarer Zeit glitt das Büro allmählich aus der offiziösen in die Stellung einer offiziellen Agentur. 1920 half die Regierung dem WTB aus seinen Finanznöten und erhielt dafür die direkte

[464] Bismarck, Otto von am 13.2.1869 im Preußischen Herrenhaus, in: Stenografische Berichte/ Preußisches Herrenhaus, 13. 2.1869, 14. Legislaturperiode, 121. Sitzung.

[465] Stöber, R.: Nation, S. 93-95.

Kontrolle über den Auslandsnachrichtendienst, das WTB wurde zur „Abteilung der [Reichs-] Pressestelle“.[466]

Um ein Gegengewicht der offiziösen Agentur entgegenzusetzen, schlossen sich 1913 einige kleinere Nachrichtenagenturen, die wichtigste war „Louis Hirsch's Telegraphisches Büro“, zur „Telegraphen Union“ (TU) zusammen.[467] Zunächst änderte das wenig: Im Ersten Weltkrieg musste auch sie sich den Kontrollansprüchen der Regierung unterordnen. Doch nach dem Krieg führten Finanzschwierigkeiten die TU unter Hugenbergs Kontrolle. Schon 1919 besaß seine Holding die Mehrheit der Anteile.

Der direkte Kontakt machte insbesondere das Telefon alsbald zum unentbehrlichen Requisit für die Zeitungsredaktionen. Seit Beginn der zwanziger Jahre ging man dazu über, die Dienste der Nachrichtenagenturen über Funktelefonie zu beziehen. Das bot billigere Gebühren; ungelernte Telefonistinnen drückten die Lohnkosten und bei Übertragungsschwierigkeiten konnte zurückgefragt werden. Damit eignete sich das Telefon besonders gut für die Provinzpresse.[468]

In Weimarer Zeit gab die TU rund 30 verschiedene Dienste und Korrespondenzen heraus. 1926 hatten 48% aller Tageszeitungen die TU abonniert, 1928 bezogen ca. 1.600 Zeitungen die TU, nicht wenige ausschließlich. Insbesondere die kleinen Heimatzeitungen leisteten sich nur eine einzige Nachrichtenagentur. 600 Zeitungen bezogen die Parlamentskorrespondenz der TU. So lief sie dem WTB den Rang ab. Die TU war moderner und brachte mehr Sport- und Gesellschaftsnachrichten. Hinter den „leichten“ Nachrichten der TU ließ sich die Beeinflussung durch politisch motivierte Nachrichtenauswahl gut verbergen. Als im Herbst 1924 einige Redakteure aus der Union ausschieden, kritisierten sie deren Rechtslastigkeit und Nachrichtenselektion.[469]

Die Gefährdung der Meinungsvielfalt durch Hugenberg hing auch mit der marktbeherrschenden Stellung seines Imperiums auf dem Gebiet der Materngesellschaften zusammen. Mit Text- und Bildbeiträgen in Gipskartons, die ausgegossen und in die Druckmaschinen eingespannt wurden, erweckten vor allem kleine Provinzzeitungen bei ihren Lesern den Eindruck, die Zeitung habe in Berlin oder im Ausland Korrespondenten, und sparte so an Setzern und Journalisten. Die scheinbare publizistische Vielfalt begünstigte die tatsächliche Meinungskonformität weiter Teile der deutschen Presse. Diese publizistische Konzentration hatte sich schon im Ersten Weltkrieg verstärkt. Gegen Kriegsende

---

466 Basse, D.: WTB, S. 202, 219, 230, 238-247. Stöber, R.: Nation, S. 93-95.

467 Neitemeier, M.: TU, in: Wilke, Jürgen (Hg.): Telegraphenbüros, S. 87-134. Vgl. auch Basse, D.: WTB, S. 154.

468 Wessel, H.A.: Rolle des Telefons, in: North, M. (Hg.): Kommunikationsrevolution, S. 102-104. Neitemeier, M.: TU, in: Wilke, J. (Hg.): Telegraphenbüros, S. 107.

469 Holzbach, H: System Hugenberg, S. 282; Neitemeier, M.: TU, in: Wilke, J. (Hg.): Telegraphenbüros, S. 130.

bezogen reichsweit 905 Zeitungen ihren Mantel als vorgeprägte Matern. Die wichtigste Materngesellschaft der Weimarer Zeit, die „Wirtschaftsstelle der Provinzpresse“ (Wipro) des Hugenbergschen Scherl-Verlags, belieferte 1925 ca. 300 Zeitungen. Durch den Ankauf der Maternagentur „Central-Bureau für die deutsche Presse“ kamen weitere hinzu, so dass die Wipro insgesamt 530 Abonnenten bediente. Ende der Republik wurden schätzungsweise 1.500 Zeitungen von TU und WTB mit Matern beliefert.[470]

Das WTB hingegen erreichte 1932 nur noch 1.300 Zeitungen direkt und weitere 900 über die Materndienste.[471] Nach der „Machtergreifung“ erzwangen die Nationalsozialisten den Zusammenschluss von TU und WTB zum „Deutschen Nachrichten-Büro (DNB). Mit Jahresbeginn 1934 nahm die neue Agentur die Arbeit auf. 1935 zählten 1.700 Zeitungen zu den direkten, 1.300 Blätter zu den mittelbaren Abnehmern der DNB-Dienste. Hauptabnehmer der Dienste waren nicht Zeitungen, sondern Behörden und Parteistellen.[472] Rasch wurde das „DNB“ mit „Darf nichts bringen“ übersetzt; Journalisten und Leser wussten, dass die Nachrichtenlage vom Regime gesteuert wurde. Offiziell besaßen zwei Tarnfirmen die Agentur: zunächst die „Cautio Treuhandgesellschaft“, ab 1942 die ebenfalls reichseigene „Telos Verwaltungsgesellschaft“.[473]

Deutsche Nachrichtenagenturen nach 1945

Die Planungen für eine Nachkriegsnachrichtenagentur hatte die anglo-amerikanische „Psychological Warfare Division“ schon 1944 begonnen. Nach Kriegsende gründete jede der vier Besatzungsmächte in ihrer Zone zunächst eine eigene Agentur. Die erste Stufe bestand jeweils in einer Agentur, die von den militärischen Besatzungsbehörden verantwortet wurde. Im nächsten Schritt wurde die jeweilige Zonenagentur in die Hände deutscher Mitarbeiter gelegt, die Vorzensur wurde dabei beibehalten. Im dritten Schritt wurde die Agentur in deutsche Eigenverantwortung entlassen; deutsche Lizenznehmer übernahmen die Verantwortung und waren damit nur noch der alliierten Nachkontrolle unterworfen. In der letzten Stufe verschmolzen die drei Westagenturen zu einer gemeinsamen, genossenschaftlichen Nachrichtenagentur. Die Nachrichtenagenturen hatten eine doppelte Funktion:

- Sie sollten den Besatzungsmächten die Kontrolle des Nachrichtenmarktes ermöglichen
- und sie sollten Erziehungsarbeit im Dienste des demokratischen Nachkriegsjournalismus leisten.

---

470 Holzbach, H: System Hugenberg, S. 278f. Guratzsch, D.: Macht durch Organisation, S. 23. Stöber, R.: Nation, S. 95-97. Wernecke, K.:, in: Presse und Geschichte II, S. 365-404.

471 Basse, D.: WTB, S. 98., 150f., 206, 22-238, 246.

472 Reitz, J.: DNB, in: Wilke, J. (Hg.): Telegraphenbüros, S. 229 und 241.

473 Gamm, H.-J.: Flüsterwitz, S. 109. Neitemeier, M.: TU, in: Wilke, J. (Hg.): Telegraphenbüros, S. 132-134; Reitz, J.: DNB, in: Ebd., S. 214, 223 und 235.

Allerdings verstanden die Besatzungsmächte unter Demokratie nicht unbedingt das Gleiche. In der US-Zone wurde im Sommer 1945 der „German News Service“ (GNS) gegründet, im September in „Deutsche Allgemeine Nachrichtenagentur“ (DANA) umbenannt, im Oktober 1946 für Deutsche lizenziert und schließlich zur „Deutsche Nachrichtenagentur“ (DENA) (zum 1.1.1947). Mit dem Grundsatz: „DANA will henceforth adopt the American style of newswriting” wurde auf die Trennung von Nachricht und Meinung sowie Beachtung handwerklicher Regeln (u.a. des Lead) geachtet. Diese Regeln hatte die deutsche Presse vor 1933 zwar durchaus gekannt, aber insbesondere die Grenze von Nachricht und Kommentar war in der NS-Zeit bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden.

Die Entwicklung in den Westzonen verlief überall ähnlich. Stand der GNS noch unter Vorzensur, so wurde diese nach der Lizenzierung aufgehoben. In der britischen Zone wurde aus dem dortigen GNS der „Deutscher Pressedienst“ (DPD), in der französischen Zone war zunächst die „Rheinische Nachrichtenagentur“ (RHEINA) gegründet worden, aus der die deutsch lizenzierte „Süddeutsche Nachrichtenagentur“ (SÜDENA) wurde. In der sowjetischen Zone entsprach der ersten Stufe das „Sowjetische Nachrichtenbüro“ (SNB); daraus ging der „Allgemeine Deutsche Nachrichtendienst“ (ADN) hervor.

Die aus der Verschmelzung der West-Agenturen hervorgegangene „Deutsche Presse-Agentur“ (dpa) nahm ihre Tätigkeit zum 1.9.1949 auf. Der erste Chefredakteur war Fritz Sänger, SPD-Parteimitglied und Journalist der ruhmreichen „Frankfurter Zeitung“. Die dpa war von Beginn in genossenschaftlichem Besitz der Medien. Der Anteilsbesitz war für Zeitungsverlage ursprünglich auf 1%, der Gesamtanteil der Rundfunkanstalten auf zunächst 10% beschränkt, derzeit liegen die Grenzen bei 1,5% bzw. 25%. Die deutliche Steigerung zugunsten der Rundfunkanstalten wurde nach Einführung des privaten Rundfunks Mitte der 1980er Jahre nötig. Die Anteilsbegrenzung soll, wie in Genossenschaftsmodellen üblich, den beherrschenden Einfluss einzelner Unternehmen verhindern. Ob das angesichts der „Verlagsklausel” tatsächlich gelingt, oder ob aufgrund der Verflechtungen nur das Übergewicht der Großkonzerne reproduziert wird, ist umstritten.

Die dpa ging Kooperationsverträge mit anderen Nachrichtenagenturen ein (vor 1971 mit Reuters, danach mit „United Press International“ [UPI]). Sie hat Korrespondenten in allen wichtigen Hauptstädten der Welt. Der Basisdienst wird von ca. 99% der deutschen Zeitungen abonniert, daneben vertreibt die dpa regionale Landespressedienste, Europa- und Überseedienste (auch in Fremdsprachen). Der Basis-Dienst der dpa erschöpfte sich um 1970 noch in täglich ca. 60 DIN-A4-Seiten Text, derzeit sind es ca. 500. Die Bundesregierung hat seit 1951 einen Abnahmevertrag, damit ist der dpa eine Basisfinanzierung gesichert, andererseits besteht zumindest theoretisch die Gefahr politischer Abhängigkeit. Ein strukturelles Problem der dpa – wie auch anderer Nachrichtenagenturen –

liegt in der Koppelung der Abonnementskosten an die Auflage der abonnierenden Zeitungen. Da die Gesamtauflage der bundesdeutschen Zeitungen seit Mitte der 1980er Jahre sinkt, um die Jahrtausendwende ca. um 300.000 p.a., verliert die dpa jedes Jahr indirekt eine große Regionalzeitung als Abonnenten.

In Deutschland ist die Konkurrenzsituation auf dem Nachrichtenmarkt besonders groß: Die französische AFP gibt seit 1948 einen deutschen Dienst heraus, die US-amerikanische AP seit 1970, die britische Agentur Reuters seit 1971. Außerdem ging aus der Konkursmasse des deutschen Dienstes der US-amerikanischen UPI 1971 der „Deutsche Depeschen-Dienst" (ddp) hervor. ddp übernahm 1992 die ursprüngliche DDR-Agentur ADN und hieß seither ddp/ADN. 2010 wurde der ddp eingestellt. Die daraus hervorgegangene dapd meldete im Oktober 2012 Insolvenz an.

Die Universalagenturen konkurrieren mit etlichen Spezialdiensten. Zudem hat die Diversifikation der Medien dazu geführt, dass die Text-Dienste der Universal- und Spezialagenturen durch speziellere Dienste für Hörfunk, Fernsehen etc. ergänzt wurden.

3.4.2 Die aufgegebene Alternative: das Telefon als Programmmedium

Die Gegenwartsperspektive verengt die Telefonkommunikation auf die Individualkommunikation. Doch jenseits der Möglichkeiten des *peer to peer* experimentierte man schon um die Wende vom 19. auf das 20. Jahrhundert in Großstädten mit einem fast vergessenen Programmmedium. Ein dem späteren Radio vergleichbarer regulärer Programmservice wurde – nach Versuchssendungen in etlichen Großstädten – zuerst 1884 in London installiert. Chicago, Paris und Budapest folgten.

Die folgende Tabelle 3-6 gibt ein Programm aus Ungarn wieder: Um 1900 hatte der „Telefon Hírmondó" in Budapest mehr als 6.400 Abonnenten, 1928 sogar 7.200.[474] Das Programm sendete bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs; es nahm typische Programmschemata aus der Frühzeit des Hörfunks vorweg. Damit *formatierte* es das spätere Radio gleichsam vor. Der Schwerpunkt der Wirtschaftsberichterstattung zeigt, dass insbesondere ein zahlungskräftiges Publikum angesprochen wurde, denn für den Service musste gezahlt werden. Dieses und ähnliche Programme waren mithin „Kabelrundfunk" – und als solche auch ein Vorbild für das Kabelfernsehen. Langfristig hatten Telefonprogramme allerdings keine Zukunft, da die akustische Qualität zu schlecht war, und der spätere Rundfunk das bessere Programmmedium werden sollte.

[474] Miklós, S.: Telefon-Boten, in: Becker, J. (Hg.): Fern-Sprechen, S. 98-108.

Tabelle 3-6: Programm des „Telefon-Boten“ in Budapest vom 12.9.1897[475]

Uhrzeit	*Programmpunkt*
09.30-10.00	Programmvorschau, Wiener und ausländische Meldungen, Telefonische Mitteilungen, in der Nacht erhaltene Telegramme, offizielle Zeitungsnachrichten
10.00-10.30	Börsenmeldungen
10.30-11.00	Presseschau, interessante Nachrichten, Telegramme
11.00-11.15	Börsenmeldungen
11.15-11.30	Lokales und Theatermeldungen, Sport
11.30-11.45	Börsenmeldungen
11.45-12.00	Parlament, Provinz-, Auslandsnachrichten
12.00-12.30	Parlament, Hof-, politische, militärische Nachrichten
12.30-13.30	Börsenmeldungen
13.30-14.30	Parlament, Meldungen der Stadtverwaltung, Telegramme
14.30-15.00	Parlament, Lokalnachrichten, Telegramme
15.00-15.15	Börsenmeldungen
15.15-15.30	Interessante Feuilletons
15.30-16.00	Genaue Zeit, Wetter, Parlament, Gerichtsnachrichten
16.00-16.30	Börsenmeldungen
16.30-17.00	Aus Wiens Zeitungen, Finanz- und Wirtschaftsmeldungen
17.00-17.30	Theater, Sport, Kunst, Mode, Literatur, Lokales, Aufgelesenes, Telegramme
17.30-18.30	Fremdsprachenunterricht in Englisch, Französisch und Italienisch
17.30-18.00	Englisch: Montag, Mittwoch, Freitag
18.00-18.30	Französisch: Montag, Mittwoch, Freitag Italienisch: Dienstag, Donnerstag, Samstag
17.00-18.00	Donnerstag: Kindernachmittag
19.00-Sendeschluss	Übertragung aus Oper oder Volkstheater. Beginn der Aufführung und einzelner Akte durch Signale angekündigt. In der Pause nach 20.00 Uhr Verlesung der Pariser, Berliner oder Frankfurter Börsenberichte. Nach Opern- oder Theaterübertragungen: Börsennotizen, Meldungen, Telegramme. An opern- und theaterfreien Tagen Konzertübertragung. Nach den Spätnachrichten bis Mitternacht wechselweise Militär- und Zigeunermusik

3.4.3 Moderne Soziale Netzwerke und Software

Neben den eben beschriebenen, aber nicht nachhaltigen Programmversuchen mit dem Telefon, jenseits der Nachrichtenagenturen und über die Entwicklung neuer technischer Dienste hinaus konnte von einer Ausdifferenzierung der

[475] Miklós, S.: Telefon-Boten, in: Becker, J. (Hg.): Fern-Sprechen, S. 103.

Netzwerkmedien lange Zeit keine Rede sein. Das änderte sich erst in jüngster Vergangenheit, als die modernen Sozialen Netzwerke aufkamen.[476] Es lassen sich zwei Arten von Sozialen Netzwerken unterscheiden:

- Die einen könnte man als virtuelle Marktplätze, Versammlungsöffentlichkeiten oder Vereine bezeichnen.
- Die anderen werden unter dem Sammelbegriff „user generated content" zusammengefasst.
- Zwischen beiden gibt es noch diverse Mischformen, die hauptsächlich auf andere Web-Inhalten verlinken und zugleich (spärliche) eigene Beiträge anbieten.

Die virtuellen Öffentlichkeiten dienen sozialer Kontaktpflege. Ihre Nutzung insbesondere über Smartphones hat in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Daher hat sich schon das Akronym SoLoMo für „sozial, lokal, mobil" eingebürgert. Ihre bekanntesten Foren sind Facebook und MySpace. Der Sammelbegriff „user generated content" bezeichnet v.a. Blogs und Wikis. Die Begriffsabgrenzung ist zwar nicht randscharf, da die Nutzer auf den virtuellen Marktplätzen ebenfalls Inhalte „generieren". Allerdings ist die Begriffsabgrenzung durchaus sinnvoll, weil beim USG die Inhalte wichtiger sind als die kommunikativen Funktionalitäten der virtuellen Öffentlichkeiten.

Die beiden Hauptarten unterscheiden sich deutlich: Auf den virtuellen Marktplätzen sind die Nutzer nur „Gäste". Sie müssen sich den Bedingungen des jeweiligen Sozialen Netzwerks unterwerfen, sind weitgehend rechtlos und müssen etwaige Änderungen von Nutzungs- oder Datenschutzbestimmungen ohne Möglichkeit der Gegenwehr hinnehmen. Außerdem sind die meisten der virtuellen Versammlungsöffentlichkeiten durch das Prinzip der „Persistenz" gekennzeichnet, d.h. einmal kommunizierte Inhalte bleiben existent; selbst wenn die Nutzer sie löschen existieren sie noch im Hintergrund in den Sicherungskopien der Sozialen Netzwerke. Zumindest können sich die Nutzer nicht sicher sein, dass ihre Daten tatsächlich aus dem Netz rückstandslos gelöscht wurden.

Bei den Blogs sieht beides anders aus: Der Selbstbestimmungsgrad der Blogger ist wesentlich höher, die Regeln ihres Blogs bestimmen sie selbst. Insbesondere gilt dies auch für die Nachhaltigkeit der kommunizierten Inhalte, wenngleich niemand ausschließen kann, dass seine Blogs in kopierter Form auf anderen Websites weiterleben. Die Bedeutung der Gesamtheit der sozialen Software reicht von

- dezidiert aufklärerischen Projekten
- bis zu Klatsch und Tratsch auf niederstem Niveau.

[476] So jung das Thema ist, gibt es doch schon eine überbordende Fülle an Literatur, die ihrerseits den Zwang zur Handbuch-Kompilation erzeugt hat, vgl. Michelis, D./ Schildhauer, T. (Hg.): Social Media Handbuch.

Soziale Netzwerke sind in ihrem kommunikativen Variantenreichtum mithin von der Gesamtheit menschlicher Kommunikationsformen und -funktionen ununterscheidbar. Allerdings erreicht das die soziale Software über Verknüpfung und Mitgestaltung in Öffentlichkeiten unterschiedlichster Art und Reichweite. Der Internetaktivist Tim O'Reilly äußerte gegenüber dem „Spiegel", das Neue sei: „Alles wird mit allem verknüpft".[477] Das bezieht inzwischen auch automatische wechselseitige Verlinkungen mit ein. Vorlieben mit einander zu teilen als gemeinsamer Nenner aktiviert die sozialen Beziehungen: Hierzu zählt insbesondere, Kontakte zu Familie, Freunden und Bekannte zu pflegen, zu Fremden neue Kontakte zu knüpfen, die zu alten Bekannten wiederzubeleben, Verabredungen zu treffen etc. Den verschiedenen Formen ist zudem die Offenheit für Meinungsbekundungen aller Art gemeinsam.

Virtuelle Öffentlichkeiten wie Facebook und MySpace werden v.a. von jüngeren, kontaktfreudigen Menschen genutzt. Daher scheinen Befürchtungen, mit den Sozialen Netzwerken sei eine Verarmung realer Sozialkontakte verbunden, ebenso verständlich wie unzutreffend. Vielmehr gilt eher, dass jene (bis Dreißigjährige), die viele virtuelle Sozialkontakte über die sozialen Medien nutzen, auch im richtigen Leben einen großen Freundeskreis haben. Nach neueren Studien nutzen junge Frauen die Sozialen Netzwerke stärker als die jungen Männer. Zumeist werden mehrere Soziale Netzwerke parallel genutzt. Bei der Verknüpfung von realer und virtueller Öffentlichkeit stehen Information und Unterhaltung, Zeitvertreib und der Wunsch, neueste Trends mitzubekommen, um den „Anschluss" nicht zu verpassen, nebeneinander. Die unterschiedlichen Nutzungsmotive lassen sich im Wunsch bündeln, positive Emotionen zu erfahren. Das ist aber keineswegs durchgängig der Fall, wie jedes Kommunikationsmedium erzeugen Soziale Netze auch Negatives bis hin zu Stress.[478]

Um zumindest den Stress, der durch die Informationsüberflutung ausgelöst wird, in Grenzen zu halten, setzen die Sozialen Netzwerke wiederum Algorithmen ein, die den Nutzern die ihnen laut Berechnung wichtigsten Informationen zuoberst anzeigen. Dies Steuerungsverfahren hat Facebook „EdgeRank" bezeichnet. Es lässt die Nutzer in dem Netzwerk den Überblick behalten, man könnte es auch als Entmündigung bezeichnen. Die Bezeichnung des Algorithmus kommt im Übrigen aus der Netzwerktheorie, in der die Verbindungen zwischen den Mitgliedern des Netzes (= Knoten, engl. nodes) als Kanten (engl. edge) bezeichnet werden.[479]

Die Sozialen Netzwerke erlauben thematische Fokussierungen. Davon leben Fansites für Musik, Sport und Unterhaltung aller Art ebenso wie lokale commu-

---

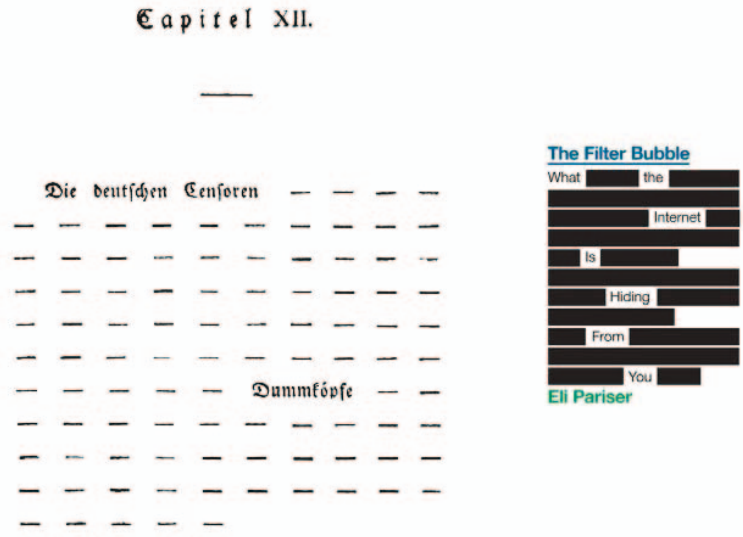
477 O'Reilly, T./ Stöcker, Ch.: Interview, in: Spiegel-Spezial, 2007, Nr. 3, S. 28-29.

478 Mauri, M./ Cipresso, P./ Balgera, A. et al.: Why Is Facebook So Successful?, in: Cyberpsychology, Behavior and social Networking, 14/2011, Nr. 12, S. 723-731. ARD-Forschungsdienst: Nutzung von Social Communitys, in: MP 2011, Nr. 2, S. 115-120. Busemann, K./ Fisch, M./ Frees, B.: Dabei sein, in: MP 2012, Nr. 5, S. 258-267.

479 Pariser, E.: filter bubble, S. 45f.

nities. Das kann, muss aber nicht, eine intellektuelle Selbstgenügsamkeit bis hin zum „Schmoren im eigenen Saft" zur Konsequenz haben. Diese Selbstreferenzialität ist aber nicht den sozialen Medien, sondern eher der algorithmusgesteuerten digitalen Kommunikation geschuldet: Der Internetaktivist und Präsident der gemeinnützigen Organisation MoveOn.org, Eli Pariser, prägte 2010 den Ausdruck „Filter Bubble".[480] Damit bezeichnete er die auf die jeweiligen Nutzer zugeschneiderten Ergebnisanzeigen. Die Suchergebnisse werden zwar nur nach hinten gerückt. *De facto* kommt das aber einem Filter gleich, da bei Suchmaschinen wie Google das schnelle Ergebnis im Vordergrund steht und deshalb hintere Trefferseiten selten aufgerufen werden. Googles Eingabefeld wurde daher auch als „Sehschlitz" zur Welt bezeichnet. Welchen Unterschied die Wahl der Suchmaschine ausmacht, kann jeder ausprobieren, der die gleichen Suchbegriffe bei Google und einer anderen Suchmaschine ausprobiert, z.B. einer Cookie-frei operierenden Suchmaschine.[481]

Abbildung 3-1: Von der Zensur im Vormärz zur „Zensur" im Internet[482]



[480] Pariser, E.: Filter bubble. http://www.theatlantic.com/daily-dish/archive/2010/10/the-filter-bubble/181427/ (August 2012). Als Buch: Ders.: filter bubble, S. 9.

[481] Vgl. z.B. duckduckgo.com (August 2012).

[482] Heine, H.: Reisebilder, 2. Teil, 12. Kap. Die verschiedenen Cover bei Amazon: http://www.amazon.de/The-Filter-Bubble-Internet-Hiding/dp/1594203008 (August 2012).

In einer frühen Version des Umschlag-Bildes – spätere Auflagen (deutsche wie englische) spielen mit dem Google-Logo – hatte sich der Grafiker an Heinrich Heines berühmter Zensorenpolemik aus seinen „Reisebildern" orientiert. Vordergründig könnte man daraus eine Kontinuität der Zensur vom 19. ins 21. Jahrhundert konstruieren. Allerdings funktioniert die Logik beider Grafiken genau entgegengesetzt. Während Heine das Instrument der Zensurlücke ironisierte, um die Zensoren bloßzustellen, ist es Pariser um die „Schwärzungen" ernst, und im Kern stellt er weniger die Suchmaschinen und Sozialen Netzwerke bloß als vielmehr deren selbstgenügsame Nutzer. In beiden Fällen jedoch wird erst durch die Auslassung ein neuer Sinnzusammenhang konstruiert.

Neben allgemeinen (Dys-)Funktionen erfüllen Soziale Netzwerke eine Reihe von speziellen Funktionen, die sich deutlich in Funktionen für Wirtschaftsunternehmen und für Privatleute unterscheiden lassen. Für Wirtschaftsunternehmen bestehen sie v.a. im Monitoring der Kommunikation und im Konfliktmanagement im Fall von notwendiger Krisenkommunikation. Dabei stehen die Sozialen Netzwerke unter dem Generalverdacht, vornehmlich der Selbstdarstellung und dem Reputationsmanagement zu dienen. Es scheint jedoch umstritten, ob diese Mediennutzung für die Unternehmen tatsächlich sinnvoll sein kann.

Einerseits ist das Reputationsmanagement ein Faktum und konstruiert mithin eine Realität *sui generis*. Aber proaktive Kommunikationskontrolle hat noch nie Gewähr gegen Kontrollverlust geboten – sei es in staatlicher Hinsicht (Propaganda und Zensur), sei es in ökonomischer (Werbung, Marketing), sei es in privater Kommunikation (Geschwätz und Gerüchte). Unterstellt man zudem eine Fixierung bzw. unkritische Haltung vieler junger Erwachsener gegenüber Markenimages, so mag das Reputationsmanagement durchaus Sinn ergeben. Da jedoch (derzeit) v.a. Unter-Dreißigjährige die Sozialen Netzwerke nutzen, bei denen „Reputation" – wenn man etlichen neueren Nutzungsstudien folgen will – noch nicht so wichtig ist, wird der Nutzen für das Reputationsmanagement durchaus bestritten. Hierfür spricht auch, dass im privaten Nutzungsverhalten die Selbstdarstellung tatsächlich nicht im Vordergrund zu stehen scheint.

Für Privatleute scheint zunächst ebenfalls die Selbstdarstellung im Vordergrund zu stehen. Der naheliegende Verdacht, dass die Selbstdarstellungen geschönt werden, ist – mehreren Studien zufolge – aber nicht die Regel. Das scheint auch damit zusammenzuhängen, dass in Sozialen Netzwerken eine indirekte soziale Kontrolle durch die Kommentare und Bemerkungen von „Freunden" ausgeübt wird. Sofern hier Diskrepanzen aufträten, müssten die „Selbstdarsteller" Sanktionen der „Community" befürchten, so dass es sich langfristig eher auszahlt, ehrlich zu bleiben.[483]

In den klassischen Medien sind in den letzten Jahren insbesondere spezielle Nutzungsvarianten thematisiert worden, wenn aufgrund der Mischung unter-

[483] ARD-Forschungsdienst: Nutzung von Social Communitys, in: MP 2011, Nr. 2, S. 115-120.

schiedlicher Öffentlichkeitsebenen – einerseits offen für alle, andererseits nur für private „Freunde"; einerseits virtuelle, andererseits reale Öffentlichkeit – besondere Exzesse oder Happenings vorgefallen sind. Insbesondere die Nutzung zu sogenannten „Flashmobs", spontan verabredeten realen Versammlungen gehören hierzu. Da Verabredungen zu Partys über Soziale Netzwerke die Regel sind, gelten sie normaler Weise nicht als berichtenswert: So hatte in Hamburg eine 16jährige zu ihrer Geburtstagsparty (theoretisch) die ganze Welt eingeladen, weil sie vergessen hatte, den Empfängerkreis einzuschränken. Laut Medienberichten waren im Juni 2011 mehrere 1.600 junge Menschen zusammengeströmt und hatten Polizei und Nachbarschaft in Aufregung versetzt.[484] Ebenfalls Sensation machten Saufgelage, zu dem sich vorwiegend junge Leute angesichts der letzten S-Bahn-Fahrten mit Alkoholerlaubnis in München und Hamburg verabredet hatten. Dabei waren Schäden von mehr als 100.000 Euro entstanden.[485] Noch dramatischer, und weltweit in den Medien thematisiert, waren die bürgerkriegsähnlichen Krawalle in England August 2011, die nach dem Tod eines vorgeblichen Drogendealers in Tottenham ausgebrochen waren und sich rasch auf London ausgedehnt hatten. Die entstandenen Schäden wurden auf 10 Mio. bis 200 Mio. £ geschätzt. Im Unterschied zu den vorgenannten Beispielen hatte sich – zumindest teilweise – hier der Mob vorab und in krimineller Absicht über die technisch geschlossene Kommunikationsplattform des Herstellers RIM (Blackberry) koordiniert, so dass die Polizei bei den Versuchen zur Protesteindämmung immer einen Schritt zu spät gekommen war.[486] Großes Erschrecken löste der Aufruf zur Lynchjustiz an einem vermeintlichen Sexualmörder im Frühjahr 2012 via Facebook aus, bei dem sich hinterher herausstellte, dass der Falsche beschuldigt, bedroht und traumatisiert worden war.[487]

Hinzu kommt die Nutzung als Gegenöffentlichkeit. Die Sozialen Netzwerke erleichterten in den letzten Jahren allen privaten und überindividuellen Anliegen sowie politisch-ideologischen Bewegungen den Zugang zur Öffentlichkeit. Hatte das Internet in seiner Durchbruchsphase ab den 1990ern hier schon Dämme eingerissen, so ist mit dem steigenden Vernetzungspotenzial des Web 2.0 die Möglichkeit, Gegenöffentlichkeiten zu gestalten nochmals vereinfacht worden. Insbesondere Gruppierungen, die sich in der Berichterstattung der klassischen Medien nicht angemessen gewürdigt fühlen, griffen daher im Web 1.0 zum Mittel der Homepages und nutzen im Web 2.0 Facebook, Twitter und Co. Bei Bewegungen unter polizeilicher Beobachtung (politische Extremisten) hatte der Vernetzungsdrang schon vor dem modernen Internet zu geschlossenen Mail-

[484] http://www.stern.de/digital/online/Facebook-fans-stuermen-geburtstagsparty-im-vorgarten-von-thessa-1692209.html (August 2012).

[485] http://www.welt.de/vermischtes/weltgeschehen/article13757463/Saufgelage-in-Muenchner-Bahnen-vor-Alkoholverbot.html (August 2012).

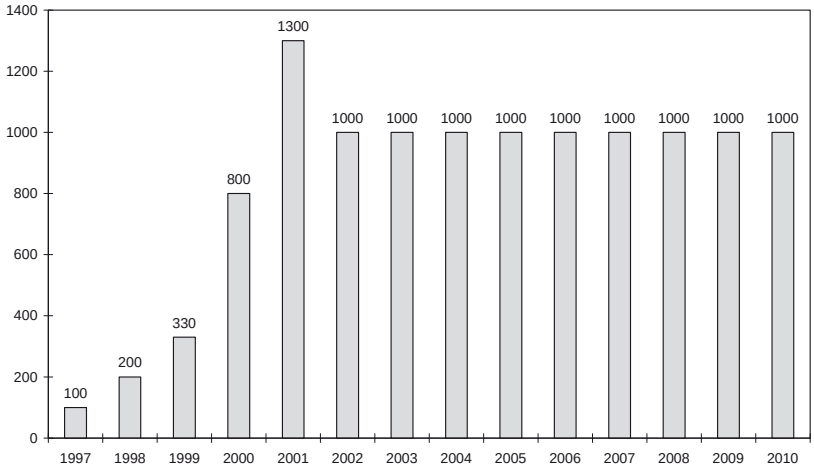
[486] http://www.zeit.de/digital/mobil/2011-08/london-krawall-blackberry (August 2012).

[487] Fröhlingsdorf, Michael/ Hanke, Ulf/ Röbel, Sven: Digitales Volksgericht, in: Der Spiegel, 2012, Nr. 14, S. 46.

box-Systemen geführt – z.B. das Thule-Netz deutscher Neonazis mit dem Motto „Du bist drinnen, der Staat ist draußen." Die Mailbox-Systeme nahmen die „Erlebniswelten" (Glaser/ Pfeiffer) moderner Sozialer Netzwerke gewissermaßen voraus. Nachdem sich das Internet durchgesetzt hatte, stellten die Betreiber das Thule-Netz 1999 ein.[488]

Die Sozialen Netzwerke werden inzwischen auch von den extremistischen Parteien gern genutzt. Neben Druck der Strafverfolgungsbehörden (vgl. Kapitel 5.4.4) scheinen auch sie sich auf die Stagnation extremistischer Homepages auszuwirken, da des für die entsprechenden Parteien und Gruppierungen einfacher, effizienter und komfortabler ist, Facebook-Seiten, Twitter-Accounts oder Youtube-Kanäle anzulegen, als mit eigenen Web-Auftritten in der Vielfalt des Netzes zu verschwinden. Die jährlichen Verfassungsschutzberichte sprechen dennoch von hoher Fluktuation der Websites. In dieser Hinsicht scheinen die neuen Sozialen Netzwerke noch einen weiteren Vorteil zu bieten: den der Konstanz.

Abbildung 3-2: Rechtsextreme deutsche Homepages im Internet (1997-2010)[489]



Mit einer gewissen Regelmäßigkeit entstehen neue Soziale Netzwerke. Diese reichen von iShareGossip, einem eher asozialen Netzwerk, das 2011 für Cybermobbing unter Schülern berüchtigt wurde, bis zu Pinterest, einer Virtualisierung des uralten „Mediums" der Anschlagtafel bzw. des Schwarzen Bretts. Die digitale Pinwand bietet seinen Nutzern die Möglichkeit Bilder hochzuladen. Das wiederum erzeugt Probleme mit den Rechteinhabern, da viele der ins Netz gestell-

[488] Verfassungsschutzbericht 1999, S. 84. Glaser, St./ Pfeiffer, T. (Hg.): Erlebniswelt Rechtsextremismus.
[489] Verfassungsschutzberichte 2010, S. 98; 2009, S. 59; 2008, S. 57; 2007, S. 53; 2006, S. 53; 2002, S. 103f.; 2001, S. 131; 2000, S. 112; 1999, S. 82; 1998, S. 77.

ten Bilder urheberrechtlich geschützt sind. Pinterest ist mithin als Mischform zwischen „User generated content“ und technischer Plattform zu charakterisieren.

Zu letzterem gehört auch die Eigenart der Sozialen Netzwerke, technisch up to date und damit möglichst attraktiv zu bleiben. So werden stetig neue elektronische Geräte eingebunden. Ein neuerer Trend ist sogenanntes „social reading“, dass E-Books wie der „Kindle“ von Amazon ermöglichen: Das gelesene Buch kann mit „Gefällt mir“- und ähnlichen Voten beurteilt werden.

Doch scheint sich die Ausdifferenzierung der Sozialen Netzwerke sich allmählich in eine zweite Phase der Konzentration zu begeben. Das derzeit erfolgreichste – Facebook – kannibalisiert die anderen.

Tabelle 3-7: Soziale Netzwerke

	Gründung	*Nutzer*
Facebook	4.2.2004	August 2008: 100 Mio. April 2009: 200 Mio. Februar 2010: 400 Mio. September 2011: 800 Mio. Mai 2012: 900 Mio. September 2012: 1 Mrd.[490]
Google+	28.7.2011	Januar 2012: 100 Mio.
Myspace	Juli 2003	2007 (Höhepunkt): 180 Mio. Mai 2009: 100 Mio.
StudiVZ	Oktober 2005	Juli 2010: 17 Mio.
Twitter	Juli 2006	März 2011: 300 Mio.

Facebook, das kommerziell erfolgreichste Soziale Netzwerk

Es kann im Folgenden nicht Aufgabe sein, die Varianten der Sozialen Netzwerke erschöpfend zu behandeln, zumal die Entwicklung sehr schnelllebig ist. Schon seit einigen Jahren sind Wikipedia, Facebook und Youtube Spitzenreiter der aktiven Teilnahme.[491]

Facebook erlebte 2003 seinen Probelauf als „Facemash“ im Campus-Net der Harvard University. Das Unternehmen wurde im Jahr darauf gegründet. Der Gründer, Mark Zuckerberg, kam inzwischen zu diversen medialen Ehren. Das „Time Magazin“ kürte ihn 2010 zur Person des Jahres. Der Film „The Social Network“ (2010) zeichnete ein umstrittenes Bild von Geschäftsmann und Plattform, in dem Zuckerberg als brillanter Nerd, zugleich aber – zumindest partiell – als „Arschloch“, wie ihn seine (Ex-)Freundin in der Trennungsszene bei Film-

[490] Die Verlässlichkeit der Angaben ist umstritten, da 5-10% der Facebook-Accounts Doppelanmeldungen oder Anmeldungen virtueller, nicht existierender Individuen sind. Die Milliardenschwelle monatlicher Nutzer will Facebook nach eigenen Angaben am 14.9.2012 durchbrochen haben.

[491] Busemann, K./ Gscheidle, Ch.: Web 2.0: Aktive Mitwirkung, in: MP 2011, Nr. 7-8, S. 360-369.

auftakt beschimpft, gezeichnet wird.[492] Als roter Faden ziehen sich diverse juristische Auseinandersetzungen durch den Film, in denen der fiktionale Zuckerberg, wie sein reales Vorbild, sich mehr oder minder erfolgreich gegen den Vorwurf des Ideendiebstahls wehren muss.

In Facebook muss sich jeder Teilnehmer zunächst anmelden und eine Profilseite mit seinen Daten anlegen. Dann kann man an unterschiedliche Empfängerkreise Nachrichten, Blogs, Infos „posten", chatten etc. Ab 2007 stellte Facebook Drittanbietern eine Schnittstelle zur Verfügung, damit jedermann und jede Firma in die eigene Facebook-Seite Programmroutinen integrieren kann, z.B. um Videos, Musik oder Software herunterzuladen. Mit der Einmalanmeldung „Connect" erlaubte Facebook die zentrale Anmeldung auf jeder Website via Facebook. Was zunächst wie eine große Nutzungserleichterung aussieht, hat jedoch den Nachteil, dass damit Facebook den Internetzugang der Facebook-Nutzer monopolisieren kann. Die damit erzeugten Datenschutzprobleme für die Nutzer optimierten die Verdienstmöglichkeiten für Facebook. Die Funktionalität von „connect" wurde 2011 mit der „open graph" genannten Schnittstelle erweitert.

Die Abgabe von Bewertungs- und Geschmacksurteilen ist das vielleicht wichtigste Element, um über eine technische Software-Lösung ein Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen. Von – je nach Urteil – bestrickender oder infantiler Einfachheit ist die im April 2010 eingeführte „like it"-Schaltfläche, die von den Nutzern nur angeklickt zu werden braucht, um die eigene Vorliebe anderen mitzuteilen. Im Herbst 2011 führte Facebook die sogenannte „timeline", auf den deutschen Seiten schlicht „Chronik" genannt, ein. Auch dieses Feature dient vordergründig einer höheren Übersichtlichkeit und zielt mithin auf den Nutzerkomfort. Zugleich aber steigert es erneut deren Transparenz. Vor allem aber soll damit wohl den Unternehmen das Marketing erleichtert werden. Da die Nutzer von Facebook, wie bei virtuellen Marktplätzen dieser Art generell, nur Gäste sind, müssen sie immer wieder willkürliche Regeländerungen hinnehmen. So sperrte Facebook im Februar 2012 die Site der Stadt München und verschob sie aus Vermarktungsgründen hin zu „Stadtportal München".[493] Ähnlich verfuhr die Plattform mit anderen Städten. Ähnlich gravierend mögen einmal die Effekte sozialer Integration bzw. (negativ) Ausgrenzung beurteilt werden. Für eine abschließende Bewertung ist es aber noch viel zu früh.

Soziale Netzwerke als Medien der Aufklärung

Das bekannteste Wiki ist das Online-Lexikon Wikipedia – am 15.1.2001 gegründet. Jimmy Wales, ein ehemaliger Börsenhändler, hob das Lexikon aus der

[492] Am Filmende wird die Beschimpfung dadurch relativiert, dass eine Anwaltskanzleimitarbeiterin zu ihm sagt, er sei keines, gebe sich aber alle Mühe, als solches zu erscheinen.

[493] http://de-de.Facebook.com/Stadtportal.Muenchen (März 2012).

Taufe, um ein „frei lizenzierte und qualitativ hochstehende Enzyklopädie zu schaffen".[494]

Grundprinzip ist die freie Mitarbeit für alle, die sich berufen fühlen. Beiträger kontrollieren Beiträge. Eine Hierarchie von Administratoren stellt die unerlässliche Qualitätsbewahrung sicher. Auf der untersten Ebene schreiben nicht registrierte Nutzer, darüber die registrierten. Die Administratoren, die die Einhaltung der Grundsätze überwachen, werden von registrierten Nutzern gewählt. Es gibt Benutzerregeln, die in der „Wikiquette" niedergelegt sind. Die Autoren sollen Neutralität wahren, das Urheberrecht achten und Informationen mit Verweisen belegen. Finanziert wird Wikipedia über Spenden, organisiert und verteilt über die „Wikimedia-Foundation". Es gibt Wikipedia inzwischen in mehr als 270 Sprachen und Dialekten. Die meisten Einträge weisen die englische und die deutsche Wikipedia-Version mit mehr als 3,8 bzw. 1,3 Mio. Einträgen auf.

Anfangs war das Lexikon v.a. wegen der Faktenrichtigkeit umstritten. Die wird heute kaum noch angezweifelt. Im Vergleich mit arrivierter kommerzieller Konkurrenz – Brockhaus, Encyclopedia Britannica u.a. großen Lexika – schneidet Wikipedia schon seit einigen Jahren selten schlechter ab. Zwischenzeitlich stand die Themeneinseitigkeit im Fokus der Kritik: Bei Computer-, Technik- und popkulturellen Themen war Wikipedia von beginn an stark, hinsichtlich geistes- und kulturgeschichtlicher Phänomene weist das Lexikon, wenngleich es inzwischen aufgeholt hat, immer noch Schwächen auf.

Problematisch sind aber immer noch umstrittene Themen, die immer wieder zu „Editor Wars"[495] führen. Das betrifft zum einen politisch-ideologische Propaganda. Uwe Hiksch, ein von der SPD zur PDS gewechselter Politiker, der dann bei der WASG, heute bei der Links-Partei Mitglied ist, wurde beispielsweise im Wikipedia-Eintrag vom 21.11.2006 als „fraktionsloser Verräter" bezeichnet, der „auch bei der PDS schnell als stalinistischer Linksabweichler" bekannt und nur „aufgrund von Lügen" ins Parlament gewählt worden sei.[496] Bei allen umstrittenen Themen lässt sich jede frühere Version einsehen.

Trotz aller Bemühung um Qualitätssicherung weisen etliche Artikel immer noch eine mangelhafte Strukturierung auf. Viele Artikel tendieren zur Überlänge. Im Kreise der Wikipedia-Aktivisten schwelt seit Jahren ein Streit zwischen „Inklusionisten", die eher auf Addition der Informationen setzen, und „Deletionisten", die Zusammenstreichen für unerlässlich halten. Immerhin wird man dem Online-Lexikon die Bearbeiter-Transparenz zugutehalten dürfen. Wenngleich die wegen der Verwendung von Alias-Identitäten – im Wikipedia-Slang „Sockenpuppen" genannt – nicht vollständig erreicht werden kann.

---

494 http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia (August 2012). Zum folgenden insb. Mayer, F.L.: Wikis, S. 7-19.

495 So werden sie im Deutschen aus Ermangelung eines besseren Ausdrucks für den englischen Begriff „edit wars" benannt.

496 http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Uwe_Hiksch&oldid=24095287 (alte Version aufgerufen August 2012).

Das Bemühen um Qualitätssicherung hat dennoch Erfolg. Wikipedia wird bereits mit Denis Diderots und Jean d'Alamberts großer Enzyklopädie des 18. Jahrhunderts verglichen. Der Vergleich ist ebenso vollmundig wie berechtigt: Vollmundig, weil Faktenwissen über methodisch-kritische Erörterungen geht; berechtigt, weil die riesige Informationssammlung zugleich breiteste Zugänglichkeit anstrebt und damit durchaus in der Tradition der Aufklärung gesehen werden kann.[497]

Ein zweites, gänzlich anders motiviertes Aufklärungsprojekt sind die Anti-Plagiatswikis. 2010/11 erschütterten sie den Politikbetrieb in der Bundesrepublik. Prominentester Fall war der des damaligen Verteidigungsministers Karl Theodor zu Guttenberg. Aber auch andere Politiker und Politiker-Kinder wurden (und werden) ins Visier der Plagiate-Jäger genommen. Der Fall zu Guttenberg führt zum Rücktritt des Ministers und zur Aberkennung des Doktortitels.[498]

Das Aufdecken plagiatorischer Stellen in wissenschaftlicher Literatur wurde durch die neuen Techniken erheblich erleichtert. Während vor den Zeiten des Internets immense Mengen an wissenschaftlicher, grauer und massenpublizistischer Literatur hätten gelesen werden müssen, reicht dank der Suchmaschinen die Eingabe von Zeichenketten, die auf exakte Übereinstimmung geprüft werden müssen. Im Fall zu Guttenberg und vergleichbaren Fällen wurden spezielle Wikis gegründet, die sich ganz der Aufdeckung des jeweiligen Plagiatsfalls verschrieben.[499]

Die Wikis erreichen ohne großen Aufwand die Echtzeit-Koordination vieler Spürhunde. Schon die Vorstellung, dies früher auf dem zeitaufwendigen, umständlichen Postwege erledigen zu müssen, hätte ein entsprechendes Unterfangen zum Scheitern verurteilt.

In der Diskussion kam es jenseits der Auseinandersetzung um die politischen Implikationen (Trennung von Rolle und Person, Verteidigungsminister oder Wissenschaftler) zu einem Streit um die Klarnamen der Plagiate-Jäger. Einerseits wurde bemängelt, dass Waffenungleichheit herrsche, wenn die Vorwürfe aus dem Dunkeln kämen, aber auf das Licht der Öffentlichkeit zielten. Dagegen verwahrten sich Befürworter mit dem Gegenargument, der Name der Rechercheure spiele für die festgestellten Sachverhalte der Urheberrechtsverletzungen und des geistigen Diebstahls keine Rolle.

Ein drittes Aufklärungsprojekt betreiben WikiLeaks und ähnliche Websites. Sie erwuchsen aus der Hacker-Bewegung; eine atmosphärisch dichte, aber ebenso suggestive wie tendenziöse Darstellung von deren Frühzeit und zugleich des

[497] Mayer, F.L.: Wikis, S. 89-94. Als Hochschullehrer fürchte ich jedoch Studierende, die mit Verweis auf Wikipedia jegliche wissenschaftliche Neugier verlieren, weil sie glauben, alles sei schon bekannt.
[498] http://www.uni-bayreuth.de/presse/Aktuelle-Infos/2011/091-089-guttenberg.pdf (August 2012).
[499] http://de.guttenplag.wikia.com/wiki/GuttenPlag_Wiki (August 2012).

prominentesten WikiLeaks-Aktivisten, Julian Assange, enthält der dokufiktionale Roman „Underground".[500] Die Betreiber sahen sich als Anwälte der Schwachen, Erben der Anarchisten und (neue) soziale Bewegung. WikiLeaks sei ein System zur Korrektur von Fehlern in Gesellschaften und Staaten der ganzen Welt. Assange und Co. kritisierten die klassischen Massenmedien als korrupt und zu dicht mit der Sphäre der Macht verwoben; WikiLeaks hingegen sei unabhängig, kritisch und betriebe „Journalismus 2.0". Zumindest letzteres muss aber in Zweifel gezogen werden, da WikiLeaks weder auf eigenen Recherchen beruht, noch die gesammelten Materialien journalistisch aufbereitet. Über Selbst- und Fremdbild der Betreiber von WikiLeaks geben sogenannte „mission statements" Auskunft.[501]

Die Plattformen sind im Kern anonymisierte elektronische Briefkästen, die Informationen von sogenannten „Whistleblowern", d.h. anonymen Informanten, einsammeln, die Informanten schützen und die Informationen nach mehr oder weniger aufwendigen Prüfverfahren an die Öffentlichkeit geben. Technisch sind sie auf mehrfach gespiegelten Servern in verschiedenen Ländern gespeichert. Schon in den 1990er Jahren hatte es mit „Cryptome" eine Enthüllungsplattform im Internet gegeben, die eines der Vorbilder für WikiLeaks abgab.

Trotz der Kritik an den klassischen Medien erfolgte die Überprüfung zumeist mithilfe von Medienunternehmen; nur in den Redaktionen der Qualitätsmedien arbeiteten Journalisten mit der nötigen Kompetenz: z.B. „Der Spiegel", „The Guardian", „El País", „Le Monde" u.a., die in dem bislang weitreichendstem Fall involviert waren. In dem „Cablegate" genannten Fall veröffentlichten die genannten Medien und WikiLeaks ab November 2010 mehr als 100.000 als vertraulich eingestufte Berichte, vornehmlich aus US-Diplomaten-Depeschen. Ob die Zeitungen und Zeitschriften für die Überlassung des Materials neben ihren Prüfdiensten auch Geld zahlten, ist bis dato ungeklärt.

Obwohl WikiLeaks und die beteiligten Medien peinlichst auf Informantenschutz achteten, kam der Urheber des Lecks, der US-Soldat Bradley Mannings, rasch in Verdacht, wurde festgenommen und vor ein US-Militärgericht gestellt. Das Urteil ist noch (August 2012) nicht gesprochen. Mannings hatte vor Weitergabe der geheimen US-Dokumente angeblich auch die Rohfassung des „Collateral Murder"-Video weitergegeben, das US-Streitkräfte dabei zeigte, wie sie im Juli 2007 Zivilisten beschossen. Das Video hatte der WikiLeaks-Gründer Julian Assange im Stil von Michael Moore geschnitten, so dass es aufrüttelnd wirkte und bis dato zu den meist heruntergeladenen Videos zum Irak-Krieg gehört.[502]

---

500 Dreyfus, S./ Assange, J.: Underground. Vgl. Stöcker, C.: Nerd Attack, S. 77-120.

501 Die „Mission statements" sollten abrufbar sein unter http://www.wikileaks.org/About.html (Juni 2012). Das gilt aber nur, wenn WikiLeaks nicht gerade unter dem Dauerfeuer einer DDoS steht. Zum folgenden Leonhard, G.: Rebellen, passim.

502 http://collateralmurder.com/ (Februar 2012).

Die Veröffentlichungen provozierten heftigste Reaktionen der US-Regierung und anderer betroffener Staaten. In der Öffentlichkeit erregte insbesondere das juristische Tauziehen um Assange Aufsehen, bei dem es um den Vorwurf geht, Assange habe in Schweden zwei Frauen sexuell genötigt. Schweden stellte daher einen Auslieferungsantrag an Großbritannien. Die Parteigänger von Assange fürchteten, dass eine Auslieferung nur der erste Schritt zu einer Überstellung in die USA sei. Gegner und Kritiker von Assange, darunter auch ehemalige Weggefährten, werfen ihm und der Plattform vor, mit unterschiedlichem Maß zu messen, von Politik und Staaten Transparenz zu fordern, selbst aber intransparent zu sein, sich z.T. dubioser Praktiken zu bedienen, mit der Veröffentlichung unzählige Menschenleben gefährdet zu haben sowie der Position des Westens und insbesondere der USA in aller Welt massiven Schaden zugefügt zu haben. Zumindest materielle und personelle Schäden scheinen aber bislang nicht nachweisbar, obwohl kurzzeitig dank einer Computerpanne eine Datei mit Klarnamen und Schlüssel im Netz gestanden habe. Die immateriellen Schäden durch den mit kolportierten Gerüchten gekoppelten Ansehensverlust lassen sich kaum messen und sind stark bewertungsabhängig.

Diskussionen und Kritik führten sowohl zum Bedeutungsverlust von WikiLeaks als auch zu Nachfolge-Aktivitäten. Als Erben der Whistleblower-Plattformen sind inzwischen ähnliche Portale von den klassischen Medien weltweit installiert worden: unter anderem von der WAZ, dem „Stern", „Al Jazeera", dem „Wiener Kurier".

Von Blogs und Microblogs

Sind die bisher benannten Ausdifferenzierungsformen der Sozialen Netzwerke den klassischen Medien nicht unähnlich, da hinter ihnen zumindest identifizierbare Personen, Unternehmen oder Organisationen stehen, gilt das für die Gesamtheit der Weblogs, kurz Blogs, nicht. Die einzelnen Blogs werden zwar von Einzelpersonen oder kleineren Personengruppen verantwortet, die Gesamtheit der „Blogosphäre" ist jedoch eine heterogene, in Qualität, Themen und Reichweite sehr weit streuende neue Mediengattung, die von pseudo-intimen Tagebüchern und hochspeziellen Themenblogs bis hin zu journalistischen und in speziellen Segmenten auf Aufklärung zielende Blogs reicht. Über die Reichweite der Blogs, bei denen wenige Spitzenreiter einem „long tail" der Nichtbeachteten gegenüberstehen, informiert die Website technorati.[503]

Generell unterliegen Blogs dem Zwang zur regelmäßigen Aktualisierung, weil sonst die Leser wieder schnell verschwinden. Inwieweit Blogs eine neue Form von Journalismus vorbereiten, ist generell unbeantwortbar. Nimmt man als zentrales Kriterium die Beachtung journalistischer Standards wie z.B. die Trennung von Nachricht und Meinung so stehen nur die wenigsten Blogs in der

[503] technorati.com (August 2012).

Nähe des Journalismus. Andererseits schaffen aber auch semi- oder unprofessionelle Blogs insbesondere zu kommunalen Themen Öffentlichkeit, erfüllen mithin (Teil-)Funktionen des klassischen Journalismus und ergänzen die etablierten Medien, wo diese Gatekeeper ihrer Thematisierungs- und Veröffentlichungspflicht nur ungenügend nachkommen. Der bekannteste deutsche Watch-Blogs ist Bildblog, von mehreren Medienjournalisten betrieben und v.a. der Kritik der Boulevardzeitung „Bild" verpflichtet.[504]

Twitter wird zumeist als sogenannter Microblogging-Dienst bezeichnet, da die einzelnen Botschaften, „Tweets" genannt, auf 140 Zeichen beschränkt sind. Damit knüpft Twitter einerseits an die Technik der SMS an, andererseits an die des Bloggens. Ein dritter technischer Vorläufer sind die RSS-Feeds, da Twitter wie ein RSS-Feed abonniert werden muss. Von den SMS unterscheidet sich Twitter dadurch, dass nicht eine Person an eine andere simst, sondern an viele, sogenannte „follower", twittert. Wie andere Blogs wird Twitter aktiv v.a. von über Dreißigjährigen genutzt. Stars und Sternchen der Popkultur haben die meisten *follower*. Im März 2012 durchbrach Lady Gaga als erste die 20 Millionen-Marke, US-Präsident kam mit 12,8 Millionen immerhin auf den 8. Platz.[505] Im Unterschied zur SMS können Tweets mit anderen Tweets verlinkt werden: Sogenannte Hashtags stellen dem Begriff eine Raute voran, z.B. „#Wulff" oder „#Umwelt". Auch Bilder, das unterscheidet Twitter vom Vorgänger SMS, können eingebunden werden.

Die Twitter-Nutzer sind nur Gäste. Das unterscheidet das Twittern von in Eigenregie betriebenen Weblogs. Die Verwertung der Tweets verkauft das Unternehmen inzwischen an Data-Mining-Unternehmen. Im Dienste der Kulturgutsicherung hat die Library of Congress, die größte Bibliothek der Welt, 2006 mit Twitter ein Archivierungsabkommen geschlossen. Inzwischen sollen über 200 Mrd. Tweets archiviert worden sein. Gemäß einer Studie von 2009, die 2000 Tweets untersucht hatte, betrafen allerdings nur 4% der Tweets Neuigkeiten, ebensoviele waren Spams, Selbstpromotion machten einen Anteil von knapp 6% aus und die restlichen mehr als 80% bestanden ungefähr je zur Hälfte aus „pointless bubble" (sinnlosem Geschwätz) und persönlicher Konversation.[506]

Als Form des Bloggens ist ein kleiner Teil der Tweets politisch relevant. So wurde ein Tweet des CDU-Politikers Peter Altmaier zum damaligen Bundespräsidenten Christian Wulff als Stimme der Kanzlerin interpretiert und erzeugte ein veritables Rauschen im Blätterwald. Altmaier hatte am 11.1.2012 getwittert: „Ich mach mich jetzt vom Acker, wünsche mir, dass Christian [Wulff] seine Anwälte

---

504 http://www.bildblog.de/ (August 2012). Schmidt, J.: Weblogs. Ders.: virtuelle lokale Raum. Ders./ Mayer, F.L./ Mehling, G./ Raabe, J./ Wied, K.: Watchblogs, in: MP 2008, Nr. 11, S. 589-594.

505 http://Twittercounter.com (August 2012).

506 http://www.pearanalytics.com/blog/wp-content/uploads/2010/05/Twitter-Study-August-2009.pdf (März 2012).

an die Leine legt und die Fragen/Antworten ins Netz stellt."[507] Man wird Altmaier sicherlich nicht, wie manchem Politikerkollegen, der mit Twitter sich schon in den Fettnapf gezwitschert hat, ein Verwechseln der Öffentlichkeitsebenen vorwerfen. Solche Peinlichkeiten entstanden zumeist, wenn Tweets analog zur Encounter-Öffentlichkeit gesehen wurden, obwohl sie, siehe das Beispiel Altmaier-Wulff, das Potenzial zu massenmedialer Öffentlichkeit besitzen. Doch sowohl die persönliche Ansprache („Christian") als auch der saloppe Ton („mach mich jetzt vom Acker") zeigt zumindest eine Veränderung des Politikstils durch das neue technische Medium.[508]

[507] http://twitter.com/peteraltmaier/status/156880853631373312 (August 2012).

[508] Zumindest den Ton bedauerte Altmaier später. http://www.freiepresse.de/NACHRICHTEN/DEUTSCHLAND/Altmaier-bedauert-Ton-seiner-Twitter-Nachricht-zu-Wulff-artikel7883367.php (März 2012).

4 Erfolgsfaktoren neuer Medien

In diesem Abschnitt wird nach Erläuterungen gesucht, die das Verständnis der soeben beschriebenen Entwicklungen erleichtern. Der Erfolg jedes einzelnen neuen Mediums ist nicht monokausal zu erklären, sondern wird nur durch ein Bündel von externen und internen Faktoren verständlich. Aspekte wie Alphabetisierung und Verkehr waren sowohl Ursache als auch Folge der Presseausbreitung. Nachfragetheoretisch kamen Bedürfnisse wie Information und Unterhaltung hinzu, die angebotstheoretisch durch die inhaltliche Ausdifferenzierung der Presse beantwortet wurden. Schon die Presse wurde einer Kosten-Nutzen-Analyse unterworfen. Ähnliches gilt für die Durchsetzung des Films: Nur Medien, mit denen sich Geld verdienen lässt, sind auf Dauer erfolgreich. Auch hier konkurrierten zunächst verschiedene Geschäftsmodelle miteinander; auch hier schätzten die Menschen hauptsächlich jene inhaltlichen Angebote, die an Neugier und Unterhaltungsbedürfnisse appellierten.

Diese Faktoren machten auch Hörfunk und Fernsehen attraktiv. Darüber hinaus sind technisch bedingte Faktoren zu nennen: Produktionsfortschritte, Preisverfall, zunehmende Leistungsfähigkeit, Bedienungskomfort und Standardisierung. Der Erfolg der Netzwerkmedien hing einerseits von kommunikationspolitischen Entscheidungen (Regulierungen und Deregulierungen), andererseits von gesellschaftlichen Bedürfnissen, „Killerapplikationen" und der Netzwerklogik ab. Alle elektronischen Medien wurden leistungsfähiger und zugleich billiger. Abschließend werden einige Gedanken zur Entwicklung der Geschäftsmöglichkeiten diskutiert, welche die „Multimedien" eröffnen (müssen). Denn auch das bislang letzte der neuen Medien kann dauerhaft nur dann Erfolg haben, wenn sich mit ihm – wie mit allen Medien zuvor – Geld verdienen lässt.

4.1 Voraussetzungen und Faktoren des Presseerfolgs

4.1.1 Alphabetisierung, Verkehr, Information und Unterhaltung

Da die Presse nur Papier bedruckt, mag sie retrospektiv als das unspektakulärste der *neuen* Medien gelten. Für heutige Rezipienten erscheint sie nicht so technisch faszinierend wie z.B. Rundfunk, Fernsehen oder Computer und Internet. Auch wirkt sie weniger emotional überwältigend als bspw. der Film. Gleichwohl hat sie über inzwischen ein halbes Jahrtausend ihre Attraktivität bewahrt, obwohl von dem Reiz höchst gleichmäßiger Schrift (s.u. Kapitel 5.1.1) schon bald niemand mehr schwärmen sollte. Dafür verstanden es die Pressemedien als Serienprodukte immer ausgefeilter und differenzierter, die Leser so zu konditionieren, dass die sich regelmäßig in Unkosten stürzten, um neue Abwandlungen des Gleichen zu erwerben:

- Zum einen profitierte die Presse von den zwei Faktoren Nachrichtenwege und Grad der Alphabetisierung.
- Zum anderen kompensierten die Inhalte das unspektakuläre Äußere und appellierten wirkungsvoll an zwei Konstanten der *conditio humana*: die Neugier und das Unterhaltungsbedürfnis.

Alphabetisierung

Zunächst ist auf einen Faktor hinzuweisen, der die Diffusion der Presse zwar nicht ver-, aber behindert hat: die anfangs recht geringe Verbreitung der Lesefähigkeit. Während Thomas Morus (1477-1535) schon in den 1530ern schätzte, dass ca. sechs von zehn Engländern lesen könnten und bis zu dreißigtausend Unterschriften unter Petitionen während der englischen Revolution der 1640er Jahre zumindest für regional schon weit fortgeschrittene Lesefähigkeit sprechen, dürfte die Analphabetenrate noch Mitte des 19. Jahrhunderts in England bei knapp einem Drittel gelegen haben. Für Frankreich werden Ende des 17. Jahrhunderts auf mehr oder minder sicherer empirischer Datenlage ca. 25% Lese- und Schreibfähige, 100 Jahre später ca. 40% angenommen.

Tabelle 4-1: geschätzte Lesefähigkeit in Deutschland (1500-1871)[509]

	Alphabetisierungsgrad	*Datenbasis*
um 1500	5-10%; 25-33% in Handelsstädten	höchst spekulative Annahmen
vor 1750	10% oder bis zu 60%	konservative Schätzungen regionale Einzeluntersuchungen
um 1800	25% oder 30-98%	konservative Schätzungen regionale Einzeluntersuchungen
1840	40%	konservative Schätzungen
1871	88%	statistisch gesichert

Dabei suggerieren alle Prozentangaben eine Genauigkeit, die von den Quellen nicht gedeckt wird. Insbesondere neigte die ältere Literatur dazu, die Literalität in Deutschland notorisch zu unterschätzen. Grundsätzlich wird man im 17. bis 19. Jahrhundert mit allmählich, aber nicht ungebrochen zunehmender Lesefähigkeit rechnen dürfen. Die Einführung der Elementarschulpflicht hatte direkte Auswirkungen: Preußen führte die Elementarschulpflicht schon 1817 ein, Großbritannien reformierte das Schulwesen 1870 und 1880, Frankreich erst 1882. Preußen und Deutschland lagen im 19. Jahrhundert, in dem die Statistiken schon recht verlässlich sind, deutlich vor England und Frankreich. Italien hinkte noch stärker hinterher, obwohl in einzelnen Städten schon im 14. Jahrhundert ca. 40% Lesefähige wohnten. Erheblich rückständiger war Russland. Insgesamt wird man von großen regionalen und lokalen Unterschieden in der Frühen

[509] Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 311.

Neuzeit ausgehen dürfen, auch konnten tendenziell mehr Protestanten lesen als Katholiken und in der Regel Männer besser als Frauen. Diese Unterschiede glichen sich jedoch allmählich an.[510]

Die Presse dürfte dabei kein unwichtiger Faktor gewesen sein. Vermutlich steigerten sich Presseverbreitung und Lesefähigkeit wechselseitig. Wegen der zunehmenden Lesefähigkeit konnten auch andere Faktoren die Presseverbreitung fördern. So kann z.B. Lesefähigkeit als eine Voraussetzung der Industrialisierung und diese wiederum als eine für die weitere Verbreitung der Presse im angesehen werden. Zudem haben neuere Studien zum 19. und 20. Jahrhundert die Verknüpfung zwischen Lektüreexpansion und Hoffnung auf sozialen Aufstieg betont.[511]

Verdichtung des Nachrichtenwesens

Erste Voraussetzung, die Neugier zu bedienen, war die Intensivierung des Verkehrs. Noch um 1900 bezeichnete das Fremdwort Kommunikation nicht zufällig „Verkehr". Schon im Mittelalter hatte eine Verdichtung des Handels eingesetzt. Über Verkehrswege und Handelsrouten, die teilweise schon seit römischer Zeit bestanden, wurde der Austausch von Waren, Menschen und Nachrichten intensiviert. An Knotenpunkten, Flussübergängen, Flussmündungen und anderen geeigneten Orten entstanden Märkte, Städte wurden gegründet. Die Kaufleute und Bankiers erfanden das Kommissionsgeschäft. Ohne Geld real zu transferieren oder Waren persönlich zu begleiten, wurden sie im Auftrag anderer Bankiers und Kaufleute aus fernen Orten tätig. Geschäfte wurden so nur nachrichtlich abgewickelt. Kommissionsgeschäfte sind noch heute die Basis des Pressevertriebs.[512]

Die Knotenpunkte der Fernhandelsstraßen waren immer auch Nachrichtenzentren. Augsburg sammelte Nachrichten aus Italien, aber auch aus der Neuen Welt, da portugiesische und spanische Flotten von Augsburger Kaufleuten finanziert wurden. Wien war der Umschlagplatz für Nachrichten vom Balkan, Köln für Westeuropa, Flandern, Frankreich, England und Spanien, die Seestädte Hamburg, Lübeck und Danzig für Skandinavien etc. Bedeutende außerdeutsche Nachrichtenzentren der Frühen Neuzeit waren Paris, Antwerpen und andere flandrische Städte, London sowie Genua, Florenz und Venedig.

Fernand Braudel (1902-1985) hat in seiner epochalen Studie über das Mittelmeer nachgezeichnet, dass sich die Übermittlungsgeschwindigkeit nicht kontinuierlich steigerte, sondern aufgrund politischer und ökonomischer Sonderentwicklungen auch retardierende Entwicklungen zu beobachten waren. Vor allem aber waren schnellstmöglich übermittelte Nachrichten nach heutigen

---

[510] Cipolla, C.: Literacy, S. 20-22, 46-48, 61-63, 71-74, 85-94, 113-130. Briggs, A./ Burke, P.: social history of the media, S. 188f.

[511] Kutsch, A.: Leseinteresse und Lektüre. Schulz, M.: Zeitungslektüre und Landarbeiterschaft.

[512] Dorn, M./ Vogel, A.: Geschichte des Pressevertriebs, passim.

Maßstäben unglaublich teuer. So hätte Anfang des 16. Jahrhunderts ein Brief von Nürnberg nach Venedig bei sechs Tagen Laufzeit 25fl., bei vier Tagen 58fl. gekostet. Schon für den langsameren Brief hätte zur gleichen Zeit ein Zimmergeselle bei einem Wochenlohn von einem halben Gulden ein ganzes Jahr arbeiten müssen.[513]

Um ein kontinuierliches Nachrichtenangebot aufrechtzuerhalten, mussten die Nachrichten- und Verkehrsverbindungen kontinuierlich bedient werden. Vor dem Aufbau der Telegrafie dienten Posten, die Einrichtung von Relaisstationen, (lateinisch „posita statio equorum": aufgestellte Pferdewechselstation), dem regelmäßigen Verkehr. Schon die antiken und außereuropäischen Hochkulturen hatten Posten gekannt. Ereignisse von größtem Nachrichtenwert verbreiteten sich dabei am schnellsten und geben Hinweise auf die Leistungsgrenze des jeweiligen Nachrichtensystems. Die Nachricht von dem Massaker an den französischen Hugenotten in der Bartholomäusnacht von 1572 erreichte z.B. Madrid nach drei Tagen. Um die Nachricht einer Papst- oder Kaiserwahl, von Sieg oder Niederlage zu überbringen, wurden rücksichtslos Stationspferde zuschanden geritten.

Tabelle 4-2: Postbeförderungszeiten (15.-19. Jh.)[514]

	Strecke/ Unternehmen	*Beförderungsdauer in Tagen*	*max. km/ Tag*	*max. km/ Stunde*
15. Jh.	Genua-Paris	18 bis 22		
	Florenz-London	25 bis 30		
	Florenz-Rom	5 bis 6		
16. Jh.	Antwerpen-Danzig	24 bis 35		
	Lissabon-Danzig	53 bis 132		
	Lübeck-Danzig	6 bis 16		
17. Jh.	englische Post			5 bis 6,5
18. Jh.	Thurn- und Taxis		160 bis > 200	6 bis 10
19. Jh.	englische Expresspost 1820		(425) bis 432	17,7
	Nord-Amerika-London	14 bis 17		
	Indien-London	30 bis 40		

Nun bedeutete die Einrichtung von Verkehrsverbindungen noch nicht, dass alle Orte an alle Welt gleich gut und sicher angeschlossen waren. Per Schiff transportierte Nachrichten konnten sich bei ungünstigen Winden um Tage und Wochen verzögern, wurden aber dennoch zumeist schneller als auf dem Lande befördert. Auf dem Landweg hing die Geschwindigkeit ebenfalls von der Witterung ab. Matsch, Schnee und aufgeweichte Straßen behinderten den Verkehr enorm. Insbesondere in unsicheren Kriegszeiten war der Nachrichtentransport stets gefährdet. Zugleich war – ebenso wie in Revolutionen – der Informations- und

513 Braudel, F.: Mittelmeer, Bd. 2, 33-38.

514 Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 18. Braudel, F.: Mittelmeer, Bd. 2, S. 21-40.

Orientierungsbedarf besonders hoch. In sichereren Zeiten krankte der Brief- und Nachrichtenverkehr noch lange an den großen zeitlichen Abständen, mit denen auf Nebenstrecken die Post befördert wurde, wenn die Korrespondenzpartner sich nicht sogar selbst um die letzte Wegstrecke kümmern mussten. Gerade die regelmäßige Belieferung entlegener Gegenden war ein entscheidender Fortschritt.

In Europa gab es an der Wende zur Neuzeit mehrere Arten der Nachrichtenbeförderung: einerseits den Einzelkurierdienst, dann die Ordinari-Posten der Stadtbehörden und schließlich die Post von Staaten und Herrschern. Nur die letzten beiden Formen sind für die Entwicklung des Nachrichtenverkehrs und der Presse bedeutsam geworden. Die Reichspost war die schnellste und besaß das größte Streckennetz: Die Tagesleistung der Reichspost lag bei mehr als 160 km, in Einzelfällen sogar bei mehr als 200 km. Das Netz wurde immer dichter geknüpft: 1490 standen knapp alle 40 km Wechselstationen, 1800 alle 15 km. Gleichbedeutend mit der Post war lange Jahrhunderte die Taxische Reichspost, später Thurn und Taxis. Die Thurn- und Taxische Post öffnete sich Privatleuten. Nach dem Westfälischen Frieden 1648 bauten zunächst Brandenburg, Kur-Sachsen, Hessen-Kassel und Braunschweig-Lüneburg eigene Postanstalten auf, im 18. und frühen 19. Jahrhundert folgten weitere Staaten. 1867 endete die postalische Zuständigkeit der Thurn und Taxis in Norddeutschland.[515]

Durch die *grosso modo* zu beobachtende Verbesserung der Verkehrsmittel verkürzte sich die Periodizität der Zeitungen, die Nachrichten wurden immer aktueller. Lagen Anfang des 17. Jahrhunderts in drei von vier Fällen noch zwei bis vier Wochen zwischen Ereignis und Bericht, so berichteten ca. ein Viertel der Medien Ende des 18. Jahrhunderts schon nach maximal einer Woche. Nachrichten, die einen Monat alt waren, machten hingegen nur noch zehn Prozent aus. Die Aktualitätsdichte legte zu – waren 1856 erst elf Prozent der Nachrichten einen Tag frisch, so 1906 schon 95%.[516] Waren die ersten Avisen noch wöchentlich erschienen, so kam die erste Tageszeitung, die Leipziger „Einkommenden Zeitungen" schon 1650 heraus – die erste dauerhaft erfolgreiche in Großbritannien erschien 1702, in Frankreich 1777. Um 1850 erschienen schon 17% aller Zeitungen in Deutschland täglich, um 1900 ca. ein Drittel und 1942 fast 80%. Gegenwärtig sind es fast 100%.[517]

---

[515] Antike und außereuropäische Posten waren im Wesentlichen auf Staatszwecke beschränkt geblieben. Zu den antiken Posten: Riepl, W.: Nachrichtenwesen, S. 188-196, 241-244. Zur neuzeitlichen Post: Behringer, W.: Thurn und Taxis, S. 17, 19, 22f. Ders.: Merkur, passim.

[516] Wilke, J.: Nachrichtenauswahl, S. 119, 125, 143.

[517] Kutsch, A./ Weber, J. (Hg.): 350 Jahre Tageszeitung. Schütz, W.J.: Deutsche Tagespresse 2001, in: MP, 2001, Nr. 12, S. 602-632, hier 617.

Die Inhalte der neuen Medien

Flugblätter waren die ersten neuen Medien des 15. Jahrhunderts. Bebildert waren illustrierte Flugblätter zumeist im oberen Teil. Vermutlich orientierten sich die frühen Drucke an älteren publizistischen Formen: an der Tafelmalerei und Buchillustrationen. Die Flugblätter mussten sich verkaufen und wurden daher bald gefälliger und in inhaltlicher sowie formaler Hinsicht marktgängig gemacht. Die Bilder sollten zum Kauf anreizen. Beliebte Blickfänger waren Bilder mit Monstrositäten, schrecklichen, wilden Tieren, die in Europa nicht vorkamen, und andere Bilder sensationellen Inhalts. Das älteste bislang bekannte illustrierte politische Flugblatt, „Donnerstein von Ensishein" aus dem Jahre 1492 von Sebastian Brant (1457/58-1521), zeigte den Einschlag eines Meteoriten nahe dem elsässischen Ensishein.[518]

Nur wenige Flugblattpublizisten erreichen mit ihren Exponaten schon früh eine ästhetische Balance zwischen Text und Bild. Hierzu gehören z.B. die Flugblätter Sebastian Brants, dem Dichter des „Narrenschiffs", oder dem Nürnberger Formschneider Nikolaus Meldemanns, der um 1530 lebte. Albrecht Dürer (1471-1528), der Reime von Hans Sachs (1494-1576) illustrierte, oder Johannes Fischart (1546/47-1590) und sein Buchdrucker Bernhard Jobin (+1593) wären ebenfalls zu nennen. Die illustrierten Flugblätter entwickelten erste Formen der Karikatur, z.B. bei Lucas Cranach d.Ä. (1472-1553).

Die Bildersprache lebte von der Wiederverwendung der Motive. Manchem älteren Flugblatt wurde einfach ein neuer Text beigegeben, oder es wurde eine geschnittene Form durch Einsetzung eines kleinen nachträglich geschnittenen Bildes ergänzt. „Serienhelden" wurden entwickelt, die für bestimmte Handlungsweisen oder Personengruppen standen.[519] Die Mehrzahl der Bilderbogen war eher anspruchslos gehalten und nur mit einem groben Titelholzschnitt versehen. Die Einfachheit deutet auf eine möglichst weite Verbreitung; die Bilderbogen sollten billig sein. Die gleichen Holzschnitte wurden dabei auch für verschiedene Bilderbogen verwendet.

Soweit der Aufwand vertretbar war, ist schon im frühen 16. Jahrhundert das Bemühen um Authentizität erkennbar. Der Nürnberger Formschneider Nikolaus Meldemann begab sich 1530, ein Jahr nach der ersten erfolglosen türkischen Belagerung, nach Wien, um den Ort wirklichkeitsgetreu abzubilden. Wenn ein Ereignis unerhörter Aktualität zu berichten war, wurde mehr Mühe auf die Herstellung der Abbildungen verwandt. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts verdrängte zunehmend der feinere, aber teurere Kupferstich den gröberen Holzschnitt.

Der Ausbildung der Ikonografie in den Bildern entsprach eine formelhafte Sprache, die bewusst Redensarten und Sprichwörter einbaute. Flugblätter religiösen oder fiktiven Inhalts waren in Prosa verfasst oder gereimt – so ließen sie

[518] Sack, V.: Sebastian Brant, S. 40-42, 60.
[519] Schilling, M.: Bildpublizistik, S. 62-65, 74f.

sich von den Wanderhändlern vorsingen. Die neue Drucktechnik erschloss schon im 15. Jahrhundert alle Formen der alltäglichen Kommunikation, weltliche und geistliche Lieder wurden zahlreich gedruckt. Die Flugblätter setzten auf Komik, Unterhaltung, Spannung und Sensation. Noch im späten 15. Jahrhundert berichteten Einblattdrucke nur selten über Tagesaktualitäten. Mit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, verstärkt durch Reformation, Entdeckungen und kriegerische Ereignisse, traten Schlachten und politische Ereignisse in den Vordergrund, die Türkenkriege des 16. und 17. Jahrhunderts gaben reichlich Stoff für Darstellungen.

Schon die Zeitgenossen kritisierten die Sensationslust und mangelhafte Glaubwürdigkeit der Flugblätter. Das könnte mit zum Niedergang der Flugblätter im späten 17. Jahrhundert beigetragen haben, doch dürfte die Zensurpolitik des erstarkenden Absolutismus die meinungsfreudigen Flugblätter weniger toleriert haben als die referierenden und weithin kommentarlosen Avisen und Relationen.[520]

Die frühen *Avisen und Relationen* waren von einfacher Machart, ein viertel bis ein halber Bogen Quartformat in Fraktur gedruckt. Ihr Äußeres war schlicht, ihr Inhalt nutzwertorientiert. Die Herkunft der Nachrichten diente als Überschrift. Die mangelnde inhaltliche Ordnung stellte an die Herstellung keine gehobenen Anforderungen. Heute geltende Nachrichtenwerte spielten für die Avisen kaum eine Rolle. Sie druckten die Nachrichten in der Reihenfolge des Posteingangs, das „Aktuellste" stand wie bei den handschriftlichen Vorläufern am Schluss. Die Korrespondenten orientierten sich an dem Faktor Prominenz, die „Zeitunger" trafen keine weitere Auswahl. Die Periodizität bestimmte die Aktualität, zugleich präsentierten die frühen Wochenzeitungen eine fragmentierte Nachrichtenlage. Für die Leser dürfte die einzelne Nachricht durch den Vergleich mit älteren Exemplaren immer im expliziten Zusammenhang mit der früheren Berichterstattung gestanden haben.

Der Nachrichtenfaktor der geografischen Nähe spielte schon im 17. Jahrhundert eine wichtige Rolle. Mit seinem Titel gab der Drucker das Nachrichtenprogramm an, dem er gerecht werden wollte. Das Blatt des Carolus hieß beispielsweise:

> „Relation aller fürnehmen und gedenkwürdigen Historien, so sich hin und wieder in Hoch- und Nieder-Deutschland, auch in Frankreich, Italien, Schott- und Engelland, Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachei, Moldau, Türkei etc. in diesem 1609. Jahr verlaufen und zugetragen möchte. Alles auf das treulichst, wie ich solche bekommen und zuwege bringen mag, in Druck verfertigen will."[521]

---

[520] Schilling, M.: Bildpublizistik, S. 120-123, 140.
[521] Schöne, W. (Hg.): Relation 1609.

In der Konzentration auf die kommentarlose Wiedergabe der Korrespondenzen lag ein wichtiger Unterschied zwischen den Avisen auf der einen und vielen Flugblättern und -schriften auf der anderen Seite. Hatten schon die kürzeren Flugblätter die berichteten Ereignisse zumindest knapp bewertet, so war der Sinn der längeren Flugschriften ja gerade die Stellungnahme. Daher wurden beide nichtperiodischen Formen auch durch die periodischen Avisen zunächst nicht abgelöst, denn die „Zeitunger" enthielten sich einer redaktionellen Linie. Das bedeutet aber nicht, dass ihre Blätter keine Meinungen enthalten hätten. Diese konnten durchaus gegensätzlich ausfallen (z.B. mal für, mal gegen die katholische oder protestantische Seite), da die „Zeitunger" von „Aviso" und „Relation" die Wertungen ihrer Korrespondenten übernahmen. Mehrere Gründe mögen zur relativen Meinungslosigkeit der Avisen des 17. und Zeitungen des 18. Jahrhunderts beigetragen haben:

- der knapp bemessene Platz von vier Seiten;
- die Kontrollierbarkeit durch die Obrigkeit;
- die Leser wollten Informationen statt Meinungen;
- die unredigierte Übernahme von Korrespondentenberichten.

Aufmachung und Ressortdifferenzierung der Zeitungen

Die fehlende redaktionelle Hierarchie war kein Problem, solange der Umfang bescheiden blieb und die Leser die Zeitung nicht selektiv, sondern komplett von vorne bis hinten lasen. Erst die mit Telegrafie und Korrespondenzwesen einhergehende Ausweitung der Berichterstattung, die drucktechnisch ermöglichte Formatvergrößerung und die durch schwankendes Anzeigenaufkommen erzeugte Beilagenflut setzte die Leserschaft einem Selektionsdruck aus. Der Journalismus entwickelte jetzt optische Orientierungshilfen. Daher bürgerte sich im 19. Jahrhundert in den Zeitungen die Anordnung ein: Leit- oder Übersichtsartikel, deutsche, dann ausländische Nachrichten, Lokales, Handelsteil, Vermischtes.[522]

Damit änderte sich die Aufmachung der Zeitungen. Setzmaschinen wie die Linotype, die für glatten Satz ohne Variationen am besten zu gebrauchen waren, verstärkten zunächst die Monotonie der „Bleiwüsten". Schaut man sich Zeitungen der Jahrhundertwende an, so ist ein allmählicher Auflockerungsprozess festzustellen. Nachdem vereinzelte Zeitungen schon im letzten Drittel des 19. Jahrhundert so etwas ähnliches wie Überschriftenkonferenzen gekannt hatten – so das „Neue Wiener Tagblatt" –, setzten sie sich im 20. Jahrhundert bei den größeren Blättern allgemein durch.

Die Entstehung der Nachrichten- und Korrespondenzagenturen seit Mitte des 19. Jahrhunderts beschleunigte die Übermittlung der Nachrichten und veränderte deren thematische Zusammensetzung. Vor 1850 war die Hof- und

[522] Groth, O.: Zeitung, Bd. 1, S. 336-354.

Kriegsberichterstattung Hauptgegenstand der Nachrichten gewesen. Generell hatten die Berichte über die politisch-militärischen Eliten ab-, die über andere gesellschaftliche Eliten zugenommen, insbesondere jedoch über die „Nichtelite". Die Presseinhalte differenzierten sich im Laufe der Jahrhunderte aus: thematisch und nach Ressorts.[523]

Die Ressortdifferenzierung hatte zwei Komponenten: Einerseits ging sie mit einer Spezialisierung der journalistischen Berufe einher. Andererseits verschob sie die inhaltlichen Gewichte der Berichterstattung. Zumindest im 19. Jahrhundert ging der Anteil des politischen Ressorts leicht zurück, im frühen 20. hingegen schwankten die Anteile nur noch marginal. Die anderen Ressorts jedoch lassen keine eindeutige Aussage zu. Insbesondere hing der Anteil der Handels- und der Lokalberichterstattung von dem Charakter der Zeitung ab. Deutlich unterschieden sich auch die Anteile der Feuilletonberichterstattung.

Die Gründe, die hinter diesen Unterschieden standen, waren teils ebenso allgemeingültig wie banal, teils lagen sie in pressebiografischen Besonderheiten. Zeitungen, wie die „Frankfurter Zeitung", die aus Handelsblättern hervorgegangen waren, besaßen von vornherein einen spezifischen Schwerpunkt, weil sie sich mit diesem ihre Marktlücke erobert hatten. Auch die gewichtige Lokalberichterstattung in Lokal- und Regionalzeitungen hat einen vergleichbaren Grund. Ähnlich steht es um die Schwankungen des Feuilletonanteils. Manche Zeitungen spezialisierten sich darauf, sei es, weil zur Redaktion berühmte Feuilletonisten gehörten, sei es, weil das kulturelle Leben des Erscheinungsortes eine ausgeprägte Feuilletonberichterstattung erforderte. Alle klassischen Ressorts – Politik, Wirtschaft, Feuilleton und Lokales – hatten weit zurückreichende Wurzeln. Nur Sport war jüngeren Ursprungs.

Das politische Ressort

Der politische Inhalt der Presse ist so alt wie die Zeitungen selbst. Dabei konnten die politischen Inhalte nur in dem Maß unverhüllt in den Blättern präsent sein, wie dies durch die Obrigkeiten geduldet wurde. Dies gilt vor allem für die periodische Presse: Denn Zeitungen sind „Serientäter". Durch das Impressum ist ihr „Wohnort" bekannt; obwohl nicht immer und überall gesetzlich vorgeschrieben, war der Verlagsort dennoch kaum zu verschleiern, da schon in der Frühen Neuzeit ein großer Apparat für Informationsgewinnung, „redaktionelle Verarbeitung" und Vertrieb vonnöten war. Zudem forderten die Obrigkeiten bis weit ins 19. Jahrhundert die Abgabe von Belegstücken an die Zensur; als diese abgeschafft wurde, blieb das polizeiliche Pflichtexemplar. Darum ist die Wirkung der Zeitungen an die Toleranz der Macht gekoppelt. Diese Toleranz ist je nach Zeit, Ort und Regierung unterschiedlich groß gewesen.

[523] Wilke, J.: Nachrichtenauswahl, S. 119-143.

Immer, wenn die Toleranz gering war, blieben nur die Möglichkeit der Camouflage, des Schmuggels von Informationen aus dem Ausland und die Verbreitung über die Wege der nichtperiodischen Untergrundpresse. England hatte die entsprechenden Erfahrungen schon im 16. und 17. Jahrhundert gemacht. Elisabeth I. hatte über Shakespeares. Theaterstück „Richard II." gemutmaßt, sie sei damit wohl selbst gemeint. In Frankreich waren die Frühe Neuzeit mit dem Absolutismus der Bourbonen, die Militärdiktatur Napoleons I. sowie die Zeit der Restauration nach 1815 hohe Zeiten des Ideenschmuggels und der Camouflage, häufig aus den Niederlanden (Amsterdam) oder über die Schweiz eingeschmuggelt. In Deutschland galt Gleiches in der Frühen Neuzeit sowie im 19. und 20. Jahrhundert 1819-1848, 1850-1859/60, 1863-1866, im Ersten Weltkrieg, in der Zeit der NS-Diktatur sowie nach 1945 in der SBZ und der DDR.

Die politische Berichterstattung entwickelte sich aus der Nachrichtenmitteilung. Hinzu traten Räsonnement und Dokumentation. Nachrichten konnten kürzer oder – als Berichte – länger sein, schon die „Rorschacher Monatsschrift" druckte beides. Das Räsonnement eroberte sich seinen Platz zuerst in den Zeitschriften des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Ausdifferenzierung in verschiedene Subformen fand im wesentlichen im 19. Jahrhundert statt. Der Bedeutung nach sind zu nennen: der Leitartikel, der Wochenrückblick, die Glosse und die Dokumentation.

Der deutsche Nachrichtenjournalismus hat einen schlechten Leumund. Zum einen hält sich hartnäckig die Mär, der deutsche Journalismus habe vor 1945 nicht zwischen Nachricht und Meinung unterscheiden können. In dieser Tradition stehe er noch in der Gegenwart. Im Vergleich zu den anglo-amerikanischen Traditionen hat das Urteil sicherlich z.T. seine Berechtigung. So werden dort stereotyp Zitate mit der Floskel „he or she said" eingeleitet. In Deutschland regierte und regiert stattdessen das ästhetische Diktat, sich im Ausdruck nicht ständig zu wiederholen. Daher ließen und lassen sich Formulierungen finden, die schon in die Nähe einer Wertung zu rücken sind: z.B. „er folgerte, verlangte, bestritt" etc. Die Trennung zwischen Nachricht und Meinung war und ist sicherlich in Deutschland nie so strikt ausgeprägt gewesen wie in England und Amerika. Dennoch sind Korrekturen an dem tradierten Bild nötig. So krass, wie es sich den Angloamerikanern nach 1945 mit Blick auf die NS-Zeit darstellte, waren Nachricht und Meinung zumindest vor 1933 nicht vermischt.

Ein weiteres, vorschnelles Urteil vertritt die Meinung, die Journalisten hätten in Deutschland nicht gewusst, was wichtig sei und dementsprechend die Nachrichten nicht mit einem Lead des Wichtigsten eingeführt. Das lässt sich so nicht halten. Allerdings setzte sich die heute geltende Norm der W-Fragen zuerst in Nordamerika durch. Im Bürgerkrieg (1861-1865) griffen die US-Zeitungen erstmals in größerem Umfang auf telegrafierte Berichte zurück. Da die Telegrafenlinien durch kriegerische Einwirkungen mitten im Übertragungsprozess unterbrochen werden konnten, telegrafierten einzelne Korrespondenten ihre

Nachrichten mit an den Anfang gestellten Kerninformationen (W-Fragen). Einzelne Beispiele für die Verwendung des „Lead" finden sich jedoch schon früher. In breiterem Umfang setzten sich die Abfassungsregeln erst in den 1880er Jahren durch.[524]

Die politische Meinungsbildung spiegelt die Nachrichtenlage, insbesondere gilt das für den Leitartikel. In England, wo seit 1695 *cum grano salis* Pressefreiheit herrschte, entwickelten im 18. Jahrhundert (Tages-) Schriftsteller wie Jonathan Swift (1667-1745), der unbekannte Autor der „Junius-Briefe" u.a. den Leitartikel. Mit Verspätung wurde das Wort aus dem englischen „leading article" im 19. Jahrhundert in die deutsche Sprache eingeführt, zuvor hatten im 17. und 18. Jahrhundert noch häufig „contributio" oder „tractatio", später dann „Hauptartikel", „leitender Artikel" oder andere Bezeichnungen das Sujet benannt. Vermutlich der Erste, der sich in Deutschland um den Leitartikel verdient gemacht hat, dürfte um die Wende zum 18. Jahrhundert Daniel Hartnack (1642-1708) gewesen sein, der seiner „Relation aus dem Parnasso" publizistisches Profil geben wollte. Wichtigster Meinungspublizist der ausgehenden Napoleonischen Ära war Joseph Görres (1776-1848) in seinem „Rheinische Merkur".[525]

Nach der Gesetzesverschärfung durch das Pressegesetz von 1819 konnten sich nur in wenigen Zeitungen Leitartikel behaupten. In der Revolution von 1848/49 waren die Leitartikel wichtigster Teil der periodischen Presse. Die Formen und Funktionen der Leitartikel differenzierten sich in der Folgezeit weiter aus, vermutlich, weil die Redaktionen gerade im Leitartikel ein Instrument der Profilierung erkannten: Glossen waren zumeist ungezeichnet, sie drückten die Meinung der Zeitung aus und wurden auch „Entrefilets", „zwischen den Spalten" oder „Meinungs-Streiflicht" genannt. Aber wenngleich Publizisten wie Theodor Wolff (1868-1943) oder Hellmut von Gerlach (1866-1935) (angefeindete) nationale Institutionen waren, es gab in Deutschland keine Kolumnisten, die ähnlich Walter Lippmann (1889-1974) mit seiner Kolumne „Today and Tomorrow" in ca. 250 Zeitungen veröffentlichte.

Der Wirtschaftsteil

Die Verbesserungen in der Wirtschaftsberichterstattung hatten verschiedene Ursachen. Sie lagen an

- den veränderten wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen, der Wirtschaftsentwicklung, der Entfaltung der internationalen Handelsbeziehungen,
- der Konkurrenz zwischen den Blättern und an den wachsenden Bedürfnissen des Publikums.

---

524 Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 135-140. Douglas, G.H.: golden age, S. 66f. Pöttker, H.: Nachrichten und ihre kommunikative Qualität. Die „umgekehrte Pyramide" – wann und warum ist sie entstanden? Vortrag am 2.5.2003, Hannover.

525 Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 190.

Nachrichten, welche die Kaufleute interessierten, sind so alt wie die Zeitungen selbst. Schon 1685 bezeichnete einer der ersten „Zeitungstheoretiker" die Kaufleute als besonders interessierte und wichtige Konsumenten der Zeitungen.[526] Dennoch ist die Wirtschaftsberichterstattung ein gegenüber dem politischen Teil verspätetes Ressort, das erst im 19. Jahrhundert zur Einrichtung von Handelsseiten führte. Gleichwohl gibt es etliche Übereinstimmungen mit der Politik. Wie der politische bot auch der wirtschaftliche Teil zunächst vor allem die Wiedergabe von Fakten. Wie jener differenzierte auch dieser seine inhaltlichen Formen allmählich aus, manche Grundformen – Nachrichten, Berichte, Leitartikel und kritische Betrachtungen – finden sich dort wie hier. Andere – Börsennotierungen, Kurszettel, Preisnotierungen, Renditekurse etc. – sind genuine Bestandteile der wirtschaftlichen Berichterstattung.

Der Handelsteil hatte seine Ursprünge in lokalen Korn- und Viehpreisnotierungen. Die mutmaßlich erste Wirtschaftszeitung war die in London herausgegebene „Collection for the Improvement of Husbandry and Trade" (1682). Schon die Intelligenzblätter des 18. Jahrhunderts druckten lokale Preisinformationen. Blätter mit vergleichbaren Funktionen existierten in etlichen Staaten. In den USA informierten bspw. sogenannte „Commercials" oder „Advertises" über den lokalen und regionalen Handel.

Die Wurzel der speziellen Wirtschaftsberichterstattung im lokalen Raum ist kein Zufall: Bis an den Beginn der Moderne wurde der Löwenanteil des Handels überall lokal und regional abgewickelt. Zwar gab es seit der frühesten Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Menschheit immer auch den Fernhandel für hochspezialisierte Luxusgüter. Dieser Markt war aber per definitionem eher marginal und daher für die Berichterstattung in Massenmedien ungeeignet. Ausnahmen wie der Salzhandel seien ausgeklammert. Erst in dem Maß, in dem sich die Verkehrsverbindungen und Transportmittel so verbesserten, dass der Fernhandel auch für Massengüter entstand, wurde auch die Wirtschaftsberichterstattung für Massenmedien interessant. Da insbesondere in Zentralstaaten die Hauptstädte als Kristallisationskerne für nationale Märkte fungierten, entstanden hier die frühesten Beispiele für Wirtschaftsberichterstattung in politischen Zeitungen.

Von den ökonomischen (Lokal-)Zeitungen angeregt, entwickelten die politischen Blätter ihr Interesse an der Wirtschaftsberichterstattung, die ihnen bis dahin heikel erschienen war. Politik und Wirtschaftsteil bildeten sich in engem Zusammenhang mit der allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung heraus. In den Niederlanden, Frankreich und England erweiterten politische Zeitungen schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Berichtererstattung um Wirtschaftsnachrichten; in England und Frankreich war die hauptstädtische Presse der Vorreiter. In Deutschland leisteten Hambur-

[526] Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 195-202.

ger Zeitungen, die seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die wirtschaftlichen Informationen ausdehnten, die Pionierarbeit. Berliner Zeitungen und die Blätter anderer Städte folgten zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Insbesondere seit der zweiten Jahrhunderthälfte ist die Ergänzung dürrer Kursnotierungen durch komplementäre Berichterstattung zu beobachten.

Die allmählich auch für politische Zeitungen wachsende Bedeutung des Wirtschaftteils erklärt sich aus der Verflechtung von Wirtschaft und Politik: So löste die Börsenspekulation auf Kriegsgewinne aus dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714) an der Londoner Börse zunächst eine Phase steigender Kurse aus, die dann 1720 im sogenannten „South Sea Bubble" kollabierten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Kontinentalsperre Napoleons Gegenstand intensiver Berichterstattung überregionaler Zeitungen wie der „Allgemeinen Zeitung" (Augsburg, 1798-1929).

Diese und andere isolierte Interdependenzen verstetigten sich, als die Wirtschaft in Europa und Nordamerika im 19. Jahrhundert eine ungeheure Dynamik entfaltete. Nicht zufällig begannen die drei ersten Nachrichtenagenturen, die „Agence Havas", das „Wolff'sche Telegraphische Bureau" und „Reuters", um die Mitte des 19. Jahrhunderts als Wirtschaftsdienste. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verdichteten sich die globalen Handelsbeziehungen. Die Einführung neuer Verkehrsmittel und die Verbesserung der Infrastruktur durch Kanalbauten, Eisenbahnlinien, Dampfschiffe und -züge senkten die Frachtkosten deutlich. Amerikanisches Getreide und Schlachtvieh gelangte nach Europa, damit wurden beispielsweise Informationen aus der amerikanischen Landwirtschaft und von den Schlachthöfen Chicagos wichtig. Der enge Zusammenhang zwischen unmittelbarer Betroffenheit und Ausdehnung der Wirtschaftsberichterstattung zeigt sich im Übrigen immer noch: Der Boom der populären Wirtschaftszeitschriften wurde durch die Hausse der „New Economy" Ende der 1990er Jahre ausgelöst. Es fehlte damals nur die Gründung einer „Wirtschafts-Bild". Mit dem Börsenkrach 2000ff. verschwanden etliche der Titel aus den Kiosken.

Feuilleton

Das „Feuilleton" wird zumeist als eine französische Erfindung des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Das ist ebenso richtig wie falsch. Die aus Frankreich importierte Bezeichnung – „Feuilleton" heißt „Blättchen" – weist auf die Anordnung auf dem unteren Seitendrittel oder Viertel, „unter dem Strich", hin. Aber schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde ein solcher Buchbesprechungsteil „Feuilleton" genannt. Und Julien Louis de Geoffroy hatte seine Theaterrubrik im „Journal des Débats" als „Feuilleton" bezeichnet. Mit einem Strich vom Rest des redaktionellen Teils getrennt, sollte dem Leser das Sammeln erleichtert werden:

Das Feuilleton konnte einfach abgetrennt werden.[527]

Feuilletonistische Vorformen finden sich in allen Pressemedien fast von Anbeginn. Hierzu gehören Buchbesprechungen und Kritiken von Theaterstücken ebenso wie wissenschaftliche Anzeigen und Erörterungen, belletristische Mitteilungen, der Abdruck von Romanauszügen und Gedichten, die sich allesamt schon im 18. Jahrhundert, teils noch früher in den Zeitungen und Zeitschriften finden lassen. Die Vielzahl der unterschiedlichen Wurzeln macht es schwierig, das Feuilleton eindeutig zu definieren.[528]

Allenfalls ist der feuilletonistische Stil eindeutig: reich an rhetorischen Figuren, plaudernd, häufig im guten Sinn unangestrengt, dann wieder bemüht und affektiert. Die Unterhaltung durch das Feuilleton ist bisweilen bewusst eingeführt worden, um den Negativismus der sonstigen Nachrichten auszugleichen. Es gab und gibt jedoch kein formales Kriterium, das die Zuordnung zum Feuilleton definieren würde. Selbst in der Gegenwart, in der das Feuilleton in der Regel in einem eigenen Buch oder Produkt erscheint, lassen sich immer wieder feuilletonistische Inhalte in anderen Büchern bzw. Produkten finden. So erfüllen die „Streiflichter" der „Süddeutschen Zeitung" zumeist inhaltliche Kriterien des Feuilletons, stehen aber auf der ersten Seite. Auch die Anordnung unter dem Strich war nie ganz eindeutig. Bisweilen wurden z.B. Leserbriefe dort angeordnet, auch der Anzeigenteil wurde im 19. Jahrhundert in der Regel durch einen Strich vom redaktionellen Teil getrennt. Ein klassisches Beispiel für die Präsentation „unter dem Strich" ist der Zeitungsroman – hier lohnte sich das Abschneiden besonders. Er ist ebenfalls ein Kind des frühen 19. Jahrhunderts, wiederum zuerst in dem „Journal des Débats", dessen Vorbild im weiteren Verlauf des Jahrhunderts stärkere Nachahmung fand.

Zum Feuilleton gehören die subjektive Meinung des Journalisten und das kritische Räsonnement. Beides schlug sich auf vielen unterschiedlichen Feldern der Kritik, der Buchbesprechung, Theater-, Film- und Kunstkritik nieder. Die Buchbesprechung ist sowohl die älteste Vorform des Feuilletons als auch ein Übungsfeld der öffentlichen Kritik. Daher zeichnen sich die Feuilletons der Gegenwart auch dadurch aus, dass sie Debatten über alles und jedes führen. Zwar haben sie heute immer noch Informationsfunktion für kulturelle Angelegenheiten, daneben spielen sie aber die Rolle der Diskussionsplattformen für so unterschiedliche Themen wie kulturelle und nationale Identität oder den Zusammenhang von Ethik und Gentechnik.

Lokalberichterstattung

Die Intelligenzblätter waren die ersten Zeitungen, die eine Fülle lokaler Informationen druckten. Jürgen Wilke hat festgestellt, dass im 19. Jahrhundert die Lo-

[527] Kauffmann, K./ Schütz, E. (Hg.): Feuilletonforschung.
[528] Groth, O.: Zeitung, Bd. 1, S. 848. Haacke, W.: Handbuch des Feuilletons, Bd. 1, S. 266.

kalberichterstattung auf knapp ein Viertel anstieg, überwiegend zu Lasten der Berichterstattung über internationales Geschehen.[529] Für die Ausweitung der Lokalberichterstattung dürften zwei Gründe verantwortlich gewesen sein: einerseits die Verstädterung, andererseits Marktmechanismen und Konkurrenzverhalten der Zeitungen. Urbanisierung war der beherrschende Zug des sozialen Wandels im 19. und 20. Jahrhundert. Das durch die demografische Revolution – längere Lebenserwartung, kombiniert mit hohem Geburtenüberschuss und sinkender Säuglingssterblichkeit – ausgelöste hohe Bevölkerungswachstum führte zu wachsender Landflucht.

Mit der Urbanisierung entwickelte sich der wichtigste Anlass, um die lokale Berichterstattung auszuweiten: Das Publikum wollte über seine Naherfahrungswelt informiert sein. Solange die Bevölkerung noch überwiegend in Landgemeinden wohnte, konnte sie sich über informelle Kommunikationskanäle auf dem Markt, in den Gassen, der Kirche und in Kaffeehäusern und Gaststätten informieren. Je größer und vor allem komplexer die Heimatorte wurden, desto weniger war die Kommunikation über Encounter-Öffentlichkeit geeignet, die fundamentale Neugier zu befriedigen. Das gilt trotz Vorformen lokaler Berichterstattung, die auch in ländlicher Presse zu finden sind. Gegenstände der Lokalberichterstattung waren städtisch-politische Angelegenheiten, Verkehrsentwicklungen, Personalien, kirchliche und schulische Angelegenheiten, Tagesereignisse und Unglücke, Vergnügungen und Kultur, das Geschäftsleben und das Wetter. Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung der Lokalberichterstattung wurde die Massenpresse, die seit den 1830er Jahren in den USA, Frankreich und Großbritannien, seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland, mit lokalen und sensationellen Inhalten neue Käuferschichten erschloss.

Der Sport

Der Sport ging aus der Lokalberichterstattung hervor, schon im frühen 18. Jahrhundert berichteten Londoner Zeitungen über lokale Sportereignisse. Der Titel der ersten Sportzeitung 1822 in Großbritannien, „Bell's Life in London and Sporting Chronicle", zeigt die Verbindung noch an.[530] Wieder galten die mehrfach genannten Gründe, weitere kamen noch hinzu: Sport garantierte Sensationen und nahm im 19. Jahrhundert an Bedeutung zu. Schon die Turnbewegung des frühen 19. Jahrhunderts argumentierte für die allgemeine körperliche Ertüchtigung. Leichtathletik und Mannschafts- sowie Kampfsportarten wurden umso wichtiger, je ungesünder die städtische industrialisierte Arbeitswelt zu werden schien. Auch Wehrertüchtigung war bis in die NS-Zeit hinein ein wichtiges Argument für den Sport und bewog das Militär, ihn finanziell zu fördern.

---

529 Wilke, J.: Nachrichtenauswahl, S. 151. Groth, O.: Zeitung, Bd. 1, S. 675.

530 Die erste US-amerikanische Sportzeitschrift war das monatlich erscheinende „American Turf Register and Sporting Magazine" (1829-1844). Bird, S.V.: Sports reporting, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 4, S. 275-284.

Hinzu kam ein weiteres Argument, welches bis heute Gültigkeit besitzt und maßgeblich zur breiten Ausdifferenzierung des Sports und der Sportberichterstattung in den modernen Medien beigetragen hat: Sport ist der einzige Bereich des gesellschaftlichen Lebens,

- der vorhersagbar,
- regelmäßig und zudem
- positive Schlagzeilen und Neuigkeiten liefert – zumindest überwiegend.

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es spezialisierte Sportjournalisten. Jetzt bekam der Sport eigene Rubriken. Der Sportjournalismus setzte schon früh auf Fotoberichterstattung. Da die Sportereignisse damals am Wochenende stattfanden, regte die Berichterstattung die Einführung von Montagsausgaben an. Manche Zeitung entwickelte aus der Montagsausgabe ein selbständiges, im Straßenverkauf vertriebenes Blatt.

Sport wurde zur Verkaufsstrategie und zum Synonym für Modernität. Seit der Jahrhundertwende profilierten sich große Zeitungsverlage damit, Sportereignisse zu schaffen. Die Zeitungen erhofften sich mit ihrer Erfindung von Sportevents – ähnlich den heutigen Sponsoren – Imagegewinne. Daher engagierten sie sich immer in den modernsten Sportarten, zuerst Radsport, dann Automobilrennen und schließlich Luftfahrtwettbewerbe. Manche dieser Ereignisse besaßen weltweite Bedeutung. So veranstaltete Ullstein zusammen mit amerikanischen, französischen und italienischen Zeitungsverlegern ein Automobilrennen rund um die Erde, das 1908 von New York über Peking, Moskau und Berlin nach Paris führte. Ökonomisch konnten die Verlage aus ihrem Engagement in doppelter Hinsicht Gewinn ziehen. Besonders für Boulevard- und Massenblätter rechneten sich die sensationellen Sportberichte, da sie den Straßenverkauf beflügelten: Gratis-Extra-Blätter hielten die Leser auf dem Laufenden und steigerten den Appetit des Publikums auf die ausführlichen Berichte der Kaufzeitungen. Wichtiger als die einmaligen Events war die Kreation von Serienereignissen. Der amerikanische Verleger James Gordon Bennett Jr. (1841-1918) stiftete Gordon-Bennett-Preise für Autorennen und Flugwettbewerbe, die „Berliner Morgenpost" einen Fußball-Pokal, auch die Avus-Rennen in Berlin gehen auf Zeitungsinitiativen zurück. Alle drei werden nicht mehr ausgetragen. Berühmteste Beispiele dieser Strategie sind die Radsportereignisse „Giro d'Italia" und vor allem die „Tour de France", die 1903 von der Automobilzeitschrift „L'Auto" ins Leben gerufen wurde und seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs von „L'Equipe" veranstaltet wird.[531]

[531] 50 Jahre Ullstein, S. 168-170. Newyork-Paris im Auto, in: BZ 27.1.1908, Nr. 22, Sport S. 1.

4.1.2 Ökonomischer Nutzen – ökonomisches Kalkül

Die geschilderte Ausdifferenzierung der Pressetypen und -inhalte war ökonomisch die Folge des steten Innovationswettbewerbs. Die Ergebnisse der vorhergehenden Abschnitte ließen sich daher als Bemühen der Publizisten und Verleger verstehen, durch neue Produkte dem Publikum interessante Leistungen anzubieten und damit einen Wettbewerbsvorteil zu erzielen. Wenn im Allgemeinen Wirtschaftswissenschaftler nur von dem Kosten- und dem Qualitätswettbewerb als den beiden relevanten Dimensionen des Wettbewerbs sprechen, übersehen sie diese dritte, für den Medienwandel besonders wichtige Variante.

Doch das Bisherige zeigte auch, dass neue Produkte nicht vor Nachahmung schützen, im Gegenteil: Alle neuen Pressetypen und -inhalte riefen rasch Imitatoren auf den Plan. Die Imitatoren mussten entweder besser oder billiger sein. Beides hatte für die Leserschaft die gleiche Folge, die Presse wurde attraktiver. Dass Nachahmer durchaus bessere Qualität liefern konnten als das Original, zeigen Beispiele aus etlichen Ländern. Die Messrelationen des Jakobus Francus, die Michael von Aitzings Vorbild qualitativ ausstachen, sind das erste Beispiel für diesen Innovationswettbewerb zwischen Serienprodukten.

Der Qualitätswettbewerb ist im vorigen Abschnitt näher betrachtet worden. Die inhaltlichen Entwicklungen, die zu einem immer differenzierteren Bild der Presse führten, lassen sich ihrerseits als Innovationswettbewerb lesen. Der Qualitätswettbewerb lässt sich darum nicht vollständig vom Wettstreit der Innovationen trennen. Ebenso wenig kann der Kostenwettbewerb isoliert vom Qualitätswettbewerb gesehen werden. Denn die Kundschaft ist bei allen Produkten immer daran interessiert, ein möglichst gutes Produkt zu einem möglichst günstigen Preis zu erwerben. Oder anders ausgedrückt: Von den frühesten Zeiten der Pressegeschichte an achtete die Leserschaft auf eine günstige Kosten-Nutzen-Relation. Das Argument, die Leserschaft könne die Qualität publizistischer Produkte nicht oder zumindest kaum beurteilen, lässt sich als globale Aussage für die Neuzeit wohl kaum halten.

Preisverfall

Preise und Preisverfall der publizistischen Produkte haben verschiedene Dimensionen, die von unterschiedlicher Aussagefähigkeit sind:

- Der Preisverfall in absoluten Zahlen ist am wenigsten aussagekräftig.
- Interessanter sind die Preise in Relation zu anderen Bedarfsgütern.
- Am aussagekräftigsten sind die Preise in Beziehung zum Einkommen, insbesondere dem frei verfügbaren.[532]

[532] Frei verfügbares Einkommen heißt: nach Abzug der Lebensunterhaltskosten (Nahrungsmittel, Miete, Heizung und Beleuchtung).

Absolut gesehen waren Presseprodukte zunächst sehr teuer. Aus der subjektiven Sicht der Käufer können die frühen „Bestseller“ aber kaum überteuert gewesen sein, zumal die Preise rasch fielen. Gutenbergs Prachtdruck kostete nur ein Fünftel einer qualitativ vergleichbaren Handschrift. Zwar lassen sich die Preise frühneuzeitlicher Produkte mit heutigen nur schwer vergleichen, da viele Güter (z.B. je nach Ernteausfall) innerhalb kurzer zeitlicher Fristen und von Ort zu Ort stark schwankten. Wenn dennoch bisweilen Angaben in gegenwärtiger Währung gemacht werden, so nur, um eine allgemeine Orientierung über die preisliche Variationsbreite zu geben. Gleichwohl ist bei der folgenden Tabelle 4-3 und weiteren Vergleichen Vorsicht geboten! Der Preisverfall hatte verschiedene Ursachen:

- den sinkenden Papierpreis,
- Überproduktion
- und die Kopplung zwischen Anzeigen- und Käufermarkt.
- Zudem senkten diverse Formen von Gemeinschaftsabonnements die Kosten.

Tabelle 4-3: Verkaufspreise für religiöse Literatur (15.-16. Jh.)[533]

	damaliger Preis/ Äquivalent	*Übersetzung in Euro*
handgeschriebene Prachtbibel im 15. Jh.	500 fl. Äquivalent s. nächste Zeile	90.000-1.000.000 €
Gutenbergs Bibel 1455 (Pergament)	100 fl.= „angemessene“ Unterbringung und Verpflegung einer Person auf fünf Jahre oder der Wert eines mittelgroßen städtischen Bürgerhauses	18.000-200.000 €
„Septembertestament“ Luthers von 1522	1-1,5 fl. gebunden, 0,5 fl. ungebunden. 0,5 fl.= Wochenlohn eines Zimmergesellen; 1 fl.= ein schlachtreifes Schwein; 1,5 fl.= Jahreslohn einer Magd, 4,5 Monate Schulmeister-Lohn	180-15.000 €
Medianbibel von 1541/1545	3 fl.= 4 geschlachtete Kälber, 6 Pflüge, 2 Jahreslöhne einer Magd, 80% Jahreslohn eines Schulmeisters	540-33.000 €

Eine Ursache war der sinkende Papierpreis – bis zum Ende des 16. Jahrhunderts sank er auf ein Siebtel bis ein Neuntel des Preises von 1450.[534] Papier war zudem erheblich billiger als das aus Ägypten importierte Papyrus oder das aufwendig aus Tierfellen hergestellte Pergament. Die chinesische Erfindung wurde vermutlich durch die Araber im 8. Jahrhundert nach Europa gebracht und setzte sich ab dem 12. Jahrhundert durch. Erste Mühlen sind für 1144 in Spanien, in Italien

[533] Die Umrechnung bezieht sich einerseits auf den Goldpreis vom Juni 2011. Vgl. http://www.bundesbank.de/statistik/statistik_zeitreihen.php. Andererseits bezieht sich die Basis der Äquivalentsberechnung zu Verpflegung und Unterkunft auf das Pro-Kopf-Haushaltseinkommen.

[534] Hoffmann, L.: Gutenbergbibel, in: AGB 39/1993, S. 255-317.

seit 1276, zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Frankreich und Böhmen und gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Nürnberg belegt, um 1600 gab es in Deutschland ca. 190 Mühlen.

Die Ausweitung der Produktion und Produktionsstätten hatte ebenfalls die Verbilligung der Presseprodukte zur Folge. Die Wanderungen der ersten Buchdrucker führten vor allem in ökonomisch unerschlossene Absatzgebiete. Insbesondere das kapitalreiche Norditalien importierte im späten 15. Jahrhundert etliche deutsche Drucker und Setzer. Da die Buchdruckerkunst als neues Handwerk zunächst eine „freie Kunst", d.h. frei von zünftischen Regelungen war, konnten sich anfangs auch wandernde Gesellen niederlassen, wohin es sie verschlug.

Die Ausweitung führte zur Überproduktion, so dass schon Ende des 15. Jahrhunderts manche Bücher unverkäuflich blieben. Um die Druckereien besser auszulasten, wurden Flugblätter und später weitere neue Medien gedruckt. Im 16. und 17. Jahrhundert lag der durchschnittliche Einzelverkaufspreis eines illustrierten Flugblattes je nach Größe und Ausführung konstant zwischen 2-4 Kreuzer – je nach Äquivalent zwischen einem und sieben Euro, für alle mit regelmäßigem Einkommen erschwinglich.

Die Preise für Avisen und Relationen blieben im 17. und 18. Jahrhundert hoch. Zudem mussten die Abonnenten die Postzustellung extra zahlen. Die Abonnementskosten erhöhten sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts, verglichen mit dem noch ungleich stärker steigenden Leistungsangebot der Blätter sanken sie jedoch. Mit heutigen Gegenwerten lassen sie sich nur schwer vergleichen, da das Preisniveau der Frühen Neuzeit regional, zeitlich und in Abhängigkeit von Ernteausfall und Wirtschaftssituation enormen Schwankungen unterworfen war. Überschlagsweise dürften einzelne Nummern den Gegenwert von ein bis zwei Maß Bier oder ein Pfund Brot gekostet haben. Das ergäbe die große Schwankungsbreite von einem bis zehn Euro nach heutigen Preisen.

Im späteren 18. Jahrhundert spreizten sich die Abonnementskosten so weit wie das inhaltlich-publizistische Angebot. Selbst für Bürger mit größeren Einkommen waren Presseprodukte viel zu teuer, als dass sie sich mehrere hätten leisten können. Deshalb kamen in der 2. Hälfte des 18. und 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts vielerorts Leser auf die Idee, sich zu Lesegesellschaften zusammenzuschließen. Durch kollektive Zeitungs- und Zeitschriftenabonnements wurden die Preise im Umlageverfahren gesenkt. Man konnte für den Preis eines Abonnements mehrere Blätter lesen. Überdies dienten die Lesegesellschaften – wie auch andere Formen der Gemeinschaftsrezeption in Gaststätten, Gesindestuben oder Posthäusern – auch sozialen Bedürfnissen.[535]

- Man konnte gesellig beisammen sein

[535] Welke, M.: Lektüre, in: Dann, O. (Hg.): Lesegesellschaften, S. 29-53. Vgl. Schulz, M.: Zeitungslektüre und Landarbeiterschaft, S. 157-175, 219-237.

- und über das Gelesene diskutieren.

Serielle Presseprodukte haben gegenüber nichtregelmäßigen wie Flugblättern und -schriften einen gravierenden Nachteil: Sie belasten die Haushaltskasse mit wiederkehrenden Ausgaben – analog zu Miete, Heizung oder Essen. Daher ist nicht so sehr die Relation zwischen Verdienst und dem Preisniveau der Zeitungen und Zeitschriften, sondern die Größe des frei verfügbaren Einkommens wichtig. Und da hätte Ende des 18. Jahrhunderts ein Textilarbeiter in Berlin mit 2,5 Rth. oder ein Maurer in Leipzig mit 9 Rth. frei verfügbarem Einkommen sich kein Abonnement leisten können. Welcher Anteil von dem potenziell verfügbaren Betrag tatsächlich für Lesebedürfnisse verwandt worden ist, lässt sich erst im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert genauer abschätzen.[536]

Im 19. Jahrhundert begannen die Abonnementskosten auf breiter Front zu sinken. Billige Penny-Presse erschloss zuerst in den USA, Großbritannien und Frankreich neue Käuferschichten. Es sei aber nochmals darauf verwiesen, dass „Penny-Press" mehr eine werbewirksame Selbstbezeichnung war als dass sie wörtlich zu nehmen ist. Gleichwohl waren die Zeitungen billiger als die etablierte Presse: Girardins „La Presse" kostete bei ihrer Gründung 1836 trotz Stempelsteuer nur die Hälfte des damals üblichen Abonnements. Die englische Pennypresse der 1830er Jahre kostete sogar weniger als die Stempelsteuer. Das lag jedoch nicht an der Quersubventionierung durch Anzeigen, sondern an dem Umstand, dass diese Blätter illegal erschienen. Da sie nicht mehr unterdrückt werden konnten, reduzierte die Regierung zunächst die Stempelsteuer und schaffte sie 1855 ganz ab.

Für den direkten Zusammenhang zwischen Preissenkung und Auflagenerfolg können eine Unzahl von Beispielen gebracht werden. Der „Daily Telegraph" kostete zunächst zwei Pence, wenige Nummern später nur noch die Hälfte und konnte sich so bis 1877 zur weltweit größten Tageszeitung mit ca. 250.000 Auflage aufschwingen. Schon vom Start weg (1896) erreichte die „halfpence"-teure „Daily Mail" mit knapp 400.000 Auflage die Gesamtauflage aller britischen Blätter, die für einen Penny verkauft wurden, 1902 überschritt sie die Millionengrenze. Als 1914 die „Times" ihren Preis von drei Penny auf einen senkte, verdreifachte sich die Auflage auf 150.000. In Deutschland kam die billigere Massenpresse gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf. Zuvor verbilligten sich in Deutschland die Zeitungen zunächst nur in Relation zum Einkommen. Ein letztes Beispiel: Der niedrige Preis der „Bild" (bis 1965 10Pfg.) verhinderte den Marktzutritt weiterer Boulevardkonkurrenz.[537]

---

[536] 1889 gab eine gut verdienende Arbeiterfamilie 7,30 M/ Jahr für Zeitungen aus, das entsprach 0,6% der jährlichen Gesamtausgaben. Schenda, R.: Volk ohne Buch, S. 455. 1927/28 gaben Arbeiter 1,1-1,3% ihrer jährlichen Gesamtausgaben für Zeitungen, Zeitschriften und Bücher aus, Angestellte 1,3-1,4% und Beamte 1,2-1,6%. Statistisches Reichsamt: Lebenshaltung, (Einzelschriften Bd. 22/I), S. 56.

[537] Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 163f. Thompson, J.L.: Lord Northcliffe, S. 9-14. Griffith, D. (Hg.): Encyclopedia of the British press, S. 1-64, 184-188.

Ein Grund für die Verbilligung waren erneut die sinkenden Papierpreise. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten Hadern zur Deckung des Papierbedarfs völlig ausgereicht. Doch die steigende Nachfrage führte seit der Jahrhunderthälfte zur Rohstoffverknappung und -verteuerung. Die Papierherstellung mittels der Beimischung von Holzschliff (seit 1843), eine Erfindung des sächsischen Webers Friedrich Gottlob Keller (1816-1895), verbilligte die Kosten so weit, dass große Auflagen preiswert genug an ihr Publikum gebracht werden konnten. Um 1800 wurden in Deutschland zwischen 15.000 t und 20.000 t, 1900 674.000 t produziert. Entsprechend sanken die Preise für das neue Holzschliffpapier. Aus Lumpen hergestelltes Papier kostete Ende des 19. Jahrhunderts noch so viel, wie zu Beginn: zwischen 60 und 70 Mark je 100kg. Holzschliffpapier hingegen kostete nur noch ein Drittel. In den USA sank der Preis zwischen 1875 und 1900 sogar auf ein Sechstel.[538]

Die Massenpresse konnte billiger verkauft werden, da der Abonnementspreis das Geschäft nicht mehr alleine tragen musste, es begann die Subventionierung des redaktionellen Teils durch den Verkauf von Anzeigen. Zeitungen wie der „Berliner Lokal-Anzeiger" erreichten schon vor dem Ersten Weltkrieg ein Verhältnis vom Anzeigen- zum Verkaufs-Erlös von 70 zu 30. Noch größer war der Anzeigenanteil in amerikanischen, britischen und französischen Blättern.

Hohe Renditen

Zu einem Geschäft gehörten immer schon mindestens zwei. Mochte für Kunden und Leserschaft die Kosten-Nutzen-Relation von ausschlaggebender Bedeutung sein, für Produzenten (hier Verleger und Publizisten) musste das Geschäft Rendite abwerfen. Dabei gilt auch für die Presse,

- dass innovative Produkte zunächst hohe Geschäftsmargen ermöglichten.
- Nachahmer und Überproduktion drückten dann die Renditen.

Zu Beginn der Pressegeschichte versprach die neue Technik dank der großen Nachfrage ein gutes Geschäft und garantierte hohe Löhne. Setzer waren die bestbezahlten Handwerker des späten 15. Jahrhunderts. Die Gewinnspannen der Buchdrucker und -händler der Frühzeit waren enorm. An Gutenbergs Bibel lässt sich eine erste Gewinnspannenrechnung vornehmen. Der Verkaufspreis lag bei 100 Gulden für die Pergament- und 46 fl. für die Papierausgabe. Davon müssen noch Binde-, Illustrations- und Vertriebskosten abgezogen werden, die dem Endabnehmer überlassen blieben. Dem rechnerischen Verkaufserlös von 9.450 fl. stehen die 1.932 fl. Herstellungskosten gegenüber. Das entspricht einer Gewinnspanne von fast 500 Prozent. Zieht man allerdings die Kosten für die erstmalige Einrichtung der Druckerei und sonstige Vorlaufkosten ab, die sich den

[538] Die erste auf Holzschliffpapier gedruckte Zeitung war das „Intelligenz- und Wochenblatt für Frankenberg mit Sachsenburg und Umgebung" vom 11.10.1845. Friebel, A.: Holzschliffpapier, in: JbKG 3/2001, S. 132-156. Newspapers, in: Encyclopaedia Britannica (11. Aufl.), Bd. 19, S. 546.

Quellen nach auf weitere ca. 2.000 Gulden belaufen haben dürften, so reduziert sich der Gewinn auf 236 Prozent.[539]

Wie später noch waren bei der Einführung einer neuen Technik die Gewinnmöglichkeiten, aber auch die Einstiegskosten und mithin Risiken exorbitant. Für die 4.000 Gulden hätte Gutenberg 40 mittelgroße Bürgerhäuser oder mehrere große Bauerngehöfte erwerben können. Bücher waren zunächst absolute Luxusgegenstände. Die Gewinnmargen gingen allerdings schnell zurück, im Schnitt kalkulierten Buchdrucker und -händler mit 50% Reingewinn vom Umsatz – in Einzelfällen konnte er noch Anfang des 17. Jahrhunderts 75% betragen, aber auch bei gerade einmal 25% liegen.[540]

Zu Preisabsprachen kam es unter Buchdruckern selten, das Gewerbe war eine freie Kunst. Die Obrigkeit musste darum nur gelegentlich daran erinnern, die Buchhändler mögen den „gerechten Preis" für ihre Ware beachten. Das kapitalintensive Buchdruckergewerbe zog zunächst v.a. vermögende Handwerker an. Doch schon im 16. Jahrhundert gab es immer mehr mittlere und kleinere Drucker, sogenannte „Habnit-Handwerker". Ihr Einkommen blieb bescheiden, sie mussten sich oftmals im Lohndruck verdingen. Vom besonders lukrativen Buchhandel waren sie damit ausgeschlossen. Andererseits engagierten gerade sie sich für Flugschriften und andere Massenliteratur. Und hier haben wir den Schlüssel für die Entstehung der Presse aus der Handschriften- und Buchkultur: Zuerst gab es geschriebene Bücher, dann gedruckte. Sodann breitete sich der Buchdruck über Deutschland und Europa aus und erschloss sich neue Märkte. Marktsättigung führte zur Suche nach Nischenprodukten: Neue Medien entstanden.

Bei den frühen Relationen und Avisen waren die Gewinnmargen erneut besonders groß. Martin Welke schätzt Profite von bis zu 500%. Andere Schätzungen sprechen von 100%. Die erste dürfte zu hoch gegriffen sein, die zweite Schätzung, zumal sie auf Rechenfehlern beruht, deutlich zu niedrig. Die hohe Rendite rief alsbald Nachahmer auf den Plan, die insbesondere unter drei Berufsgruppen zu suchen sind:

- Drucker,
- Postmeister
- und Briefschreiber.

Bei jeder der drei Gruppen dürfte das entscheidende Moment die Suche nach einem lukrativen Zubrot gewesen sein. Für einen Drucker lohnte sich die Herausgabe der Avisen, weil damit die Druckmaschinen besser und vor allem regelmäßig ausgelastet werden konnten. Für Zeitungsschreiber wie Johannes Carolus aus Straßburg waren die Avisen interessant, weil die Vervielfältigung durch den Druck rationeller war als durch Abschreiben. Für Postmeister schließlich

[539] Hoffmann, L.: Gutenbergbibel, in: AGB 38/ 1992, S. 302f.
[540] Gramlich, J.: Rechtsordnungen, in: AGB 1994, Nr. 41, S. 19. Körber, E.-B.: Öffentlichkeiten, S. 217.

lohnte sich das Geschäft, weil bei ihnen einerseits regelmäßig Nachrichten einliefen und sie andererseits ökonomische Vorteile bei der Verbreitung der Avisen besaßen. Für Drucker und Zeitungsschreiber fußte die Herausgabe also auf einer betriebswirtschaftlichen Überlegung. Postmeister mochten sie als Zubrot betrachtet haben.[541]

Die Entwicklung der Gewinnspannen folgt keinem klaren Trend. Die Intelligenzblätter des 18. Jahrhunderts dürften gute Geschäfte versprochen haben, ihre „Nachfolger", die Amts- und Kreisblätter, konnten im 19. Jahrhundert nur dank öffentlicher Subventionen überleben. Generalanzeiger wiederum, die wegen ihrer Anzeigen ebenfalls in Tradition der Intelligenzblätter standen, erreichten Anfang des 20. Jahrhunderts Renditen bis zu 25%. Und noch immer ist die Rendite im Pressegeschäft vergleichsweise hoch.[542]

Ein wichtiger Grund für die allgemein gute Ertragslage ist die *Fixkostendegression*. Der Nationalökonom Karl Bücher (1847-1930) hat sie als erster als Gesetzmäßigkeit von der „Nutzhöhe der Massenproduktion" formuliert.[543] Unter Fixkostendegression wird ein Effekt verstanden, bei dem fixe Kosten pro Exemplar um so geringer in der Kostenkalkulation zu Buche schlagen, je größer die Anzahl der produzierten Kopien ist. Bei der Presse sind Satz-, Druckmaschinen und Redaktionskosten fix, variabel hingegen Druckpapier und -farbe. Das ist jedoch erst Folge der technischen Entwicklungen seit dem 19. Jahrhundert.

Solange weder Satz- noch Rotationsmaschinen existierten, gab es nur einen Bereich fixer Kosten, der auf große Stückzahlen umgelegt werden konnte: die Produktion der redaktionellen Inhalte. Wenn z.B. der HUC um 1800 auf einem Dutzend Druckmaschinen produziert wurde, so musste er auch entsprechend oft gesetzt sein. Satz- und Druckkosten waren also nicht fix, sondern sprungfix: Überschritt die Auflage eine Größenordnung, die mit der bisherigen Ausrüstung nicht bewältigt werden konnte, waren ein neuer Satz anzufertigen, neue Drucker einzustellen und Druckmaschinen anzuschaffen.

Neben der Fixkostendegression trug die wachsende Bedeutung der Anzeigenfinanzierung zu den guten Verdienstmöglichkeiten bei. Die ersten Anzeigen im 17. Jahrhundert waren Eigenanzeigen der Zeitungsverleger, zumeist für Bücher. Schon bald zeigte das Publikum Verluste und Fundsachen, Kauf- und Verkaufgesuche, Stellenangebote und -gesuche an. Fanden sich beispielsweise in Londoner Zeitungen um 1650 durchschnittlich sechs Anzeigen, waren es ein Jahrhundert später schon ca. 50.[544] Intelligenzblätter, die ersten Periodika, die massiv von Anzeigen abhingen, weckten mit diesen werblichen Botschaften und Kleinanzeigen das Interesse der Leser. Sie wurden zu Vorreitern einer Entwick-

---

541 Welke, M.: Geschichte der Zeitung, in: Daphnis, 3/1974, Nr. 1, S. 92-106.

542 Glandt, Lutz (Interview): „Wir sind nicht Dagobert Duck", in: FAZ 18.1.2003, Nr. 15, S. 14.

543 Bücher, K.: Massenproduktion, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 66/1910, Nr. 3, S. 87-118.

544 Briggs, A./ Burke, P.: social history of the media, S. 55.

lung, die in den Generalanzeigern des späten 19. Jahrhunderts den ersten Höhepunkt erreichte. Die Prototypen der Massenpresse führten erstmalig die sogenannte „Querfinanzierung" der Zeitung in großem Stil ein: D.h. die Einnahmen aus dem Anzeigenverkauf wurden genutzt, um den Abopreis der Zeitungen herabzusetzen. Die Massenpresse der USA, Frankreichs und Englands hatte Vorbildfunktion. Überspitzt formulierte der Zeitungswissenschaftler Karl Bücher 1912, die Generalanzeiger seien Unternehmen, welche „Anzeigenraum als Ware produziert[en], die nur durch einen redaktionellen Teil absetzbar wird".[545]

Auflagenwachstum und Steigerung der Annonceneinnahmen bedingten sich wechselseitig. Heutzutage wird das Phänomen „*Auflage-Anzeigen-Spirale*" genannt. Eine Rolle spielt dabei auch der Preisvorteil, den die Inserenten aus den höheren Auflagen zogen. Je höher die Auflage, desto höher war und ist zwar der absolute, desto niedriger jedoch der relative Anzeigenpreis. Auf die heute benutzte „Währung", den Anzeigen-Tausender-Preis berechnet, lässt sich feststellen, dass dies schon im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mehr oder minder galt.[546]

Der Erfolg, den die Massenpresse mit der Querfinanzierung hatte, machte neidisch. Den Generalanzeigern wurde die Subventionierung des Verkaufspreises als Annoncenabhängigkeit vorgeworfen, die zum Einfluss der Inserenten auf den redaktionellen Text führe. „Amerikanisierung" hieß das Stichwort. Dabei dürfte diese Bedrohung der redaktionellen Unabhängigkeit, die unter dem Stichwort innere Pressefreiheit noch abzuhandeln sein wird, kleinere Zeitungen viel stärker betroffen haben als große und wirtschaftlich gesunde.

Da stellt sich die Frage nach der Bedeutung der Anzeigenfinanzierung. Obwohl sie im 19. und 20. Jahrhundert zulasten der Abonnentenfinanzierung zunahm, sind pauschale Urteile nicht angebracht. Die Bedeutung der Inserate nahm nicht zwangsläufig zu. Vielmehr schwankte schon im 19. Jahrhundert mit der Konjunktur auch das Anzeigenaufkommen. Das gilt auch weiterhin, allerdings ist, wie die folgende Grafik zeigt, die Anzeigenfinanzierung der Presse in den letzten Jahren unter externen Druck geraten: Das Internet hat Anzeigenkunden abwandern lassen, insbesondere im Stellen- und KFZ-Markt, regional unterschiedlich auch im Immobilienmarkt.

Durchschnittsberechnungen wie die „Reumann-Kurve" in nachfolgender Grafik, die diese Konjunkturschwankungen einbeziehen, haben ihre Tücken. Erstens streute der Grad der Anzeigenfinanzierung äußerst breit. Dabei konnte es durchaus sein, dass kleinere Zeitungen erheblich stärker auf einem gesunden Anzeigenmarkt gründeten als zeitgleich existierende Blätter der Massenpresse. Zweitens häufen sich erst um die Jahrhundertwende die Quellenbelege. Für frühere Zeiten, insbesondere für das 18. Jahrhundert, sind die Daten so dünn gesät,

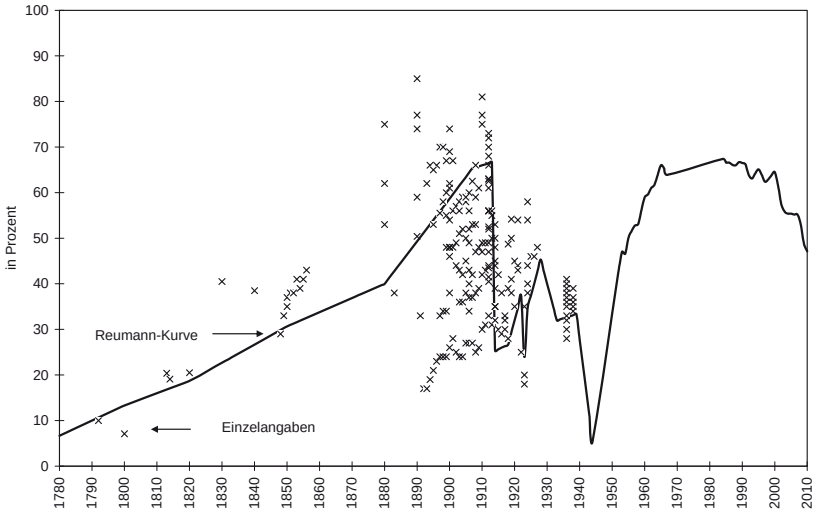
---

545 Bücher, K.: Die Presse, in: Laband, P./ Wach, A./ Wagner, A. et al. Hg.: (Hg.): Handbuch der Politik, Bd. 1, S. 262-268. Ludwig, J.: Ökonomie der Medien, S. 224-228.

546 Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 174.

dass sich Durchschnittsberechnungen eigentlich verbieten. Die Kurve gibt daher allenfalls einen Trend an. Für die letzten Jahrzehnte ist nicht nur zu berücksichtigen, dass die Angaben des „Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger“ und die der amtlichen Pressestatistik geringfügig differieren, sondern auch Differenzen zwischen den neuen und den alten Bundesländern.[547]

Abbildung 4-1: Anzeigeneinnahmen (1780-2010)[548]



4.2 Voraussetzungen und Faktoren des Filmerfolgs

4.2.1 Die Ökonomie des Vertriebs: vom ambulanten Gewerbe zur ortsfesten Größe (und zurück?)

Man könnte pointieren, der Film brauchte sich nicht durchzusetzen, weil er sich längst seit Jahrhunderten in Gestalt der Vorgängermedien etabliert hatte. Zumindest waren die Menschen für optische Vorstellungen aufgeschlossen und sahen die allmähliche Vervollkommnung mit wachsender Begeisterung (vgl. Kapitel 2.1.2). Da sich zudem anfangs weder die Vertriebsform noch die Inhalte wesentlich änderten, ist der Zutritt des *neuen* Mediums in mancher Hinsicht vergleichsweise unspektakulär gewesen. Die rasch wachsenden Zuschauerzahlen

[547] Für einige Jahre sind nur getrennt ausgewiesene Zahlen zu erhalten, im Zweifel wurden die westdeutschen Angaben genommen. Die ostdeutschen liegen jeweils noch etwas niedriger.

[548] Reumann, K.: Entwicklung, in: Publizistik 13/1968, Nr. 4, S. 226-271. Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 176. Medienberichte 1994 und 2008. BDZV (Hg.): Zeitung 1980ff. MP Basisdaten bis 2011.

lassen aber selbstverständlich erkennen, dass sich auch der Film durchsetzen musste. Er tat dies dadurch, dass er seine Schausteller-Herkunft vergaß – wenngleich manche, wie z.B. Charlie Chaplin (1889-1977), ihre Vaudeville-Vergangenheit nicht verleugneten. So könnte man auch umgekehrt argumentieren: Der Film der ersten Jahre war noch kein neues Medium. Er wurde es erst, als er das Kino entwickelte, d.h. sich in doppeltem Sinne aus der Schaustellervergangenheit löste:

- Filme wurden nicht mehr im Wandergewerbe, sondern in ortsfesten Kinos gezeigt.
- Filme waren nicht mehr bewegte Sensationen, sondern entwickelten sich zu längeren, schließlich abendfüllenden Spielfilmen.

Damit ist zugleich der wichtigste Erfolgsfaktor des Films genannt. Nur als Kino hatte der Film Zukunft, insbesondere als Spielfilm stellte sich der ökonomische Erfolg ein. Und weil er ein lukratives, wenngleich nicht risikoloses Geschäft versprach, setzte sich der Film durch – in dieser Hinsicht unterscheidet sich Film von keinem der anderen *neuen* Medien.[549]

Zur Akzeptanz beim Publikum trug die anfangs moderate Preisgestaltung viel bei. Sie gestattete den Kinobesuch auch der arbeitenden Bevölkerung – zumindest der Jugend, die noch allein lebte und nicht Pfennig, Cent und Rappen dreimal umdrehen musste, da der Lohn zu knapp war und die Familie zu Hause wartete. Damit wiederholte sich eine Beobachtung aus der Frühen Neuzeit: Auch damals war es allen Bürgern, die zumindest regelmäßige Arbeit hatten (also unter Ausnahme von unterständischen Schichten, Bettlern, Vaganten etc.) möglich, die damals neuesten Medien (Flugblätter) von Zeit zu Zeit zu erwerben. Der Vergleich mit den Flugblättern bietet sich noch aus anderem Grunde an: Im Unterschied zur Abonnementspresse einerseits und zum Hörfunk oder Fernsehen andererseits zog und zieht der Kauf von Flugblättern oder der Kinokarte keine Folgekosten nach sich. Die Rezipienten gehen keine längerfristige Verpflichtung ein. Sie können den Medienkonsum an dem gerade verfügbaren freien Einkommen ausrichten. Serienprodukte – wie Zeitungen oder der Rundfunk – hingegen wollen etatisiert sein. Sie binden Haushaltsmittel längerfristig und sind daher für einkommensschwache und vor allem Bevölkerungsschichten mit wechselndem Einkommen kaum erschwinglich.[550]

Außerdem galt für den Filmbesuch von Anbeginn, dass ein Preiswettbewerb kaum stattfand. Kinokarten kosteten innerhalb einer gewissen Variationsbreite ein bestimmtes Fixum: Der Eintritt in Premierentheater war teurer als der in Zweitverwertungskinos. Größere und besser ausgestattete Kinos konnten etwas mehr verlangen, bei längeren Filmen und mutmaßlichen Kassenschlagern wurden und werden die Kinogänger stärker zur Kasse gebeten. Der Kampf um die

[549] Elsaesser, T.: Frühes Kino, S. 69-93.
[550] Führer, K.Ch.: Kino und Rundfunk, in: HZ, 262/1997, Nr. 3, S. 739-781.

Kundschaft wurde v.a. mit der Qualität des Gesamtprodukts geführt. Der Filmmarkt ist daher die klassische Widerlegung der These, medienökonomischer Wettbewerb sei hauptsächlich Kosten- und immer weniger Qualitätswettbewerb.[551]

Das Kino war erfolgreich, weil es von Anbeginn profitabel war. Die Geschichte ökonomischer Profitorientierung lässt sich grob in zwei Phasen unterscheiden:

- die Phase bis Mitte des 20. Jahrhunderts;
- die seitherigen Entwicklungen.

Die erste Phase war medienökonomisch dadurch gekennzeichnet, dass der Film sich hauptsächlich über das Kino finanzieren musste. Seither sind andere Finanzierungsmöglichkeiten hinzugetreten. Zunächst aber war das konkrete Geschäftsmodell nicht unumstritten. Auf die erste Finanzierungsart, die sich nicht durchsetzen sollte, baute Thomas A. Edison. In seinem Kinetoskop wurden Endlosfilme mit 600 Bildern und 30 Sekunden Laufzeit eingelegt. Als Nickel-Odeons fanden sie weite Verbreitung auf Jahrmärkten. Edison hatte auf die Projektionstechnik verzichtet, er wollte die Erfindung aus seinen Laboratorien in den Penny-Arcades einzeln vermarkten. Jeder Zuschauer sollte einzeln betrachten und einzeln zur Kasse gebeten werden. Er war dagegen, „[to kill] the goose that lays the golden eggs".[552]

Stattdessen wollte er mit allen Mitteln ein Monopol durchsetzen. So, wie er Mitte der 1890er Jahre aber mit Patentanmeldungen im Ausland gescheitert war, so konnte sich seine Vermarktungsstrategie jetzt nicht gegen die Saalprojektion durchsetzen. Parallelerfindungen der Mitbewerber (z.B. der Kameratechnik) untergruben Edisons Vorrangstellung. Ein zehnjähriger Streit über die Patentrechte zwischen dem Zauberer von Menloe-Park und der übrigen US-Filmindustrie endete 1908 im Vergleich. Auch die Unabhängigen schlossen sich dem ersten Filmkartell an, der „Motion Picture Patents Company" (MPPC). Das Patentpooling diente dem Ausschluss missliebiger Konkurrenz. Der Vorläufer des Hollywood-Studiosystems existierte bis 1915; den Gipfel ihrer Bedeutung erreichten die Studios zwischen der Einführung des Tonfilms und den Paramount-Decrees von 1948.[553]

Rasch setzte sich der Film als Programmmedium durch. Von den frühesten Tagen bis in unsere Gegenwart blieb zumindest in allgemeiner Hinsicht die dispositive Anordnung der Rezeptions- und Verwertungsbedingungen unverändert: Eine kleinere oder größere Menge schaut in einem abgedunkelten

---

551 Jarothe, S.: Filmpolitik der EU, S. 36f.

552 Zit.n. Fell, J.L./ Thompson, K./ Cook, D.A.: Motion Pictures, in: Worth, T.L./ Barnouw, E. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 3, S. 52. Vgl. Elsaesser, T.: Frühes Kino, S. 47-55.

553 Sidler, V.: Filmgeschichte, S. 55-57. Elsaesser, T.: Frühes Kino, S. 99-104. Würtinger, K.: Kinomatographen, in: M&Z 16/2001, Nr. 2, S. 35-47. Wurtzler, S.J.: electric sounds, S. 6. Wu, T.: Master Switch, S. 70-82. Vgl. Gabler, N.: eigenes Reich, passim.

Raum den Film. Doch darüber hinaus änderten sich mit technischen Veränderungen auch immer Rezeptions- und ökonomische Rahmenbedingungen. Der Stummfilm war in einem Maße international, wie dies später nie wieder der Fall sein konnte. Der relevante Markt war somit der größtmögliche: die ganze Welt. Die Filmproduktion eines kleinen Landes wie Dänemark errang vor dem Ersten Weltkrieg in Europa beachtliche Marktanteile. Da die Sprache nicht aufgezeichnet und wiedergegeben werden konnte, musste kein Film synchronisiert werden. Die rasch erledigte Montage von Zwischentiteln reichte aus. Das war nicht aufwendig und konnte für die kleinsten Länder mit den kleinsten Märkten geschehen. (NB.: In kleinen Staaten wie den Niederlanden oder den skandinavischen Ländern, die nicht – wie z.B. die Schweiz oder Österreich – größeren Sprachräumen angehören, geschieht dies noch heute.) Damals jedoch gehörte der Untertitel dazu und störte nicht, während er heute neben der zu hörenden Originalsprache eher als störend empfunden wird. Ökonomisch änderte sich mit der Einführung des Tonfilms einiges:

- Es kam zum Patentkrieg zwischen den Firmen „Tobis-Klangfilm“ und „Tri-Ergon“ in Deutschland und den US-Unternehmen „Radio Corporation of America“ (RCA) und „Western Electric“. 1930 wurde der Streit in Paris beigelegt und territoriale Vertriebsabsprachen getroffen.[554]
- Berufe wie der des Kinoerzählers oder des Kinomusikers starben aus.
- Die Kinos mussten umgerüstet werden. Die Investitionen waren nicht gering – auch verglichen mit der Umrüstung zum digitalen Kino (vgl. S. 265). Und alle mussten investieren, da der Anteil der Stummfilme zurückging und jener der Tonfilme rasch anstieg.[555]

Andererseits boten die frühen Tonfilme fantastische Renditen, einige mehr als 1.000% und ein Film sogar fast 5.000%. Zugleich entstanden Koppelungsgeschäfte: Mit dem Ton(Musik-)film wurde der Verkauf von Schallplatten und mit populären Schlagern wiederum der Filmbesuch angekurbelt: Frühe Beispiele sind Al Jolson in „The singing fool“ (1929) mit dem Schlager „Sunny boy“ oder „Drei von der Tankstelle“ (1930), der kommerziell erfolgreichste der frühen Ufa-Musikfilme mit Heinz Rühmann, Willy Fritsch, Oskar Karlweis und Lilian Har-

554 Mühl-Benninghaus, W.: Ringen um den Tonfilm, S. 164-175. Crafton, D.C.: The talkies, S. 127-164.

555 1927 kostete die Umrüstung auf ein Nadeltonfilmsystem 12.000$ (=2012: 153.000$ [117.700€]); ein Jahr später war in den USA die Lichttonausrüstung für 5.500$ erhältlich (=2012: 71.130$ [55.000€]). Crafton, D.C.: The talkies, S. 129, 149. Die Umrechnung folgt dem Langzeitinflationsindex von Robert Sahr von der Oregon State University: Inflation Conversion Factors for Dollars 1665 to Estimated 2012, in: http://www.orst.edu/dept/pol_sci/fac/sahr/sahr.htm (Aug. 2002) sowie dem Inflationsindex der US-Regierung http://www.bls.gov/cpi/ (August 2012). Ausdrücklich sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass in den USA der Inflationsindex (consumer price index) erst seit 1913 erhoben wird. Abgleichungen zu früheren Jahren basieren auf wirtschaftshistorischen Schätzungen, können also nur näherungsweise stimmen.

vey und den Gassenhauern „Ein Freund, ein guter Freund“ und „Liebling, mein Herz läßt dich grüßen“.[556]

Die Wasserscheide für die Filmökonomie lag in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Bis dahin war der Film in Finanzierung und Refinanzierung (nahezu) ausschließlich auf das Kino angewiesen. Seither haben sich durch den Zutritt neuer Medien wie Fernsehen und Video die Faktoren auf allen maßgeblichen Feldern deutlich verändert.

Zumindest dürfte sich der digitale Vertrieb langfristig durchsetzen. Er besitzt die Vorteile geringerer Kosten, man schätzt ein Einsparungspotential von ca. 90% gegenüber der herkömmlichen Kopiertechnik. Das würde Engpässe beim Start sogenannter Blockbuster beseitigen, aber auch den Independent-Filmen die Kosten für Kopien ersparen. Der deutsche Regisseur Wim Wenders hoffte daher auf größeren Variantenreichtum des Films: Da Vertriebskosten weitgehend fortfielen, könnten sich auch Filme jenseits des Mainstream rechnen.[557]

Da Kopie und Original praktisch identisch sind, treten keine Qualitätsverluste über die diversen Kopierstufen (Internegative etc.) mehr auf; auch durch häufiges Abspielen leidet die digitale Kopie nicht. Doch wie schon mit dem Umstieg auf Ton- und Farbfilm zeitigt auch die neue digitale Technik Nachteile: Wieder stand ein hoher Investitionsbedarf den Kinobetreibern ins Haus. Bei 100.000 Kinosälen wurde er im Jahr 2000 weltweit auf ca. 12,5 Mrd. Euro geschätzt; alleine für die 4.600 deutschen Kinos kalkulierte man damals ca. 1,25 Mrd. Euro, pro Kino ca. 250.000 bis 350.000 Euro. Bei sinkenden Technikkosten werden derzeit (2012) mit bis zu 100.000 Euro gerechnet. Der enorme Investitionsbedarf könnte die Konzentrationswelle bei den Kinos weiter verstärken.[558]

Existenzgefährdend könnte sich die Digitalisierung aber wegen der Softwarepiraterie erweisen. Schon seit den 1970er Jahren waren Videokassetten als weitere Verwertungsmöglichkeit für die Filmwirtschaft wichtig geworden. Ursprünglich als Tonaufzeichnungsgeräte entstanden, hatte sich „Video“ als Studiotechnik in den 1950er Jahren zunächst der US-amerikanischen Fernseh-Networks durchgesetzt. Die Videoaufzeichnung hatte es den Senderketten ermöglicht, die produzierten Shows in den verschiedenen US-Zeitzonen zeitversetzt auszustrahlen. Heute stehen DVD- und Videogeräte in fast jedem privaten Haushalt. Schon die analogen Geräte hatten mit ihren Kopiermöglichkeiten den Verleih und Verkauf bedroht.

Eine mehrstufige Verwertungskette hatte sich (seit ca. 1980) herausgebildet: Zuerst wird der Film in den Kinos gezeigt, nach ca. einem halben Jahr kommen

---

556 Crafton, D.C.: The talkies, S. 12, 547-552. Kaes, A.: Film in der Weimarer Republik, in: Jacobsen, W./ Kaes, A./ Prinzler, H.H. (Hg.): Geschichte des deutschen Films, S. 98-100.

557 Theurer, M.: Europa darf sich nicht hinter Hollywood anstellen. Der Filmregisseur und Produzent Wim Wenders über Chancen und Risiken des digitalen Kinos, in: FAZ 4.10.2000, Nr. 230, S. 64.

558 theu.: Die Digitalisierung kostet Deutschlands Kinos 2,5 Milliarden DM, in: FAZ 4.10.2000, Nr. 230, S. 64. Kirchberger, M.: Die neuen Tempel für die alten Weihnachtsmärchen, in: FAZ 11.12.2001, Nr. 288, S. T 1f. http://de.wikipedia.org/wiki/Digitales_Kino (August 2012)

Videos/ DVDs in den Verkauf, dann in den Verleih; schließlich werden die Filme im Fernsehen gezeigt, zuerst im Pay-TV, schließlich im Free-TV. Noch in den 1980er Jahren gab es keine feste Regel, wann der Film zur Videoverwertung freigegeben wurde. Erst als sich die Zeitverwertungsfenster verstetigt hatten, konnte die Verwertungskette als etabliert gelten. Der „Terminator" (1985) war nach sechs Monaten als Video erhältlich, „Full Metall Jacket" (1987) erst nach vier Jahren, „Ein Fisch namens Wanda" (1989) nach einem knappen Jahr, „Harry und Sally" (1989) nach sechs Monaten. Die Halbjahres-Frist war seit Mitte der 1990er Jahre die Regel, für die Erstaustrahlung im Free-TV gelten zwei bis drei Jahre. Die Zeitabstände zwischen den Verwertungsstufen verkürzten sich seither nochmals. Inzwischen beginnt der DVD-Verkauf schon nach zwei bis drei Monaten.[559]

Die Verwertungen sind durch immer neue Techniken bedroht: Neue Entschlüsselungs- und Komprimierungsformate wie DivX ermöglichten schon um 2000 das Brennen digitaler Kopien auf CD-Rom. DVD-Brenner, von denen Ende der 1990er Jahre erste Labormuster auf den Funkausstellungen gezeigt wurden, standen 2002/03 vor dem Marktdurchbruch; sie sind inzwischen in jedem PC eingebaut und haben in etlichen Haushalten den Videorecorder ersetzt. Gegen die DVD-Brenner wurde mit Blue-Ray ein neues Format mit höherer Auflösung und Speicherkapazität in Stellung gebracht. Aber auch hier sind seit 2010 Brenner zu kaufen. Wie das Rennen zwischen Hase und Igel enden wird, ist offen. Die Anstrengungen der Filmindustrie, über verbesserte nationale und internationale urheberrechtliche Schutzmechanismen die ökonomischen Gefahren abzuwenden, haben noch keine dauerhaften Ergebnisse gezeitigt. Es existiert kein ausreichend sicheres Verschlüsselungssystem. Raubkopien bedeuten keinen Qualitätsverlust. Neue Vertriebswege, die bislang auf dem Musikmarkt für Aufregung sorgen, gefährden schon mit der ersten Raubkopie die kommerzielle Verwertung. So wurde als denkbares Worst-Case-Szenario der Zusammenbruch des Filmmarktes beschworen. Der Star-Wars-Regisseur George Lucas glaubte:

> „Wenn die Raubkopierer siegen, werden irgendwann nur noch Produktionen mit der Qualität mittelmäßiger Fernsehfilme gedreht werden, die kein großes Risiko mehr mit sich bringen."[560]

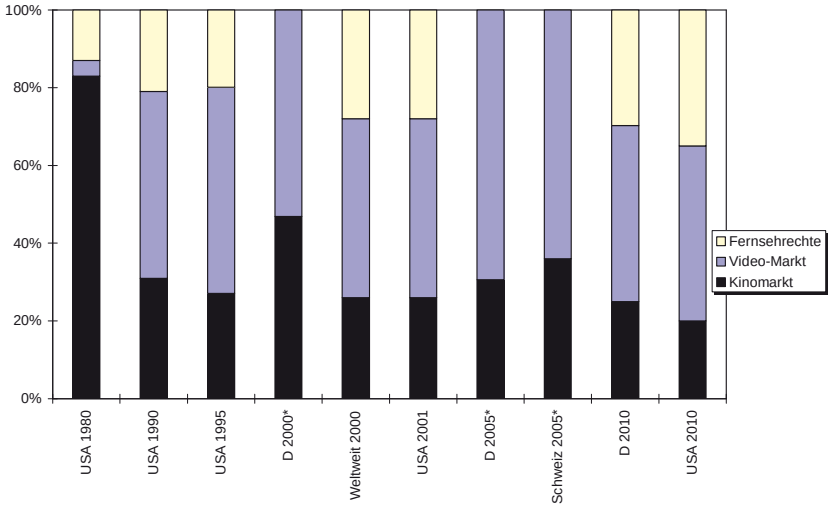
Das ist jedoch bislang nicht eingetreten. Schwarzkopien tangieren nur den DVD-Markt. Damit verbliebe den Filmproduzenten immer noch die primäre Verwertungskette, das Kino. Allerdings erlöst diese inzwischen in Deutschland nur noch ca. 25% des filmischen Gesamtumsatzes, in den USA sogar nur noch

[559] Weitere Beispiele: „Der mit dem Wolf tanzt" (1991): 8 Monate; „Das Piano" (1993): 7 Monate; „Pulp Fiction" (1994): 6 Monate. Vgl. Koll, H.P./ Lux, S./ Messias, H. (Red.): Lexikon des internationalen Films. Vgl. Gizycki, V./ Steinhoff, M.: Filmvertrieb, S. 11. Ladeur, K.-H.: vertikale Integration, in: RuF, 46/1998, Nr. 1, S. 5-23.

[560] Kno.: Medienindustrie und Computerbranche müssen Partner werden, in: FAZ 21.11.2002, Nr. 271, S. 17.

20%. Und obwohl neue Medien die Einführung neuer Verwertungsstufen und damit neuer Einnahmequellen bedeuteten, hatte sich damit das Produktionsrisiko nicht prinzipiell verringert. Zum einen sind Videoerlöse an die Kinoerlöse gekoppelt: Je erfolgreicher ein Film im Kino ist, um mehr spielt er auch in Verleih und Verkauf ein. Die Kosten der Fernsehausstrahlungsrechte sind ebenfalls am Kinoerfolg orientiert. Erfolg erzeugt daher Erfolg, Verlust bleibt das Risiko. Dabei hat der steigende Anteil der Videos/DVDs an der Refinanzierung neue Gefahren heraufbeschworen, daher die Klagen über Raubkopierer.

Abbildung 4-2: Filmrefinanzierung (1980-2010)[561]



Lesehinweis: Die mit Sternchen ausgezeichneten Prozentangaben differenzieren nur zwischen Video- und Kinoerlösen; weitere Erlösarten sind unberücksichtigt.

Als weitere Bedrohung und Chance gleichermaßen ist inzwischen der Vertrieb über das Internet hinzugekommen. Auf Youtube stehen Filmschnipsel bis zu 10 Minuten Länge durch Software miteinander verknüpft, so dass die Nutzer z.T. gar nicht bemerken, dass sie verschiedene Filmauszüge hintereinander sehen.

[561] Filmfinanzierung und -refinanzierung ohne Merchandising und Product-Placement. Z.T. eigene Berechnungen aufgrund von Angaben aus der Literatur: Jarothe, S.: Filmpolitik der EU, S. 388. Sherman, E.: Selling your film, S. 84-88. Eggers, D.: Filmfinanzierung, S. 20, 125. Spielfilmproduktion: Die Amerikaner machen's vor, in: Medienspiegel, Mai 2002, S. 1.
http://www.census.gov/compendia/statab/cats/information_communications.html (August 2012). Linder, R.: Hollywood buhlt, in: FAZ 25.5.2012, Nr. 121, 15. Enquete-Kommission Internet und Digitale Gesellschaft (Hg.): Dritter Zwischenbericht Urheberrecht, BT Ds. 17/7899, S. 87.

Ein geringer Teil des Angebots ist kommerziell. Einige Onlineplattformen (z.B. Hulu) bieten inzwischen mehrere tausend Filme an. Wieder andere (archive.org) arbeiten gemeinnützig und halten gemeinfreie Schätze aus den frühen Kinojahren vor. Die daneben existenten Tauschbörsen und dezentrale Filesharing-Systeme (kino.to, Megaupload u.a.) werden von der Filmindustrie mindestens argwöhnisch betrachtet. Auch virtuelle Laufwerke (Dropbox etc.) mögen inzwischen dem illegalen Tausch von audiovisuellen Dateien dienen.[562] Die Kopiermöglichkeiten – DVD-Recorder, Internet etc. – haben im längerfristigen Vergleich dazu geführt, dass nicht nur der Anteil der Kinoerlöse ab-, derjenige der Video- und DVD-Erlöse zwischenzeitlich zu- und inzwischen wieder abnahm, sondern auch dazu, dass der Anteil der Erlöse aus TV-Rechten allmählich stieg (vgl. Abbildung 4-2).

Das Internet bietet auch Chancen. So lassen sich Filme ohne Lagerkosten unbegrenzt vorhalten und noch lange nach Erstvorführung – zu allmählich immer geringeren Entgelten – verkaufen. Dieser „Long Tail" der Abverkäufe setzt statt auf die Megahits des Blockbusterkinos auf Unmengen von Mikroverkäufen. Da nur ca. die Top-100 der Filme es bis in die Kinos schafft, bietet der Internetvertrieb auch den Nischenfilmen eine Chance. Zudem schlägt die „echte" Internetökonomie Gewinn daraus, dass Filme in den ersten 20 Monaten zwei Drittel ihres Einkaufspreises verlieren. Verkaufen die Studios anfangs die Filme noch für knapp 20$, sind es knapp zwei Jahre später nur noch etwas mehr als 6$. Video on Demand zum Verkaufsstart ist für Filme, die in Programmkinos laufen und damit nicht auf den Massenmarkt der Blockbuster zielen, ökonomisch sehr interessant. Zumindest in Teilmärkten wird damit die klassische Verwertungskette auf den Kopf gestellt.[563]

4.2.2 Die Ökonomie der Produktion: langfristige Verteuerung, stets am Rande des Ausfallrisikos

Langfristig sind die Produktionskosten des Films stetig gestiegen. Die kurzen Filmchen des ersten Jahrzehnts mit Produktionskosten von wenigen Hundert US-$ waren selbstredend mit diesen Langfilm-Kosten noch nicht vergleichbar. In der zweiten Hälfte der 1920er, gegen Ende der Stummfilmzeit, überschritten die durchschnittlichen Produktionskosten der großen Hollywood-Studios schon die Marke von 100.000$. 1940 kostete der durchschnittliche Hollywood-Film noch 400.000 US-$, 1949 eine Mio. $ und 1974 zweieinhalb. Mitte der 1980er wurden pro Film im Schnitt schon mehr als 23 Mio., ein Jahrzehnt später 54

[562] Das gleiche gilt *mutatis mutandis* für die Musikindustrie. Vgl. Jahresberichte der internationalen Musikindustrie http://www.ifpi.org (August 2012).

[563] Anderson, Ch.: The long tail, S. 111-115, 149-167. Heger, Ch.: Filme im Internet, in: MP 2011, Nr. 12, S. 608-616.

Mio. $ und 2002 70 Mio. $ kalkuliert. Der Hang zur Größe begründete zwischen 1910 und 1920 den weltweiten Erfolg der Traumfabrik und hat ihn seither bewahrt.[564]

Wegen der steigenden Produktionskosten begannen die Filmfirmen, sich schon vor und während der Produktion weitere Einnahmequellen zu erschließen. Als Erfinder des „Merchandising"[565] kann Disney gelten. Schon 1929 kam eine Schreibtafel mit Mickey-Maus auf den Markt, 1933 wurde die Mickey-Maus-Uhr in zwei Monaten zwei Millionen Mal verkauft. Es ist kein Zufall, dass sich um 1930 die Ökonomie des Films wandelte. In den USA lieferten zudem verschiedene Radio-Werbeformen (Anzeigen, Sponsoring, tie ins etc.) Vorbilder für neue Formen der Filmfinanzierung.[566] Produktionsökonomisch änderte sich mit der Einführung des Tonfilms:

- Minutiös geplante Dialog-Drehbücher wurden zwingend.
- Vor allem: Die Produktionskosten stiegen deutlich.

Die Auswirkungen der Umstellung auf den Farbfilm waren kaum weniger gravierend. Auch hier erhöhten sich die Produktionskosten drastisch. Daher vollzog sich der Wechsel zum Farbfilm viel langsamer: Bis in die 1950er Jahre wurde mehr als die Hälfte aller Filme noch in Schwarz-Weiß gedreht. Erst in den späten 1950er Jahren hatte sich der Farbfilm weitgehend durchgesetzt – aber noch in den 1960er Jahren wurde in Schwarz-Weiß gedreht (z.B. „A Hard Day's Night", 1964), um kostengünstig zu produzieren. Heute werden Schwarz-Weiß-Aufnahmen nur noch eingesetzt, um dem Film(-Ausschnitt) eine historische Dimension zu verleihen – z.B. in sogenannten Doku-Dramen. In der teuren Farbtechnik lag auch eine Chance, Wettbewerber aus dem Felde zu schlagen. 1935 sicherte sich Walt Disney (1901-1966) daher das Monopol auf die Verwendung von Technicolor in Zeichentrickfilmen und hatte damit für zehn Jahre einen uneinholbaren Attraktivitätsvorsprung vor der Konkurrenz.

Seit Anfang der 1950er Jahre präferierte Hollywood das Breitwand-Format (Cinescope). Auch hier standen ökonomische Überlegungen im Vordergrund: Indem das Kino auf Farbe und Großformat setzte – und zugleich die Stereophonie einführte – sollte der qualitative Abstand zum Fernsehen vergrößert werden,

---

564 Als Kosten wurden Produktions- und Marketingkosten addiert. In gegenwärtigem Geldwert: Die 100.000 (1927) entsprechen 2012 ca. 1,275 Mio. $ (980.000€). 400.000 (1940) =2012: 6,4 Mio. $ (5 Mio. €), 1 Mio. $ (1949) =2012: 9,3 Mio. $ (7,2 Mio. €). 2,5 (1974) =2012: 11,2 Mio$ (8,6 Mio. €). 23 Mio. (1985) =2012: 47,7 Mio. $ (36,7 Mio. €). 54 Mio. $ (1995) =2012: 78,7 Mio. $ (60,5 Mio. €) (vgl. Fußnote 555). Jarothe, S.: Filmpolitik der EU, S. 376. Bakker, G.: decline of European film industry, in: eprints.lse.ac.uk/22366/1/wp70.pdf, (August 2012).

565 Merchandising ist die Verwertung von Zusatzprodukten, die werbewirksam auf Filmtitel oder -logos Bezug nehmen: Z.B. Spielzeug zu Star Wars, Jurassic Park oder Harry Potter. Zu weiteren Einnahmequellen: Blackstone, E.A./ Bowman, G.W.: Integration, in: JoC 49/1999, Nr. 1, S. 123-139.

566 Wurtzler, S.J.: electric sounds, S. 176-196.

um den Zuschauerschwund aufzuhalten. Auch für die Kinobetreiber waren die Folgekosten der Umrüstung auf Breitwandfilme hoch.[567]

Merchandising und „Product Placement“[568] wurden gleichwohl erst seit den 1960er und v.a. den 1970er Jahren zu einem wichtigen Produktionsfaktor. Hier sind insbesondere die „James Bond“-Filme“ und die erste „Star Wars“-Trilogie zu nennen. Merchandising wurde wichtiger, da die Produzenten seit den 1960ern auf immer aufwendigere Filme setzten. Dahinter stand zum einen der Zwang, dem Fernsehen, dem „Pantoffelkino“, mit opulenten Filmen das Wasser abzugraben. Zum anderen regierte die Philosophie, wenige lukrative und aufwendige Filme würden ein geringeres Produktionsrisiko bedeuten als eine große Zahl nur mäßig aufwendiger Produktionen. Die Kosten sind insbesondere in den letzten 25 Jahren explodiert: Der Bond-Film „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ (1969) hatte für heutige Verhältnisse geringe neun Mio. $ gekostet. Und galt „Steiner. Das eiserne Kreuz“ (1976) mit 15 Mio. DM als „Superproduktion“, so wirkt diese Summe angesichts 200 Mio. $ für „Titanic“ und noch höherer Einsätze für „Harry Potter“ und den „Herrn der Ringe“ (seit 2001) sehr bescheiden.[569]

Für die Herstellung ökonomisch erfolgreicher Filme gab und gibt es keine Patentrezepte. Immer wieder haben aufwendig produzierte Streifen die Herstellungskosten nicht oder erst nach langer Verzögerung eingespielt („Metropolis“ 1927, „Cleopatra“ 1962, „Waterworld“ 1995). Immer wieder haben Megaproduktionen die horrenden Kosten rasch amortisiert („Vom Winde verweht“ 1939, „Titanic“ 1997, „Avatar“ 2009). Immer wieder haben Low Budget-Produktionen an der Kinokasse alle Erwartungen übertroffen (z.B. „Blair Witch Project“ 1999).[570] Jedoch könnte in näherer Zukunft ein Wendepunkt erreicht werden. Digitale Produktionstechniken könnten langfristig die Produktionskosten senken. Schon heute ist Rechenzeit so billig, dass Kunststudenten und Filmenthu-

---

567 Roeber, G./ Jacoby, G.: Handbuch filmwirtschaftliche Medienbetriebe, S. 227f. Prokop, D.: Medien-Macht, S. 131-133.

568 Als „Product Placement“ wird die von Ausstattern bezahlte werbewirksame Integration von Produkten in den Handlungsablauf eines Films bezeichnet: z.B. James Bond fährt das Auto einer bestimmten Marke.

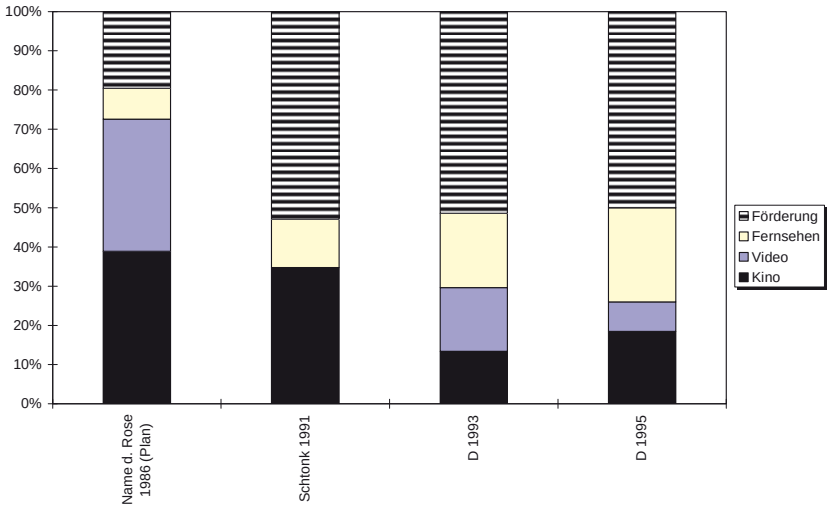
569 Amy Pascal, die Chefin des Hollywood-Studios Columbia Pictures: „Ich sehe es lieber, dass mein Studio mit wenigen Filmen richtig Geld einfährt als mittelprächtige Gewinne mit einer Menge Kleinkram. Als ich [1986] bei Columbia anfing, war die Vorgabe: Macht 25 Filme im Jahr. Die Filme waren nicht besonders toll [...]. Jetzt sind wir runter auf zwölf.“ Fleischhauer, J./ Schulz, T./ Pascal, A.: Ich liebe dies Spektakel, in: Der Spiegel, 2002, Nr. 43, S. 106. Vgl. Pflaum, H.G./ Prinzler, H.H.: Film, S. 130.

570 Titanic kostete 200 Mio. $ in der Herstellung und spielte allein im Kino mehr als 2,2 Mrd. $ weltweit ein. Das „Blair Witch Project“ kostete 30.000$ in der Herstellung, spielte aber weltweit 250 Mio. $ ein. „Waterworld“ kostete 175 Mio. $, spielte in den USA nur 88, weltweit aber 264 Mio. $ ein. Eggers, D.: Filmfinanzierung, S. 21, 123. Box office history of Universal Movies, in: http://www.the-numbers.com/movies/series/Universal.php (November 2012).

siasten in Heimarbeit tricktechnisch aufwendige Filme erstellen können, die noch vor einem Vierteljahrhundert unvorstellbar gewesen wären.[571]

In den europäischen Ländern, von denen etliche traditionell (schon vor 1945) die heimische Produktion durch verschiedene Arten der Filmförderung (Herstellungs- und Absatzförderung) stützten, gab und gibt es hingegen eine gewisse Risikoabsicherung:

Abbildung 4-3: Filmfinanzierung in Deutschland (um 1990)[572]



4.3 Voraussetzungen und Faktoren des Rundfunkerfolgs

Die neuen Rundfunkmedien setzten sich schnell durch, obwohl sie anfangs behindert wurden. Ein erfolgversprechendes Geschäftsmodell lag keineswegs auf der Hand. Die Presse fürchtete die neue Konkurrenz grundsätzlich und organisierte überall mehr oder minder effektive Gegenwehr. Häufig lief das auf ein eingeschränktes Nachrichtenangebot im frühen Radio hinaus. Auch mit dem Abdruck des Radioprogramms taten sich die Zeitungen anfangs schwer.

Die Verweigerung der Konsumenten hatte andere Ursachen: Die schlechte Empfangsqualität in den Sommermonaten behinderte die Verbreitung. Überreichweiten und Gewitter störten insbesondere den Mittelwellen-Empfang. Viele

[571] Vgl. den Katastrophenfilm „Flug 405“ (www.405themovie.com, August 2012) oder den Clip „Alien Song”, in dem ein Außerirdischer Gloria Gaynor’s Discotitel „I will survive“ trällert, bis er von einer Disco-Kugel erschlagen wird (http://www.Youtube.com/watch?v=uAZMx7dzjzU, August 2012).

[572] Nachweise wie Fußnote 561.

Teilnehmer meldeten daher ihre Geräte in den Sommermonaten wieder ab. Manche Ältere verweigerten sich dem neuen Medium, weil sie sich an die Innovation nicht gewöhnen mochten. Bewohner des platten Landes oder der Alpentäler sahen sich grundsätzlich benachteiligt. Insbesondere mit dem einfachen Detektorempfänger konnten Radiosignale nur in unmittelbarer Nachbarschaft starker Sender empfangen werden. Die deutschen Rundfunksender beispielsweise deckten zunächst nur Bruchteile des Reichsgebiets ab. Schon 1927 konnten 25% der Reichsbevölkerung theoretisch erreicht werden, 1931 dann 70%. Beim Fernsehen lagen die Verhältnisse ähnlich. Das dünne Sendernetz der ersten Fernsehjahre wurde zunächst in Ballungszentren errichtet. Radiohörer in der Schweiz wehrten sich in den 1950er Jahren gegen „Zweckentfremdung" ihrer Gebühren für den Aufbau eines Fernsehnetzes.[573]

Das Gleiche wiederholt sich derzeit bei dem Aufbau des terrestrisch verbreiteten Digitalfernsehens, das in Deutschland seit Ende Februar 2003 zunächst nur in Berlin verbreitet wurde. Ohne politische Entscheidungen für das DVB-T hätte es sich kaum durchgesetzt. Das unterscheidet den Rundfunk von den quasi im Wildwuchs entstandenen neuen Medien Presse und Film und rückt ihn in die Nähe der Telekommunikation, aus deren Technik er auch hervorgegangen ist. Aber noch immer ist DVB-T in Ballungszentren am besten zu empfangen.[574]

4.3.1 Ökonomische Faktoren, Preisverfall und „Kostenteilung"

Rundfunk konnte sich nur durchsetzen, weil der prekäre Charakter des Wirtschaftsguts, der anfangs keine Hörerfinanzierung zuzulassen schien, durch überraschend erfolgreiche Geschäftsmodelle aufgefangen wurde. Mit Rundfunk war deshalb nicht einfach Geld zu verdienen, da Rundfunk ein sogenanntes „öffentliches Gut" darstellt:

- Der Konsum rivalisiert nicht, d.h. ein Zuhörer „verbraucht" die Sendung nicht. Bei Lebensmitteln hingegen rivalisiert der Konsum, gegessen ist gegessen.
- Zudem lässt sich das sogenannte Ausschlussprinzip nur schwer realisieren. (Terrestrischer und unverschlüsselter) Rundfunk ist auch Schwarzhörern zugänglich, Zahlungsbereitschaft ist schwer zu erzwingen.

So konkurrierten zunächst zwei privatwirtschaftliche Geschäftsmodelle, mit denen der Charakter als öffentliches Gut kompensiert wurde: Kommerzielle Sender finanzierten sich entweder über den Verkauf von Radiogeräten oder über

573 Schmidt, A.: Publizistik, S. 117-120. Drack, M.T. (Hg.): Radio und Fernsehen in der Schweiz, S. 69-73, 183-186. Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 321. Godfrey, D.G./ Leigh, F.A. (Hg.): Dictionary, S. 311f. Lerg, W.B.: Rundfunkpolitik, S. 50-52, 357, 370f. Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 21, 32.

574 ALM-Jahrbuch 2008, S. 28. ALM-Jahrbuch 2011/12, S. 22.

den Verkauf von Werbung. Zunächst dominierte das erste Finanzierungsmodell, bald setzte sich das zweite durch. Hinter dem ersten standen die Interessen der Geräteindustrie: Sie boten Rundfunk als Service an, um die Geräte interessant und verkäuflich zu machen. Die RCA betrieb ihre Kette NBC noch zwischen 1926 und 1930 fast ausschließlich ohne Werbung. Die Ankurbelung des Geräteverkaufs war ihr einziges Ziel. David Sarnoff, Generaldirektor der RCA zwischen 1930 und 1969, hatte das Geschäftsmodell propagiert. Kurz vor seinem Tode hatte er aus seinen Privatunterlagen ein Memorandum (um 1920, auf 1915/16 vordatiert) ediert – wohl um seine Urheberschaft für die geniale Geschäftsidee herauszustreichen.[575] Darin schlug er seinem damaligen Arbeitgeber, der American Marconi Company, die Entwicklung einer „Radio Music Box" vor. Für 75$ (nach heutigen Wert ca. 1.200$) sollte sie verkauft werden. Bei einer erwarteten Haushaltsabdeckung von 7% (= eine Mio. Haushalte) rechnete er mit 75 Mio. $ Umsatz, nach heutigem Wert ca. ein Milliarde. Absatzchancen sah das Memorandum zunächst nur für dicht besiedelte Regionen – aus sendetechnischen Gründen. Bemerkenswert ist immerhin die Vision eines Rund*funks,* der als Programmmedium an das disperse Publikum sendet. Neben Lesungen favorisierte Sarnoff vor allem musikalische Unterhaltung:

> „I have in mind a plan of development which would make radio a ‚household utility' in the same sense as the piano or phonograph. The idea is to bring music into the home by wireless."[576]

Dennoch setzte sich als Geschäftsmodell nicht der Verkauf von Rundfunkgeräten, sondern die Werbung durch. Herbert C. Hoover (1874-1964), als US-Wirtschaftsminister für die Rundfunklizenzierung zuständig, klagte schon 1922/23, das Kulturinstrument werde „drowned in advertising chatter".[577]

Aber Rundfunk als öffentliches Gut ließ noch ein Gegenmodell zum privatwirtschaftlichen zu: Rundfunk konnte entweder über Steuern oder über Gebühren finanziert werden. Da die Gebühren lange Zeit stabil blieben – in Deutschland zwischen 1925 und 1970 konstant 2 RM/DM pro Monat, in der Schweiz 15 SF pro Jahr zwischen 1927 und 1947 – verbilligte sich der Rundfunkempfang schleichend: nicht nur wegen des fehlenden Inflationsausgleichs, sondern auch wegen besserer technischer Übertragung und wegen deutlicher Programmausweitung.[578]

Gleichwohl war Rundfunk zunächst recht teuer. In der Anfangsphase fanden sich daher in etlichen Ländern Formen des gemeinschaftlichen Medienkonsums.

---

575 Winston, B.: Media, S. 261. Die Überlieferungsgeschichte lässt zumindest an der Datierung Zweifel, vermutlich verfasste er sein Memorandum erst 1920. Vgl. Godfrey, D.G./ Leigh, F.A. (Hg.): Dictionary, S. 353-355. Auch Hans Bredow will schon während des Ersten Weltkriegs an dieses Geschäftsmodell gedacht haben.

576 Zit.n. Kahn, F.J. (Hg.): Documents of American broadcasting, S. 24f. Zur Umrechnung vgl. Fußnote 555.

577 Zit.n. Briggs, A./ Burke, P.: social history of the media, S. 162.

578 Drack, M.T. (Hg.): Radio und Fernsehen in der Schweiz, S. 36, 139, 201-206.

Gemeinsamer Empfang und damit Pflege des modernen Hobbys gab es in den ersten Radiotagen genauso wie in den 1950ern für den Fernseher – und später in Computerklubs. Schon vor dem Ersten Weltkrieg existierten in den USA mehr als 100 Radioklubs. Einkommensschwächere schlossen sich in der Weimarer Republik, der Schweiz, England und andernorts zu Radiovereinen zusammen. Diese gaben sich Hilfestellung beim Zusammenbau von Radio-Bastelsätzen. Eine andere Variante war der Besuch von Verwandten, die schon ein Gerät besaßen. Auf dem Lande initiierten Pfarrer Hörergemeinden. Die Varianten des Gemeinschaftsempfangs beim Rundfunkkonsum ähnelten gruppenrezeptiven Formen wie den Lesegesellschaften, -bibliotheken und -hallen seit dem 18. Jahrhundert, in denen Zeitungen und Zeitschriften gemeinschaftlich beschafft, gelesen und besprochen worden waren.

1924 wurde der reichsweite „Arbeiter-Radio-Klub" (später Bund) gegründet. 1933 verboten die Nationalsozialisten diese Vereine. Stattdessen forcierten die Nationalsozialisten den Gemeinschaftsempfang. Belegschaftsmitglieder mussten sich vor Lautsprechern versammeln, um Verlautbarungen und „Führer"-Reden zu hören.[579] Fernsehstuben, die während der Olympischen Spiele geöffnet hatten, sollten v.a. auf das neue Medium Fernsehen neugierig machen. Ähnliches galt für Kino-Fernsehsäle, die schon vor dem Zweiten Weltkrieg von der Industrie in Großbritannien, den USA und anderen Ländern eingerichtet worden waren, um beispielsweise Sportereignisse live zu übertragen.[580]

Für die junge Bundesrepublik wurde das WM-Endspiel 1954, das „Wunder von Bern", zum ersten Fernsehgroßereignis. Millionen saßen in Gaststätten, bei Freunden, Verwandten oder vor den Auslagen von Rundfunkgeschäften und verfolgten, wie Helmuth Rahn das entscheidende „Tor, Tor..." schoss. Auch Fernsehklubs wurden zum Zwecke gemeinschaftlichen Empfangs gegründet. Sie besaßen in der frühen Bundesrepublik wohl kaum mehr als 15-20 Mitglieder. Die damals noch sehr kleinen Bildschirme eigneten sich nicht für größere Gruppen. Andererseits: Programmstreitigkeiten konnten nicht auftreten, es gab nur einen Sender.[581] Die Fernsehstuben in der frühen DDR waren weniger gefragt: Die Stuben öffneten um 20.00 Uhr, Arbeitsende war zumeist 17.00 Uhr. Wer mochte sich da nochmals an den Arbeitsplatz begeben, um politische Belehrungen über sich ergehen zu lassen. Doch auch hier versammelten sich bei dem ersten sportlichen Großereignis der DDR, der Handballweltmeisterschaft von 1958, in den Fernsehstuben große Zuschauermengen.[582]

---

[579] Die recht einfachen Lautsprecher hatten einen großen Wirkungsgrad, so dass auch mit den damals noch bescheidenen Verstärkerleistungen größere Plätze beschallt werden konnten.

[580] Abramson, A.: Geschichte des Fernsehens, S. 237, 277.

[581] Zur Errichtung erster Fernsehstuben 1935/36 hatten Anweisungen die Anordnung der Bestuhlung vorgeschrieben: 18 Sitze, 3 in 1., 4 in 2., 5 in 3. und 6 in 4. Reihe. Vgl. Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 112-121. Steinmaurer, T.: Tele-Visionen, S. 251-261.

[582] Meyen, M.: Fernsehstuben, in: RuG, 25/1999, Nr. 2/3, S. 120-123.

Eine weitere, wichtige Form des Gemeinschaftsempfangs bot der Besuch von Gaststätten. So trafen sich in den ersten Nachkriegsjahren im Osten der USA samstagabends die Bewohner der ländlichen Umgebung in Restaurants zum gemeinschaftlichen TV-Sport. Die Fernseh-Restaurants lagen zumeist auf Berggipfeln, der Empfang war deutlich besser als in den Tälern. 1947 waren allein in den Staaten New York und New Jersey 3.200 Gaststätten mit Fernsehern ausgestattet. Dem Getränkekonsum war der Fernsehempfang aber offensichtlich nur bedingt förderlich, klagten zumindest die Gastwirte.[583]

Vermehrt seit den 1990er Jahren finden sich Sportenthusiasten erneut in Gaststätten ein, um gemeinsam Fußballendspiele und andere sportliche Großereignisse zu sehen. Hier, wie auch im Public Viewing vor Großleinwänden, ist der Grund nicht mehr ökonomischer Natur: Statt teurer Gerätepreise führt das Bedürfnis nach gemeinschaftlichem, stadion-ähnlichem Erleben des Spiels die Zuschauer zusammen. Andererseits: Das wirtschaftliche Moment existiert immer noch, da viele attraktive Spiele im Pay-TV gezeigt werden und Pay-TV in der individuellen Kosten-Nutzen-Kalkulation – zumindest in Deutschland – noch so schlecht bewertet wird, dass die Verbreitung der Pay-TV-Abos weit hinter den Erwartungen der Pay-TV-Anwender zurückgeblieben ist. Man könnte mutmaßen, dass die Gaststättenbesucher die eingesparten Abonnementsgebühren lieber in Getränke investieren – auch das ein ökonomisches Motiv.

Während der gemeinsame Medienkonsum die Menschen auf den Geschmack brachte, ermöglichte erst echter Geräte-Preisverfall die Ausbreitung der neuen Medien. Die zunehmende Verbesserung und Verbilligung der Technik, ein typisches Kennzeichen der Innovationsphase, unterstützte die zunehmend weitere Verbreitung; dank höherer Stückzahlen ließen sich die (Rundfunk-)Geräte preiswerter produzieren, wurden erschwinglicher und der Absatz stieg. Das „Henne-Ei-Problem" wiederholte sich später bei vielen technischen Konsumgütern: Rundfunk- und Fernsehgeräten, Computern, Handys und Smartphones. Das Digitale Radio bildet derzeit – in vielen Ländern – die regelbestätigende Ausnahme: Da die Geräte-Verkaufszahlen niedrig sind, bleiben die Preise hoch und die Stückzahlen stagnieren weiterhin. Der Teufelskreis hat allerdings auch mit fehlendem Zusatznutzen des digitalen Rundfunks zu tun, der trotz technisch messbarer Leistungssteigerung vom Publikum – im Vergleich mit analogen UKW-Empfängern – nicht als solcher bewertet wird.[584]

Zu den Verbilligungstendenzen des Rundfunks in der Startphase: Ein 4-Röhren-Gerät kostete im März 1924 noch 400 bis 500 RM, im Januar 1925 nur noch 200 RM. Ein Detektorradio war zunächst mindestens 70 RM, acht Monate später nur noch 15-20 RM teuer. Auf der Funkausstellung 1924 in Berlin wurde der

---

583 Winston, B.: Media, S. 307. Hiebel, H.H./ Hiebler, H./ Kogler, K. (Hg.): Große Medienchronik, S. 483. Fernsehen in Gaststätten, in: RuF 1949, H. 7, S. 65.

584 Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 268f. Rosenbach, M.: Ins Leere gesendet, in: Der Spiegel, 2001, Nr. 15, S. 94-96.

erste leistungsfähige Lautsprecher ausgestellt. Für einen Lautsprecher waren damals 65 bis 100 RM zu zahlen. Ein Kopfhörer kostete im April 1924 10-15 RM, im Januar des folgenden Jahres nur noch ab 7 RM.[585]

Zum Vergleich: Ein Industrie-Facharbeiter verdiente 1924 in der Stunde 63,8 Pf., ein Jahr später durchschnittlich 82,9 Pf. Bei fast fünfzig Stunden wöchentlicher Arbeitszeit hätte der Facharbeiter 1924 ca. anderthalb Monate ausschließlich für das teuerste 4-Röhren-Gerät arbeiten müssen. Im Januar 1925 hätten schon drei Wochen und zwei Tage ausgereicht. Für ein Detektorgerät hätte ein Facharbeiter 1924 fast eine Woche zu arbeiten gehabt, im Januar 1925 nur noch zwei Tage. Die Preispolitik der Gerätehersteller förderte den Markt durch den Verkauf von Gerätebausätzen (später auch experimenteller Fernsehempfänger), da die erschwinglicher waren. Ratenzahlungen streckten die Anschaffungskosten. 1930/31 wurden 80% der Geräte per Rate bezahlt; da Ratenzahlungen immer (versteckte) Kreditaufnahmen sind, deutet der hohe Prozentsatz auf hohe Verschuldungsbereitschaft: Man *musste* dabei sein. Da die Geräte nicht nur in der Anfangszeit, sondern bis weit in die NS-Zeit erheblich mehr kosteten, als Durchschnittshaushalte in ihrem „Etat" für Kultur- und Medienausgaben ohne weiteres freistellen konnten, blieb der Kauf solch hochwertiger Konsumgüter trotz aller Verbilligungstendenzen eine besondere Anschaffung.[586]

Verbreitungsförderung war vor 1933 zentrales Anliegen der Geräteindustrie, nun machte es sich die nationalsozialistische Regierung zueigen. Goebbels und Hitler schätzten das neue Medium v.a. wegen seiner propagandistischen Möglichkeiten. Sie propagierten daher preiswerte Geräte: Die nationalsozialistischen „Volksempfänger" kosteten zunächst mit 76 RM die Hälfte technisch vergleichbarer Vorgänger, 1937 nur noch 59 RM; die noch simpler konstruierte „Goebbelsschnauze", wie der Volksmund den „DKE 1938" taufte, kostete nur noch 35 RM. Dafür hätte ein Facharbeiter bei einem Stundenlohn von 78,5 Pf. eine Woche (ca. 45 Stunden, damals die Wochenarbeitszeit) schaffen müssen. Nach einer Erhebung der NS-Gewerkschaft „Deutsche Arbeitsfront" von 1940 band die Anschaffung des Geräts etwas mehr als ein Drittel des jährlichen Medien-Etats eines Facharbeiters.[587]

Nach dem Zweiten Weltkrieg zählten Radios zu den etablierten technischen Unterhaltungsmedien. Daher verzeichnet folgende Grafik auch nicht mehr einen generellen Preisverfall. Als Indikator für den Konsum-Elektronikmarkt von Otto-Normalverbraucher wurden Versandhauskataloge (hier: Quelle) gewählt, da sie über etliche Jahrzehnte auf die Durchschnittskonsumenten zielten. Statt

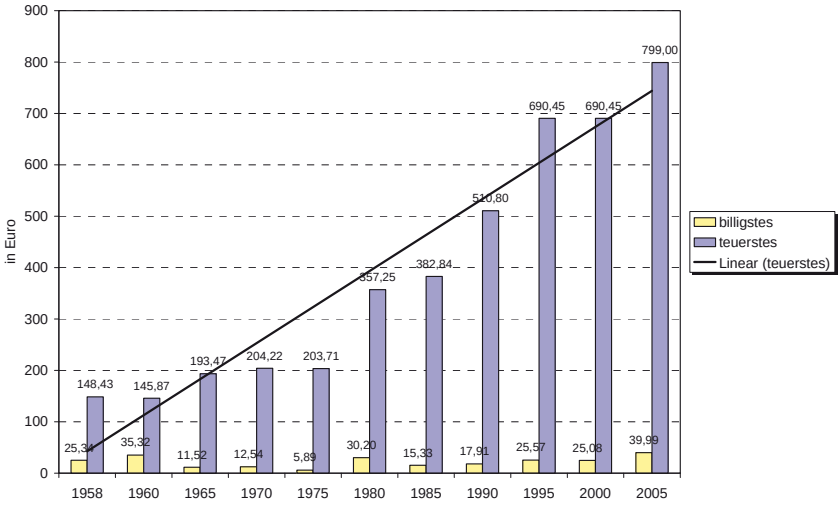
585 Lerg, W.B.: Rundfunkpolitik, S. 128. Lenk, C.: Erscheinung, S. 288.

586 Die Arbeitszeitberechnungen basieren auf: Petzina, D./ Abelshauser, W./ Faust, A.: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, S. 98f. In Großbritannien fiel der Preis zwischen 1923 und 1925 auf ein Drittel. Crisell, A.: History of British broadcasting, S. 23.

587 Der „Deutsche Kleinempfänger" wurde 1938 eingeführt. Braun, H.-J./ Kaiser, W.: Energiewirtschaft, S. 158. Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 65. Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, S. 99f. Heyde, L.: Volksführung, S. 15.

gleichmäßigen Preisrückgangs verzeichnet die Grafik eine gespaltene Entwicklung: Einerseits stagnierte das Einstiegspreisniveau. Zwischenzeitlich – in den 1970er Jahren – waren die billigsten „Transistorgeräte“ auf dem besten Weg, zu Wegwerfwaren und Pfennigartikeln zu verkommen. Auf der anderen Seite stiegen die Preise für die jeweils teuersten Produkte: Das waren z.T. sehr umfangreich ausgestattete Weltempfänger oder qualitativ hochwertige HiFi-Bausteine – den sogenannten High-End-Bereich bediente das Versandhaus Quelle nicht. Der steigende lineare Trend der teuersten Geräte kann als Indikator für wachsenden Wohlstand gelesen werden. Die Ausdifferenzierung des Marktes ist aber auch Anzeichen für die ungebrochen große Attraktivität des Hörfunks: Radio-Empfang erzeugt offensichtlich ein so großes Bedürfnis, dass ein Einsteiger-Gerätemarkt noch immer existiert. Zugleich hat der Rundfunk die Alltagskultur soweit durchdrungen, dass Radio-Hören auch ein *high fidelity*-Vergnügen ist. Allerdings zeichnen sich derzeit Tendenzen ab, die den klassischen Radio-Empfang in Nischen abdrängen könnten. Selbst das HiFi-Radio könnte in näherer Zukunft durch Internet-Audiodienste verschiedener Art in den Hintergrundgedrängt werden, wenn die Integration von Smartphones und Tablet-PCs in audio-visuelle Heimnetzwerke voranschreitet.

Abbildung 4-4: Radiogeräte, Preise (1958-2005)[588]

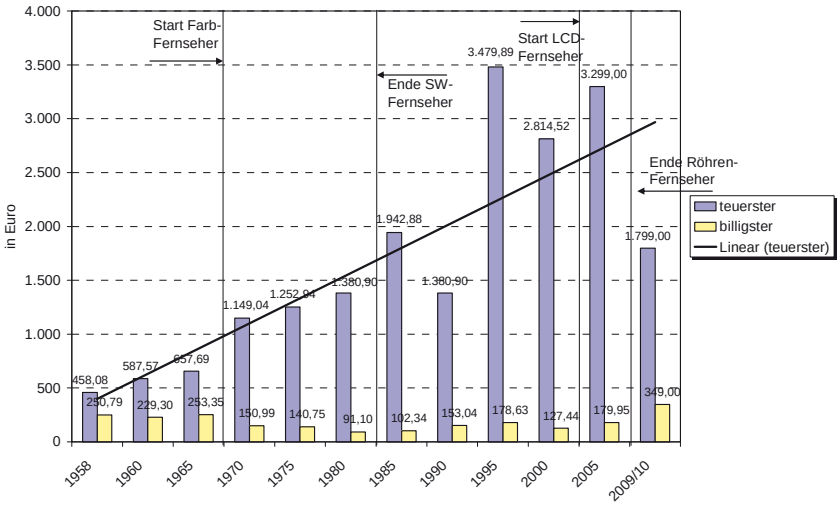


Die Preise der Fernsehempfangsgeräte verfielen in den 1950er und 1960er Jahren nicht ganz so rasch, wie sie in den 1920er und 1930er für die Radios gesun-

[588] Eigene Erhebung: Quelle-Kataloge 1958/59 bis 2005 Frühjahr/Sommer, in: Stadtarchiv Fürth, Schloss Burgfarrnbach. Danach führte Quelle nur noch Radio-Wecker und -Recorder.

ken waren.[589] 1939 hatte der nicht mehr zur Auslieferung gekommene Fernsehvolksempfänger 630 RM kosten sollen, deutlich mehr als die Monatsgehälter planmäßiger Reichsbeamter in den mittleren Besoldungsstufen (357 bzw. 410 RM). In den USA kosteten 1939 erste Fernseher zwischen 160 und 1.000$,[590] 1945 waren mittlere Geräte für 385$ erhältlich.[591] In der DDR kostete ein Fernseher des Typs „Leningrad“ mit einer Bildröhre von 14x19,5cm 1952 zunächst 3.500 DDR-Mark, im August des folgenden Jahres wurde der Preis auf 1.450 DDR-Mark ermäßigt. Das Monatsgehalt betrug zur gleichen Zeit weniger als 400 DDR-Mark (brutto).[592] In der Bundesrepublik waren schon ab 1953 Fernseher für unter 1.000 DM erhältlich, zur gleichen Zeit verdiente ein durchschnittlicher Arbeitnehmer ca. 545 DM. Die ersten Farbfernseher kosteten 1967 2.500 DM und mehr, zur gleichen Zeit verdiente ein durchschnittlicher Arbeitnehmer ca. 1.250 DM (beide Monatsverdienste netto).[593]

Abbildung 4-5: Fernsehgeräte, Preise (1958-2010)[594]



589 Barnouw, E./ Dizard, W.P./ Guback, T.: Television history, in: Worth, T.L./ Barnouw, E. (Hg.): International encyclopedia of communications, New York/ Oxford 1989, Bd. 4, S. 216-227.

590 In Preisen von 2012: 2.550$ und 16.000$ bzw. ca. 2.000€ und 12.300€.

591 In Preisen von 2012: 4.700$ bzw. 3.600€. Abramson, A.: Geschichte des Fernsehens, S. 265, 308. Winston, B.: Media, S. 111. Becker, R.: „Hear-and-see radio“, in: HJFRT, 21/2001, Nr. 4, S. 376. Zur Umrechnung vgl. Fußnote 555.

592 Meyen, M.: Fernsehstuben, in: RuG, 25/1999, Nr. 2/3, S. 118. Laut Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch (V), S. 108 lag das durchschnittliche Bruttomonatsverdienst 1953 bei 378 M.

593 Steinmaurer, T.: Tele-Visionen, S. 274-280. Die bundesdeutschen durchschnittlichen Monatsnettoeinkommen nach: Sozialgeschichtliche Arbeitsbücher IV, S. 118-120.

594 Eigene Erhebung: Quelle-Kataloge 1958/59 bis 2005 Frühjahr/Sommer sowie letztmalig erschienen 2009/10 Herbst/Winter, in: Stadtarchiv Fürth, Schloss Burgfarrnbach.

Nimmt man die Quelle-Kataloge als Indikator, zeigt sich eine langfristig ähnliche Entwicklung wie bei den Radio-Empfängern: Auch hier ist die Ausdifferenzierung der Ansprüche sichtbar, allerdings wurde in den letzten fünf Jahrzehnten zweimal eine ganz neue Geräte-Generation eingeführt, um 1970 das Farbfernsehen und im letzten Jahrzehnt die Flachbildschirme. Quelle beendete 1980 den Vertrieb von Schwarz-Weiß-Geräten und führte 2005 keine Röhrengeräte mehr: Start und Ende in folgender Grafik bezieht sich mithin nicht auf die Existenz der Geräte-Varianten, sondern nur auf das Quelle-Angebot. 1970-1980 waren die jeweils billigsten zunächst SW-Empfänger. Das billigste Farbgerät war 1985 kaum teurer, als fünf Jahre zuvor sein schwarz-weißes Pendant. Das billigste VCD-Gerät kostete binnen eines Jahrzehnts nur noch ein Zehntel des ursprünglich teuersten.

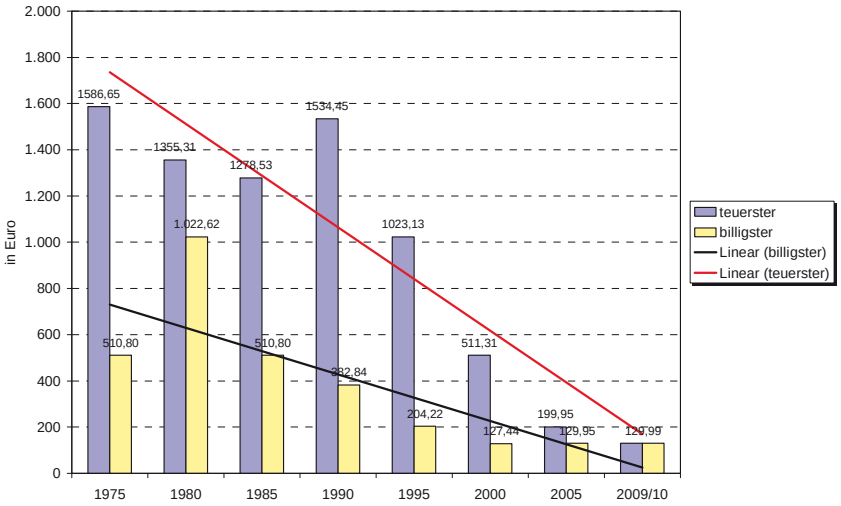
Alle unterhaltungselektronischen Geräte machten einen ähnlichen Preisverfall durch: ob Satellitenanlagen, Videos oder (derzeit) DVD-Spieler, -Recorder und Flachbildschirmfernseher. Die letzten beiden der dunkleren und die letzte der helleren Säulen zeigen den Preisverfall um fast 90% bei LCD-Flachbildschirmen an, der sich in den letzten Jahren so dramatisch beschleunigt hat, dass Firmen wie Panasonic, die vor fünf Jahren sich in dem jungen Markt noch eine goldene Nase verdienten und kerngesund waren, 2011/12 existenzgefährende Verluste schrieben. Zur Grafik wird man quellenkritisch anmerken müssen, dass die Quelle-Kataloge kurz vor der Insolvenz des Versandkaufhauses an Repräsentativität für die Durchschnittspreisbildung verloren, weil in vielen Produktbereichen das Angebot stark ausgedünnt worden war. Dennoch gilt: Das Fernsehen hat, ähnlich dem Radio, einen schon an der Spreizung der Produktpreise ablesbaren hohen Durchdringungsgrad erreicht und ist – unabhängig vom Vertriebsweg (terrestrisch, Satelit, Kabel, IP-TV) – auf absehbare Zeit kaum aus unserer Alltagskultur fortzudenken.

Preiserhebungen für Konsumelektronik lassen aber neben den generellen Verbilligungstrends der Einstiegspreise noch andere Rückschlüsse zu: Hatte beispielsweise in den USA ein Heim-Videorecorder Ende der 1970er Jahre durchschnittlich 1.200$ gekostet,[595] lagen die Durchschnittspreise 1993 nur noch bei 200$.[596] Anfang des letzten Jahrzehnts waren schon Sonderangebote für weniger als 100$ bzw. Euro erhältlich. Das war, verglichen mit den ersten Studio-Videorecordern der 1950er, ein Preisverfall um den Faktor 1:5.000.[597] Darüber hinaus ließ sich der Preisverfall – sowohl der jeweils billigsten als auch der jeweils teuersten Geräte – nachweisen. Bemerkenswerter Weise schloss sich bei den Video-Recordern jedoch die Lücke. Die Erklärung liegt in der Lebenszyklus-Kurve klassischer Video-Kassettenrecorder; sie neigte sich nach Mitte der 1990er

[595] In Preisen von 2012: 3.700$ bzw. 2.800€.
[596] In Preisen von 2012: 300$ bzw. 240€.
[597] Rogers, E.M.: Diffusion, S. 213. Zur Umrechnung vgl. Fußnote 555.

Jahre dem Ende entgegen. Inzwischen sind die Geräte längst durch DVD- bzw. Festplatten-Recorder abgelöst worden.

Abbildung 4-6: Video, Gerätepreise (1975-2010)[598]

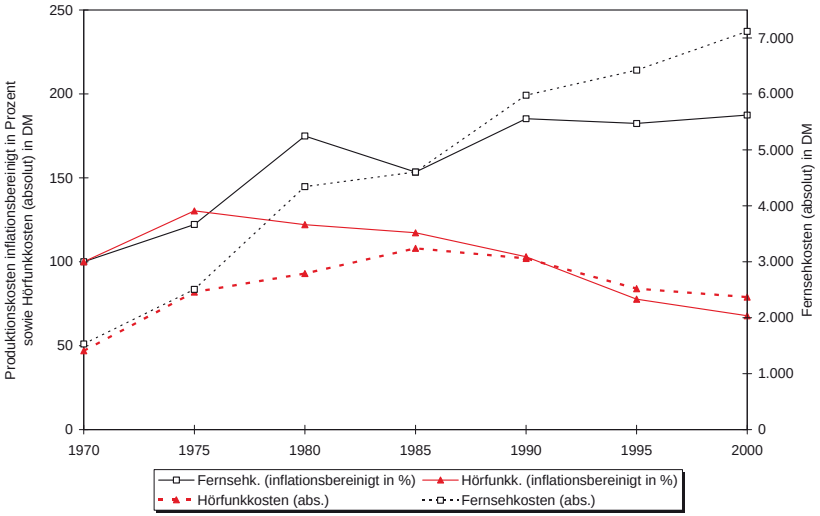


Der Preisverfall der technischen Geräte wirkte sich auch auf die Produktionskosten im Rundfunk aus – wie stellvertretend an den durchschnittlichen Sendeminutenkosten der ARD gezeigt werden kann. Wenn sich die absoluten Kosten pro Fernseh-Programmminute in den letzten Jahrzehnten dennoch kontinuierlich nach oben entwickelten, dann liegt das an teureren Senderechten. Die absoluten Kosten für die Hörfunksendeminute stiegen hingegen nur bis zur Mitte der 1980er Jahre.

Inflationsbereinigt ergibt sich ein anderes Bild: Die durchschnittlichen Kosten für die Fernsehsendeminute nahmen seit 1980 nur noch moderat zu, die für den Hörfunk sanken schon seit Mitte der 1970er. Die durch den technischen Fortschritt erzielten internen Produktionsvorteile konnten im Fernsehen also in Produktverbesserungen – z.B. durch den teureren Einkauf von Senderechten – investiert werden: Insbesondere die Sport- und Filmrechtekosten stiegen in den letzten Jahrzehnten überproportional, im Hörfunk hingegen nicht. Dort führten die technisch bedingten Produktionsverbesserungen zur Reduktion der Produktionskosten.

598 Eigene Erhebung: Quelle-Kataloge 1975 Frühjahr/Sommer bis 2005 Frühjahr/Sommer sowie letztmalig erschienen 2009/10 Herbst/Winter, in: Stadtarchiv Fürth, Schloss Burgfarrnbach.

Abbildung 4-7: Minuten-Sendekosten der ARD (1970-2000)[599]



Lesehinweis: Die relativen Fernseh- und Hörfunkkosten sowie die absoluten Hörfunkkosten (1970: 47 DM; 1985: 108 DM; 2000: 79 DM je Minute) werden auf der primären Y-Achse angezeigt. Die absoluten Fernsehkosten, die von ca. 1.500 DM (1970) auf ca. 7.100 DM je Minute (2000) stiegen, sind auf der sekundären Y-Achse ablesbar.

4.3.2 Leistungssteigerung, Zusatznutzen, Standardisierung

Wie die Produktion wurden auch die Empfangsgeräte nicht nur billiger, sondern auch besser. Röhrengeräte waren den Detektorempfängern weit überlegen und umso empfangsstärker, je mehr Röhren verbaut wurden. Deshalb warben die Gerätehersteller in der Frühzeit mit der Anzahl der Röhren, nach dem Zweiten Weltkrieg dann mit der Anzahl der Transistoren und vereinzelt bis in die 1970er Jahre mit der Anzahl integrierter Schaltkreise. Röhrengeräte – und später Transistorempfänger – konnten mit Lautsprechern ausgestattet werden, an Detektorempfänger mussten Kopfhörer angestöpselt werden. Röhrengeräte hielten die einmal eingestellte Frequenz und empfingen auch weiter entfernte Stationen; Detektorgeräte mussten permanent nachreguliert werden und empfingen nur

[599] ARD-Jahrbücher 1971, S. 205f.; 1976, S. 237f.; 1981, S. 270f.; 1986, S. 351f.; 1991, S. 387; 1996, S. 341; 2001, S. 369. Leider geizen die Sende-Anstalten seit etlichen Jahren mit Produktionskosten-Interna, so dass diese Grafik nicht fortzuschreiben war.

die Bodenwellen in unmittelbarer Nachbarschaft eines Senders. 1932 warb Telefunken für ein neues Gerät:

> „Zeigen Sie nur – welchen Sender Sie hören wollen, zeigen Sie es mit dem Finger auf der Autoskala, dann macht der neue Radio-Apparat ‚Telefunken 343 mit Selbst-Trenner' alles selber. Er stellt den Sender trennscharf ein, er beseitigt Störungen, er erweitert den Tonumfang – alles automatisch, alles immer richtig [...] ‚Man bedient ihn nicht, man wird von ihm bedient.'"[600] Der Komfortgewinn war also beträchtlich.

Der 1948 erfundene Transistor verdrängte seit den 1950er Jahren allmählich die Röhren in Marktnischen – z.B. den High-End-Bereich der Unterhaltungselektronik. Immer kleinere und damit transportablere Geräte, die zudem robuster als die empfindlichen Röhrengeräte waren, wurden möglich. Damit drang das Radio in Bereiche vor, die ihm bislang verschlossen geblieben waren: Es verließ die Häuslichkeit und wurde zum ständigen Begleiter der Jugend und der Autofahrer. Die tragbaren Geräte, knapp „Transistor" genannt, beschallten den Strand, das Picknick, Parks und Plätze, auf denen sich junge Leute versammelten. Die Radios eroberten dank der kleinen Transistoren auch das Auto: Zwar hatte es erste Autoradios schon zu Röhrenzeiten gegeben, aber sie beschränkten sich auf absolute Luxus-KFZ. Erst die ausgereifte Transistortechnik ermöglichte erschütterungsresistente, kleine, empfangsstarke und vergleichsweise billige Geräte. Dabei waren auch „Radiokoffer" mit Peripheriegeräten (Antenne, Halterungen, abnehmbare Bedienteile) kombiniert worden, um sie in PKW zu integrieren. Wegen der fortgeschrittenen Motorisierung erwartbar waren die USA Vorreiter des automobilen Radioempfangs. Das hatte Auswirkungen auf die Programmstruktur: In vielen Ländern entstanden alsbald Verkehrsfunk-Servicewellen. Der Zusatznutzen leistete einen wichtigen Beitrag zur Wiedergeburt des Radios in den 1960ern.[601]

Seit den 1970er Jahren erhielten Radios Kassettenlaufwerke eingebaut; die sogenannten Radiorecorder wurden dann Ende des Jahrzehnts zu „Ghettoblastern" vergrößert. Damit konnte die Umgebung mit selbstgewählten Programmen beschallt werden. Die Walk- und Diskmans seit den 1980ern, die auf Radioempfangsteile verzichteten, waren nur konsequente Fortsetzung des Trends zur selbstbestimmten Programmgestaltung aus der Konserve. Seit Beginn der 2000er Jahre wurden diese wiederum durch MP3-Spieler ersetzt, nachdem Apple mit dem iPod seinen ersten Trend in der Unterhaltungselektronik gesetzt hatte.

---

600 Zit.n. Lenk, C.: Dispositiv, in: RuG, 22/1996, Nr. 1, S. 12.

601 In den USA setzte sich das Autoradio am frühesten durch. 1945 war knapp ein Viertel, 1960 schon mehr als zwei Drittel mit Radios ausgestattet, 1975 war die Vollversorgung erreicht. Sterling, C.H.: Radio broadcasting: Post-1945, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 4, S. 1-11. Schiffer, M.B.: produkt development, in: T&C, 34/1993, Nr. 1, S. 98-113. Crisell, A.: History of British braodcasting, S. 137-139.

Leistungssteigerung und Komfortgewinn spielten auch bei anderen Geräten der Unterhaltungselektronik eine wichtige Rolle: Fernsehgeräte waren von zunächst bescheidener Qualität, obwohl die ersten Geräte riesigen Möbelstücken glichen. Die Empfangsröhren hatten trotz ihrer Größe ein kleines Sichtfeld (ca. 15x18 cm, später schon 40x50 cm), Zeilenzahl und damit Auflösung und Bildqualität waren bescheiden. Die beste deutsche Fernsehnorm des elektromechanischen Fernsehens erreichte 1935 180 Zeilen. Das vollelektronische Fernsehen 1938 441 Zeilen, das derzeitige Fernsehen arbeitet mit einer Auflösung von 625, das nicht eingeführte HDTV auf 1.125 Zeilen.[602] Bei den ersten Fernsehgeräten musste der Sender manuell eingestellt werden, spätere besaßen Senderprogrammplätze. Die kabellose Fernbedienung wurde bei einer der damals innovativsten Herstellerfirmen – bei „Zenith", USA – schon Mitte der 1950er Jahre vorgestellt. Fernbedienungen, über Kabel mit dem Gerät verbunden, kamen in den 1960er Jahren als billigere Alternative auf. Ohne schnurlose Fernbedienung sind Fernseher inzwischen unverkäuflich und daher vom Markt verschwunden. Bei Videorecordern war Gleiches zu beobachten. Die Bildqualität wurde besser, die Bedienung einfacher. Zunächst ersetzten praktische Kassetten die umständlichen Magnetbänder. Die Einführung von Programmierhilfen (VPS, Menüsteuerung, Strichkodierung oder Programmkennzahlen) enthob die Nutzer langer Studien der Bedienungsanleitungen. DVD- und Festplattenrecorder unterscheiden sich in dieser Hinsicht von den letzten Videorecordern nur unwesentlich.

Auch Veränderungen des Frequenzspektrums verbesserten die Leistungsfähigkeit. Zunächst wurde auf Mittelwelle, seit den späten 1920er Jahren auch auf Kurzwelle gesendet. KW reichte zwar weiter, die einzelnen Sender störten sich jedoch gegenseitig. In den USA wurde vereinzelt schon Ende der 1920er auf Ultrakurzwelle gesendet. Die neue frequenzmodulierte Welle erlaubte eine genauere Abgrenzung der einzelnen Sender voneinander, die Programme waren trennschärfer (vgl. S. 90f.). Da UKW ein idealer Frequenzbereich zur Ausstrahlung von Fernsehen ist, entbrannte zu Anfang der 1930er in den USA ein heftiger Streit um die Nutzung des Frequenzbereichs. Ab 1940 wurden einzelne UKW-Sender lizenziert, ab den 1950ern in Europa das UKW-Netz ausgebaut, seit den 1960ern in Stereo gesendet. Die UKW-Qualität war (und ist) so gut, dass weitere digitale Verbesserungen die Kunden bislang nicht überzeugten. Es fehlt der Zusatznutzen. Anders sieht es vielleicht mit der Kurzwelle aus. Die digitale Kurzwelle, qualitativ dem UKW-Empfang vergleichbar, wird schon seit anderthalb Jahrzehnten als vor dem Durchbruch stehend bezeichnet. Das digitale, terrestrische Fernsehen DVB-T ist zunächst vor allem in Ballungszentren emp-

[602] Zielinski, S.: Technikgeschichte des BRD-Fernsehens, in: Hickethier, K. (Hg.): Institution, Technik und Programm, S. 141.

fangbar; der Sendebereich wird nur langsam ausgedehnt – es scheint sich die Frühgeschichte des Rundfunks zu wiederholen.[603]

Standardisierung

Ein weiterer wichtiger Faktor, der die Verbreitung neuer Medien förderte, ist die Durchsetzung allgemeiner technischer Standards. Zu diesem Zweck gingen die führenden Gerätehersteller in allen Industrienationen Kooperationen ein. In den USA wurde die RCA gegründet, um der Geräteindustrie die gemeinsame Verwertung der Patente und damit die Durchsetzung des Radios zu erleichtern. Im Unterschied zum Film hatte das „Patent Pooling" beim Radio nicht primär den Zweck, lästige Newcomer-Konkurrenz auszuschalten: Vielmehr ermöglichte erst eine gemeinsame Patentverwertung die Geräteproduktion.[604]

Beim Fernsehen lagen die Dinge anders. Zwar mag die widersprüchliche Normentwicklung manchen frühen Fernseh-Enthusiasten abgeschreckt haben, als das Fernsehen jedoch endlich eingeführt wurde, war der Streit zwischen mechanischem und elektrischem System längst entschieden (s.o.). Vor dem Zweiten Weltkrieg setzte jedes Land auf andere Normen: Deutschland definierte 441 Zeilen, Holland 450, England 405, Frankreich 455 usw. Nach dem Zweiten Weltkrieg verständigten sich die Europäer dann auf 625 Zeilen. In den USA wurde der NTSC[605]-Standard 1941 mit zunächst 441 und dann 525 Zeilen gesetzt und 1953 zur Anpassung an das Farbfernsehen reformuliert. Da Farbsendungen abwärtskompatibel zu schwarz-weißen sein mussten, litt die Qualität. Für den Vorsprung von einst hatten die Amerikaner nur Spott übrig: NTSC stehe für „never the same color".[606]

Standardisierungen setzen sich in der Regel nicht auf dem freien Markt durch.[607] Sie sind einerseits ein wichtiges Regelwerk, um Techniken zum Durchbruch zu verhelfen, sie können darüber hinaus als Instrument zur Förderung kommunikationspolitischer Absichten dienen. Die Einführung des Farbfernsehens im geteilten Deutschland war besonders heikel. Die DDR konnte keine Entscheidung treffen, die nicht von weitreichenden Folgen gewesen wären. Als sich die Staaten des Ostblocks entschlossen, die französische Farbfernsehnorm Secam zu übernehmen, zögerten die Verantwortlichen im Postministerium in Ostberlin. Auf einer Tagung der RGW-Staaten[608] 1965 erwirkte die DDR eine

---

603 Dworschak, M.: Ende des Knatterns, in: Der Spiegel, 2003, Nr. 5, S. 136. ALM-Jahrbuch 2008, S. 28. ALM-Jahrbuch 2011/12, S. 22.

604 Godfrey, D.G./ Leigh, F.A. (Hg.): Dictionary, S. 297f.

605 NTSC = National Television Systems Committee.

606 Winston, B.: Media, S. 140. Allgemein zu den Fernsehnormen nach 1945: Bellac, P.: Fernsehnormung, in: RuF 1948, H. 3/4, S. 69-78. Zur Auseinandersetzung um den US-Standard: Edwardson, M.: Blitzkrieg over television, in: Journalism History, 25/1999, Nr. 2, S. 42-52.

607 Eine Ausnahme war das in Patenten und folglich Standardisierungen begründete Monopol von Bell, ein weiteres stellt der Quasistandard „Windows" im Home-Userbereich der PC-Welt dar.

608 Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe, das ökonomische Pendant zum Warschauer Pakt.

Klausel, die ihr die Entscheidung offen ließ. Letztlich entschied man sich aber doch für das Secam- und gegen das westdeutsche PAL-Farbfernsehsystem. Der Nachteil, mit eigenen Sendungen im Westen in schlechterer Qualität empfangbar zu sein, wog offensichtlich weniger schwer als der Vorteil, den Empfang bundesdeutscher Programme in der DDR zu behindern.[609]

In den letzten Jahren sind neue Fernsehtechniken (HDTV und D2Mac) gescheitert. Beide analoge Techniken beanspruchen ein breites Übertragungsband. Zudem brachte die Geräteindustrie keine preiswerten Geräte auf den Markt. Auch das neue Fernsehformat Breite/ Höhe 16:9 – statt wie bisher 4:3 – wäre beinahe gescheitert. Lange Jahre wurden nur geringe Absatzzahlen in Deutschland erreicht, die Geräte waren deutlich teurer, Fernsehprogramme im neuen breiteren Format wurden in zu geringer Stückzahl produziert, die Zahl der neuproduzierten Titel ging sogar über die Jahre zurück. Erst seit dem Jahr 2000 stiegen die Zahlen. Offensichtlich profitierte das Breitbildfernsehen von den rasanten Zuwachsraten der DVDs, deren Absatz schon 1999 in Deutschland um 400% gegenüber dem Vorjahr zunahm und die der Renner des Weihnachtsgeschäfts 2002 waren.[610] Allerdings wurden die analogen Geräte bald darauf durch digitale Flachbildschirme abgelöst, bei denen zunächst damit geworben wurde, „HD-ready“ zu sein. Der werbetechnische Euphemismus bemäntelte allerdings nur, dass die Geräte über eine geringere Auflösung als die „echten“ „Full-HD-Geräte“ verfügten (mind. 2 Megapixel Bildpunkte).

Die Auseinandersetzung um den Standard der sogenannten „Set-Top-Boxen“ zum Empfang digitalen Fernsehens führte zur Vereinheitlichung der technischen Spezifikationen und war für die Durchsetzung neuer Angebote wichtig. Auch diese Auseinandersetzung war ein Kampf von Geräteherstellern, Softwareindustrie und Programmanbietern. Die amerikanische Firma AT&T, der britische Fernsehsender BSkyB von Rupert Murdoch und der französische „Canal Plus“ kooperierten zu diesem Zweck. In Deutschland investierte Leo Kirch Milliarden in ähnliche Geräte.[611] Über die Auseinandersetzungen vor einem Jahrzehnt ist die Entwicklung längst hinweggegangen. Digitale Programmzugänge sind inzwischen zumeist in Neugeräte integriert. Zum 30. April 2012 wurde das analoge Satelliten-Signal abgeschaltet, in die deutschen Kabelnetze wird es allerdings wegen vieler Hausgemeinschaftsempfangsanlagen noch einge-

---

609 Glaubitz, G.: PAL-SECAM-Kontroverse, in: RuG, 27/2001, Nr. 1/2, S. 71-74.

610 Web.: Die Unterhaltungselektronik-Industrie schrammt an einem Mega-Flop vorbei, in: FAZ 4.10.2000, Nr. 230, S. 51.

611 Die Boxen aus Digital-Tunern, Decodern, großen Festplatten, High-Speed-Modems mussten, um den Markt erobern zu können, auch zu attraktiven Preisen angeboten werden. 2000 hätte eine Set-Top-Box ohne Subventionen ca. 670 Euro kosten müssen. Um die Akzeptanz zu steigern, hätten die Firmen zwischen 100-400 Euro subventionieren müssen. Pringle, D.: The Black Box vs. the PC, in: WSJE, 10.10.2000, 18 . Jg., Nr. 175, S. 27.

speist. Schon ein Jahr zuvor besaßen mehr als 85% aller Haushalte einen digitalen Rundfunkzugang.[612]

4.4 Voraussetzungen und Faktoren des Erfolgs analoger und digitaler Netzwerkmedien

4.4.1 Leistungssteigerung und Preisverfall

Gesteigerte Leistungsfähigkeit bei Preisverfall der Telekommunikationskosten

Wichtig für die Durchsetzung neuer Medien war und ist die gesteigerte Leistungsfähigkeit bei konstanten oder sinkenden Preisen – für die analogen und digitalen Netzwerkmedien galt dies in besonderem Maße. Um am Markt bestehen zu können, müssen elektronische Medien stets ein Mindestmaß an Marktreife aufweisen. Doch beim ersten Auftreten technischer Medien waren diese häufig in ihrer Nutzungsmöglichkeit noch eingeschränkt, oder die Bedienung war kompliziert, sie waren störanfällig oder alle Defizite galten zugleich. Für das Telefon bedeutete Leistungszuwachs zunächst Reichweitensteigerung. Aus technischen Gründen war das bis in die 1950er Jahre nur über Land zu realisieren. Daher blieb der Telegraf bei der Überseekommunikation bis in die 1950er Jahre beinahe ohne Konkurrenz – Ausnahme war die Funktelefonie.

Tabelle 4-4: Reichweitensteigerung beim Telefon (1876-1915)[613]

	Reichweite in km	*Funktionsprinzip*
1876	30	Induktiv
1879	70	
1884	500	Batterieverstärkt
1892	1.500	
um 1900	bis 3.000	Verstärkerspulen
1915	bis 5.000	Röhrenverstärker

Die Mobiltelefone boten ihren Nutzern ähnliche Leistungssteigerungen: Im ersten Mobilfunknetz A der 1950er Jahre mussten die Teilnehmer noch ihren Standort bekannt geben, im B- und C-Netz (ab 1972 bzw. 1986) war das nicht mehr nötig. Noch die C-Netz-Geräte waren koffergroß und kiloschwer. Erst die digitalen Geräte öffneten den Massenmarkt. Die digitalen D- und E-Netz-Geräte (ab 1992) wurden immer kleiner und leichter, die Batterien hielten länger, die Sprachqualität verbesserte, die Funklöcher schlossen sich – wenngleich in man-

612 ALM-Jahrbuch 2011/12, S. 20-23.

613 König, W.: Massenproduktion und Technikkonsum, in: Weber, W./ König, W. (Hg.): Propyläen Technikgeschichte, Bd. 4, S. 499. Wengenroth, U.: Informationsübermittlung, in: Ders. (Hg.): Technik und Kultur, Bd. 8, S. 463.

chem Billig-Netz mit Prepaid-Tarifen noch immer nicht vollständig. Zudem waren sie ähnlich einfach zu bedienen wie die Festnetztelefone und zum Festnetz kompatibel. All das ging mit einem deutlichen Preisverfall einher.[614]

Anfänglich schien es, dass mit dem Telegraf kein Geld zu verdienen sei. 1845 hatte in den ersten sechs Monaten das US-Postoffice mit dem Telegrafen 3.284$ ausgegeben, aber nur 413$ eingenommen.[615] Daher wurde die verlustreiche Apparatur zur Verwertung an Morse zurückgegeben.[616] Kostete z.B. die Verlegung von Tiefseekabeln 1866 ca. 7.000 Mark[617]/ km, sank der Preis bis 1911 auf ungefähr ein Drittel.[618] Ein Durchschnittstelegramm kostete in den USA 1868 mehr als 1$,[619] 1877 nur noch 39C.[620] Noch deutlicher sanken die Preise für Überseetelegramme. 1879 kostete ein transatlantisches Telegramm [vermutlich 20 Worte] 100$,[621] 1970 ein Wort 25C.[622] Die Preissenkungen förderten den Telegrammverkehr überall: Nach Preisnachlässen von 33% im Jahr 1863 und weiteren 50% im Jahr 1886 stieg das Telegrammaufkommen in Belgien um 80 bzw. 85%. Ähnliches wiederholte sich in Frankreich, der Schweiz und Preußen.[623]

Die Preise verfielen auch in Deutschland rapide. Das war nicht in jeder Hinsicht erwartbar: Während der nichtrivalisierende Konsum die Presse unter Preisdruck setzt, gilt dies für die leitungsgebundene Telegrafie und Telefonie nicht. Hier rivalisiert der Konsum bei der Leitungsbandbreite. Preissenkungen, die das Verkehrsaufkommen steigern, verknappen daher das Gut und müssten eigentlich in Preissteigerungen münden. Dies war allerdings nicht der Fall, da Preissenkungen und Steigerungen des Verkehrsaufkommens in allen Ländern mit großen Investitionen in den Leitungsbau einhergingen.

Zudem waren die Preise administriert: In den europäischen Staaten konnten die Gesetzgeber über die staatlichen Post- und Telegrafenbehörden in die Tarife eingreifen, um Konsumverhalten zu steuern. Um z.B. bei bescheidener Bandbreite die Telegrammzahl herauf- und die Telegrammlänge herabzusetzen, war

---

614 Rogers, E.M.: Diffusion, S. 244-246.

615 In Preisen von 2012: 96.000$ (74.000€) zu 12.000$ (9.300€). Die Umrechnung folgt dem Langzeitinflationsindex von Robert Sahr von der Oregon State University: Inflation Conversion Factors for Dollars 1665 to Estimated 2012, in: http:// www.orst.edu/dept/pol_sci/fac/sahr/sahr.htm (9.8.2002) sowie dem Inflationsindex der US-Regierung http://www.bls.gov/cpi/ (August 2012). Ausdrücklich sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass in den USA der Inflationsindex (consumer price index) erst seit 1913 erhoben wird. Abgleichungen zu früheren Jahren basieren auf wirtschaftshistorischen Schätzungen, können also nur näherungsweise stimmen.

616 Winston, B.: Media, S. 25-27.

617 Die Mark wurde erst 1875 eingeführt.

618 Neutsch, C.: Internationale Seekabelverbindungen, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 57.

619 In Preisen von 2012: 15,5$ (12€).

620 In Preisen von 2012: 8,2$ (6,3€). Du Boff, Richard B.: Telegraphy, in: Barnouw, E./ Worth, Tobia L. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 4, S. 208-212.

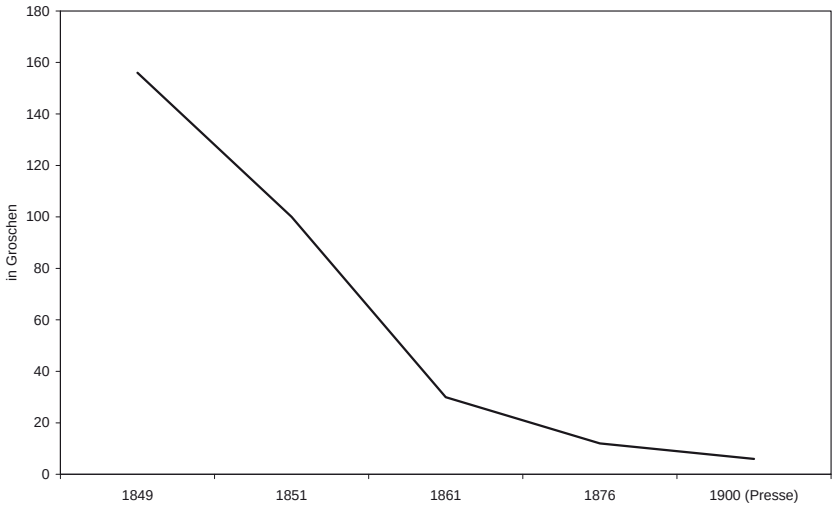
621 In Preisen von 2012: 2.200$ (1700€).

622 In Preisen von 2012: 1,42$ (1,09€). Winston, B.: Media, S. 246.

623 Telegraph, in: Encyclopaedia Britannica, 11. Aufl., Bd. 25, S. 525.

1876 in Deutschland der 20-Worte-Tarif auf den Worttarif umgestellt worden. Der Verfall der Telegrammkosten war politisch gewollt und daher ohne aktive Preissenkungspolitik der Monopolisten nicht denkbar. In Deutschland wurden die niedrigen Tarife durch die Tarifordnung des Telegrafengesetzes von 1892 festgeschrieben, da fortan Erhöhungen nur auf dem Wege der Gesetzgebung möglich waren. Davor scheuten sich die Parlamentarier schon zu Ende des 19. Jahrhunderts. Außerdem wäre es anfangs nicht (oder nur unter hohem Aufwand) möglich gewesen, die Gesprächszeit abzurechnen.[624]

Abbildung 4-8: Telegrammkosten für 20 Worte, weiteste Entfernung (Deutschland: 1849-1900)[625]



Da Preise insbesondere bei privaten Monopolisten hoch sind, war Telefonieren in den USA zunächst besonders teuer. Die erste kommerzielle Verbindung wurde zwischen dem privaten Haus und der Fabrik eines Unternehmers 1877 in Boston errichtet. Die Verbindung kostete 20$ pro Jahr für private,[626] 40$ pro Jahr für geschäftliche Verbindungen.[627] Die große Nachfrage gestattete es AT&T, die Anschlussmieten deutlich heraufzusetzen. Daher lagen die Preise in den USA

[624] Vgl. Buol-Berenberg, Frhr. v.: Bericht der XVI. Kommission über den derselben zur Vorberathung überwiesenen Entwurf eines Gesetzes über das Telegraphenwesen des Deutschen Reichs – Nr. 308 der Drucksachen (Nr. 460), in: Stenographische Berichte des Reichstags 8. Legislaturperiode, 1. Session, Anlagen Bd. 4 (Bd. 124), S. 2699-2715. Hesse, J.-O.: Netz der Kommunikation, S. 253.

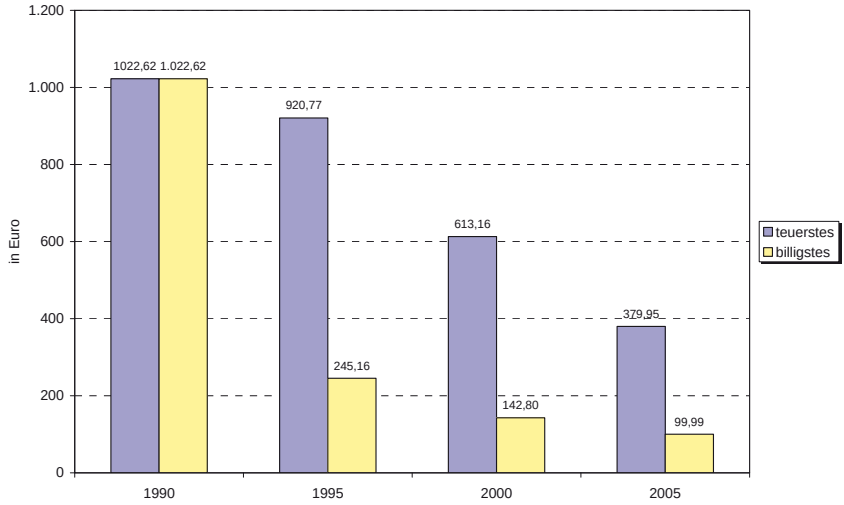
[625] Brockhaus Konversationslexikon, 14. Aufl., 15. Bd., S. 675. Hesse, J.-O.: Netz der Kommunikation, S. 209-215, 249-264, 371-374, 402-407.

[626] In Preisen von 2012: 425$ (325€).

[627] In Preisen von 2012: 850$ (650€).

deutlich höher als in Europa.[628] Nachdem die Bell-Patente 1894 ausgelaufen waren, traten viele Firmen in den Markt. So fielen bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Telefongebühren in den USA um ca. 75%, bis in die 1960er galten dort weltweit die niedrigsten Tarife. Der Preisverfall ging 1984 nach der Zerschlagung von AT&T in die nächste Runde. Weil die FCC der AT&T Preisfestlegungen auferlegte, während die anderen Fernanbieter ihre Tarife selbst bestimmen durften, sanken die Gesprächskosten zwischen 1984 und 1991 um die Hälfte; allerdings sanken zeitgleich durch die Einführung digitaler Vermittlungstechniken auch die Kosten um 40-60%.[629] Die Deregulierung in Deutschland (1998) senkte die Telefonkosten bis Mitte 2002 um 90%.[630]

Abbildung 4-9: Fax-Geräte, Preise (1990-2005)[631]



Deutlich ist auch der Preisverfall bei den Geräten. Das gilt für viele Bereiche. Das Faxgerät wurde schon 1929 von Rudolf Hell erfunden. Außer Nachrichtenagenturen, Zeitungen und Behörden setzte allerdings niemand die „Siemens-Hell-

628 Anfang der 1890er Jahre kostete ein Telefonanschluss pro Jahr in Washington 100$ (=2012: 2.400$ [1.850€]), in Groß New York 240$ (=2012: 5.800$ [4.450€]), in Philadelphia 250$ (=2012: 6.000$ [4.640€]), in Chicago 175$ (=2012: 4.220$ [3.250€]). In Europa, wo der politische Wille niedrigere Tarife diktierte, betrugen die Mietpreise nur Bruchteile: in Paris 18$, in Stockholm 20$ (=2012: 434$ bzw. 482$ [334€ bzw. 371€]). Zur Umrechnung vgl. Fußnote 615. Winston, B.: Media, S. 53, 253.

629 Pitz, D.: Wettbewerb, S. 47-56. Shampine, A.: Determinants, in: Journal of Evolutionary Economics, 11/2001, S. 251. Schneider, V.: Staat und technische Kommunikation, S. 92.

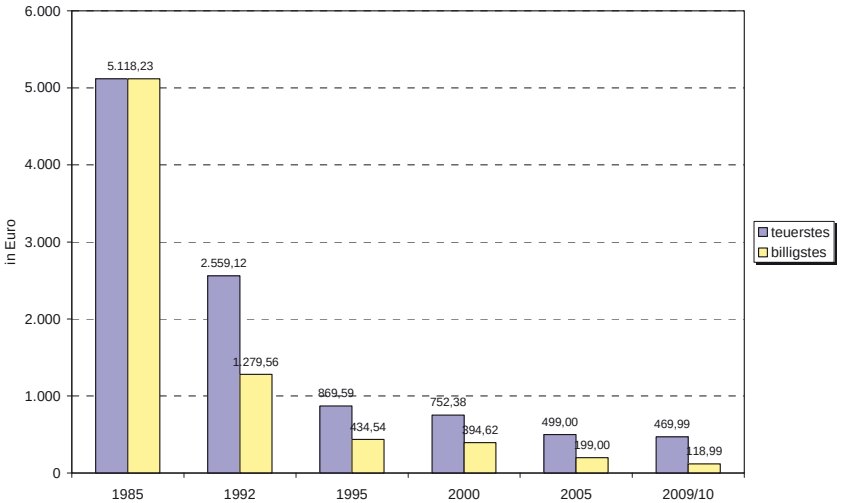
630 Bonde, B.: Der Wettbewerb kommt dem Verbraucher meist zugute, in: FAZ 4.7.2002, Nr. 154, S. 13. Allein zwischen August 1999 und August 2000 sanken die Auslandsgesprächskosten um 35,6%. dfb.: Das Telefonieren wird abermals günstiger, in: FAZ 1.11.2000, Nr. 254, S. 20.

631 Eigene Erhebung: Quelle-Kataloge 1990 bis 2005 Frühjahr/Sommer, in: Stadtarchiv Fürth, Schloss Burgfarrnbach. Danach wurden Fax-Geräte aus dem Angebot genommen.

Schreiber“ ein. In den USA öffnete ein neuer FCC-Standard den Faxgeräten den Massenmarkt. Kosteten die Geräte 1965 aber noch 8.000$, lagen durchschnittliche Preise 1980 bei 2.000$, ein Jahrzehnt später bei 500$ und 1993 bei 250$. Würde man die Preise inflationsbereinigt betrachten, wäre der Preisverfall noch deutlicher, da in Preisen von 2012 das Durchschnittsgerät 1965 sogar 56.325$ [43.000€] gekostet hätte.[632]

Gleiches gilt für die erst 1983 eingeführten Mobiltelefone; sie wurden zudem immer leistungsfähiger. In der folgenden Grafik wurden in der Regel Geräte ohne Vertragsbindung aufgenommen. Nur im Jahr 2000, in dem die Quelle-Kataloge Handys nur mit Vertragsbindung vertrieben, wurden die fixen Vertragskosten für die gesamte Laufzeit einkalkuliert. Damit sind die 2000er-Angaben um die „Grundgebühr“ zu hoch. Außerdem gibt die Grafik nicht den tatsächlichen Preisverfall wieder, weil in den letzten Jahren die Handys sich von schnurlosen, mobilen Telefonen über Mehrfunktions-Geräte zu multifunktionalen Hochleistungscomputern entwickelten. Schon das billigste Handy 2009/10 besaß eine Digital-Kamera, das teuerste war darüber hinaus internet- und navigationsfähig, ohne allerdings schon ein modernes Smart-Phone mit Touchscreen zu sein.

Abbildung 4-10: Mobiltelefon, Gerätepreise (1985-2010)[633]



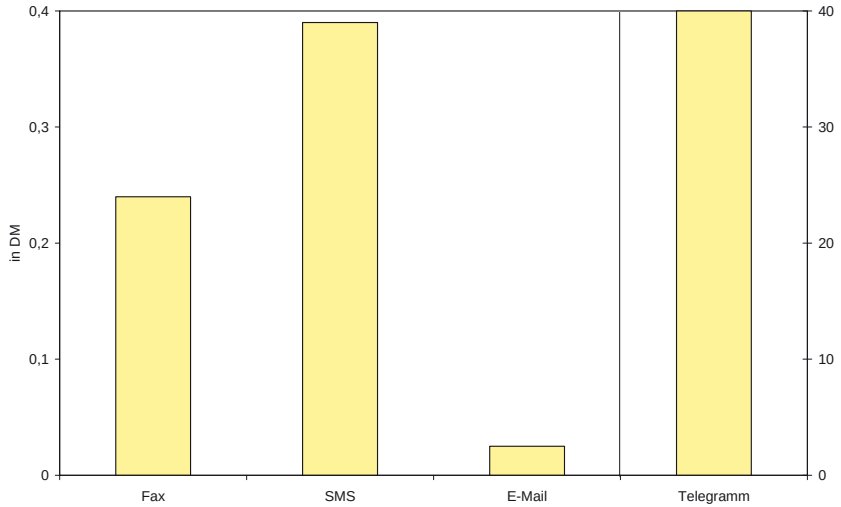
632 Rogers, E.M.: Diffusion, S. 325. Zur Umrechnung vgl. Fußnote 615.

633 Eigene Erhebung: Quelle-Kataloge 1998 bis 2005 Frühjahr/Sommer sowie letztmalig erschienen 2009/10 Herbst/Winter, in: Stadtarchiv Fürth, Schloss Burgfarrnbach. Ergänzt um Teuteberg, H.-J.: Strukturmerkmale, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 314 für 1985 und 1992.

Aber auch die umgekehrte Entwicklung ist beobachtbar: Medien, die im Preis nicht mehr konkurrenzfähig sind, geraten unter Druck, Dienstleistungen werden eingestellt. So hat die E-Mail das klassische Telegramm längst in eine Nischenexistenz gedrängt.

Auch hier ist der Preisnachteil nicht der einzige: Zwar ist die telegrafische Vermittlung – verglichen mit den anderen Medien – ähnlich schnell, beim Systemwechsel entstehen jedoch Geschwindigkeitsverluste. Die „letzte Meile" wird per Kurier überwunden, bei der Aufnahme muss sich der Kunde ins Postamt bemühen bzw. das Telegramm telefonisch aufgeben. Hinzu kommt, dass heute im Ausland das Telegramm nicht mehr per Kurier, sondern mit gewöhnlicher Post verschickt wird, die früheren Geschwindigkeitsvorteile also längst verloren sind. So wurden von Deutschland aus 1990 noch 1,7 Mio. Telegramme ins Ausland verschickt, 2000 jedoch gerade noch 70.000 Telegramme und Ende Dezember 2000 wurde die Auslandstelegrafie ganz eingestellt: eine naheliegende Entscheidung, da die SMS nur ca. ein Hundertstel eines Telegramms kostete.

Abbildung 4-11: Übermittlungskosten 2000:
20 Wörter von Deutschland nach Österreich (in DM)[634]



Seither vermarktet die Telekom das Telegramm nur noch als Schmuck- und Glückwunschtelegramm, die Kosten sind kaum noch gesunken: 2012 verlangte die Telekom für ein telefonisch aufgegebenes schmuckloses Telegramm (max. 30 Worte) 18,35€, mit Schmuckblatt 22,55€.[635] E-Mail-Kosten hingegen lassen sich

[634] Gloger, A.: Mail verdrängt Telegramm. Telekom stellt Dienst ein, in: Die Welt, 13.9.2000, S. WW7.
[635] Vgl. http://www.deutschepost.de/de/t/telegramm.html (August 2012).

im Unterschied zu folgender Grafik *de facto* nicht mehr berechnen, da die Mehrzahl der Nutzer längst zu einer Internet-Flatrate gewechselt ist. Auch die SMS-Kosten lassen sich für die Mehrzahl der Handy-Nutzer aus gleichem Grund nicht mehr ausweisen.

Preisverfall und Leistungssteigerung digitaler Medien

Ohne den permanenten Leistungszuwachs hätten sich Computer und Internet nicht so rasch durchsetzen können. Parallel verfielen die Preise rapide. Nur bei den Spitzenprodukten spielte der Preis eine eher untergeordnete Rolle: zumindest unmittelbar, mittelbar jedoch waren die Spitzenleistungen auch in dieser Hinsicht Vorreiter.

Die jeweiligen „Supercomputer" ihrer Zeit waren immer hochspezialisierte Werkzeuge. Der Ausdruck wurde erst in den 1970er Jahren geprägt und war lange ein Synonym für die Produkte von Seymour Cray (1925-1996). Supercomputer dienen so unterschiedlichen Zwecken wie der Automobil- oder Flugzeugkonstruktion, der Wettervorhersage, der Simulation von Klimamodellen, Kernwaffentests oder der Rekonstruktion des Urknalls. In den Anfängen im und nach dem Zweiten Weltkrieg entschlüsselten sie den deutschen Funkverkehr (vgl. Kapitel 2.3.4), dienten ballistischen Berechnungen und unterstützten bei der Konstruktion der Wasserstoff-Bombe.

Tabelle 4-5: Kosten von „Supercomputern" (1908-1985)[636]

	Jahr	*$ (Herstellungsjahr)*	*Euro (2012)*
Hollerith	1908	50.000	930.000
Zuse Z1	1938	10.000	120.000
Mark I	1943	100.000	1.160.000
Mark II	1944	300.000	2.960.000
Zuse Z4	1945	50.000	475.000
ENIAC	1946	600.000	5.250.000
Whirlwind	1951	200.000	1.300.000
IBM 360/75	1966	5.000.000	26.000.000
Cray 1	1976	10.000.000	30.000.000
Cray 2	1985	10.000.000	16.000.000

Inzwischen sind Supercomputer so rechenstark und die Rechenzeit so billig, dass Bank- und Versicherungsunternehmen schon dazu übergegangen sind, damit die Kredit- und Versicherungswürdigkeit ihrer Kunden aufgrund der Analyse von deren Kommunikationsverhalten in Sozialen Netzwerken analysieren zu

[636] Porobic, Adi: What next, revealed 1, in: http://research.microsoft.com/en-us/um/people/gray/talks/AdiProbicWhatNextRevealed.pdf; http://www.freewebs.com/adipor/ (August 2012) Die offensichtliche Verwechslung von Mark 1 und 2 wurde korrigiert. Vgl. Winston, B.: Media, S. 167-169.

lassen. Als „weiße Elefanten“ sind Supercomputer für die Mediengeschichte dennoch von marginaler Bedeutung.

Joseph C.R. Licklider (1915-1990), Computerpionier, Professor am MIT und als zeitweiliger Abteilungsleiter der Arpa für die erste Internet-Konzeption zuständig, schätzte 1968, dass der Preisverfall seit dem Zweiten Weltkrieg alle zwei Jahre 50% betragen habe.[637] In der folgenden Tabelle drückt sich dies nicht so deutlich aus, da sie die Steigerung der Rechenleistung nicht berücksichtigt.

Tabelle 4-6: Preisverfall von Rechenzeit (ca. 1950-1974)[638]

Zeitpunkt	*Kosten*
späte 1940er	300$/ Stunde
1950 (IBM 650)	7.500$/ Monat
1951 (IBM 701)	5.500-8.000$/ Monat
1952 (IBM CPCs)	1.500$/ Monat
1952 (IBM 701)	18.000$/ Monat
1954 (IBM 650)	3.000-4.000$/ Monat
1954 (Zuse 4)	10 CHF/ Stunde
1964 (IBM 360/20)	3.100$/ Monat
1968	16$/ Stunde
1974 (IBM Sytem 3)	1.800$/ Monat

Um die Bedeutung des Preisverfalls als Faktor der Durchsetzung eingehend zu würdigen, muss man sich verdeutlichen, dass Mitte der 1970er ein PC in heute typischer Konfiguration theoretisch bereits machbar war. Alles war vorhanden. Bei Xerox im „Palo Alto Research Center“ (PARC) waren Maus und grafische Benutzerschnittstelle (Icons) entwickelt worden, Netzwerkmöglichkeiten existierten. Gleiches gilt für Monitor und andere technische Peripheriegeräte. Aber solch ein PC hätte 25.000$ gekostet.[639] Zudem lag das Xerox PARC im Silicon Valley zwar unter forschungsstrategischen Gründen beinahe ideal – seine Leitung hatte beste Kontakte zum MIT und zur ARPA; die Hauptsitze der Xerox Company jedoch lagen in Stanford/ Connecticut und Rochester/ New York. Aufgrund der großen Entfernung und der daraus resultierenden schlechten

[637] Licklider, J.C.R./ Taylor, R.W.: computer, in: S&T, 1.4.1968, im Internet unter: http://www.kurzweilai.net/the-computer-as-a-communication-device (August 2012). Auf den Zusammenhang von Leistungssteigerung und Preisverfall wies schon Gordon E. Moore in einem Aufsatz hin, in dem das (später sogenannte) „Mooresche Gesetz“ formuliert wurde. Moore, G.E.: integrated circiuts, in: Electronics, 38/1965, Nr. 8, S. 114-116.

[638] Winston, B.: Media, S. 195-197, 204. Vgl. Fußnote 637. Museum für Kommunikation Bern (Hg.): Computergeschichte, S. 14. Naumann, F.: Abakus, S. 160.

[639] In Preisen von 2012: 98.000$ (76.000€). Shapiro, R./ Price, L./ Economics and statistics administration. Office of Policy Development (Hg.): Digital economy 2000, Kap. 1, S. 5.

Kontakte erkannte Xerox offensichtlich nicht das enorme ökonomische Verwertungspotential.[640]

Noch nachdrücklicher stellt sich der Preisverfall dar, wenn der inzwischen unumgängliche Internetzugang in die „Peripherie" einbezogen wird: In der Frühzeit des Arpanet schlug ein Internet-Zugangsrechner – funktionell mit einem Modem bzw. Router zu vergleichen – mit ca. 100.000$ (1970) zu Buche. In Preisen von 2012 wären das 570.000$ bzw. 440.000€. Statt einer halben Million Dollar oder Euro müssen heutige Internet-Nutzer für ein funktionelles Äquivalent noch ca. ein Zehntausendsel der Summe investieren. So beschritten Computerenthusiasten erneut den Weg, den Radio-Anhänger in den 1920er Jahren gegangen waren: Sie gründeten Clubs und Vereine und löteten sich erste einfache Geräte selbst zusammen. In dem Magazin „Radio-Electronics" wurde ein Computerbauplan mit dem Intel 8008-Chip als CPU für 250$ veröffentlicht. Weitere billige Bausätze folgten. Das erste PC-Magazin, „Byte", erschien im Juli 1975. Der Apple I wurde dann im Juli 1976 für 666$ verkauft.[641]

Der Preisverfall ist zu großen Teilen den extrem kurzen Innovationszyklen geschuldet. Wenn sich alle 18 Monate die Rechenkapazität verdoppelt, werden alte Muster unverkäuflich. D.h., nur der erste am Markt erzielt so große Renditen, dass die Entwicklungskosten auch erwirtschaftet werden. Daran sind viele Produzenten gescheitert, in Deutschland z.B. die Firma Nixdorf, die sich auf leistungsfähige Rechner für den professionellen Markt spezialisiert hatte. Die Dominanz von Intel war lange nahezu unangefochten. In den letzten Jahren ist der Mitbewerber „Advanced Micro Devices" (AMD) zwar dichter herangerückt, hat aber bislang die technologische Führung nicht übernehmen können. Bezogen auf die (theoretische) Rechenleistung sind heutige Rechner ca. eine Million mal billiger als die ersten PCs Ende der 1970er Jahre.

Tabelle 4-7: Preisentwicklung und Rechenleistung von PCs (1977-2012)[642]

PC (mit CPU)	*Jahr*	*Preis in $*	*$ 2012*	*MIPS*	*$ je MIPS 2012*
Apple II	1977	1.300	4.766,8	0,02	238.342
IBM XT	1983	2.500	5.577,5	0,33	16.902
Apple Macintosh	1984	2.500	5.346,2	0,52	10.281
386er	1988	2.450	4.602,1	4,3	1.070,2
486er	1994	2.500	3.748,2	16,2	231,4

640 Ganz anders Steve Jobs, Gründer der Computerfirma Apple: Als er Xerox PARC im November 1979 besuchte, erkannte er das große Potential der dort gemachten Erfindungen und warb einen der wichtigsten Entwickler, Larry Tesler, für Apple ab. Rogers, E.M.: Diffusion, S. 143-147.

641 In Preisen von 2012: 2.600$ (2.000€). Siegert, P.F.: E-Mail, S. 152. Winston, B.: Media, S. 232f. Vgl. Wozniak, S./ Smith, G.: I, Woz, S. 151-209.

642 MIPS o.a. Mflops: Mega (1 Mio.) Instructions oder floating point operations je Sekunde (Gleitkommaoperationen). http://www.intel.com/museum/archives/history_docs/moore.htm (August 2012). Eigene Marktbeobachtungen. Vgl. Porobic, Adi: What next, revealed 1, in: http://research.microsoft.com/en-us/um/people/gray/talks/AdiProbicWhatNextRevealed.pdf; http://www.freewebs.com/adipor/ (August 2012).

PC (mit CPU)	Jahr	Preis in $	$ 2012	MIPS	$ je MIPS 2012
Pentium I/75	1996	2.000	2.832,5	75	37,8
Pentium III/600	2000	1.800	2.322,9	600	3,9
Pentium IV/ 3GHz	2003	2.000	2.409,4	3.000	0,8
Xeon E5	2012	2.300	2.300,0	8.000	0,3

Den dramatischen Preisverfall hat der Autor an einzelnen Komponenten selbst nachvollzogen. Beispielsweise kostete die zehn MB große Festplatte seines ersten Computers Ende 1986 1.500 DM, eine externe USB-Festplatte mit 1 Terabyte Speicherplatz hingegen kostete 2011 nur noch 80 Euro. Das ist eine Reduktion auf ein Millionstel in 25 Jahren. Dabei ist die Inflation nicht einmal berücksichtigt. Zudem sind Festplatten für mobile PCs und externe Festplatten teurer als für Einbaugeräte für Büro-PCs. Unter Einberechnung der Inflation wären die Preise nochmals um 25% stärker gefallen.

Ebenso aussagekräftig ist die umgekehrte Rechnung: Die PDF-Datei einer Ausgabe der Wochenzeitung „Die Zeit" ist zumeist zwischen 50 und 100 MB groß. Eine Ausgabe abzuspeichern hätte 1986 demnach zwischen 7.500 und 15.000 DM (ca. 3.800 bis 7.600€) gekostet. Die iPad-Ausgabe einer „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung" ist sogar 250 bis 300 MB „dick", hätte also vor 25 Jahren Speicherplatz im Wert 37.500 bis 45.000 DM (ca. 19.000 bis 23.000€) belegt. Die beiden letzten Beispiele belegen zugleich, dass die Leistungszuwächse der digitalen Medien zwar beeindruckend sind, aber beim Nutzer nicht alles ankommt, da Leistungssteigerungen durch eine enorme Ressourcenverschwendung wieder aufgebraucht wurden.[643]

Ohne beträchtliche Leistungssteigerungen wären Computer und Internet nicht zu den heutigen Universalinstrumenten geworden. Die rapide Leistungssteigerung hat verschiedene Dimensionen:

- die Zunahme der Rechenleistung,
- das Wachstum der Speicherkapazität,
- vor allem aber die zunehmende Robustheit und Störresistenz.

Von den mechanischen über elektromechanische (relaisgesteuerte) zu vollelektronischen Rechnern nahm die Leistung deutlich zu. Die Computer (Röhrenrechner, Transistor- und später Rechner mit ICs) drangen in immer neue Leistungsdimensionen vor: Während Konrad Zuses erstes mechanisches Modell schätzungsweise 25 Sekunden zur Berechnung einer Gleitkommaoperation

[643] Eine Anfang 2003 ausgetauschte Notebook-Harddisk (30 Gigabyte für 130 Euro) hatte, bezogen auf den Speicherplatz, nur den zwanzigtausendsten Teil gekostet. In den letzten knapp zehn Jahren ist der Speicherplatz mithin nochmals um den Faktor 50 billiger geworden. Der Verbraucherpreisindex des Statistischen Bundesamtes als Excel-Tabelle abrufbar unter: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Preise/Verbraucherpreise/VerbraucherpreisindexLangeReihen.html (August 2012).

(Flops oder IPS[644]) benötigte, brauchte sein relaisgesteuerter Z3 drei Jahre später nur noch drei Sekunden. Der vollelektronische Röhrenrechner ENIAC war mehr als tausendmal schneller.

Tabelle 4-8: Rechenleistung von „Supercomputern" (1908-2012)[645]

	Jahr	*„Flops" (IPS) [Mega/ Tera-Flops]*	*Schalteinheit*
Hollerith	1908	0,02	Relais
Zuse Z 1	1938	0,04	Mechanisch
Zuse Z 3	1941	0,4	Relais
Mark I	1943	2,33	Relais
Mark II	1944	224	Röhren
ENIAC	1946	2.890	Röhren
Whirlwind	1951	69.400	Röhren
IBM 360/75	1966	2.540.000	Transistoren
		Mega-Flops (MIPS)	
Cray 1	1976	150	parallele CPUs
Cray 2	1985	824	parallele CPUs
ASCI White	2001	7.220.000	massiv parallele CPUs
		Tera-Flops (TIPS)	
Earth Simulator	2002	35,9	massiv parallele CPUs
Cluster Platform 3000 (langsamster der Top-500)	2012	60,8	massiv parallele CPUs
Sequoia (schnellster der TOP 500)	2012	16.320	massiv parallele CPUs

Ein Transistorrechner-Prototyp rechnete 1955 schon bis zu 100.000 Flops, die gleiche Rechenleistung erbrachte Intels Chip 8008 Anfang der 1970er. Im Sommer 2001 galt der Supercomputer „ASCI White" von IBM mit einer Leistung von über sieben Teraflops (7 Billionen ($7x10^{12}$) Rechenoperationen/ Sec) als schnellster Rechner; zehn Jahre später (Ende 2011) ist selbst der langsamste der Top-500-Liste sechsmal schneller und damit mehr als 150 Billionen Mal schneller als Zuses Z3. Der aktuell Schnellste übertrifft diesen nochmals um den Faktor 200.[646]

- Oder anders: Die Rechenleistung absoluter Spitzenprodukte steht jeweils eine Menschengeneration später auf dem Schreibtisch.

644 Flops: Floating Point operations/ sec. = IPS, Instructions per sec. (Gleitkommaoperationen je Sekunde).

645 Porobic, Adi: What next, revealed 1, in: http://research.microsoft.com/en-us/um/people/gray/talks/AdiProbicWhatNextRevealed.pdf; http://www.freewebs.com/adipor/ (August 2012). Die offensichtliche Verwechslung von Mark 1 und 2 wurde korrigiert. Zu den neuesten Supercomputern s. www.top500.org. (August 2012).

646 Die Liste der schnellsten Computer ist im Internet unter: www.top500.org zu finden (August 2012). Weitere Angaben in der bedingt verlässlichen Chronik von: Hiebel, H.H./ Hiebler, H./ Kogler, K. (Hg.): Große Medienchronik, S. 1043-1051.

- Inzwischen kann man hinzufügen: und zwei Generationen später in der Tasche des Normalbürgers.[647]

Die modernen Supercomputer basieren auf massiv parallelgeschalteten Chips. Der genannte IBM-Computer rechnet mit über 8.000, der von NEC mit über 5.000 Prozessoren. Daher sind die Rechenleistungen nicht mit der Leistungsentwicklung von PCs vergleichbar. Außerdem nehmen diese Rechner viel Raum ein, beispielsweise beansprucht der NEC die Fläche von vier Tennisplätzen. Von größerer Bedeutung für die Entwicklung der Computer zu PCs und damit zu medien- und kommunikationswissenschaftlich relevanten Artefakten ist die rasante Entwicklung im Prozessorenbau gewesen – die selbstredend auch verantwortlich war für die immer neuen Rekorde im Highend-Bereich des Computerbaus. Mit dem „Earth Simulator" waren unter anderem Erdbeben-, Tsunami- und andere Katastrophenszenarien hinsichtlich ihrer wahrscheinlichen Auswirkungen berechnet worden. Bedauerlicher Weise hatten es die zuständigen Behörden und Betreiber von Kernkraftwerken unterlassen, die Zivilschutz- und Baumaßnahmenempfehlungen umzusetzen, so dass es 2011 zu dem Reaktorunfall von Fukushima kam.[648]

Für die wachsende Rechenleistung einzelner Chips steht „Moores Gesetz", nach Gordon E. Moore benannt. Moore war zunächst Mitarbeiter des Nobelpreisträgers William Shockley, später Mitbegründer der Halbleiterhersteller „Fairchild Semiconductor" (1958) und „Intel" (1968). Moore sagte 1965 voraus, die Packungsdichte bei integrierten Schaltkreisen werde sich in den nächsten zehn Jahren jedes Jahr verdoppeln. 1975 modifizierte er seine Prognose: Alle zwei Jahre werde sich die IC-Kapazität verdoppeln.[649]

Obwohl „Moore's Law" inzwischen vor fast einem halben Jahrhundert formuliert wurde, steigert sich die Packungsdichte der Chips seither in etwa nach Moores Vorhersage: Seit Mitte der 1970er verdoppelt sich die Schaltkreisdichte alle anderthalb Jahre. Das bedeutet eine Verzehnfachung alle fünf Jahre und je Dekade die hundertfache Dichte. Nach gegenwärtigen Erkenntnissen könnte die Grenze spätestens 2020 erreicht sein. Dann dürfte die Leiterbahnstärke gerade noch bei 100 Atomen liegen. Bei dieser Stärke gerät die lithografische Herstellungstechnik an Grenzen, selbst mit Gamma-Strahlen die Leiterbahnen der Chips zu ätzen. Zudem dürfte bei dieser Leiterbahnstärke die Unzuverlässigkeit der Chips aufgrund quantenphysikalischer Effekte ziemlich hoch sein.

---

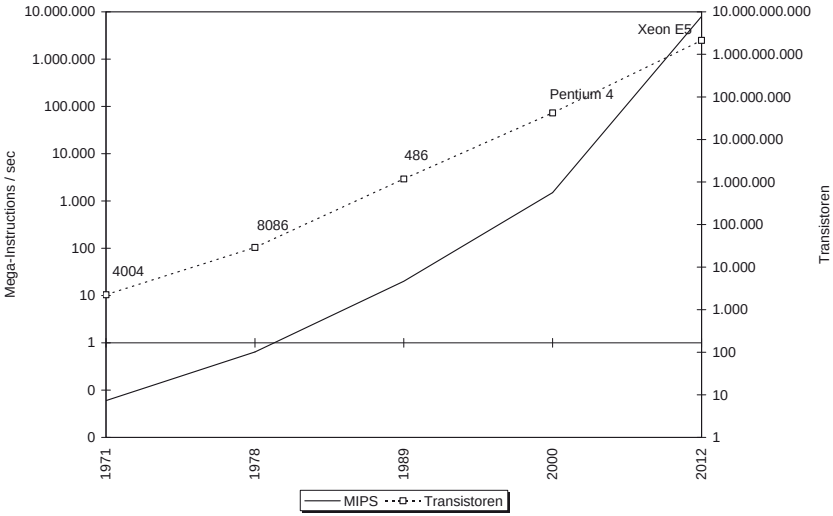
[647] Der Co-Autor der „Club of Rome"-Studie „Die Grenzen des Wachstums", Dennis Meadows, bilanzierte 40 Jahre später: „Heute würde unser Weltmodell [das in den 1970ern auf den Supercomputern des MIT gerechnet worden war] sogar auf meinem iPhone laufen. Noch wichtiger als die Fortschritte bei der Hardware aber war die Entwicklung der Software." Siedenbiedel, Christian/ Meadows, Dennis: Wir haben die Welt nicht gerettet. Interview, in: FAS 4.3.2012, Nr. 9, S. 43.

[648] Welchering, P.: Auf dem Earth Simulator sah das noch ganz anders aus, in: FAZ 5.4.2011, Nr. 80, S. T6.

[649] Moore, G.E.: Cramming, in: Electronics, 38/1965, Nr. 8, S. 114-116. Ders.: Progress, in: IEDM, 1975, S. 11-13.

Trotz der Einwände – Prognosen sind schwer, „insbesondere, wenn sie die Zukunft betreffen“ (Niels Bohr). Unwägbar ist die Entwicklung, da die Prognostik auf gegenwärtigen Fertigungskenntnissen beruht. Beispielsweise könnte die Grenze durch den Übergang zu dreidimensionaler Chiparchitektur in fernere Zukunft hinausgeschoben werden. Auch sind künftig vielleicht biologische DNS- und physikalische Quanten-Computer machbar. Erste Labormuster erzielen schon jetzt erstaunliche Rechenleistungen.[650]

Abbildung 4-12: Moores Gesetz in der CPU-Produktion (1971-2012)[651]



Aus wirtschaftlichen Gründen könnte schon erheblich früher eine Verlangsamung des Prozesses einsetzen. Insbesondere zweierlei ist mehr oder minder wahrscheinlich:

- Die Steigerung der Leistungsfähigkeit könnte an produktionsökonomische Grenzen stoßen: Nach Moores sogenanntem 2. Gesetz (Moore hat es nicht formuliert) verdoppeln sich auch die Produktionskosten – alle vier Jahre. Da die Produktionszyklen kürzer werden, wird das „return of investment“

650 Beide Rechner-Konzepte versprechen ungleich schnellere Berechnungen als alle derzeitigen Computer. Sie stellen jedoch hochkomplexe Anforderungen an Ein- und Ausgabe und sind daher Zukunftsmusik.

651 Aus: http://www.intel.com/museum/archives/history_docs/moore.htm (August 2012). Sowie: FR 9.3.2012 (lexisnexis) und http://www.intel.de/content/dam/www/public/us/en/documents/product-briefs/xeon-e5-brief.pdf (August 2012) Vgl. das Projekt der University of Stanford zur detaillierten Verzeichnung der Entwicklung der Leistungsfähigkeit von CPUs seit 1970: http://queue.acm.org/detail.cfm?id=2181798 (August 2012).

schwieriger, die Margen der Chipindustrie sinken. Eine Chipproduktionsanlage hatte 1968 noch 12.000$ gekostet;[652] 2002 waren 3,5 Mrd. $ fällig und 2011/2 für einen Fabrikneubau (fab 42) 5 Mrd. $.

- Der Endverbraucher könnte sich der Leistungsspirale entziehen. Der Leistungszuwachs war anfänglich (wie gesehen) ein zentraler Erfolgsfaktor. Unterhalb einer bestimmten Leistungsfähigkeit ähnelten PCs noch technischen Spielzeugen. Aber schon Ende der 1990er Jahre waren sie so schnell und Rechenleistung so billig geworden (vgl. Tabelle 4-7), dass weitere funktionelle Verbesserungen und damit der Zusatznutzen immer geringer ausfielen. Die Kundschaft ging nur noch dem Doppelpass-Spiel von Intel und Microsoft auf den Leim. Oder spottend, in biblischer Diktion, um die Unausweichlichkeit zu karikieren: „What Intel giveth, Microsoft taketh away."[653]

Der Rechenleistung der zentralen Prozessoreinheit entsprach die rasante Vergrößerung der Speicherchips. Beide folgen den gleichen Produktionszyklen. Der Apple I wurde 1976 standardmäßig mit 4 KB Arbeitsspeicher ausgerüstet. Konnten die IBM-PCs der ersten Generation maximal 640 KB Arbeitsspeicher adressieren – sie wurden mit 16 bis 64 KB ausgeliefert –, so war 2002 die tausendfache Größe die Minimalausstattung eines Windows-Rechners und 2012 nochmals das Sechsfache. Bill Gates hatte in den frühen 1980ern angenommen, ein privater Anwender werde nie mehr als einen PC mit 640KB Arbeitsspeicher benötigen. Die Kapazität der Speichermedien entwickelte sich ähnlich. Erste 8-Zoll große Floppy-Disks speicherten zunächst 160 KB, später 180 KB.[654] Festplatten wurden seit den 1970ern ständig verbessert und setzten sich seit den 1980ern auch in den PCs durch. Mitte der 1980er waren 20 MB Standard, wenig später 40. Derzeit (2012) haben selbst Laptops mindestens ein halbes Terabyte Festplattenkapazität.

Auch die Qualität der Datensichtgeräte wurde besser. Der erste Computer besaß 1951 einen Monitor („Whirlwind"). Bis in die 1980er Jahre wurden Computer für den Heimanwenderbereich häufig an Fernsehgeräte angeschlossen. Spezielle Computer-Monitore waren qualitativ kaum besser, die meisten monochrom – entweder grün, bernsteinfarben oder schwarz-weiß. Farbmonitore setzten sich erst durch, als die graphischen Benutzungsoberflächen reüssierten – zunächst in der Apple-, später in der Intel-Microsoft-Welt (Windows). Alle Datensichtgeräte basierten auf Weiterentwicklungen der Fernsehröhren. Flachbildschirme kamen zusammen mit der Verbreitung tragbarer Computer in Mode; auch sie waren zunächst kleiner und monochrom; auch sie wurden sukzessive größer und farbig. Eine neue, andere Technik basieren auf elektronischen

---

652 In Preisen von 2012: 82.000$ (63.000€).

653 Rutten, Paul/ Tauman, Mickey/ Bar-Lev, Hagai/ Sonnino, Avner: Is Moore's Law infinite? The economics of Moore's Law, in: http://www.coursehero.com/file/2107856/MooresLaw/ (August 2012).

654 Bald gab es 5,25-Zoll-Disketten mit 360 KB. Ende der 1980er kamen 3,5-Zoll-Disketten mit 720 KB, dann 1,44 MB auf. Seit den 1990ern gibt es Zip-Laufwerke mit 100 MB und mehr.

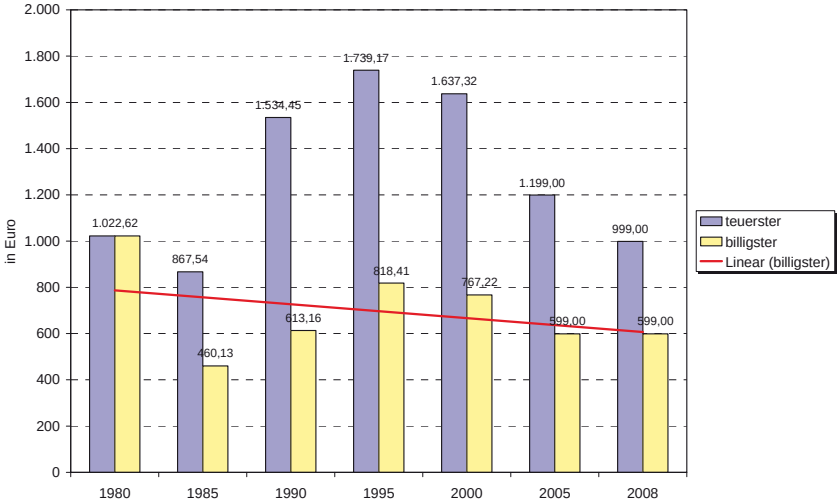
Papieren. Bei den E-Books finden die absolut flimmerfreien Displays schon Verwendung. Erste Versuche mit farbigen Werbeplakaten waren bereits erfolgreich. Bei dem E-Paper werden die Abbildungen Punkt für Punkt aufgebaut. Abertausende von Kügelchen, die zwischen zwei dünnen papierähnlichen Schichten eingewoben sind, können je nach angelegter Spannung ihre Ausrichtung und damit ihre Farbe ändern. Schon werden Presseprodukte mittels „Kindle" und anderer Geräte elektronisch vertrieben. Die Mehrzahl der Verlage setzt aber derzeit auf Tablet-PCs, deren Darstellungsqualität ebenfalls deutlich zugelegt hat.

Zur Leistungssteigerung zählt v.a. die wachsende Robustheit der Computer. Zwar haben Systemabstürze die Entwicklung der PCs begleitet und jeden Nutzer schon des Öfteren zur Verzweifelung getrieben, doch verglichen mit den ersten Röhrencomputern nach dem Zweiten Weltkrieg sind heutige Rechner nahezu unverwüstlich: Der ärgerliche Bluescreen zerstört nicht die Hardware eines Rechners, sondern führt nur zum Verlust der letzten Eingaben. Symptomatischerweise bezeichnet das Wort „Bug" heute v.a. Softwarefehler. Ursprünglich waren Bugs tatsächlich Käfer, Nachtfalter und andere Insekten. Von der Wärme und dem Licht der Röhrencomputer angezogen, verendeten sie im Leitungsgewirr und produzierten Kurzschlüsse. Zudem besaßen die Röhren nur eine begrenzte Lebensdauer. Von ENIACs 18.000 Röhren ging statistisch gesehen pro Stunde Rechenzeit eine Röhre kaputt. Dann mussten teure Techniker aufwendig den Fehler suchen. Um die Ausfälle zu minimieren, standen die Rechner in klimatisierten Gebäuden. Zumindest das hat sich nicht geändert: Computer verbrauchen viel Strom und Rechenzentren ohne Klimatisierung sind unvorstellbar.

Die enormen Leistungssteigerungen auf allen Ebenen „fraßen" die Preissenkungen in gewissem Sinn sogar wieder auf, denn die jeweils neueste Gerätegeneration konnte zwar immer deutlich schneller rechnen als ihre Vorgänger, ein Großteil der Rechenleistung wurde jedoch in die grafische Aufbereitung gesteckt. Damit wurden die Computer, wie beschrieben, bedienungsfreundlicher. So sanken die absoluten Preise nicht in gleichem Maße wie die dramatischen Preisrückgänge in Relation zur Rechenleistung. Die teuersten (professionellen) PCs (keine Notebooks) stiegen sogar im Preis, zumindest solange das Versandkaufhaus gesund war, die Einstiegsklasse wurde hingegen tendenziell billiger. Zudem bedingte ein Erfolgsfaktor die jeweils anderen: Leistungsfähigere Computer wurden bedienungsfreundlicher, leistungsfähige und bedienungsfreundliche fanden mehr Absatz, gesteigerte Absatzzahlen wirkten zurück auf sinkende Preise und diese wiederum führten zu steigendem Absatz.[655]

[655] Das ist prinzipiell bei anderen technischen Medien ähnlich.

Abbildung 4-13: PC, Gerätepreise (1980-2008)[656]

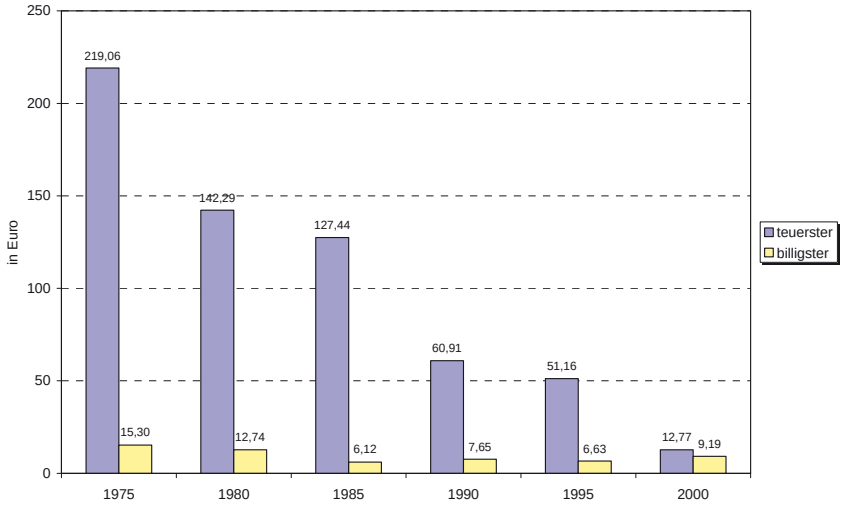


An Spezialgeräten wie den funktionell limitierten Taschenrechnern lässt sich zeigen, wie sich die Computerpreise hätten entwickeln können, wenn die Produktivitätsfortschritte auch bei den Computern hauptsächlich in die Verbilligung der Produkte gesteckt worden wären (vgl. Abbildung 4-14). Stattdessen erhielten die Computer immer mehr Funktionen eingebaut und der ursprüngliche Hauptzweck wurde längst gut versteckt: Virtuelle Taschenrechnerprogramme finden sich bei den meisten Benutzeroberflächen unter „Zubehör".

Reale Taschenrechener wurden gleichfalls nicht nur billiger, sondern auch besser. Zwischen 1975 und 1995 beherrschten die Einstiegsgeräte nur die Grundrechenarten, schon 2000 war selbst der billigste schon ein vollständig programmierbarer, wissenschaftlicher Taschenrechner. 1975 beherrschten die teuersten Geräte nur trigonometrische und einige weitere wissenschaftliche Funktionen; schon ein halbes Jahrzehnt später waren sie frei programmierbar. Inzwischen sind diese Rechner so billig, dass kaum noch ein Markt existiert. In den Versandkatalogen verschwanden sie nach 2000 aus dem Produktangebot; stattdessen wurden sie, vor anderthalb Generationen noch ein Luxusgegenstand, zu Werbegeschenken, kaum wertvoller als Kugelschreiber.

656 Eigene Erhebung: Quelle-Kataloge 1980 bis 2005 Frühjahr/Sommer sowie 2008 Herbst/Winter, in: Stadtarchiv Fürth, Schloss Burgfarrnbach. Im letztmalig erschienen Katalog 2009/10 wurde nur noch ein Desktop-PC für 799€ ausgewiesen.

Abbildung 4-14: Taschenrechner, Gerätepreise (1975-2000)[657]



Das Internet wurde ebenfalls schneller, stabiler und leistungsfähiger. Was Moores Gesetz für die Rechenkapazität, ist „Gilders Gesetz", benannt nach dem Unternehmer und Wissenschaftler George F. Gilder, für die Entwicklung der Netzwerke. Es besagt, die Bandbreite der zur Verfügung stehenden Netze verdreifache sich jedes Jahr.[658] Ähnliches hatte Moore vorhergesagt:

> „Integrated circuits will lead to such wonders as home computers [...] and personal communication equipment. [...] But the biggest potential lies in the production of large systems. In telephone communications, integrated circuits in digital filters will separate channels on multiplex equipment."[659]

Die Übertragungskapazität entwickelte sich rasant. Erste Modems der 1960er Jahre sendeten mit 110 Baud (Bits je Sekunde, benannt nach dem französischen Physiker Emile Baudot). Bis Mitte der 1980er Jahre hatte sich die Geschwindigkeit verzehnfacht. Noch Mitte der 1990er Jahre waren 14,4 Kilobaud schnell, die schnellsten analogen Modems übertrugen 56,6. Aktuellste Breitbandübertragungen sind zweitausendmal schneller. Das Gleiche gilt für Satellitenverbindungen: Die interplanetarischen Sonden der Mariner-Serie funkten in den 1960ern ihre Bilder mit einem Baud (22 Mars-Bilder in neun Tagen), heutige Satelliten im

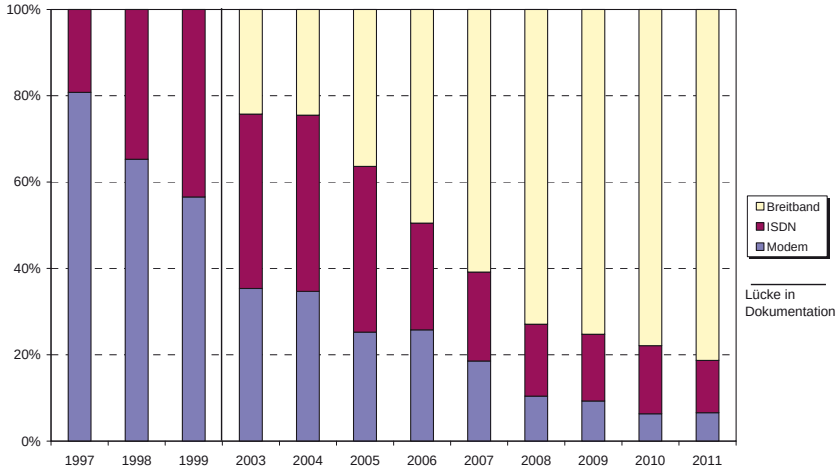
[657] Eigene Erhebung: Quelle-Kataloge 1975 bis 2000 Frühjahr/Sommer, in: Stadtarchiv Fürth, Schloss Burgfarrnbach. Danach verschwanden die Taschenrechner aus dem Progamm.

[658] Gilder, G.F.: Telecosm.

[659] Moore, G.E.: Cramming, in: Electronics, 38/1965, Nr. 8, S. 114.

geostationären Orbit erlauben kumulierte Übertragungsraten von etlichen Gigabit.[660] Auch in der Ausstattung schlug sich das nieder:

Abbildung 4-15: Verbreitung der Internetzugangsgeschwindigkeit in Deutschland (1997-2011)[661]



4.4.2 Standardisierung und Netzwerklogik

Internationale Kooperationen für Standardisierung und Verfahrensregelung

Mit Telegrafie und Telefon entstanden die ersten erdumspannenden Großsysteme. Der rasche Ausbau der Telekommunikationsinfrastruktur hing nicht nur von den technischen Entwicklungen ab. Übereinkünfte zur Angleichung der Infrastrukturen waren und sind eine zentrale Voraussetzung für den Erfolg der Netzwerkmedien. Das berührt(e) stets die inter- und supranationaler Ebene. Der Telegraf erzwang zuerst eine internationale Kooperation, die zwar nicht über-, aber auch nicht unterschätzt werden sollte. Ohne Absprachen hätten Telegrafie (und später Telefon) als technische Großsysteme nicht funktionieren können.

Am Anfang standen in der Mitte des 19. Jahrhunderts bilaterale Vereinbarungen zwischen Preußen, Österreich, Bayern und Sachsen. Zweck war die Angleichung technischer Verfahren sowie die Vereinfachung des Verkehrs. Dadurch wurden auch Preissenkungen möglich. Multilateral gab der „Deutsch-

660 Vor zwanzig Jahren lag die Rate noch im Megabit-Bereich. Negroponte, N.: Total digital, S. 39, 120.

661 Klumpe, B.: Geräteausstattung 2012, in: MP 2012, Nr. 7-8, S. 391-396. Die Veränderungen der Anteile der Zugangsgeschwindigkeit wurden für drei Jahre nicht dokumentiert. Vgl. jeweils die MP-Hefte August der Jahre 2000-2002 http://www.media-perspektiven.de (August 2012).

Österreichische Telegraphenverein“ (DÖTV) von 1850 den Auftakt. Da in ihm Verfahrensregeln und Modi der Konsensfindung eingeübt wurden, die noch von der UNO praktiziert werden, kann man in ihm auch einen völkerrechtlichen Prototyp für spätere internationale Organisationen sehen. 1871 wurde der Verein aufgelöst. Er gab das Vorbild für Vereinbarungen zwischen verschiedenen europäischen Staaten, die z.T. wortwörtlich übernommen wurden.

Analog zum DÖTV wurde die „Union Internationale Télégraphique“ (UIT) 1865 gegründet, seit 1932 heißt sie „Union Internationale des Télécommunications“ bzw. englisch „International Telecommunication Union“ (ITU). Noch heute hat sie, seit 1947 Unterorganisation der UNO, große Bedeutung, da sie auch die Telefon-, Radio- und Satellitenkommunikation regelt, Vorwahlen wie die „0049“ für Deutschland verwaltet und Frequenzen zuteilt. Sie ist Diskussionsplattform zur Durchsetzung technischer Standards und dient der technischen Erörterung der Politik- und Interessendurchsetzung der Mitgliedsstaaten, alles Dinge, die keineswegs konfliktfrei sind. Abstimmungen müssen einstimmig erfolgen, denn wenn sich auch nur wenige Mitglieder den neuen Standards verweigern, sind diese nutzlos. Neben derzeit 193 Mitgliedsländern gehören ihr auch ca. 700 Akteure aus Wissenschaft und Wirtschaft an.[662]

Als weitere internationale Organisationen, welche die Telekommunikation regeln, sind der Weltpostverein (UPU), 1874 gegründet, das „General Agreement on Tarifs and Trade“ (GATT) und deren Nachfolger, die „World Trade Organisation“ (WTO), sowie v.a. das „General Agreement on Trade in Services“ (GATS) zu nennen.[663] GATS regelt die gesamte Telekommunikation mit Ausnahme des Rundfunks; erlaubt sind nationale Maßnahmen zur Sicherstellung der Vertraulichkeit und Sicherheit, zur technischen Benutzbarkeit und zur technischen Kooperation mit anderen Staaten. Dabei verpflichtet GATS die reichen Staaten der Ersten Welt, die Entwicklungsländer mit Technologietransfer beim Aufbau von Telekommunikationsinfrastrukturen zu unterstützen.[664]

Netzwerkeffekte digitaler Medien

Leistungssteigerung und Preisverfall hätten jedoch nicht genügt, Computer und Internet zu den modernen Netzwerkmedien zu formen, wenn nicht zwei Arten von Netzwerkeffekten den Prozess unterstützt hätten.

- Der erste Netzwerkeffekt wird als Standardisierung bezeichnet.

---

662 http://www.itu.int (August 2012).

663 Das GATT wurde 1943/44 in Bretten Woods gegründet, ist zentraler Teil der wirtschaftlichen Nachkriegsordnung, beschränkte sich ursprünglich auf Warenhandel (Zölle etc.) und subsumierte Telekommunikation unter Dienstleitungen, für die nationales Recht (zur Qualitätssicherung etc.) galt. Nachfolger ist seit 1994 die WTO.

664 Delbrück, J.: Grundzüge, in: Hans-Bredow-Institut. (Hg.): Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen 1998/99, S. A1 15-A1 27. Tietje, C.: Grundzüge, in: HBI (Hg.): Internationales Handbuch Medien 2009, S. A31-A36.

- Der zweite firmiert als Netzwerklogik.

Die Netzwerklogik im engeren Sinn ist ein Grund, der nur zum Verständnis der Ausdehnung des Internets beiträgt, nicht aber zur wachsenden Akzeptanz der PCs, da diese zunächst als „stand-alone"-Geräte konzipiert waren. Wir können uns hier kurzfassen. Zur Theorie gilt das bereits zu Telegrafie und insbesondere zum Telefon Gesagte. Praktisch hatte das den exponentiellen Anstieg der im Netz vertretenen Hosts und der Online-Nutzerzahlen zur Folge (vgl. Abbildung 2-15).

Im Unterschied zu Telefon und Telegrafie lassen sich aber bei Computer und Internet zwei Netzwerkarten unterteilen: horizontale und vertikale Netzwerke. Horizontale Netzwerke definieren sich über ähnliche Bedienungsweise und über die Möglichkeit des Datenaustauschs. Vertikale Netzwerke entstehen aus der Verbindung von Applikation, Betriebssystem und Hardware. Diese Faktoren bestimmen die Kompatibilität.[665]

Erst die Standardisierung erlaubt Datenaustausch und Kommunikation. Computer-Kommunikation ist in dieser Hinsicht nicht anders als Humankommunikation. Wer nicht dieselbe Sprache spricht, kann sich nicht verständigen. Der erste Meilenstein der Standardisierung wurde 1963 durch die Definition des ASCII-Zeichensatzes (American Standard Code for Information Interchange) geschaffen.

Folgenreich für die Entwicklung der PCs zum ubiquitären Instrument war eine strategische (Fehl-)Entscheidung des jahrzehntelang dominierenden Computer- und Büromaschinen-Produzenten IBM. Apple hatte mit dem Apple I und Apple II den Markt massentauglicher „Personal"-Computer erst geschaffen. Was inzwischen oft vergessen wird: Die Apple-Geräte vor dem „Macintosh" besaßen noch eine offene Architektur. Jeder, der wollte, konnte in die standardisierten Steckplätze eigene Erweiterungsgeräte stecken; ebenso konnte man an der Software herumbasteln bzw. professionell Erweiterungsprogramme schreiben. Als IBM mit einem eigenen PC die Herausforderung von Apple annahm, entschied man sich aus Zeitmangel,[666] die wichtigsten Bestandteile zuzukaufen: Die CPU kam von Intel, die Betriebssoftware von drei Herstellern. Microsoft setzte sich mit einem Programm, das es selbst gerade erst erworben hatte, durch: MSDOS war die billigste Lösung. IBM hatte bei der prinzipiell offenen Rechner-Architektur nur das BIOS patentgeschützt. Der Schutz war jedoch ungenau und daher zu umgehen. Jeder Computerhersteller konnte das Konzept kopieren, ökonomisch hatte IBM das Nachsehen. In der Folgezeit drangen amerikanische, japanische und europäische Firmen mit Nachbauten (sogenannten Klonen) auf den Markt. Damit fielen die Preise. Die großen Gewinner waren Microsoft und Intel. IBM hingegen verabschiedete sich 2005 aus dem PC-Geschäft und ver-

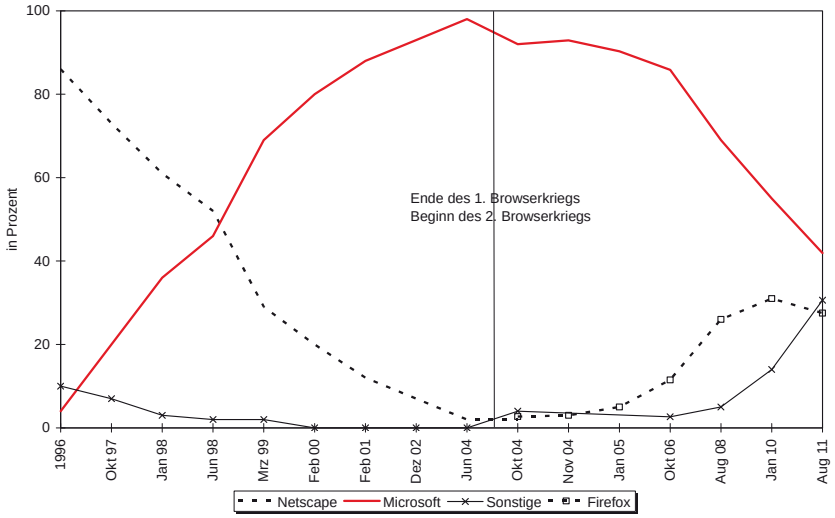
[665] Gröhn, A.: Netzwerkeffekte, S. 27.

[666] Vielleicht war es nicht nur Zeitmangel, sondern auch Apples offene Architektur.

kaufte die Sparte an den chinesischen Hersteller Lenovo. Apple hingegen, obwohl es den Massenmarkt gegen die offene Strategie verloren hatte, erfand sich neu und hat mit seinen patentgesicherten seit einigen Jahren noch größeren Erfolg als in seiner Anfangszeit.

Wenn der ursprüngliche Standard auch durch IBM gesetzt worden war, seit den späten 1980er Jahren gaben Intel und Microsoft den Innovationstakt für den Massenmarkt vor. Gemeinsam definierten sie den Standard der „Wintel"-Welt. Das ökonomische Quasi-Monopol war letztlich der Kundenmehrheit zu verdanken, die Kompatibilität, Datenaustausch und Kommunikation den Vorzug vor der besseren Technik gab. Die harte Industriepolitik brachte in den Jahren 1998-2001 Microsoft an den Rand einer kartellrechtlichen Aufteilung.[667] Nachdrücklich lässt sich das Auf und Ab an einem dritten Produktbereich darstellen, hinter dem zugleich eine vergleichbare Mischung aus Industriepolitik und Kundenkonservativismus steht: den Browsern.

Abbildung 4-16: Marktanteile (weltweit) der Internet-Browser (1996-2011)[668]



Obwohl es zwischenzeitlich so aussah, als hätte Microsofts Browser sich durchgesetzt, hatte die Firma nur den „1. Browserkrieg" gewonnen; mit dessen Ende begann jedoch der „2. Browserkrieg", da inzwischen der Quellcode des Netscape-Browsers der gemeinnützigen Mozilla-Stiftung übergeben wurde; diese ent-

667 Zu den Faktoren, welche die Diffusion von Software verhindern und befördern: Roth, G.: Diffusion, S. 105-116. Zu den Zielen der Open-Source-Bewegung, die sowohl ökonomisch als auch weltanschaulich motiviert sind: http://www.ffii.de/ (August 2012).

668 FAZ 13.7.2001, Nr. 160, S. 24; 15.11.2004, Nr. 267, S. 19; 17.2.2005 Nr. 40, S. 17; 30.10.2006, Nr. 252, S. 19; 19.6.2008, Nr. 141, S 17; 3.9.2008, Nr. 206, S. 17; 6.9.2011, Nr. 207, S. 21.

wickelte aus dem Netscape-Browser den „Firefox"-Browser. Zudem zwang die EU-Kommission Microsoft, Betriebssystem und Browser zu entkoppeln, was dessen Marktpräsenz weiter schwächte. V.a. aber war der „Internet-Explorer", da Microsoft zwischenzeitlich die Entwicklungsarbeit eingestellt hatte, notorisch unsicher geworden. Doch auch der „Firefox"-Browser gewann nicht den „2. Browserkrieg", da inzwischen Apple mit „Safari", Google mit „Chrome" und andere Anbieter auf den Markt gegangen sind und um Anteile streiten. Wegen der Alternativen wird die Firma aus Redmond/ Virginia inzwischen nicht mehr so gefürchtet. Für andere Microsoft-Produkte, z.B. die Büro-Software, gilt Gleiches.

Die Standards des Internets entwickelten sich lange Zeit praktisch von unten. Jederzeit konnten bei der „Internet Engineering Task Force" Verbesserungsvorschläge für neue Protokollstandards eingereicht werden. Sie wurden als „Requests for Comments" (RfC)[669] veröffentlicht. Ohne die Protokollstandards könnte der Daten-Austausch nicht funktionieren. Wichtig: Das „Transmission Control Protocol/ Internet Protocol" (TCP/IP) von 1974/78 definierte die Aufteilung in Datenpakete und Übertragung an die Zieladressen. Dabei war die Netzneutralität der Kommunikation wichtig: Ohne Unterschied sollten die Inhalte gleichschnell und sicher übermittelt werden. 1984 entstand die heutige Adressenstruktur mit den Top-Level-Domains (.com; .gov; .edu, etc.; oder für Länder .de; .at; .ch etc.).[670]

Von großer Bedeutung sind die universalen Sprachen des Internets, die „Hypertext markup language" (html), und das „hypertext transfer protocol" (http). Html ermöglicht die plattformunabhängige Darstellung von Texten und Bildern, d.h. Html-Dokumente können auf allen Rechnern dargestellt werden, unabhängig von der Hardware oder dem Betriebssystem. Es basiert auf einem 1989/90 von Tim Berners-Lee für das Zentrum für Teilchenphysik (Cern) bei Genf entworfenen Infomanagementsystem.[671] Grundstein ist ein Verweissystem, mit dem elegant von einem Dokument zu einem anderen oder von einem Host zum nächsten „gesurft" werden kann. Kenntnisse der Dokumenten- und Rechneradressen sind nicht nötig. In dem geöffneten Dokument muss nur die entsprechende Sprungstelle angeklickt werden. Auf dieser Grundlage wurde erst das „World Wide Web" (WWW) möglich. Berners-Lee formulierte die Protokollstandards für dieses Dokumentensystem 1991.[672]

---

669 NB.: Um die häufig so überbetonte Rolle des Militärischen bei der Entstehung des Internet ein wenig zu relativieren: Ein RfC, wörtlich „Bitte um Kommentierung", ist geradezu das Gegenteil eines Befehls.

670 http://www.rfc-editor.org/ (August 2012) Vgl. Hamm, I./ Machill, M. (Hg.): Wer regiert das Internet?, S. 88-104.

671 Der Vorschlag ist im Internet unter der von Berners-Lee gegründeten w3.org zu finden: http://www.w3.org/History/1989/proposal-msw.html (August 2012).

672 Das WWW wird häufig mit dem Internet verwechselt, stellt jedoch nur eine Anwendungsform neben anderen (FTP/ E-Mail ...) dar.

Die Setzung all dieser Standards war (und ist) wichtige Technologie-*Politik*. Als solches ist bedeutsam, dass die wichtigste Regulierungsbehörde, die „Internet Assigned Numbers Authority" (IANA), bis 2000 eine Einrichtung der US-amerikanischen Regierungsinstitution DARPA war. Auch der privatisierte Nachfolger, die „Internet Corporation for Assigned Names and Numbers" (ICANN), kann noch als halboffizielle US-Agentur bezeichnet werden. Sie überwacht höchstinstanzlich alle wesentlichen Grundlagen und Prozeduren, ohne die das Internet nicht funktionieren könnte: IP-Adressen- und Domain-Vergabe, Rootserver-Betrieb, Protokolle etc. So ist verständlich, dass China und andere Staaten inzwischen immer offensiver verlangen, in die Internet-Regulierung eingebunden zu werden und die ITU gegen die ICANN zu stärken. Welche konkreten Folgen das aber haben würde, ist angesichts des trickreichen Bemühens dieser Staaten, den Internetverkehr der eigenen Bürger zu kontrollieren, leicht auszumalen.[673]

4.4.3 Vereinfachung der Bedienung

Bedienungsvereinfachungen der Telekommunikation

Die Darstellung der Vereinfachung der Bedienung von Telegrafie und Telefon kann sich kurz fassen. Im ersten Fall betraf sie nur einen kleinen Kreis von Berufstelegrafisten – also faktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Es sei daher auf Spezialdarstellungen zu diesem Thema verwiesen.[674]

Im zweiten Fall fand sie eigentlich nicht statt, denn das Telefonieren war schon vor 130 Jahren so einfach wie heute, vielleicht sogar unkomplizierter. Denn während zu Beginn nur der Hörer von der Wand zu nehmen war – alles andere, insbesondere der Verbindungsaufbau, blieb dem „Amt" überlassen –, musste man seit Einführung des Selbstwählbetriebes zuerst Wählscheiben, ab den 1970er Jahren dann Tasten drücken. In gleichem Maße, wie die modernen Telefone mit Zusatzfunktionen (Anrufbeantwortern, Nummerspeicher, multimediale Ergänzungen) aufgerüstet wurden, wurde Telefonieren entgegen sonstigen kommunikationshistorischen Trends sogar komplexer. Die steigende Komplexität folgte dem bisweilen Beobachtbaren, dass Geräte sich vom Primitiven über das Komplizierte zum Einfachen entwickeln: Der durch Funktionsausweitung bedingte Komplexitätszuwachs wurde mit Zeitverzug durch elegantere Bedienlösungen abgelöst. Man denke nur daran, wie kompliziert anfangs – je nach Gerät – das Versenden einer SMS sein konnte, und wie leicht es durch moderne Smartphones gemacht wird. Das aber gehört schon zum nächsten Abschnitt:

---

673 Castells, M.: Internet-Galaxie, S. 40. Tietje, C.: Grundzüge, in: HBI (Hg.): Internationales Handbuch Medien 2009, S. A20f.

674 u.a. auf Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Flügeltelegraphen.

Die Bedienungsvereinfachung digitaler Medien

Bei den Rechnern der ersten Generation (ENIAC, Colussus etc.) existierten keine Programmiersprachen. Stattdessen musste jeder Befehl (0 oder 1) auf der Maschinenebene per Schalter oder Kabelverbindung erzeugt werden. Durchschnittlich benötigte ein Programmierer – oder „operator" – zwei Tage, um die Rechner der ersten Generation für ein neues Problem vorzubereiten. Der Mathematiker John von Neumann schlug 1945 vor, stattdessen eine Maschinensprache zu benutzen, die per Lochkarte gesteuert wurde.[675]

Die nächste Ebene der Vereinfachung wurde mit sogenannten Assemblersprachen erreicht. Assembler unterschieden nicht mehr wie die Maschinensprachen zwischen 0 und 1 oder Strom aus – Strom an, sondern benutzten eine symbolische Sprache (z.B. Befehle wie add, end, jump, if, do while etc.), die leichter erinnerlich ist. Assembler werden in der Maschinensprache des jeweiligen Systems geschrieben. Die nächste Stufe, die Compiler-Sprachen, beruhen ihrerseits auf Assemblersprachen, funktionieren jedoch systemunabhängig und damit problemorientiert. Als Beispiel für eine kompilierte Datei mag folgender stark gekürzter Auszug dienen:

DBO … adr P S&)¾ ›
… name P S '† ì P S P S @ A B O CQ Æ @ AQ
… ADRESSENVERWALTUNG (2.2) Q @ A B N CQ Æ @ AQ … 1. DATENSÄTZE ANHÄNGEN/ÄNDERN Q @ 7Ã adr_leer ž adr_aktu ž P S& ½³ P S&F½³ P S P S del ???_*.dbf P S del *.txt -¯ ¤ adr_an_c ž-„ ¤ adr_aus ž-x ¤ m adr_dien ž P S&½´ … @ @¥ @ @ AQ … Eine Taste f r weiter....[...] n v adr_leer „ adr_aktu à adr_an_c ü adr_aus adr_dien SELECTNUM WAIT_SUBST @ D à Ì Œ $ @ adr adr.prg

Die sogenannten höheren Computersprachen wie „Fortran" (Formula Translator 1953-57), „Algol" (Algorithmic Language, 1957/58), Cobol (Common business orientated Language, 1959/60) oder Basic (ab 1964) revolutionierten die Bedienungsfreundlichkeit: Zugleich begann die Ära der Betriebssysteme. Diese grundlegenden Programme entlasteten zunächst den Operator, später ersetzten sie ihn. Sie koordinieren die Operationen zwischen den Eingabeschnittstellen (Tastatur, Lochkartenleser, Diskette etc.) und der CPU.[676] Auf die Ebene der Betriebssysteme wurden dann Anwendungsprogramme gesetzt, welche selbst Laien die Bedienung erlaubten. Der eben gezeigte Auszug ist aus einem Programmmodul (ebenfalls gekürzt) in einer Basic-ähnlichen Sprache zur Abfrage von Datenbanken kompiliert:

---

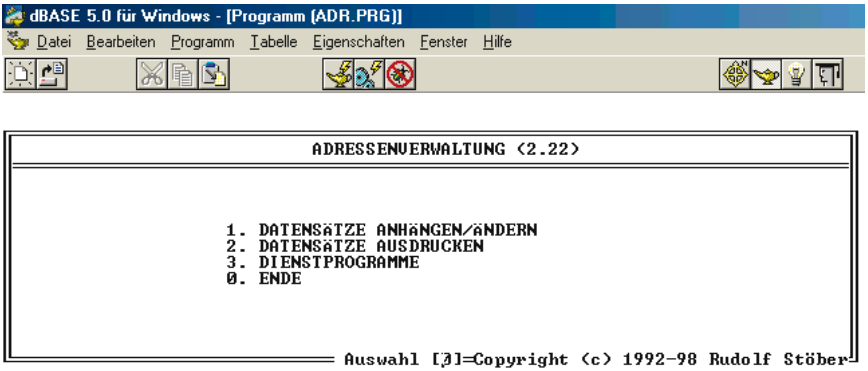
675 Damit öffneten sich die Rechner zugleich universalen Einsatzgebieten. Vgl. Fußnote 160.

676 Naumann, F.: Abakus, S. 203-223. Eine instruktive und verständliche Einführung in die Entwicklung der Computersprachen in: Hofstadter, D.R.: Gödel, Escher, Bach, S. 306-318.

```
* Program..: adr.PRG
[…]
SET TALK OFF […]
USE adr […]
DO WHILE .T.
* ---Zentrierte Anzeige der Menüauswahl auf
dem Bildschirm,
*Rahmen zeichnen und Überschrift ausgeben.
CLEAR
CLEAR GETS
@ 2,0 TO 16,79 DOUBLE
@ 3,29 SAY [ADRESSENVERWALTUNG
(2.22)]
@ 4,1 TO 4,78 DOUBLE
* ---display detail lines
@ 8,21 SAY [1. DATENSÄTZE AN-
HÄNGEN/ÄNDERN]
[...]
@ 16,44 say „Copyright (c) 1992-98 Rudolf
Stöber“
READ […]
CASE selectnum = 1
do adr_an_c […]
ENDDO T
RETURN
EOF: adr.PRG
```

Das Programm der folgenden Abbildung ist immer noch sehr weit von der Bedienungsfreundlichkeit heutiger kontextsensibler, mausgesteuerter Programme entfernt. Vorteil war und ist jedoch, dass es immer noch unter der neuesten Windows-Version läuft, obwohl es für MSDOS geschrieben wurde. Das liegt daran, dass noch die neuesten Pentium-CPUs den Befehlssatz der Chips 8008 und 8086 verstehen, die in den ersten IBM-PCs verbaut wurden. Diese Abwärtskompatibilität und Standardisierung der modernen PCs trug maßgeblich zur Attraktivität der Wintel-Welt bei.

Abbildung 4-17: Textbasierte Menüsteuerung und GUI-Steuerung



Die grafisch orientierten Benutzeroberflächen setzten sich erst seit Anfang der 1990er Jahre auf den Computern durch. Schon 1971 hatten Wissenschaftler in den Xerox-Labors die Maus-Ikon-Steuerung erprobt. Dass sie sich nicht durchsetzte, lag am Preis (s.o.) und an der falschen Marketingstrategie der kalifornischen Firma. Allerdings zahlte Apple später Lizenzgebühren in Form von Aktien an Xerox. So musste mehr als ein Dutzend Jahre vergehen, bis mit dem Apple „Macintosh“ (1984) der erste PC mit grafischer Oberfläche auf den Markt kam. Dieser erreichte durchaus beachtliche Stückzahlen und Apple Mitte der 1980er

Jahre damit große Marktanteile. Auf die Dauer setzte sich dennoch die von Intel und Microsoft beherrschte PC-Familie durch. Benutzerfreundlichkeit ist zwar wichtig, aber nicht alles. Vielmehr zählt die Summe der Produkteigenschaften aus Preis, Standardisierung etc. So verlor Apple den Kampf, obwohl seine Computer bis Mitte der 1990er Jahre der MSDOS- und auch noch der Windows-Welt überlegen waren. Erst in den letzten Jahren sind kaum noch nennenswerte Unterschiede auszumachen.

Noch wichtiger als für die Durchsetzung der PCs war die Benutzerfreundlichkeit für die allgemeine Verbreitung des Internets. Das Scheitern nationaler Computernetze seit den späten 1970ern wie Viewdata (Großbritannien), BTX (Deutschland), Minitel (Frankreich) oder Telidon (Kanada) macht *ex negativo* den Stellenwert der Bedienungsfreundlichkeit besonders deutlich, obwohl einige sonstige Voraussetzungen gar nicht ungünstig erschienen. In den 1970er und 1980er Jahren hatten viele Experten diesen Systemen eine große Zukunft vorhergesagt, da es mit Telefon und Computer zwei Medien kombinierte, die weit verbreitet waren. Der Hacker-Szene waren sie jedoch ein Dorn im Auge, da sie von den angefeindeten staatlichen Telekom-Monopolisten betrieben wurden, die Benutzung auf wenige Funktionen einschränkten (z.B. elektronische Einkaufmöglichkeiten) und eine Datensicherheit vorspielten, die – wie spektakuläre Hacks bewiesen – nicht gegeben war. Während BTX bzw. sein Nachfolger Datex-J in Deutschland endgültig 2007 abgeschaltet wurde, kam das Ende für Minitel erst Ende Juni 2012.[677]

Auch das Internet war in seinen ersten Jahren ein langsames und vor allem bedienerunfreundliches Netz. Erst vor ungefähr einem Jahrzehnt änderte sich dies mit der Einführung von „html", „http" und „WWW" durch Tim Berners-Lee. Fortan musste sich niemand mehr die Zahlenkolonnen der Dokumenten- und Rechneradressen merken. Jeder PC mit Modemanschluss konnte sich als Client über einen Zugangs-Server ins Internet einwählen. Ein erster Browser, mit dem das „Surfen" möglich wurde, erschien im Januar 1992. Browser könnte man analog zu Windows als Benutzungsoberfläche für das Internet bezeichnen. Netscapes „Mosaic", Stammvater der modernen Browser, kam im September 1993 auf den Markt. Seither stiegen die Zahlen der Online-Nutzer sprunghaft an.

Die Vereinfachung der Bedienung der verschiedenen Computerformen schritt seither immer weiter voran. Berührungsempfindliche Bildschirme gab es in allerersten Varianten – mit „light pen" (= Lichtgriffeln) – schon ab den späten 1940er Jahren. Frühe Tablett-PCs Anfang der 2000er Jahre setzten – analog zu den nachrüstbaren Navigationsgeräten – auf Eingabestifte. Neuere erlauben mit der eingebauten Kamera über sogenannte Quick-Response-Codes, die grob gepixelten Quadrate, den direkten Zugriff auf Internetadressen. Mit den

[677] Der „Chaos Cumputer Club" überwies sich, um Sicherheitslücken aufzuzeigen, in einem Fall über 100.000 DM von einem fremden Konto. Stöcker, C.: Nerd Attack, S. 95-98. chs.: Frankreichs frühes Internet, in: FAZ 30.6.2012, Nr. 150, S 15.

Smartphones erlebte auch die Fingereingabe den Durchbruch, ebenfalls von Apple und ebenfalls zunächst für Smartphones erfolgte inzwischen die Markteinführung der Sprachsteuerung. Andere Softwarehersteller (Microsoft, Nuance) und Automobilhersteller (Ford) sind mit der Spracheingabe inzwischen nachgezogen. Spiele-Computer wie Microsofts XBox 360 sind über Handbewegungen zu steuern. Mit solch fortgeschrittenen Bedienungsmöglichkeiten haben sich die Computer der Science Fiction-Vision von Raumschiff Enterprise bzw. Stanley Kubricks „2001" schon recht weit angenähert.

4.4.4 Sogenannte Killerapplikationen

Der erste Trumpf der Telekommunikation:
Nachrichtentechnik im Dienste der Eisenbahn

Die Anlässe zum Aufbau der Infrastruktur der Großsysteme Telefon und Telegrafie waren verschieden, aber in allen Ländern standen neben politischen und militärischen hauptsächlich ökonomische Gründe. Dabei sahen selbst Experten die ökonomischen Möglichkeiten nicht sofort. Wilhelm Eduard Weber, der zusammen mit Carl Friedrich Gauß in den 1830er Jahren einen elektrischen Telegrafen versuchsweise betrieb, hatte z.B. auf die Anfrage einer Eisenbahnverwaltung zunächst geantwortet:

> „Wenn Sie [...] meinen, Sie könnten [die Telegrafie] jemals für praktische Zwecke ausbeuten, so irren Sie sich gewaltig. Was wir mit dem Telegraphen machen, sind rein physikalische Dinge, die sich niemals in die Praxis umsetzen lassen."

1835 allerdings wäre es dennoch beinahe zum Bau einer Telegrafenstrecke zwischen Dresden und Leipzig gekommen. Da das Eisenbahnunternehmen aber auf unterirdischer Verlegung des Kabels bestand und Mitte der 1830er Jahre noch die geeignete Isolierung fehlte, scheiterte das Vorhaben.[678] Auch andere Unternehmer übersahen zunächst das Potential der neuen Technik. Telegrafengesellschaften wie Western Electric oder der Ausrüster Siemens sahen im Telefon zunächst ein Spielzeug. Wie Philipp Reis verkannten die Gesellschaften entweder das ökonomische Potential der Erfindung oder sie fürchteten eine Schmälerung ihres Telegrafengeschäfts. Und selbst Alexander Bell hatte das Telefon zunächst nur als Ergänzung des Telegrafen bei der Kurzstreckenübermittlung angepriesen.[679]

---

[678] Zit.n. Naumann, F.: Abakus, S. 112. Hiebel, H.H./ Hiebler, H./ Kogler, K. (Hg.): Große Medienchronik, S. 826.

[679] Der Technikhistoriker Werner Rammert bezeichnet dies als „Transportkonzept". Rammert, W.: Anteil der Kultur, in: Lange, U./ Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hg.): Telefon und Gesellschaft, S. 87-95.

In Deutschland bot die Revolution von 1848 einen Anlass, in die neue Nachrichtentechnik zu investieren. Militärische Erwägungen, die schon den Bau der optischen Telegrafen gefördert hatten, bestimmten auch den Bau neuer Linien. Zumindest aber waren in allen Staaten genügend zahlungskräftige Kunden und Interessenten vorhanden, so dass sich der Ausbau der Infrastruktur lohnte. Telefon und Telegrafie zeigen – wie die anderen Medien auch –, dass sich *neue* Medien nur durchsetzen, wenn sie von ertragversprechenden Geschäftsmodellen getragen werden. Und dazu gehört die Identifizierung eines Mehrwertes oder Nutzens, den nur diese neuen Medien bieten und mit denen sich die notwendige Nachfrage erzeugen lässt.

Eine wichtige Rolle spielten die Eisenbahnen (in England ab 1838, in Deutschland ab 1843). Telegrafen waren ein wichtiges Instrument, um die Fahrpläne der Bahnen zu koordinieren und über unerwünschte Störungen und Verspätungen zu informieren. Das galt insbesondere in der Frühzeit, als viele Strecken zunächst eingleisig ausgebaut wurden. Das Telegrafennetz der Eisenbahnen war noch in den 1870er Jahren in Deutschland dichter als das öffentliche Telegrafennetz: 2.400 Stationen gegenüber 1.600 der Reichstelegrafie. Daher nahm die Reichstelegrafie gegen pauschale Entgeltgebühren die Dienste der Eisenbahntelegrafen in Anspruch.[680]

Tabelle 4-9: Eisenbahnstreckennetz (1840-1996)[681]

	1840	*um 1850*	*um 1874*	*um 1914*	*1996*
Deutschland	500	5.856	18.876	61.749	45.100
Frankreich	500	2.915	15.544	37.400	31.940
Großbritannien	2.400	9.797	21.558	32.623	37.849
Italien	-	620	6.429	18.873	16.003
Schweiz	-	25	1.421	4.876	5.030
USA	4.500	15.600	85.000	410.900	222.000

Dennoch hing der Bau der Telegrafenlinien nicht alleine vom Ausbau der Eisenbahnen ab. Das zeigt die Tatsache, dass in den USA die Ost-West-Telegrafie schon 1861 den „Pony-Express“ ersetzte. Weitere wichtige Kunden waren die Börsen und Banken. „Time is money“, nach dieser Devise rechneten sich auch die teuren Tarife der Telegramme in der Anfangszeit. Schon 1851, im Jahr der Kanalunterquerung, wurden die Pariser und die Londoner Börse zwecks Kursaustausch miteinander verbunden.

Der Nutzen der neuen elektrischen Medien für den Geschäftsverkehr wurde indirekt schon angesprochen. Geschäftsabläufe konnten auch aus weiterer Entfernung kontrolliert werden, Geschäftsabsprachen mit nicht anwesenden Part-

[680] Allerdings verdoppelten die Infrastrukturmaßnahmen der Post bis 1879 das Reichstelegrafennetz. Hesse, J.-O.: Netz der Kommunikation, S. 173f.

[681] Propyläen Geschichte Europas, Bd. 5, S. 424f. Propyläen Technik-Geschichte, Bd. 4, S. 196. Encyclopaedia Britannica 2000. Propyläen Weltgeschichte Bd. 8, S. 316. Datenreport 1997, S. 349.

nern wurden möglich. Das gilt für Telegrafie und Telefon gleichermaßen, das Telefon taugte jedoch zunächst nur für den Nahverkehr, das Kommunikationsmittel über weite Entfernungen blieb der Telegraf. Vorreiter der Nutzung des Telefons als Instrument der betrieblichen Kommunikation waren – das lag bei Technikführerschaft nahe – die Postanstalten. Auch für die Redaktionen brachte das Telefon Vorteile. Die Gebühren waren billiger, Lohnkosten der angelernten Telefonistinnen geringer als solche ausgebildeter Telegrafisten; zudem eröffnete das Telefon Rückfragemöglichkeiten.[682]

Der zweite Trumpf der Telekommunikation: privater Freud- und Leid-Verkehr

Das Telefon revolutionierte, längerfristig betrachtet, die private Kommunikation: Privatleute konnten aus ihrer Isolation treten. In dünnbesiedelten Gebieten erkannten die Menschen frühzeitig diesen Vorzug des Telefons. Amerikanische Farmer oder schwedische Einzelhofbauern bauten z.B. in privater Initiative (unter Nutzung von Weidezäunen) kleine regionale Netzwerke auf. So war die Verständigung im Krankheits- oder Notfall oder der Austausch wichtiger Marktinformationen möglich; auch Arbeitshilfen konnten kurzfristig angefordert werden.[683]

Die Ausbreitung der Telekommunikation wurde von dem Automatismus der Netzwerklogik unterstützt. Diese positive Spirale wird nach Bob Metcalfe, dem Erfinder des Ethernet, „Metcalfes Gesetz" genannt: Metcalfe hat darauf hingewiesen, dass Netzwerke proportional zum Quadrat der Teilnehmer wachsen: Ein Stand-Alone-Gerät, ein einzelnes Telefon, ist sinnlos. Erst zwei Teilnehmer können telefonieren, das „Netz" besteht aus einer Verbindung. Bei vier Teilnehmern kann jeder die drei anderen erreichen, das bedeutet einen 12fachen Gesamtnutzen – bei sechs möglichen Verbindungen – usw.[684] Ohne die Öffnung der Telegrafennetze für das breite Publikum hätte sich die Telegrafie also nicht durchsetzen können (vgl. S. 318). Diese Logik gilt insbesondere auch für moderne Soziale Netzwerke (vgl. Kapitel 3.4.3).

Natürlich sind Netzwerke erst ab einer kritischen Masse tatsächlich sinnvoll und erst jetzt können die Netzwerke „free rider" verkraften, d.h. „Kunden", die für die in Anspruch genommene Dienstleistung nicht zahlen.[685] Das ist für die Internetökonomie jedoch stärker von Belang als für die von Beginn an mit refi-

---

682 Hesse, J.-O.: Netz der Kommunikation, S. 187-190.

683 Fischer, C.S.: America Calling, S. 86, 224-226.

684 Die Formel für den „Gesamtnutzen" Nu lautet n x (n-1), die für die möglichen Verbindungen Nu / 2. Vgl. Rogers, E.M.: Diffusion, S. 308f.

685 Ob diese kritische Masse bei 10 oder 20 Prozent liegt, ist unerheblich und hängt letztlich von der Bezugsgröße ab: Zehn Prozent einer Stadt sind weniger als 10 Prozent eines Landes. Relative Angaben ohne weitere Spezifizierung, wie sie Morris und Ogan vorschlagen, sind daher ohne größeren Wert. Vgl. Morris, M./ Ogan, C.: internet, in: JoC 46/1996, Nr. 1, S. 39-50, hier 45. Wesentlich instruktiver: Rogers, E.M.: Diffusion, S. 321-330.

nanzierenden Geschäftsmodellen operierenden Telefon- und Telegrafendienste. Schon der Volksmund hatte die Netzwerklogik instinktiv erkannt. Das erste vorläufige Berliner Telefonverzeichnis von 1881 wurde als „Buch der 94 Narren" bespöttelt. Aber grundsätzlich gilt die Netzwerklogik für alle netzwerkartigen Techniken – ob Telegrafie, Festnetztelefon, Mobiltelefon oder Internet. Bei Netzwerktechnologien steigt darum die Diffusionskurve nach zögerlichem Beginn exponentiell an. Dabei gewinnt die Diffusion eine Eigendynamik, der sich im Extremfall niemand verschließen kann, wenn er oder sie nicht ausgeschlossen sein will. In amüsanter Weise hat das die Comic-Serie „Die Simpsons" in der Folge „Jäger des verlorenen Handys" (2008) thematisiert, in der Bart unter den Gruppenzwang gerät.[686] In diesem Fall endet die Diffusion erst dann, wenn eine Vollversorgung erreicht ist. Allerdings kann der Reiz des Neuen schon vorher nachlassen, wie ebenfalls bei den Handys zu beobachten war. Zudem wird das „Recht auf Nichterreichbarkeit" reklamiert.[687] So haben die Handys erster Generation längst die „Halbwertszeit von Statussymbolen" erreicht; für Smartphones, die auch als Handys 2.0 bezeichnet werden könnten, gilt das noch nicht. Sie leben gerade davon, dass sie den Zugang zu Sozialen Netzwerken mobil erlauben und damit die Ausschließung (theoretisch) ausschließen. Praktisch jedoch erzeugt Social Software eben durch das Freunde-Management Distinktionen und (perfiden) Gruppendruck.

Da neue Medien immer mit älteren konkurrieren, müssen sie zunächst die bessere Leistungsfähigkeit beweisen. Da das Telefon partiell mit dem Briefverkehr konkurrierte, lag ein Hindernis für dessen rasche Diffusion in der zu gut ausgebauten Brief-Infrastruktur begründet: Alle europäischen Hauptstädte besaßen einen sehr dichten Briefverkehr. In Berlin wurde 1880 die Post 11-mal am Tag, 1900 noch 9-mal, 1910 nur noch 8-mal am Tag ausgetragen. Allerdings besaß das Telefon gegenüber dem älteren Medium Brief einen erheblichen Zeitvorteil. Das dürfte die abnehmende Zustellfrequenz bedingt haben. Allerdings wurde in den (telefonisch schlechter erschlossenen) Landgemeinden zwischen 1890 und 1907 die Zustellhäufigkeit sogar ausgebaut wurde.[688]

Dass der Brief bis heute als Kommunikationsform nicht verschwunden ist, lässt sich mit dem Telefon nicht erklären, wenngleich der Brief gegenüber dem Telefonat nicht zu unterschätzende Vorteile besitzt: Einerseits dient er (noch) als schriftlicher Beleg im Geschäftsverkehr, andererseits sind Briefe zunehmend zu Zeichen persönlicher Wertschätzung geworden, insbesondere wenn sie handschriftlich verfasst sind.

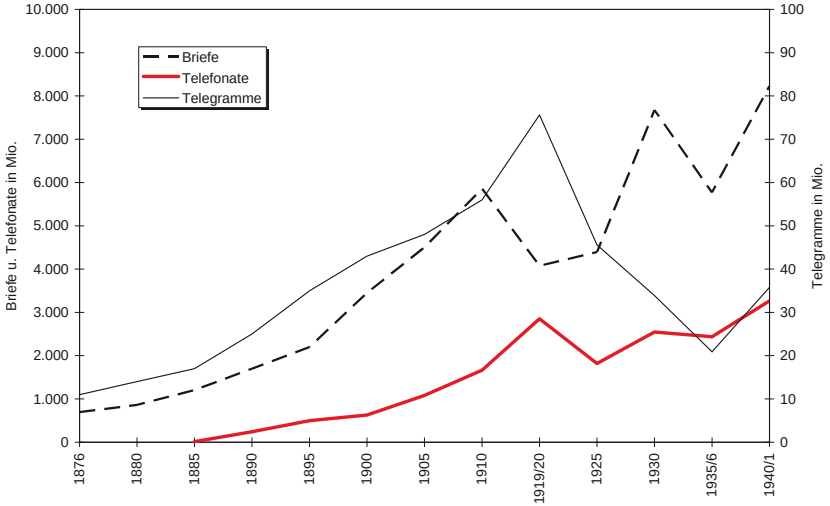
---

686 Während alle seine Freunde schon ein Handy haben, hat Bart noch keines und bekommt daher nicht mit, wie sich sein Lehrer blamiert. Um in Zukunft wieder mit seinen Freunden mithalten zu können, setzt er alles daran, auch ein Handy zu besitzen.

687 Höflich, J.R./ Rössler, P.: E-Mail für das Handy, in: MuK, 49/2001, Nr. 4, S. 438f.

688 Hesse, J.-O.: Netz der Kommunikation, S. 356.

Abbildung 4-18: Telefonate, Telegramme, Briefzustellung (1876-1941)[689]



Killerapplikationen der digitalen Medien

Von besonderer Bedeutung für die Durchsetzung von PCs und Internet sind die „Killerapplikationen". Der aus dem Amerikanischen übernommene, martialische Ausdruck bezeichnet Anwendungen, die das Interesse der Nutzer und damit große Nachfrage wecken. Bei Telefon und Telegrafie lag der Nutzen auf der Hand: Telefonieren und Telegrafieren. Die Programmmedien von Film bis Fernsehen boten durch Unterhaltung und Information offenkundige Vorteile.

Bei PC und Internet waren die Vorteile weniger offensichtlich. Die allgemeine Hinwendung zum PC erfolgte erst, als der Computer der Phase reiner Rechenmaschine entwuchs und – in zunächst bescheidenem Umfang – mathematikferne Aufgaben übernahm.[690] Das waren zunächst primitive Computerspiele wie „Pong" (1974), das noch auf schrankgroßen Geräten in Spielhallen lief. Büroanwendungen, einfache Textverarbeitungen und Datenverwaltungsprogramme (z.B. „Wordstar" und die Tabellenkalkulation „VisiCalc" – beide 1979) kamen auf den Markt. Schließlich erweiterten sich die Funktionsmöglichkeiten. Der heutige „Multimedia-PC" verarbeitet Musik und Film aktiv und passiv. So gab es nicht *die* Killerapplikation, vielmehr steigerte der zunehmende Funktionsumfang die Attraktivität der PCs als kommunikative Werkzeuge.

[689] Hesse, J.-O.: Netz der Kommunikation, S. 448. StJb 1921/2, S. 98f.; 1926, S. 94; 1931, S. 143f.; 1936, S. 183f.; 1941/2, S. 275f.

[690] Heilmann, T.A.: Textverarbeitung. Wurster, C.: Computers, S. 140-144. Wozniak, S./ Smith, G.: I, Woz, S. 224.

Keine der Applikationen etablierte zunächst ökonomische Monopole. Sie wurden zu rasch nachgeahmt. Ein Beispiel bietet Apple: Dank der grafischen Benutzeroberfläche und geeigneter Software (Aldus Pagemaker) war der Apple „Macintosh" Mitte der 1980er Jahre der erste PC, auf dem druckfertige Vorlagen erstellt werden konnten. „What you see is what you get" hieß die Formel, die besagte, dass sich Bildschirmdarstellung und Ausdruck nicht mehr (signifikant) unterschieden. MSDOS-basierte PCs zeigten hingegen nur den reinen Text. Die DTP-Fähigkeit (desktop publishing = publizieren vom Schreibtisch) machte den Apple-PC zum „Muss" für Grafikbüros, Werbeabteilungen etc. Microsofts Imitation hat das ursprüngliche Quasimonopol inzwischen weitgehend abgelöst. Wenn Grafiker und DTP-Produzenten immer noch stärker zur Apple- als zur Windows-Welt tendieren, so dürfte das inzwischen v.a. mit Tradition zu tun haben.

Auch die Vorteile des Internets sind vielfältig: Es ist Programmmedium und wird wegen seiner Unterhaltungsqualitäten und als Informationsquelle geschätzt. Eine Anwendung schlug lange Zeit alle anderen um Längen. Zumindest in den 1990er Jahre lag sie in allen Nutzerstudien immer weit vorne: E-Mail. Die erste war schon zu Zeiten des Arpanet versandt worden – die Benutzung der E-Mail wurde erst allmählich komfortabler. Ihre Vorteile machten und machen E-Mails interessant: direkte, kurze, zeitunabhängige Kommunikation *one to one* oder *one to many*, die Möglichkeit, Dateien anzuhängen etc. Doch die Zunahme des E-Mail-Verkehrs führt auch zu Problemen – z.B. der Informationsüberflutung, insbesondere mit unerwünschter Werbung, sogenannten „Spams".[691]

Daneben hat E-Mail weitere Auswirkungen. Da am „Gatekeeper" Sekretariat vorbei kommuniziert werden kann, untergraben E-Mails die hierarchische Ordnung. Zumindest galt das für die frühen Jahre der E-Mailkommunikation. Seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre wird der direkten Kommunikation bisweilen der Riegel vorgeschoben: Die E-Mail wird – wie auch das Telefon – z.T. im Sekretariat gefiltert. Organisationsstrukturen lassen sich neueren Studien zufolge auch an der E-Mail ablesen.[692]

E-Mailkommunikation ist ehrlicher und unkonventioneller, allerdings auch rüder: Adressaten werden ebenso wie in den Chats mit „Flamings" überzogen.[693]

---

[691] Die erste E-Mail ist von dem Ingenieur Ray Tomlinson vermutlich Ende 1971 verfasst worden. Siegert, P.F.: E-Mail, S. 198-201. Ende April 2003 filterte AOL an einem einzigen Tag 2,37 Mrd. Spams aus der E-Mail seiner Kunden. set.: Spam auf der Anklagebank, in: NZZ, 21 6 2003, Nr. 141, S. 53. Vgl. http://www.spamtrackers.eu (August 2012). Siegert, P.F.: E-Mail, S. 214-323.

[692] Eine Untersuchung, welche die nivellierenden Tendenzen der Anfangszeit herausarbeitet: Sproul, L./ Kiesler, S.: Reducing social context cues, in: Management Science, 32/1986, Nr. 11, S. 1492-1512. Eine neuere weist auf die veränderten Strategien gegen zuviel Nähe „subalterner" E-Mail-Partner hin: Owens, D.A./ Neale, M.A./ Sutton, R.I.: status management, in: Neale, M.A./ Mannix, E.A. (Hg.): Research on managing groups and teams, S. 205-230. Harrison, T.M.: Electronic Mail, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 3, S. 511-513.

[693] Im Fortfall von nonverbaler Kommunikation und Stimme wird in Analogie zu den Feststellungen Franziska Baumgartens von 1931 zur Psychologie des Telefonierens ein wichtiger Grund vermutet

Da die Notwendigkeit zur unmittelbaren Antwort entfällt, erlaubt die E-Mail mehr Reflektion als z.B. das Telefon. E-Mail ist jedoch kein virtuelles Medium, das in der Sphäre der Bytes verbleibt. E-Mails werden dauerhaft gespeichert, häufig ausgedruckt. Im Kartellverfahren gegen Microsoft legte die Staatsanwaltschaft der Firmenleitung deren eigene verräterischen E-Mails vor. Auch Präsident Bill Clinton wurde im Lewinski-Skandal 1998 mit E-Mails von und an seine Praktikantin konfrontiert. Zur Nutzung des Internets und speziell der E-Mail-Funktion hat sich in Gestalt der „Netikette" eine Art Knigge herausgebildet, der analog zu Norbert Elias einmal interpretiert werden kann.[694]

4.4.5 Zwischen Telekommunikations- und Internet-Ökonomie

Die (de)regulierte Telekommunikationsökonomie

Die wirtschaftspolitische Gesetzgebung definierte, wie im Folgenden beispielhaft an einigen Ländern zu zeigen sein wird, von Beginn an den Rahmen der Telekommunikationsökonomie. Für die Rechtspolitik wurden in der Regel zwei Arten von Begründungen bemüht:

- arbiträre oder willkürliche
- und aus Zwangslagen geborene.

Arbiträr ist die Zurechnung der Telekommunikation zur Grundversorgung. Werden Telegrafie und Telefon als meritorische Güter, d.h. als wertvolle Kommunikationsmittel anerkannt, kann mit dem Ziel der Verbilligung in die Preispolitik eingegriffen werden. Damit wird die Verbreitung gefördert. Sollen die Preise in der dicht besiedelten Stadt und auf dem dünn besiedelten Land gleichhoch sein, werden die Telekommunikationsunternehmen gezwungen, die Fläche zu subventionieren. Die Politik erzwang auf diesem Weg in allen Staaten die Quersubventionierung. Entsprechend fiel in der Diskussion schon früh das Argument der Wohlstandsförderung durch Infrastrukturpolitik:

> „In wie außerordentlich wichtigem Maße diese Einrichtungen geeignet sind, den vaterländischen Gewerbefleiß zu fördern und unserer Industrie in dem Wettkampfe mit ausländischen Mitbewerbern hilfreiche Hilfe [!] zu leisten, überhaupt dem nationalen Verkehrsleben einen weiteren Aufschwung zu geben und den Kapitalumsatz wie die anderen schaffenden Kräfte des öffentlichen Wohlstandes zu steigern, bedarf keiner näheren Darlegung."[695]

---

werden dürfen. Baumgarten, F.: Psychologie des Telefonierens, in: Lange, U./ Forschungsgruppe Telefonkommunikation. (Hg.): Telefon und Gesellschaft, Bd. 1, S. 187-196.

694 Elias, N.: Wandlungen.

695 Zit. n. Hesse, J.-O.: Netz der Kommunikation, S. 232. Windisch, R.: Privatisierung, in: Ders. (Hg.): Privatisierung natürlicher Monopole, S. 37-42.

Ähnlich argumentierte das britische „Colonial Office“ 1900 für die Verstaatlichung von Überseekabeln:

> „With the progressive development of society the tendency is to enlarge the functions [...] of the central government as well as the local authorities, [...] where the desired result is difficult to attain through private enterprises“.[696]

Nur moderner formuliert, im Kern aber aufs Gleiche zielend – jedoch nicht in nationalstaatlicher, sondern in europäischer Perspektive – argumentiert das Grünbuch[697] der EU.[698] Allerdings hat sich in den 120 bzw. 150 Jahren seit Aufbau der Telegrafen- bzw. Telefonnetze die ökonomische Theorie um 180° gedreht: Derzeit wird nicht die Regulierung, sondern die Deregulierung favorisiert.

In die willkürliche Zielfeststellung griff jedoch auch der Druck äußerer Umstände ein. Vor dem dominierenden Deregulierungs-Paradigma der letzten Jahrzehnte galten Telegrafie- und Telefonmärkte als klassische Fälle für Monopolwirtschaften. Vorherrschend war die Ansicht, nur Monopolisten seien in der Lage, die Leistungen am günstigsten anzubieten; nur sie könnten die immensen Kosten der Infrastruktur aufbringen. So schufen in der Diffusionsphase die meisten Staaten Telegrafennetz-Monopole, für das Telefonnetz bis zum Ersten Weltkrieg sogar generell – jedoch nicht alle unter direkter staatlicher Kontrolle.[699]

Theoretisch fundiert wurde die Theorie der natürlichen Monopole durch Emil Sax (1845-1927) im 19. Jahrhundert: Ein natürliches Monopol liege dann vor, wenn ein Monopolist am besten im Stande sei, die gewünschten Produkte und Dienstleistungen zur Verfügung zu stellen. Oder anders: Wettbewerb senke die Qualität der Produkte und steigere die Produktionskosten. Natürliche Monopole können beispielsweise für Eisenbahnunternehmen angenommen werden, da es effizienter ist, nur ein Schienennetz zu verlegen. Die Theorie des natürlichen Monopols bezog sich auch bei Telegrafie und Telefonie im Wesentlichen auf die Bereitstellung der Infrastruktur. Das machte ihren Nachteil, Innovationshemmnis zu sein, mehr als wett.

Die rasante technische Entwicklung verstärkte den Gesetzgebungszwang. Die Vielfalt der neuen Nutzungsmöglichkeiten wäre mit den herkömmlichen Eingriffsmöglichkeiten nicht mehr zu regeln gewesen. So ist ein Grund des wiederholten Wechsels zwischen Regulierung und Deregulierung technikimmanent: Je nach Stand der Technik scheint mal das eine, mal das andere für Staaten und Gesellschaften sinnvoller zu sein.

---

696 Telegraph, in: Encyclopaedia Britannica, 11. Aufl., Bd. 25, S. 528.

697 Grünbücher stecken ein breiteres politisches und rechtliches Handlungsfeld ab. Weißbücher hingegen unterbreiten konkrete Regelungsvorschläge.

698 EU-Kommission (Hg.): Grünbuch Telekommunikationsdienstleistungen, S. 9-11.

699 Schneider, V.: Staat und technische Kommunikation, S. 249f.

Eine erste Deregulierung hatte die Öffnung der Telegrafie für Privatleute Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutet. Sie erfolgte 1843 in Großbritannien und 1850 in Frankreich. Im August 1849 öffnete Preußen den Telegrafen, nachdem noch sechs Monate zuvor dem Publikum die Nutzung untersagt worden war. Die Öffnung war nötig geworden, da einerseits private Personen das Verbot ignorierten, andererseits die Übertragungsgeschwindigkeit viel höher lag, als bei der Flügeltelegrafie. Auch ließen sich die Investitionen nur bei frequentierter Nutzung amortisieren.

Das konnte jedoch auch in Regulierung umschlagen: So wurde in Großbritannien zwischen 1863 und 1869 in mehreren Schritten die privat verfasste Telegrafenstruktur aufgehoben und zu einer staatlich betriebenen Monopolgesellschaft zwangsvereinigt.[700] Seit den 1870er Jahren folgte auch Deutschland und koordinierte die privaten Telegrafenlinien der Eisenbahnen mit denen der Post- und Telegrafenverwaltung.[701] Anders in den USA: Der „Post Roads Act" von 1866 beschränkte die Zuständigkeit der Regierungsbehörden auf unterstützende Maßnahmen beim Telegrafenbau – obwohl auch dort der Postmaster General für Verstaatlichung plädiert hatte. Allerdings durften die US-Behörden eigene Telegramme mit Priorität befördern lassen.[702]

Den USA kam im 20. Jahrhundert eine Vorreiterrolle auf dem Sektor des Infrastrukturaufbaus und der Regulierung zu. Eine einheitliche Regulierungspolitik hatte es bis zum Jahrhundertbeginn nicht gegeben. Erst 1910 mit der Gründung der „Interstate Commerce Commission" (ICC) wurden Grundlagen für eine einheitliche Politik gelegt. Bis 1893/94 hatte Bells Gesellschaft At&T das Monopol. Die folgende Phase bis 1907 war durch Wettbewerb gekennzeichnet, Bell behielt jedoch den größten Marktanteil: 1902 existierten 3.000 Netze, die meisten waren allerdings sehr klein. 1902 besaß Bell 70% der Linien, 1912 83%. Seit 1907 kaufte Bell Wettbewerber sukzessive auf, 1912 sogar kurzzeitig die große Telegrafengesellschaft „Western Union". Das führte zu massiven Protesten, die Konkurrenten verlangten staatliche Eingriffe zur Sicherung des Wettbewerbs. Im Ersten Weltkrieg wurde Bell sogar (für ein Jahr) nationalisiert, allerdings alsbald wieder privatisiert und AT&T wurde von den Anti-Trust-Gesetzen (Sherman-Act von 1890) ausgenommen.

---

[700] Die britischen Telegrafengesellschaften wurden für ca. 8,5 Mio. Pfund aufgekauft. Telegraph, in: Encyclopaedia Britannica, 11. Aufl., Bd. 25, S. 536-528. Schneider, V.: Staat und technische Kommunikation, S. 112f.

[701] Krieve, J.: electric telegraph, S. 122-138. Kloepfer, M.: Technik und Recht, S. 133-138. Die Telegrafenaufsicht war in der Verfassung des Norddeutschen Bundes und der nachfolgenden Verfassung des Kaiserreichs Bundes- bzw. Reichsangelegenheit (Art. 4.10 und 48-52). Ausgenommen waren nur die Königreiche Bayern und Württemberg. 1876 wurde das Reichspostamt geschaffen. 1892 das „Gesetz über das Telegraphenwesen des Deutschen Reiches vom 12.4.1892" erlassen. Damit wurde die Monopolsituation als „Telegrafenregal", aus dem später auch die Funkhoheit abgeleitet wurde, zementiert.

[702] Winston, B.: Media, S. 247. Wengenroth, U.: Informationsübermittlung und Informationsverarbeitung, in: Ders. (Hg.): Technik und Kultur Bd. 8, Düsseldorf 1993, S. 463f. Schneider, V.: Staat und technische Kommunikation, S. 82.

Gleichwohl wurde dem Riesen das Geschäft nicht uneingeschränkt überlassen. Allerdings bezogen sich die Auflagen zunächst nicht auf das angestammte Telefongeschäft, sondern auf neue Medien und benachbarte Märkte. 1926 zog sich Bell aus dem Radiogeschäft zurück. Die Vermietung von Leitungen an die Netzwerke schien lukrativer. 1956 erzwang die FCC den Rückzug von Bell aus dem Computergeschäft; 1971 und 1976 wurde die Trennung der Telekommunikations- und Datenverarbeitungsdienste erzwungen. Parallel hierzu wurde 1956 zunächst das Endgerätemonopol gelockert, 1968 dann abgeschafft. Dazu gehörten auch so unspektakulär erscheinende Dinge wie genormte Telefonsteckdosen, an die jeder Nutzer, ohne einen Fernmeldetechniker einbestellen zu müssen, selbst seine Endgeräte (Fax, Telefon-Anrufbeantworter, Modems etc.) einstöpseln konnte.[703]

Nachdem das US-Justizministerium 1974 einen Prozess gegen AT&T wegen wettbewerbswidriger Praktiken angestrengt hatte, mündeten zehn Jahre später verschiedene Gerichtsverfahren und Verfahren der FCC in die Zerschlagung von AT&T in regionale Monopolgesellschaften: die sogenannten „Baby-Bells". Entgegen der ursprünglichen Befürchtungen der Gesellschafter verloren diese aber nichts von ihrer Dominanz, sondern wirtschafteten in den regionalen Märkten noch profitabler als zuvor. Der Markt für „long-distance"-Gespräche wurde dagegen völlig freigegeben. In der Folge sank der Marktanteil von AT&T im „Fernverkehr" von über 90% 1984 auf knapp 65% 1990 und ca. 51% 1998. Weniger dem Druck von klassischen Wettbewerbern geschuldet – der „Telecommunications Act" von 1996 hatte AT&Ts Lage langfristig sogar deutlich gebessert – als vielmehr aufgrund von „Voice over IP", dem neuen, internetbasierten Telefonieren, wurde die Long Distance-Holding 2010 liquidiert.[704]

Obgleich die inländischen Märkte wegen ihrer leitungsgebundenen Infrastruktur gegenüber anderen Marktlösungen im Ausland gut abgeschottet waren, konnte letztlich die beschleunigte technologische Entwicklung in einigen Ländern – insbesondere in den USA – nicht ohne Auswirkung auf die anderen nationalen Wirtschaften bleiben.[705]

- Zum einen wurden die Schlüsseltechniken hier am konsequentesten und schnellsten entwickelt.
- Zum anderen lockerte sich unter dem Eindruck rapiden technologischen

---

703 Winston, B.: Media, S. 259-262. Pitz, D.: Wettbewerb, S. 45-47. Vogelsang, I./ Mitchell, B.M.: Telecommunications competition, S. 62-66. Schneider, V.: Staat und technische Kommunikation, S. 86-94.

704 Garnham, N.R.: Telecommunications policy, in: Barnouw, E./ Worth, Tobia L. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 4, S. 204-208. Pitz, D.: Wettbewerb, S. 47-56. Temin, P./ Galambos, L.: fall of the Bell system. Vgl. Wu, T.: Master Switch, S. 251-266. FCC (Hg.): Long distance market shares 1998, in: http://transition.fcc.gov/Bureaus/Common_Carrier/Reports/FCC-State_Link/IAD/mksh2q98.pdf (August 2012). Trotz z.T. abweichende Marktanteil-Angaben brauchbar: Lenert, E.M.: telecommunications policy, in: JoC 48/1998, Nr. 4, S. 3-23.

705 Direkte Deregulierungszwänge, analog zum Rundfunk aus einem „Offshore-Argument" abgeleitet, konnte es daher zunächst nicht geben.

Fortschritts das Theorem der „natürlichen Monopole“: Die USA zeigten im „Feldexperiment“, dass der Technologieschub das Theorem obsolet gemacht hatte.

So verstärkte sich die Zwangslage der staatlichen Rechtspolitiken wechselseitig. Die Netzwerktechnik von Telegrafie und Telefon wirkte dabei auch indirekt: Die Telekommunikation förderte das immense Wachstum der Geldströme. Staatliche Devisenbewirtschaftung wurde unmöglich, es sei denn, die Staaten schlossen sich von der allgemeinen Entwicklung aus und gerieten deshalb – wie die Ostblockstaaten – ökonomisch ins Hintertreffen.

Hatten bis in die 1960er Jahre die Techniker die Telekommunikationspolitik weitgehend autonom bestimmen können, weckten die neuen Informations- und Kommunikations-Technologien (IuK) sowie die ökonomischen Möglichkeiten die Aufmerksamkeit der Politiker. Die neuen Techniken[706] erschwerten die Regulierungsaufgabe. In der Wirtschaftskrise der 1970er Jahre erkannten die westlichen Staaten die IuK-Technologien als wachstums- und arbeitschaffendes Feld. Zudem waren die neuen Techniken kostenintensiv, die Entwicklungskosten konnten nicht in nationalen Märkten erwirtschaftet werden. Zumindest in den europäischen Staaten, weniger in den USA, spielte im späten 20. Jahrhundert das Militär als Nachfragemacht für die Entwicklung und Etablierung neuer IuK-Technologien kaum noch eine Rolle. So hatten alle nationalen Wirtschaften Interesse an der Öffnung fremder nationaler Märkte. Dabei kristallisierten sich drei Teilmärkte als Felder der Deregulierung heraus:

- der Endgerätemarkt, der überall zuerst liberalisiert wurde;
- der Markt für Kommunikationsdienstleistungen, die über das Netzwerk erbracht werden;
- der Markt für Netzwerkinfrastruktur, der sich am längsten der Deregulierung widersetzte.

In Europa ist die EU der wichtigste Initiator und Impulsgeber für die nationalen Telekommunikationspolitiken. Die EU verfolgt auch bei der Telekommunikation ihre Generallinie für eine Harmonisierung der Bedingungen zu sorgen. Kommunikation wird als Dienstleistung verstanden und steht daher unter dem Schutz der Dienstleistungsfreiheit. Das 1987 veröffentlichte „Grünbuch über die Entwicklung des gemeinsamen Marktes für Telekommunikations-Dienstleistungen und -Geräte“ formulierte die Perspektive: 1988 sollte der Endgerätemarkt liberalisiert werden, 1993 wurde die vollständige Liberalisierung der Sprachdienste zum 1.1.1998 beschlossen. Als letztes Feld der Netzinfrastruktur wandte sich die EU der Öffnung der Ortsnetze zu. Geöffnet sind laut EU-Kommission (Stand 1.6.2010) die Ortsnetze in 15 Staaten (u.a. in Österreich, Dänemark, Finnland, Italien, Deutschland und den Niederlanden); geschlossen

[706] Zu nennen sind die Satellitentechnik, Digitalisierung, asynchrone Übermittlung, Datenpakete, Mobilfunk und die zunehmende Konvergenz der bislang getrennten Medien.

sind sie noch in elf (u.a. in Griechenland, Polen, Portugal und der Slowakei); Großbritannien lässt nur partiell den Wettbewerb zu. Das ist verglichen mit dem Stand vor einem Jahrzehnt wenig mehr und zeigt einmal mehr das Beharrungsvermögen nationaler Politik.[707]

Tabelle 4-10: Deregulierung der Telekoms[708]

	Endgerätemarkt	*Dienstleistungen*	*Infrastruktur*
USA	div. supreme court-Entscheidungen 1956, 1968, 1974	FCC-Erlaubnis ab 1969	Zerschlagung von AT&T 1984 abgeschlossen
GB	Telecommunications Act 1981	Telecommunications Act 1981	erste Lizenzen ab 1982; geregelt im Telecommunications Act 1984
D	Postreform I (in Kraft 1.7.1989)	mit Postreform II 1994 ermöglicht (in Kraft 1.1.1995)	Liberalisierung (Mobilfunk) ab 1991, 2002 mit Öffnung der Ortsnetze abgeschlossen
EU	im Grünbuch 1987 angekündigt	zum 1.1.1998 beschlossen	geplanter Abschluss 2001 (nicht eingehalten)

In Deutschland formulierte schon 1979 eine Kommission unter Carl Friedrich von Weizsäcker Vorschläge, die Regierung Helmut Schmidt beschloss jedoch 1981, zunächst nichts zu ändern. Erst unter dem Einfluss der EU und nachdem 1982 die sozial-liberale Regierung Schmidts durch die christlich-liberale unter Helmut Kohl abgelöst worden war, wurde in der zweiten Hälfte der 1980er die Liberalisierung in Angriff genommen. 1989 trat das erste Poststrukturreformgesetz in Kraft. Aus der Post wurden drei Unternehmen des Bundes: Postdienste (gelbe Post), Postbank und Telekom. Zum 1.1.1995 wurden die drei Unternehmen in Aktiengesellschaften umgewandelt. Zunächst hielt der Bund alle Aktien. Ein Teil der Telekom-Aktien ist inzwischen in mehreren Tranchen an der Börse platziert worden, der Börsengang der „Aktie Gelb" folgte im November 2000. Regulierungsbehörde blieb bis zum 1.1.1998 das Postministerium, danach die „Regulierungsbehörde für Telekommunikation und Post". Dabei wurden einige 10.000 Stellen freigesetzt, jedoch auch viele in der Privatindustrie geschaffen. Seit

[707] Tegge, A.: ITU, S. 63-67. Vgl. EU-Kommission (Hg.): Grünbuch Telekommunikationsdienstleistungen, S. 9-12. Vgl. http://ec.europa.eu/information_society/policy/ecomm/implementation_enforcement/eu_consultation_procedures/index_en.htm (August 2012). Geöffnet waren 2000 die Ortsnetze laut EU-Kommission bereits in Österreich, Dänemark, Finnland, Italien, Deutschland und den Niederlanden. Frankreich, Spanien, Irland und Großbritannien planten Regelungen für Januar 2001. Scheuer, A./ Strothmann, P.: Europäisches Medienrecht 2000/2001, in: MMR, 4/2001, Nr. 9, S. 585f.

[708] Grande, E.: Monopol, S. 106-110, 143-166. Schneider, V.: Staat und technische Kommunikation, S. 96-109, 128-138, 178-188. Weitere, insb. osteuropäische Länder vergleichend: Ryan, D.J. (Hg.): Privatization.

der Jahrtausendwende hat die Post weitere Beförderungsmonopole verloren – z.B. ab 1.1.2008 die exklusive Beförderung von Sendungen bis 50g Gewicht.[709]

Die Deregulierung in Großbritannien folgte einer schweren Finanzkrise des britischen Post Office in den 1970er Jahren. Nachdem zunächst die Labourregierung nicht reagiert hatte, leitete die konservative Regierung unter Margret Thatcher nach 1979 die Deregulierung ein: Der Telekommunikationsbereich wurde aus dem „Post Office" gelöst, der Endgerätemarkt liberalisiert, eine weitere Fernnetzlizenz erteilt und das neue Unternehmen „British Telecom" 1984 an der Börse platziert; in den Folgejahren trennte sich der Staat von seinem Aktienbesitz. Zwar sanken auch hier die Tarife für die Kunden erheblich, doch bei der „British Telecom" fielen 100.000 Stellen fort. Seit 2003 ist die British Telecom der Regulierung durch ein „Office of Communications" unterworfen, das die Vorgängerbehörde „Office of Telecommunications" ersetzte.[710]

In anderen EU-Ländern verlief die Entwicklung ähnlich und selbst in der nicht zur EU zählenden Schweiz finden sich Parallelen. Die Deregulierung in der Schweiz erfolgte in zwei Stufen. Die erste Stufe wurde 1992 mit Schaffung des „Bundesamts für Kommunikation" (Bakom) eingeleitet. Doch blieb die Liberalisierung zunächst unvollständig, weil das Netz- und Sprachmonopol der Schweizer PTT weiter bestand, sie die Aufgabe der Grundversorgung aufrecht erhielt und der Wettbewerb nur bei Endgeräten und erweiterten Diensten ermöglicht wurde. Mit der zweiten Stufe, in Kraft getreten zum 1.1.1998, wurde der Zweig „Telecom PTT" umgetauft in „Swisscom", das Netz- und Sprachmonopol fiel. Details regelt das Fernmeldegesetz von 1997 in der neusten Fassung von 2010.[711]

Multimedia-Ökonomie vom Web 1.0 zum Web 2.0

Für eine Mediengeschichte scheint die Betrachtung der Multimedia-Ökonomie noch ein wenig früh, da die Verhältnisse sich noch im Fluss befinden. Für eine Geschichte der *neuen* Medien ist jedoch die Betrachtung aus gleichen Gründen unabdingbar: Medien sind als solche erst etabliert, wenn sich mit ihnen Geld verdienen lässt. Zwar glänzten in den vergangenen Jahrzehnten die Geschäftsmöglichkeiten mit Hardware und Software (vgl. Kap. 2.3.4). Die euphorischen Prognosen unterschiedlicher Provenienz von Futurologen wie Alvin Toffler und Jeremy Rifkin, über Verlautbarungen diverser Regierungen bis hin zu Geschäftsleuten wie Bill Gates wirken derzeit jedoch überoptimistisch. Man versprach eine ganz neue Ökonomie mit großen Wachstumsraten, durch elektronische

[709] Schneider, V.: Staat und technische Kommunikation, S. 178-188.
[710] Schneider, V.: Staat und technische Kommunikation, S. 128-138.
[711] Odermatt, J.: PTT-Reform, S. 20. Schweizer Fernmeldegesetz vom 30.4.1997 in der Fassung vom 1.7.2010, in: http://www.admin.ch/ch/d/sr/784_10/index.html (August 2012).

Heimarbeitsplätze und papierlose Büros veränderte Arbeitswelten oder gar neue Zeitalter des Informations-Zugangs u.a.m.[712]

Stattdessen ist die digitale Ökonomie aus verschiedenen Gründen immer noch prekär. Das Werbepotential des Internets war anfangs nicht klar erkennbar. Zunächst ging die Werbewirtschaft davon aus, dass Online-Werbung die Adressaten erheblich genauer erreiche als beispielsweise die von hohen Streuverlusten gekennzeichnete Presse- oder Fernsehwerbung. Allerdings hat sich schon manche Hoffnung zerstört. Internet-Werbung wird inzwischen weggeklickt wie Fernsehwerbung weggezappt. In Deutschland steigerte sich die Summe aller Online-Werbeumsätze von 3,2 Mio. Euro 1996 bis 2001 auf 185 Mio. Euro. Das entsprach einer Steigerung von 0,02% auf 0,9% des gesamten Werbeumsatzes. 2010 betrug der Anteil schon 17,8%. Das bedeutet nach divergenten Angaben der Werbewirtschaft eine Gesamtsumme von 3,3 bis 4,5 Mrd. Euro für Online-Werbung. Hinzu kommt, dass die hochgradig konzentrierte Online-Werbung die Größten, insbesondere Google, stark bevorzugt.[713]

Die Stellung der Großen muss jedoch nicht unangreifbar bleiben: „Apple, Google, Amazon und Facebook untermauern derzeit den amerikanischen Führungsanspruch – und der ist nicht mehr militärisch, sondern ökonomisch und kulturell. Ihre Geschichte ist auch die des Wiedererstarkens – oder letzten Aufbäumens? – amerikanischer Dominanz."[714] Paradoxer Weise hat der „Spiegel" einige Beispiele geliefert, die die prognostische Unsicherheit im vorangestellten Zitat rechtfertigen: Einige „Spiegel"-Titel, in denen die Dominanz der beschriebenen Firmen thematisiert wurde, lassen sich aus der späten Perspektive des Besserwissenden geradezu als Anfang vom Niedergang lesen: Auf dem Höhepunkt der Marktmacht im PC-Bereich widmete der „Spiegel 1986" eine Titelstory IBM; als das Denkmal Microsoft Risse bekam, wurde 1998 die Firma aus Redmond, Virginia, Objekt einer Titel-Story; als der Hype um Second Life am größten war, bekam diese Internet-Spielwiese 2007 einen Titel.[715] Während die ersten beiden noch immer zu den ganz Großen zählen – im Fall von IBM aber als Folge gründlicher Neupositionierung in den Bereichen Software-Dienstleistungen und Super-Computing (vgl. S. 306) – spricht von Second Life fünf Jahre später fast niemand mehr. Als Plattform war es zu uninteressant, als echtes Internet-Geschäft warf es zuwenig ab:

---

712 US Government (Hg.): NII, im Internet: http://www.ibiblio.org/nii/NII-Executive-Summary.html (August 2012). EU-Kommission (Hg.): White Paper COM/93/700, im Internet: http://europa.eu/documentation/official-docs/white-papers/index_en.htm#block_15 (August 2012). Gates, B.: Digitales Business. Rifkin, J.: Access. Toffler, A.: Third Wave.

713 Zimmer, J.: Werbeträger Internet, in: MP, 2001, Nr. 6, S. 298f. Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft (Hg.): Werbung in Deutschland 2002, S. 17, 318. Ders. (Hg.): Werbung in Deutschland 1997, S. 24. Ders. (Hg.): Werbung in Deutschland 2011, S. 24, 30.

714 Bethge, P./ Brauck, M./ Müller, M.U., et al.: Wie Amazon, Apple, Facebook und Google nicht nur das Netz, sondern auch unser Leben dominieren, in: Der Spiegel 2011, Nr. 49, S. 72.

715 IBM: „Der Elefant lernt Spitzentanz", in: Der Spiegel 1986, Nr. 5, S. 124-136. Monster Microsoft?, in: Der Spiegel 1998, Nr. 12, S. 222-235. Alles im Wunderland, in: Der Spiegel 2007, Nr. 8, S. 150-163.

Die Zahl der sogenannten echten Internetgeschäfte ist recht beschränkt. Darunter werden Geschäftsmodelle verstanden, bei denen alle geschäftlichen Transaktionen im Internet abgewickelt werden. Echte Internetgeschäfte reduzieren sich im Wesentlichen auf den Tausch von Informationen aller Art. Dabei floriert bislang offenbar nur das Geschäft mit der Pornografie. Der Vertrieb von Musik oder Filmen ist hingegen noch nicht recht angelaufen. Statt dessen existieren illegale Tauschbörsen, die von Musik- und Filmindustrie mit allen Mitteln bekämpft werden (vgl. S. 266). Erst die Musik-Plattform iTunes von Apple lief im Frühsommer 2003 erfolgversprechend an. Die weitere Entwicklung bleibt abzuwarten.

Die Durchsetzung der Zahlungsbereitschaft im Internet ist ein anderes Problem. Die Online-Angebote etlicher Zeitungen waren und sind nicht kostenpflichtig. Manche versuchten vergeblich, Abonnementsgebühren im Internet durchzusetzen: z.B. „Slate", das Onlinemagazin von Microsoft. Allerdings haben in den Jahren 2001 und 2002 mehrere Medien, die bis dato unentgeltlich waren, die Kostenpflicht in Teilen eingeführt; u.a. der „Spiegel" für die Titelgeschichte und die „Welt" für ihr Archivangebot. Jedoch trug die Bezahlung das Angebot lange nicht. Allenfalls Top-Informationsanbieter wie das „Wall Street Journal" konnten Abonnementsgebühren durchsetzen *und* zugleich profitabel arbeiten. In Deutschland hingegen war selbst „Spiegel-Online" defizitär und wurde aus dem Marketing-Etat der Druckausgabe bezuschusst.

Häufig ist zu lesen, die geringe Zahlungsbereitschaft läge an der Kostenlos-Kultur. Das ist nur indirekt richtig. Der tiefere Grund liegt im Internet selbst. Da Netzwerkeffekte die Knappheit von Gütern beseitigen, wird das grundlegende Gut Information (nicht die konkrete Einzelinformation) ökonomisch besehen durch das Internet fast zu einem „öffentlichen Gut". Der Konsum verbraucht sich nicht *und* niemand ist auszuschließen, solange vergleichbare Informationen und Unterhaltungsangebote im Netz in ansprechender Qualität erhältlich sind. Im Zweifelsfall greift der Konsument nämlich zu dem zweit- oder drittbesten Angebot der gleichen Information.[716]

Einen kriminellen Ausweg aus diesem Dilemma haben bislang nur zwei Wettbewerbsmodelle gefunden, von denen die eine anrüchig und die andere kriminell ist. Zumindest anrüchig sind die Aktivitäten von Abmahnkanzleien: Bei Urheberrechtsverletzungen verfolgen sie hauptsächlich „kleine Fische" – v.a. Privatleute. Notorisch sind die Kanzleien „Winterstein Rechtsanwälte" oder „proMedia", die im Auftrag der deutschen Musikindustrie gegen Urheberrechtsverletzer ermittelt. Lässt sich dagegen, da vom Recht gedeckt, nur argumentieren, dass die Verhältnismäßigkeit der Mittel infrage steht, ist der unlautere Wettbewerb mit verschleierten Abofallen kriminell. Wiederholte Gesetzesver-

[716] Vgl. Latzer, M./ Schmitz, S.W.: eCommerce, S. 68-87. Theis-Berglmair, A.M./ Mayer, F./ Schmidt, J.: Tageszeitungsverlage, in: Theis-Berglmair, A.M. (Hg.): Internet und Printmedien, S. 49-76. Kiefer, M.-L.: Medienökonomik, S. 231f.

schärfungen, die jüngste trat zum 1.8.2012 in Kraft, versuchen, dieses „Geschäftsmodells“ Herr zu werden.[717]

In den ersten Jahren lebte die Internet-Ökonomie, da ein anderes Geschäftsmodell zunächst fehlte, insbesondere von der Aktienspekulation: In den Staaten der westlichen Hemisphäre und den aufstrebenden Staaten Asiens löste das Internet Mitte der 1990er Jahre einen ungeheuren Boom aus. Die Hausse fand im Frühjahr 2000 ihren vorläufigen Abschluss mit dem Zusammenbruch der Aktienwerte am sogenannten Neuen Markt.

Abbildung 4-19: Dotcom-Sterben (2000-2002)[718]

Über ein halbes Jahrzehnt hatten die Technologietitel vor allem von den Erwartungen der Börsianer gelebt. Nicht einmal horrende Verluste im operativen Geschäft bremsten den Anstieg der Börsenkurse merklich – erste Insolvenzen folgten. Google verbrannte, wie etliche andere Unternehmen, anfangs viel Geld. Es war jedoch ein erstes der Unternehmungen, die auch die Gewinnerwartungen erfüllten und schließlich übertrafen. Paradoxer Weise nahm es seinen Aufstieg jedoch erst mit dem Platzen der Dot-Com-Blase. Zunächst hatte noch eine spek-

[717] Gesetz zur Änderung des BGB zum besseren Schutz der Verbraucherinnen und Verbraucher vor Kostenfallen im elektronischen Geschäftsverkehr, vom 10.5.2012, in: http://www.bmj.de/SharedDocs/Downloads/DE/pdfs/Gesetz_zur_Aenderung_des_BGB_zum_besseren_Schutz_der_Verbraucherinnen_und_Verbraucher_vor_Kostenfallen_im_elektronischen_Gesch%C3%A4ftsverkehr.pdf?__blob=publicationFile (August 2012).

[718] Andreessen, M.: Krise?, in: Chip 2002, Nr. 7, S. 256f.

takuläre Fusion die Aufmerksamkeit bestimmt: AOL mit Time Warner im Januar 2000. Keine drei Monate später platzte die Blase, knapp zehn Jahre später, im Dezember 2009 wurde auch die Ehe AOL Time Warner wieder geschieden. Der Scheitelpunkt der Pleitewelle aber kam schon Anfang 2001. Selbst große Medienunternehmen wie Time Warner entließen nun bis zu einem Viertel des Onlinepersonals, und auch das „Wall Street Journal" reduzierte die Internetinvestitionen.[719]

Die Zeit der Spekulation mit Internetaktien ist längst nicht beendet. Dabei mussten die Internet-Unternehmen nicht einmal an die Börse gehen, um spekulative Erwartungen zu wecken. Youtube, seit Dezember 2005 online, wurde 2006 für 1,65 Mrd. US-$ an Google verkauft, ohne dass der Internet-Gigant bislang damit viel Geld verdiente. Das soziale Netzwerk StudiVZ wurde im Januar 2007 für 85 Mio. Euro an Holtzbrinck verkauft, danach trat Stagnation ein. Gleiches gilt für MySpace, für das der Medien-Tycoon Rupert Murdoch 2005 die stolze Summe von 580 Mio. $ zahlte, um bald darauf zu erleben, wie das Netzwerk durch Facebook kannibalisiert wurde und 2011 für nur noch 35 Mio. $ wieder abgestoßen werden musste. Damit bestätigt der Drang der User in das größte Netzwerk zugleich „Metcalfes Gesetz" vom Netzwerknutzen.[720] Google hatte 2007 2,3 Mrd. $ für Facebook geboten, kam aber nicht zum Zug. Vor dem Börsengang 2012 wurde das soziale Netzwerk auf einen Börsenwert von über 100 Mrd. $ geschätzt, mit dem Ausgabepreis von 38 $ wurde diese Summe sogar deutlich überschritten. Allerdings hatten die emittierenden Banken und Mark Zuckerberg offensichtlich den Bogen überspannt, denn direkt nach Börsenstart ging die Aktie auf Talfahrt. Zwischen dem Ausgabetag (18.5.2012) und August verlor die Aktie fast die Hälfte ihres Wertes.[721] Anlageopfer strengten wegen Kursmanipulation und intransparenter Kommunikation im Vorfeld des Börsengangs von Facebook Klagen an. Doch da mit dem Aktienhandel die Spekulation untrennbar verbunden ist, werden Enttäuschungen nie ausbleiben.

Eine andere verfehlte Hoffnung der New-Economy-Euphorie setzte auf allgemeine Globalisierung. Da das Internet den weltweiten Vertrieb ermöglicht, konnte gemutmaßt werden, das Internet werde neue relevante Märkte ohne räumliche Begrenzung schaffen. Die Entgrenzung ist bei Online-Medien jedoch nur in geringem Umfang zu beobachten: Globaler Wettbewerb ist nicht notwendiger Weise die Folge der weltweiten Infrastruktur.[722] Jedoch entgrenzt die multimediale Plattform die traditionellen relevanten publizistischen Märkte. Aus der Perspektive von Kommunikator wie Rezipient konkurrieren die Internetauftritte

[719] Foroohar, R.: Flight of the Dot-coms, in: Newsweek, 16.7.2001, S. 56-59. Peers, M./ Angwin, J.: AOL Time Warner planning to slash more than 2.000 jobs, in: WSJE, 25.1.2001, 18. Jg., Nr. 249, S. 7. Wu, T.: Master Switch, S. 251-266.

[720] Vgl. S. 314.

[721] http://www.ftd.de/it-medien/medien-internet/:flop-aktie-der-anfang-vom-facebook-ausstieg/70077383.html (August 2012).

[722] Chyi, H.I./ Sylvie, G.: medium is global, in: JME, 14/2001, Nr. 4, S. 231-248.

von Rundfunkanstalten, Tages- und Wochenpresse miteinander. Nicht die Herkunft (Presse oder Rundfunk), sondern die Qualität und Machart der Onlineangebote konstituiert die neuen Wettbewerbsverhältnisse. Die technische Konvergenz erzeugt eine publizistische. Wie und wo neue Formen wie elektronische Magazine (E-Zines) oder Web-Radios ihren Platz finden und wie sie sich finanzieren werden, befindet sich derzeit in einem Klärungsprozess. Zumindest ist schon absehbar, dass die Fragmentierung der Publika weiter voranschreitet.

In Teilbereichen etablierten sich jedoch in den letzten zwei Jahrzehnten erfolgreiche Geschäftsmodelle. Allerdings haben sie weniger mit der Qualität des Kommunikationsmediums Internet als vielmehr mit dem virtuellen Marktplatz Internet zu tun. Bei den sogenannten unechten Internetgeschäften wird die Geschäftsbeziehung zwischen Anbieter und Kunden nur Online angebahnt, die Auslieferung der Ware erfolgt hingegen weiterhin real. Ein typisches Beispiel ist die Onlinebestellung bei Versandhäusern. Sehr erfolgreich sind das virtuelle Auktionshaus Ebay und der Versandhandel Amazon. Das Internet funktioniert bei Ebay im ursprünglichsten Sinne als Marktplatz. Jeder ist Anbieter und Käufer, jeder versteigert und ersteigert alles nur Denkbare. Ebay passt daher ideal zu dem Netzmedium, weil der Erfolg der Auktionsbörse positiven Netzwerkeffekten folgt. Je mehr sich beteiligen, desto interessanter ist Ebay für Anbieter und Nachfrager. Die schieren Größenvorteile gelten auch für Amazon, der als Online-Buchhandel gestartet war. Seit 2007 – zunächst nur in den USA – wurden auch eigene E-Book-Reader als „Kindle" angeboten. Gegenüber den klassischen Buchverlagen nutzt Amazon die Marktmacht mit 50% Umsatzbeteiligung gnadenlos aus. Längst aber können Käufer viele Waren des täglichen Bedarfs – bis hin zum Abonnement von Rasierer-Zubehör – bestellen.[723]

Die klassischen Massenmedien müssen sich jedoch anders orientieren: Die Onlinegeschäfte zumindest der klassischen Pressemedien könnten ihre Chance darin suchen, die Vertriebskosten auf die Rezipienten und die öffentliche Hand zu verlagern. Zum einen finanziert die öffentliche Hand die Internetinfrastruktur. Zum anderen sind die anfallenden Kosten für die Rezipienten erheblich weniger transparent als beispielsweise bei dem auf Heller und Pfennig bekannten Abonnementspreis einer Zeitung. Da die Vertriebskosten für die Verlage fortfallen, könnten sich daraus interessante neue Geschäftsmodelle ergeben. Nimmt man als Vergleichsbasis ein Zeitungsunternehmen, so bleiben mit dem Vertrieb im Internet nur noch die sogenannten 1st-Copy-Kosten übrig. In Aufbau und Pflege der Logistik muss nicht mehr investiert werden. Papier- und Druckkosten fallen fort. Ein einfaches Beispiel mag dies verdeutlichen: Das in Berlin erscheinende Kleinanzeigenblatt „Zweite Hand", Auflage 54.730, wurde

[723] Auf die Darstellung der unechten Internetgeschäfte sind die meisten der Ecommerce-Darstellungen fixiert. Vgl. Latzer, M./ Schmitz, S.W.: eCommerce, S. 105-127. Hirn, W./ Rickens, C.: Internet – endlich Gewinne!, in: Manager Magazin, 33/2003, Nr. 6, S. 72-86. Pariser, E.: filter bubble, S. 33-38. Finger, E./ Hamann, G.: Reich mir mal das E-Book rüber, in: DZ, 31.5.2012, Nr. 23, S. 26.

im Jahr 2000 dreimal wöchentlich – dienstags, donnerstags und sonnabends – für 4,- DM am Kiosk verkauft.[724] Für diese Summe erhielt der Leser eine durchschnittlich ca. 100 Seiten starke Kleinanzeigenplantage, übersichtlich in mehr als 30 Kategorien gegliedert. Die Durchforstung nahm – je nach Breite des Interesses – eine längere oder kürzere Zeit in Anspruch. Da bot sich die Internetrecherche an.[725] Für zehn DM konnte ein Abo von vier Internetausgaben erworben werden. Gegenüber der Printausgabe sparten die Käufer also 1,50 DM. Aus der Sicht des Verlags sah die Rechnung anders aus. Mit Print- und Onlineausgabe erlöste er:

Tabelle 4-11: Verkaufs- und Verlagserlös „Zweite Hand" (2000) (ohne red. Herstellungskosten)

traditionelle Erlöse	*DM*	*Erlös – techn. Herstellungskosten*	*DM*
Verkaufspreis	4,00	*Verkaufserlös*	*2,50*
7% MWST	-0,28	Heftkosten	-1,00
Netto-Copypreis	*3,72*	Remissionskosten	-0,50
Grosso/Einzel	-1,22	Versand/Verpackung/Vertrieb	-0,10
Verkaufserlös	*2,50*	*Deckungsbetrag I*	*0,90*

Vom Verkaufspreis des 4,- DM teuren Printprodukts am Kiosk blieben dem Verlag die gleichen 2,50 DM, welche die Online-Ausgabe den Kunden kostete. Denn der Verlag muss die Umsatzsteuer entrichten und den Groß- und Einzelhändlern ca. 33% Rabatt geben. Zudem fallen technische Herstellungskosten an: für Papier- und Druckkosten, Verpackung, Versand, Vertrieb, Remissionskosten. Damit verblieben bei der Printausgabe von den 4,- DM des Kioskpreises als sogenannter Deckungsbetrag I nur 0,90 DM. Um den tatsächlichen Gewinn zu berechnen, müssten noch die redaktionellen Herstellungskosten und sonstige Verlagsgemeinkosten abgezogen und die Einnahmen aus kommerziellen Anzeigen addiert werden. Die Gegenrechnung für das Online-Produkt sah besser aus: Da weder Mehrwertsteuer für das gedruckte Exemplar noch Groß- und Einzelhandelsrabatte anfallen blieben nur die 19% MWST des Onlineverkaufspreises von 2,50 DM: 0,48 DM. Der Verlagserlös der Onlineausgabe belief sich damit auf 2,02 DM. Davon waren keine weiteren technischen Herstellungskosten abzuziehen. Hier müssen die redaktionellen Herstellungskosten, sonstigen Verlagsgemeinkosten und die vergleichsweise bescheidenen Kosten für die Pflege des Internetauftritts abgezogen werden. Die Einnahmen aus der Bannerwerbung wären hinzuzurechnen. Unter dem Strich wäre das Ergebnis je Online-Exemplar ca. 1,12 DM günstiger gewesen. Auf den Online-Nutzer kommen hingegen noch zusätzliche Kosten zu, welche die von ihm eingesparten 1,50 DM wieder schmä-

[724] IVW I/2000, verkaufte Auflage, Druckauflage 87.081, Remittenden 31.221.

[725] Dies ist unter www.zweite-hand.de (August 2012) möglich, ohne Abonnement erhielt der Leser 2000 jedoch keine Telefonnummer; 2012, zehn Jahre später, ist werden die vollständigen Kontaktdaten angegeben, so dass die Modell-Rechnung nicht mehr funktioniert.

lern. Neben der Anschaffung der Geräte sind Telefon-Kosten für die Einwahl ins Netz, die Provider- sowie Druckkosten hinzuzurechnen. Dennoch ist auch für Online-Abonnenten der Bezug in diesem Fall ein Geschäft.[726]

Das durchkalkulierte Modell schien vor zehn Jahren für klassische Zeitungen und Zeitschriften noch nicht interessant, da die älteren Medien zumeist in der Freizeit, beim Frühstück, auf dem Weg zur Arbeit, in der Essenspause gelesen wurden. Für Recherchemedien wie die „Zweite Hand" mochte man den PC einschalten, am Frühstückstisch hatte das keinen Charme und in der U-Bahn war es noch nicht möglich. In der Zwischenzeit hat sich durch die Smartphones zumindest technisch die Sachlage geändert. Mit sogenannten „Apps" (s.u.) haben die Leser leichten Zugriff auf Zeitungen und Zeitschriften von „Bild" über „Spiegel" bis zur „Zeit". Doch sind diese neuen elektronischen Varianten kaum billiger als die gedruckten, denn das, was bei den gedruckten Blättern als Provision an Groß- und Einzelhandel geht, streicht inzwischen der Apple-Konzern ein: 30%. Facebook verlangt eine ähnliche hohe Umsatzbeteiligung. Für die Medienunternehmen mag die Abgabe von 30% dank jahrzehntelanger Gewöhnung an den üblichen Anteil für die Vertriebsleistung erträglich sein.[727] Zudem bieten die großen Sozialen Netzwerke Größenvorteile und lenken durch ihre Marktmacht einen Teil des Verkehrs auf die digitalen Angebote klassischer Medien. Ein weiterer Vorteil mag darin bestehen, dass die Medienangebote in bedienungsfreundliche Apps eingebunden angeboten werden. Das bleibt keineswegs auf klassische Medien beschränkt: Der Spielehersteller Zynga erzielte 2011 90% des Umsatzes über seine Facebook-Seite. Zugleich erzeugte der Spielehersteller 12% des gesamten Facebook-Umsatzes in Höhe von 3,7 Mrd. US-$ (= 440 Mio. US-$). Das war die klassische Win-Win-Situation, bei der dennoch die Zulieferer „die Dummen" sind, da nur sie das Risiko der Produktentwicklung tragen. Daher ist es naheliegend, den Vertrieb nach Möglichkeit über eigene Seiten zu generieren, was der Spielehersteller 2012 in Angriff nahm. Solange allerdings die Nutzer sich bei ihm mit ihren Facebook-Daten anmelden müssen, bleibt Facebook die Umsatzbeteiligung von 30% erhalten.[728]

Medien, soweit sie nicht auf die Größenvorteile der Sozialen Netzwerke setzen, sondern ihrer eigenen Vermarktung vertrauen, sind hier deutlich billiger. So ermäßigt das Wissenschaftsmagazin „Spektrum der Wissenschaft" den Preis eines digitalen gegenüber einem gedruckten Abonnement immerhin um 25%. Gleiches gilt für „Die Zeit", die 2012 im digitalen Abo 2,99 Euro kostete. Für die einzelne App hingegen wurden 3,99 Euro fällig – praktisch der Einzelverkaufspreis für das gedruckte Exemplar (4,- Euro). Der „Spiegel" hingegen gibt nur 5%

---

726 Hierzu: Ludwig, J.: Ökonomie des Internet, in: Beck, K./ Vowe, G. (Hg.): Computernetze, S. 203-224.

727 Im Buchhandel ist Ähnliches beobachtbar, nur liegt hier die Vertriebskostenquote – und der Einbehalt von Unternehmen wie Amazon – bei 50%. Finger, E./ Hamann, G.: Reich mir mal das E-Book rüber, in: DZ, 31.5.2012, Nr. 23, S. 26.

728 lid.: Zynga versucht sein Glück jenseits von Facebook, in: FAZ 3.3.2012, Nr. 54, S. 17.

an die digitalen Abonnenten weiter: die App kostet 3,99 Euro, das digitale Jahresabo pro Ausgabe gerechnet 3,80 Euro.[729] Die überschlägige Kalkulation für die „Zweite Hand" (vgl. Tabelle 4-11) ließe sich mehr als ein Jahrzehnt später für die genannten Medien wie folgt abwandeln:

Tabelle 4-12: Druck- und E-Abo-Erlöse „Der Spiegel"/ „Die Zeit" (2012)

Druckerlös: Spiegel/ Zeit			
Druckerlöse	Euro	Erlös – techn. Herstellungskosten	Euro
Verkaufspreis	4,00	Verkaufserlös	2,50
7% MWST	-0,26	Heftkosten	-1,00
Netto-Copypreis	3,74	Remissionskosten	-0,50
Grosso/Einzel	-1,23	Versand/Verpackung/Vertrieb	-0,10
Verkaufserlös	2,50	Deckungsbeitrag I	**0,90**
App-Erlös: Spiegel/Zeit			
E-Erlöse	Euro	Erlös – techn. Herstellungskosten	Euro
Verkaufspreis	3,99	Verkaufserlös	2,35
19% MWST	-0,64		
Netto-Copypreis	3,36		
Apple-Marge	-1,01	E-Kosten	-0,01
Verkaufserlös	2,35	Deckungsbeitrag I	**2,34**
Erlös digitales Abo: Zeit			
E-Erlöse	Euro	Erlös – techn. Herstellungskosten	Euro
Verkaufspreis	2,99	Verkaufserlös	2,51
19% MWST	-0,48		
Netto-Copypreis	2,51		
Apple-Marge		E-Kosten	-0,01
Verkaufserlös	2,51	Deckungsbeitrag I	**2,50**
Erlös digitales Abo: Spiegel			
E-Erlöse	Euro	Erlös – techn. Herstellungskosten	Euro
Verkaufspreis	3,80	Verkaufserlös	3,19
19% MWST	-0,61		
Netto-Copypreis	3,19		
Apple-Marge		E-Kosten	-0,01
Verkaufserlös	3,19	Deckungsbeitrag I	**3,18**

D.h., der App-Vertrieb hat gegenüber dem klassischen Druckvertrieb in den genannten Beispielen für die klassischen Medienunternehmen nur den Kostenvorteil der Einsparung technischer Herstellungskosten. Während „Die Zeit" im digitalen Eigenvertrieb einen großen Teil der Einsparungen an die Abonnenten weitergibt und nur den kleineren Teil selbst einstreicht, knausert der „Spiegel" bei der Weitergabe von Vorteilen. Dennoch erlösen beide Zeitschriften mit ihren verschiedenen digitalen Varianten zwischen 1,44 und 2,28 Euro je Exemplar

[729] 60 statt 80 Euro für ein Jahresabo 2012. www.spektrum.de sowie www.zeit.de und abo.spiegel.de (August 2012).

mehr als mit der Druckversion. Das alles deutet darauf hin, dass sich das klassische Mediengeschäft ins digitale Zeitalter transferieren lässt.

Trotz gegenwärtiger Klagen der klassischen Medien über das Online-Geschäft könnte die Zukunft wieder besser aussehen. Indizien liefert auch das „Moving Wall"-Konzept, zu dem manche Verlage inzwischen übergegangen sind. So konnte man den „Spiegel" ab 2008 im Volltext abrufen. Ausgenommen waren nur die aktuellsten zwei Hefte. Inzwischen wurde die „Moving Wall", d.h. der wandernde Zeitpunkt, vor dem die Texte frei im Netz stehen, auf zwölf Monate verlängert.[730] Die Anfang der 2000er-Jahre zu beobachtenden Probleme waren in historischer Perspektive nur eine typische Nach-Einführungskrise, die bei bislang allen neuen Medien – mit Ausnahme des Fernsehens – auftrat. Mit dem Auftreten sozialer Netzwerke scheint ein weiterer Schritt aus dieser Krise getan zu sein.

Dabei präsentiert sich die Ökonomie der Sozialen Netzwerke im Gewand der Kostenlosigkeit, das jedoch ist eine Illusion: Die Nutzer „zahlen" mit ihren Daten. Das gilt einerseits für die Angaben zur Person. Andererseits hinterlassen die Nutzer durch ihr Surfverhalten ständig auswertbare Spuren. Seit Dezember 2009 hat Google seine Suchmaschine personalisiert; d.h. die angezeigten Suchergebnisse werten die individuellen Anfragen der Nutzer aus und berücksichtigen die Vorlieben in den Trefferlisten. Explizite Informationen liefern die User mit „Like it"-Buttons und anderen Bewertungen. Da die werbetreibende Wirtschaft an möglichst zielgenauer Platzierung der Anzeigen interessiert ist, sind die Informationen für die Werbemedien Geld wert. Die Kundeninformationen lassen sich zu einem genauen Zuschnitt der Werbung nutzen. Die Unternehmen verkaufen nicht die gewonnen Kundendaten – jedenfalls ist nichts Gegenteiliges über die großen der Branche bekannt. Stattdessen offerieren sie ihren Werbekunden passgenaue Werbung ohne Streuverluste. Jon Callas, Entwickler bei Apple, bemerkte in der „Zeit": „Wir [die Nutzer] zahlen nicht für ihre Dienste [die der Sozialen Netzwerke]. Die Kunden von Google, Facebook und Co. sind die Unternehmen, die Anzeigen in ihren Diensten Schalten. Diese Unternehmen kaufen: uns – unser Hinschauen, unsere Aufmerksamkeit. Wir sind das Produkt."[731]

Um die Informationen besser verwerten zu können, änderten Google, Facebook und Co. wiederholt ihre Datenschutzbestimmungen.[732] Die „privacy poli-

730 http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelwissen/index.html (August 2012).

731 Pariser, E.: filter bubble, S. 9. http://www.zeit.de/2011/40/Jon-Callas-ueber-Facebook/seite-2 (Mai 2012).

732 Bei der jüngsten Änderung waren die Facebook-Mitglieder aufgerufen, sich zu den Änderungsvorschlägen zu äußern. Statt des notwendigen Quorums von 270 Mio. Mitgliedern beteiligte sich jedoch nur ein weniger als ein halbes Promille. Nur ein Siebtel der knapp 350.000 Rückmeldungen stimmte zu, Facebook setzte die Einschränkung privaten Datenschutzes dennoch in Kraft. Der Vorgang erscheint sowohl symptomatisch für den burschikosen Umgang des sozialen Netzwerks mit den Daten seiner Nutzer als auch für deren weitgehendes Desinteresse am Schutz ihrer eigenen Rechte. Facebook setzt neue Regeln durch, in: FAZ 11.6.2012, Nr. 133, S. 14.

cy", so wird vielfach geklagt, sei eigentlich das Gegenteil. Das ist zweifelsohne richtig. Doch verkennt die Kritik, dass es den Internet-Unternehmen nicht primär um den gläsernen User geht; vielmehr ist er nur ein Mittel – unter anderen – zum ökonomischen Zweck. Ein weiteres ist die Integration der angebotenen Dienste: Mail-Dienste mit App- und Musik-Stores, Telefon-Diensten und anderen. Die Plattformintegration dient einerseits der Kundenbindung, die Kundenbindung wiederum generiert unterschiedliche Kundendaten: neben persönlichen, direkt eingegeben Angaben (Alter, Geschlecht, Wohnort etc.) indirekt abgegriffene zu Vorlieben (bevorzugte Musik, Filme, Bücher). Besonders weit ist Apple mit der Integration zu einem eigenem, geschlossenen „Ökosystem" gediehen.

Das Grundmodell der Ökonomie sozialer Netzwerke besteht aus einem hinreichend nützlichen und interessanten Dienst, der die Nutzer in großer Zahl motiviert, sich eben diesem Netzwerk zuwenden. Mit den Nützlichkeiten wird jedoch der eigentliche ökonomische Sinn eher verborgen, denn statt mit der vordergründigen Dienstleistung wird mit den Nutzerdaten Geld verdient. So lässt Twitter seine „Tweets" genannten Kurzmitteilungen nur jeweils eine Woche allgemein zugänglich und für jedermann durchsuchbar im Netz stehen. Seit Januar 2010 vermarktet das Unternehmen gegen Gebühren in unbekannter Höhe die längerfristige Tweet-Auswertung an sogenannte Data-Mining-Unternehmen, d.h. Unternehmen, die die Kurztexte durchsuchen, aus den Trends Informationen z.B. zur Börsenentwicklung ableiten wollen etc. Bei 250 Mio. Tweet je Tag (Februar 2012) kommt eine Menge auswertbaren Materials zusammen – bislang insgesamt mehr als 200 Mrd. Tweets. Die retrospektive Nutzung macht es den Data-Mining-Unternehmen überdies möglich, ihre Auswertungsalgorithmen zu verbessern, um Börsenindizes oder Aussagen zum Konsumverhalten treffsicherer zu gestalten.[733]

Die „Ökosystem" als Integration der Dienste – am weitesten bei Apple – sowie Nützlichkeit und Vielfalt der Dienstleistungen – am weitesten bei Google – sollen insgesamt Verkehr auf die eigenen Seiten lenken, dort die Verweildauer erhöhen und damit die Wahrscheinlichkeit steigern, dass die Nutzer Datenspuren hinterlassen oder sich werblichen Botschaften zuwenden. Die Spiele auf Sozialen Netzwerken dienen keinem anderen ökonomischen Zweck, als die Spieler auf der Site zu halten, sie zum Klicken zu animieren, denn jeder Click ist Geld wert. Das Spiel „Cow Clicker" parodierte diese Click-Ökonomie.[734] Clicks erhöhen die Werbeeinnahmen.

---

[733] Kurz, C.: Zugriff auf die Datenbank des Denkens und Fühlens, in: FAZ 2.3.2012, Nr. 53, S. 31. In einem eher mittelmäßigen Roman wurde diese Form des Data-Mining ursächlich mit dem Börsencrash von 2008 in Verbindung gebracht. Harris, R.: fear index.

[734] Der Spieleentwickler Ian Bogost entwickelt im Hauptberuf Videospiele. Sein Facebook-Spiel verbreitete sich rasant. Im engeren Sinn parodierte es Spiele wie „Farm Ville" auf Facebook, im weiteren das Verhalten in Sozialen Netzwerken im allgemeinen. Die Nutzer riefen die Site selbst dann noch auf, als sein Erfinder dem Spiel ein vorzeitiges Ende gemacht hatte.

Die „Währung“ der Internetwerbung hat sich in den letzten Jahren von den „clicks“ – d.h. dem einmaligen Maus-Klick auf ein Banner, ein Foto oder ähnliches – zu „visits“ verschoben, mit denen über mehrere Klicks der zusammenhängende Nutzungsvorgang einer Homepage gemessen wird. Visits können als vorläufiges Maß für die Verweildauer genommen werden kann.[735] All das könnte in näherer Zukunft hinter die „average revenue per user“ zurücktreten. Ob allerdings der Umsatz je Nutzer zu einer allgemeingültigen Währung werden kann, wird davon abhängen, ob sich für alle Beteiligten die volle Transparenz ergeben wird. Hier sitzen prinzipiell die Anzeigenkunden an einem längeren Hebel als die Werbeplattform, da sie am besten messen können, welchen Umsatz sie mit welchem Internet-Werbemedium erzielt haben.

Der Umsatz Facebook war 2011 zu 85% werbegeneriert und erreichte laut Börsenprospekt 3,7 Mrd. $ (2,8 Mrd. €). Bislang schaltete das soziale Netzwerk Werbung aber nur auf PCs, nicht auf Mobilgeräten wie Tablett-Computer und Smartphones. Da mindestens die Hälfte der Nutzung von Sozialen Netzwerken auf mobile Endgeräte entfällt – mit steigender Tendenz – dürfte sich das in absehbarer Zeit ändern. Aber ob das Werbepotenzial von Facebook noch entwicklungsfähig ist, oder den Zenit schon überschritten hat, ist umstritten.

Die Herstellung geschlossener Systeme gilt als Zukunft für eine neue Klasse von Einstiegsmodellen unter Beschränkung auf genau definierte Funktionen. Zugleich kehren die Computer damit ihrer Vergangenheit als universalem Nutzungsgerät den Rücken. Der ökonomische Nebeneffekt dieser Diversifierungsstrategie auf Geräteebene ist, dass Anbieter wie Apple am Verkauf einzelner Apps kräftig mitverdienen.

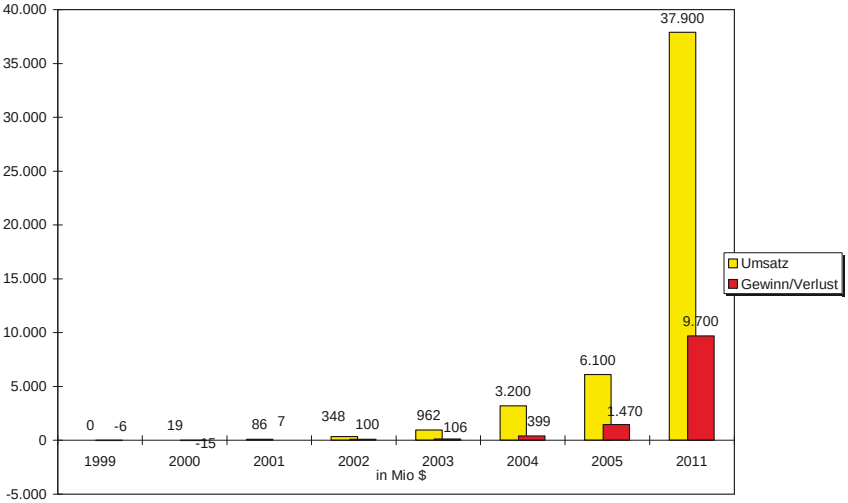
Den Gegenentwurf hierzu scheint Google zu verfolgen: Einerseits ist der Suchmaschinenanbieter die profitabelste Internet-Firma; diese Stellung hat Google aber nur dank enormer Werbeeinnahmen. Andererseits hat Google Dienste entwickelt oder gekauft, die es für alle kostenlos offen hält: vom Betriebssystem „Android“ über den E-Mail-Dienst „Gmail“, „Google Maps“ bis hin zum Video-Portal „YouTube“. Mit „Google Books“ wird zumindest teilweise Geld verdient; zugleich sind „Google Books“ oder „YouTube“ Symbole einer Firmenpolitik, die es mit dem Urheberschutz geistigen Eigentums nicht sehr genau nimmt. Dagegen hat sich in der Kulturindustrie massiver Protest erhoben. Google sperrt aber in der Regel fremde geistige Inhalte erst dann, wenn dazu aufgefordert wird. Dennoch würde die Behauptung, Google ignoriere geistiges Eigentum, zu weit gehen. Diverse Patentstreitigkeiten mit Wettbewerbern (Samsung, Apple etc.) sprechen eine andere Sprache. Die Patentklagen sind gleichzeitig Ausdruck des Bemühens, sich – neben dem Haupteinnahmefeld Werbung – weitere Geschäftsfelder zu erschließen.

---

http://www.bogost.com/blog/the_clickness_unto_death.shtml http://www.facebook.com/cowclicker (August 2012)

735 http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/visit.html (August 2012).

Abbildung 4-20: Google, Umsatz- und Gewinnentwicklung (1999-2011)[736]



[736] Vise, D./ Malseed, M.: Google story, S. 305; DZ 9.6.2004 Nr. 25, S. 21; Vise, S. 305, FAZ 12.6.2006, Nr. 134, S. 19; FAZ 21.1.2012, Nr. 18 S15.

5 Reaktionen und Wirkungen

Der vorletzte Abschnitt behandelt die Auswirkungen der Existenz von Medien auf den sozialen Wandel. Dabei werden zunächst die Bandbreite des gesellschaftlichen Diskurses über Nutzen und Schaden der neuen Pressemedien sowie die kommunikationspolitischen Regelungssysteme dargestellt. Aus pragmatischen Gründen werden drei idealtypische Systeme unterschieden: konservativ-autoritäre Regimente, liberal-demokratische Systeme und totalitäre Diktaturen. Daran schließt sich die Schilderung des Film-Diskurses und der Filmgesetzgebung an: In etlichen Ländern verfestigten gesellschaftliche Diskussionen die Normen. Zunächst wurden Gesetze für ältere Medien auch auf den Film angewandt, erst später entwickelte sich das spezielle Filmrecht.

Hörfunk und Fernsehen boten den Rezipienten einerseits Unterhaltung und Information, andererseits war und ist die Zeitstrukturierung eine der Auswirkungen elektronischer Medien. Abschließend werden der Diskurs über die Telekommunikation, der geänderte Umgang mit den neuen Medien, die strukturierende Wirkung für Zeit und Raum und die Bedeutung von Telefon und Telegrafie für Presse und Politik behandelt. Die Auswirkungen der Existenz von Telekommunikation, Computer und Internet sind noch nicht vollständig absehbar. Wie jedes neue Medium haben auch diese Netzwerkmedien:

- *Hoffnungen, Befürchtungen, Kritik geweckt*
- *und Reaktionen des Gesetzgebers hervorgerufen.*

5.1 Reaktionen auf neue und alte Pressemedien

5.1.1 Erwartungen, Vorbehalte, Regelungssysteme

Lob und Tadel neuer Kulturtechniken lagen von Anbeginn recht dicht beieinander. Vielleicht sind Utopien und Dystopien deshalb so häufig im Diskurs über neue Medien zu finden, weil Menschen instinktiv wissen, dass Kommunikationsstörungen die Ursache aller Missverständnisse und häufig Kernproblem vieler Fehlentwicklungen sind. Im Umkehrschluss, so könnte gemutmaßt werden, erhofften sich zumindest die Utopisten von dem jeweiligen neuen Medium mehr Information und „Wahrheit", um möglichen Kommunikationsproblemen – und allem, was darauf aufbaut – im Vorhinein begegnen zu können.

Die anfänglichen Diskussionen über die Buchdruckerkunst, in denen das hohe Lied der Neuerung gesungen oder deren großen Gefahren beschworen wurden, zeichneten die Blaupause für alle weiteren Diskussionen über mediale Revolutionen bis zu Computer und Internet. Schon vor einem halben Jahrtausend ging es um Ästhetik und Sitten, Religion und Politik, Wissenschaft und allgemeinen Schaden oder Nützlichkeit: Auf der Frankfurter Messe von 1455, als erst

einzelne Bögen von Gutenbergs Bibel auslagen, vermeldete Kardinal Piccolomini (1405-1464), der spätere Papst Pius II., begeistert, er habe ein Buch mit „höchst sauberen und korrekten Buchstaben“ (mundissime ac correctissime litterae) gesehen.[737] Martin Luther urteilte in seinen Tischgesprächen, Gott habe mit der „Druckerey [... der Menschheit das] Summum et postremum donum [das höchste und neueste Geschenk]“ gemacht.[738] Sein Tischgenosse, der evangelische Theologe Johann Mathesius (1504-1565), wog Vor- und Nachteile: „Und wenn die Buchdruecker nit auch boes ketzerische Schandt und lesterbuecher gedruckt hätten, so koendte niemand dises schoene werck gnugsam preisen.“ Katholische Theologen äußerten sich ähnlich ambivalent. Der Astronom Johannes Kepler (1571-1630) betonte 1604 den Nutzen für die Wissenschaft: „Durch sie [die Buchdruckerkunst] ist heute eine neue Theologie entstanden, eine neue Jurisprudenz, und die Paracelsisten haben die Medizin, die Kopernikaner die Astronomie erneuert.“ Dagegen reimte ein unbekannter Dichter im 16. Jahrhundert: „Vil lesen macht die Köpfe toll, Meins gleich[en] sich dafür hüten soll.“[739]

„Lesewut“ und der Bedarf an neuem Lesestoff wurden als Suchtverhalten analog zur Nikotin-, Kaffee- oder Trunksucht gesehen. Schon frühe „zeitungskundliche“ Schriften kritisierten die Sucht auf Neues als Parallelerscheinung zum periodischen Schrifttum, insbesondere weil sie durch die regelmäßige Erscheinungsweise bedient wurde. Christoph Besold (1577-1638) schrieb im Dreißigjährigen Krieg zu den „Neuen Zeitungen“: „Leichtfertige Männer pflegen sich um neue Sachen zu kümmern. Ernste Männer pflegen sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu bemühen.“ Und Ahasver Fritsch (1629-1701) geißelte ein halbes Jahrhundert später die Zeitungsssucht als „Torheit der Gegenwart“. Die Assoziation von Leichtfertigkeit und Sucht wird damit zusammenhängen, dass Gaststätten und später Kaffeehäuser als Orte der Sucht und des Müßiggangs zugleich Orte der gemeinsamen Zeitungslektüre waren. In einer Satire aus dem späten 18. Jahrhundert hieß es: „Ich kann es auch der Policey nicht verdenken, wenn sie dem Strome von gelehrten und ungelehrten Zeitungen, welcher unsere Stadt überschwemmet, einen Damm setzt.“[740] Eine klassische Begründung des politischen Nutzens der Presse formulierte 1644 John Milton (1608-1674). In der „Areopagitica“ schrieb er: „Sie [die Wahrheit] bedarf keiner Staatskünste, Kriegslisten und Büchercensur, um sie zur Siegerin zu machen; [...] Gebt ihr nur Raum und bindet sie nicht, wenn sie schläft; denn dann spricht sie nicht wahr.“[741] So klassisch Miltons Kampfschrift heute ist, Mitte des 17. Jahrhunderts wurde sie kaum registriert.

---

737 Wagner, S.: Gutenberg. In: Hanebutt-Benz, E.-M. (Hg.): Gutenberg, S. 132.
738 Aurifaber, J.: Tischreden Luthers, Bl. 626.
739 Zit. n. Giesecke, M.: Buchdruck, S. 154, 169, 179. Weitere Urteile ebd., S. 124-191.
740 Boden, B. G. L.: [Vorrede], in: Der redende Stumme, 1771, Nr. 4, S. 50. Vgl. zu weiteren Nachweisen: Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 325. Engelsing, R.: Analphabetentum.
741 Milton, J.: Areopagitica, in: Wilke, J. (Hg.): Pressefreiheit, S. 107.

Die Erörterung der Vor- und Nachteile betraf – wie die unvollständigen Zitate verdeutlichen sollten – unterschiedliche Themenfelder. Verteidiger und Kritiker der Presse wurden seit Gutenberg nicht müde, diese als meritorisches (verdienstvolles) oder demeritorisches (schädliches) Instrument darzustellen. Steuerpolitisch spielt das noch immer eine Rolle. In dem „kulturkritischen" Diskurs wurzelte die Erörterung über den Sinn und Zweck positiver oder negativer Reglementierungen der Druckmedien. Die historische Entwicklung ist dabei nicht, wie gemutmaßt werden könnte, ungebrochen von großer Unfreiheit zu immer größerer Freiheit fortgeschritten. Gleichwohl lassen sich drei Grade der Freiheit idealtypisch gegenüberstellen:

Tabelle 5-1: Prüfkriterien für Pressesysteme[742]

	Autoritäre Regimente	*Liberale/ demokratische Staaten*	*Totalitäre Systeme*
Inhaltliche Kontrolle	Vorzensur extern, Nachzensur extern	Zensurverbot, juristische Nachkontrolle	Vorzensur intern, Nachzensur extern, Nachrichtenkontrolle
Unternehmenskontrolle	Privileg (auch zum Schutz vor Konkurrenz), z.T. Konzessionierung und Kaution, z.T. Zentralzeitungen	Kartellrecht, Wettbewerbskontrolle	z.T. Konzessionierung, Zentralorgane
Berufskontrolle	Unbekannt; bei technischen Berufen z.T. Zunftkontrolle	Freier Berufszugang; Vielzahl von Ausbildungswegen	Kontrolle von Ausbildung und Zugang, Zwangsmitgliedschaft in Berufsverbänden
Verbreitungskontrolle	Postdebit	keine	Auflagekontrolle, Papierkontingentierung, staatlicher Vertriebszwang
Besteuerung	demeritorisch	meritorisch	unwichtig

- Autoritäre und konservative Regimente,
- liberal-parlamentarische und sozialverantwortliche Staaten,
- totalitäre Regime

existierten nach-, aber zumindest zeitweise auch nebeneinander. Die unfreiesten Regime waren Kinder der jüngsten Vergangenheit. In der Frühen Neuzeit fehlte es den Staaten nämlich an der für den Totalitarismus notwendigen Machtfülle. Die folgende, im Textverlauf weiter ausgeführte Tabelle zeichnet die

[742] Die Einteilung orientiert sich an: Siebert, F.S./ Peterson, T./ Schramm, W.: Four Theories of the Press, wenngleich die Arbeit empirisch als veraltet gelten muss. Die antikommunistischen Interpretationsmuster aus der Zeit des Kalten Krieges hingegen entwerten die Theorie als solche nicht. Die vierte Kategorie der „Sozialverantwortlichkeit" scheint für Medien irrelevant.

Kontrollelemente idealtypisch nach. In der historischen Realität zeigten sich die Pressesysteme als ein ineinander fließendes Kontinuum mit vielfältigen Übergängen und Randunschärfen.

Das System der autoritären Pressekontrolle stellt das älteste dar und herrschte bis ins 19. Jahrhundert vor, dann ging es allmählich zu Ende. Es folgte eine liberale Phase, die bis ins 20. Jahrhundert in eine demokratische überging, in verschiedenen Staaten (Russland, Italien, Deutschland und nach 1945 weitere Ostblockstaaten) jedoch in totalitäre umgeschlagen ist. Der Übergang vollzog sich in den Staaten zu unterschiedlichen Zeiten. Dabei wurde mehrfach die Pressefreiheit unter revolutionären Umständen erobert, wich aber wiederholt nach mehr oder minder kurzer Zeit erneut strengen Regimenten.

Es muss – um allzu grober Vereinfachung vorzubeugen – betont werden, dass Medienfreiheiten nur ein Teil umfassenderer Freiheiten sind und als solche in eine lange Tradition zu stellen sind. Gleichheit und Freiheit sind uralte menschliche Bedürfnisse; das im Englischen doppeldeutige „freedom" für Frieden *und* Freiheit verdeutlicht dies. Die Kirchen- und Sozialreformer John Ball – mit dem sprichwörtlichen Slogan „Als Adam grub, Eva spann, wo war denn da der Edelmann" – im 14. Jahrhundert, Johann Hus im 15. Jahrhundert, die deutschen Bauern und Thomas Müntzer im Bauernkrieg 1524/25, die englischen Freikirchenanhänger und die adeligen Anhänger der französischen Fronde in der Mitte des 17. Jahrhunderts hatten schon radikale Forderungen formuliert.

Allerdings dürften zwei Charakteristika diese Einforderungen von modernen Menschenrechtsverlangen unterschieden haben: Die Genannten vertraten zunächst Minderheitenpositionen, d.h. Breitenwirkung und allgemeine Akzeptanz waren den modernen (westlichen) Positionen noch nicht vergleichbar. Zudem mussten sich die Medienfreiheiten ihren Stellenwert im Konzert der Menschenrechte erst erkämpfen – das geschah parallel zur Diffusion der Medien. Man muss die wachsende Bedeutung der Menschenrechte in der Frühen Neuzeit als Reflex auf die erstarkenden Staaten verstehen: Je mächtiger und verwaltungstechnisch besser – auch Dank des Buchdrucks – die absolutistischen Staaten ausgestattet wurden, desto dringender und lauter wurden elementare Rechte artikuliert. Am dringlichsten wurden die Menschenrechte im Allgemeinen sowie die kommunikativen Freiheiten, als im 20. Jahrhundert den Diktaturen mit der modernen Verwaltungstechnik die Mittel in die Hand gegeben war, totalitäre Kontrolle anzustreben und zumindest partiell auch auszuüben.

5.1.2 Autoritäre und konservative Regimente

Allgemeines

Die frühneuzeitlichen Staaten regierten mit einer Mischung aus obrigkeitlicher Fürsorge und Bevormundung. Sie schätzten die Presse einerseits als ein Mittel

zur Unterstützung eigener Positionen, fürchteten sie aber zugleich als Medium des Aufruhrs und der Unbotmäßigkeit. Sie unterschieden – ohne schon diese Begriffe des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu verwenden – zwischen „guter und schlechter Presse". Die Regierungen (in Städten, Fürstentümern, Staaten) kombinierten daher positive Maßnahmen, die motivieren, überzeugen und überreden sollten, mit negativen, mit denen die Öffentlichkeiten reglementiert und die Medien unterdrückt oder zumindest gegängelt wurden. Sieht man von einigen Spielarten der Intelligenzpresse ab, duldeten die Adminstrationen – bzw. unterstützten aus wirtschaftstheoretischen Überlegungen zur Gewerbeförderung – die private, nach Gewinn strebende Presse. Die konservativen und autoritären Obrigkeiten der Frühen Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert entwickelten verschiedene pressepolitische Instrumente:

- Zensur, Konzessionierung und Privileg,
- Kontrolle des Nachrichtenwesens wie das Postdebit u.a.m.

Schon im 15. und 16. Jahrhundert war Zensur im engeren nur das, was im Juristendeutsch des 20. Jahrhunderts als „allgemeines Verbot mit Erlaubnisvorbehalt" bezeichnet worden ist: *Vor* Drucklegung des endgültigen Exemplars muss ein Zensor den zu druckenden Text prüfen und zur Veröffentlichung freigeben. Die Zensurinstanz entschied, ob die Schrift unter oder ohne Auflagen publiziert werden konnte oder ob sie verboten blieb. Das „Imprimatur", die Druckerlaubnis, forderte von den Druckern, ihre Druckerzeugnisse einer fachkundigen Obrigkeit, den Fakultäten der vor Ort befindlichen Universität, vorzulegen und von ihr eine Erlaubnis zum Druck einzuholen. Das Imprimatur – wörtlich „es möge in Druck gegeben werden" – war also das verfahrensrechtliche „Gütesiegel" des Zensors. Die Druckerlaubnis wurde in der Regel auf dem letzten Druckbogen vermerkt. Zur Vor- kam die Nachzensur, die eine große Spannbreite von unterschiedlichen Instrumenten umfasste, vom Index verbotener Druckwerke bis zu gerichtlicher Nachkontrolle.

Ein weiteres Instrument war die Lizenzierung bzw. Konzessionierung des Pressegewerbes. Hierzu gehörte zumeist die Hinterlegung einer Kaution, die eingezogen werden konnte und damit vorauseilenden Gehorsam erzeugte. In England wurde die Lizenzierung zuerst, schon 1695, dauerhaft beendet. In Frankreich – wie in den meisten deutschen Territorien – galt die Konzessionierung während der gesamten Frühen Neuzeit und noch lange Jahrzehnte im 19. Jahrhundert. In Deutschland wurde die Lizenzierung zudem nach 1945 von den Alliierten erneut verfügt: Im Westen bis 1949, im Osten bis 1989.

Eine besondere Form der Gewerberegulierung war die Ausstellung von Privilegien. Das Druckprivileg (privilegium impressorium) beinhaltete den Schutz vor Nachdruck. Es regulierte den Wettbewerb, war eine Vorform von Urheberschutz und verschaffte den Ausstellern Einnahmen. Wirtschaftsförderung durch Privilegienvergabe hieß in Sachsen, wo viele Verlage residierten, konsequenter Schutz vor Nachdruck. In Österreich, wo die heimischen Verlage den Binnenbe-

darf nicht decken konnten, wurden hingegen im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert Nachdrucke besonders gefördert.[743]

Privilegien wurden häufig auf zehn Jahre oder auf Lebenszeit verliehen, konnten jedoch verlängert bzw. den Erben übertragen werden. Sie mussten beantragt werden und seit dem 17. Jahrhundert wurden immer häufiger Anträge für Zeitungen, „Journale" und „Novellen" gestellt. Vereinzelt wurden Privilegien zu hohen Summen versteigert. Zudem war die Privilegienbeantragung, -anfechtung und -ignorierung (letzteres nur durch auswärtige Drucker) in der Frühen Neuzeit ein gegebenes Mittel der wirtschaftlichen Auseinandersetzung, wie auch die vielen Zeitungen, die „privilegirt" im Titel führten, zeigen. Mutmaßlich gingen sogar mehr Zeitungsverbote auf die Intervention der ökonomischen Konkurrenten als auf die Zensur zurück. Dies dürfte zumindest für das 17. und wohl auch noch für das 18. Jahrhundert gegolten haben. Erst die Französische Revolution verschärfte die Zensur und marginalisierte damit die Privilegienauseinandersetzungen.[744]

Da Zeitungen nach auswärts über die Post vertrieben wurden, benötigten die Verleger zudem eine behördliche Zustellerlaubnis, das „Postdebit", anfänglich ein Gewohnheitsrecht: Die Post zog Gebühren ein und stellte Zeitungen zu. Im 18. und 19. Jahrhundert ermöglichte es empfindliche Eingriffe. Der Entzug des Debits bedeutete für die Zeitungen eine Beschränkung auf die Region, für die der Verleger die Expedition organisieren konnte, beschränkte den Vertrieb also in der Regel auf den Druckort oder, wie im Siebenjährigen Krieg, als Österreich und Preußen ihren Blättern wechselseitig das Debit entzogen, auf das fremde Territorium.[745]

Die Regimente der Frühen Neuzeit hatten noch ein vormodernes Verhältnis zur Beeinflussung der Öffentlichkeit. Da für die Obrigkeit die Gleichung Staat = Öffentlichkeit galt, richtete sich Propaganda vor allem an Funktionsträger. Propaganda, begrifflich eine Erfindung der Gegenreformation, sollte die eigene Politik vor den Standesgenossen rechtfertigen. Der Appell an das breite Publikum spielte nur in Ausnahmen – zuerst in der Reformation – eine wichtige Rolle. Zugleich war keine Furcht bei den Regierungen stärker präsent als die vor der unbeabsichtigten Verwicklung in außenpolitische Schwierigkeiten durch eine unaufmerksame Publizistik. Das führte tendenziell zu einer sich selbstverstärkenden Kommunikationskontrolle: Da in der Frühen Neuzeit die meisten Regimente ihre Publizistik mehr oder minder scharf kontrollierten, standen die Medien eines Territoriums stets unter dem Generalverdacht, mit Einverständnis der Obrigkeit eine bestimmte Meinung vertreten zu haben. Darum mussten sie

---

[743] Vogel, M.: Urheber- und Verlagsrechtsgeschichte 1450 und 1850, in: AGB 19/1978, Sp. 77-82. Kapp, F./ Goldfriedrich, J./ Historische Kommission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler (Hg.): Geschichte des deutschen Buchhandels.

[744] Stöber, R.: Staat und Verleger, in: Sösemann, B. (Hg.): Kommunikation und Medien in Preußen, S. 159-174.

[745] Eisenhardt, U.: kaiserliche Aufsicht, S. 39-44, 122; 137f.

kontrolliert werden, soweit sie sich nicht selbst anpassten. Dies wiederum stärkte den Generalverdacht. Andererseits gilt es zu betonen, dass gerade die serielle Publizistik sich in der Frühen Neuzeit selbst kontrollierte, um nicht das eigene Geschäft zu gefährden. Daher verstärkte sich der obrigkeitliche Druck erst in der Zeit der Französischen Revolution merklich. Er erreichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts seine höchste Wirksamkeit. Zugleich wurde auch die staatliche Pressepolitik und Propaganda effizienter.[746] Drei Haupttendenzen kennzeichneten die Entwicklung der autoritären Regimente in der Neuzeit:

- die Gewichtsverschiebung von der religiös zur politisch motivierten Kontrolle,
- die Ergänzung der reichsrechtlichen durch landesrechtliche Bestimmungen
- und die Reaktion auf öffentlichkeitsrelevante Ereignisse wie Reformation und Revolution.

Erste Regelungen erließen kirchliche Obrigkeiten ca. eine Generation nach Gutenberg. Die frühen kirchlichen Zensurerlasse waren ohne den päpstlichen Anspruch auf oberste Autorität in Fragen der Glaubenseinheit undenkbar. Da die Druckerkunst die Verbreitung geistiger und *geistlicher* Inhalte ermöglichte, musste die römische Kirche versuchen, den Buchdruck ihrer Aufsicht zu unterwerfen. Dazu erließ Papst Innozenz VIII. 1487 eine päpstliche Bulle, welche die Vorzensur bestimmte, die aber zugleich den Wert des Buchdrucks betonte. Die Nachfolger wiederholten mehrfach und zum Teil wortwörtlich diese Anordnung. Papst Pius VI. verkündete 1564 zehn Regeln zur Buchdruckerkunst, von denen die letzte die Präventivzensur wieder aufnahm. Zum beherrschenden Element der päpstlichen Medienkontrolle entwickelte sich gleichwohl die Nachzensur. Zentrales Instrument waren die kirchlichen Indizes. Der erste universale *„Index librorum prohibitorum"* – wörtlich: Verzeichnis der verbotenen Bücher – erschien 1559, die Pariser Sorbonne hatte schon anderthalb Jahrzehnte früher einen Index veröffentlicht. Grundlegend für die katholische Kirche wurde der 1564 nach dem Ende des Konzils von Trient erschienene.

Im Unterschied zum retrospektiven Index sollte sich die Inquisition mit der aktuellen Publizistik befassen. In der Praxis mischten sich beide Verfahren. Der letzte Index wurde 1966 – nach dem 2. Vatikanischen Konzil – außer Kraft gesetzt. Alle kirchlichen Regelungen sollten die Einheit des Glaubens bewahren, gleiches gilt (mit Einschränkung) für die protestantischen Konfessionen: z.B. in den Auseinandersetzungen zwischen Anglikanern und Puritanern im England des 17. Jahrhunderts oder in Deutschland zwischen Orthodoxen und Pietisten im 17. und 18. Jahrhundert. Doch gerade dies war mit kirchlicher Zensur nicht zu erreichen. Seit der Aufklärung stand die konfessionelle Zensur unter dem Generalverdacht wissenschafts- und fortschrittsfeindlichen Obskurantentums.

[746] Schieder, W./ Dipper, C..: Propaganda, in: Brunner, O./ Conze, W./ Koselleck, R. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 5, S. 69-112.

Vorsichtige Liberalisierungen im 18. Jahrhundert konnten daran nichts ändern. So verlor die kirchliche Zensur in der Frühen Neuzeit gegenüber der staatlichen sukzessive an Bedeutung. Zumindest die katholischen Zensurinstrumente entwickelten sich bis ins 20. Jahrhundert zu Orientierungshilfen für den gutkatholischen Leser: „Der gute Katholik" sollte Bücher wie den indizierten „Mythus des 20. Jahrhunderts" vom selbsternannten NS-Chefideologen Alfred Rosenberg nicht lesen.[747]

Deutsche Entwicklungen

Seit der Aufklärung besaß die kirchliche Zensur v.a. indirekte Bedeutung: Nach dem Vorbild der kirchlichen entwickelte sich die weltliche Aufsicht über das Buch- und Pressewesen. In Deutschland richtete sich das erste der Reichsgesetze, das „Wormser Edikt" von 1521, gegen Luthers Schriften und verfügte die Vorzensur. Erst der Augsburger Religionsfriede von 1555 und der Westfälische Friede von 1648 setzten das Prinzip religiöser Toleranz an die Stelle des katholischen Monopolanspruchs. Seither wurde auch in kaiserlichen Erlassen nicht mehr auf das Wormser Edikt Bezug genommen. Eine besondere Form von Beschlüssen der Reichstage waren die „Abschiede". Sie erlangten allerdings nur Geltung, wenn die Reichsstände sie anwandten. Das Reich regelte jedoch nicht nur die verschiedenen Zensurverfahren, sondern stellte auch erste strafrechtliche Schutzvorschriften gegen Beleidigung auf. Die „Peinliche Gerichtsordnung", die nach Kaiser Karl V. benannte „Constitutio Criminalis Carolina" (CCC), wurde 1532 auf dem Reichstag in Regenburg in deutscher Sprache erlassen. In der Frühen Neuzeit hatten Gesetze und Verordnungen ein langes Leben. Die frühneuzeitlichen Staaten waren allerdings nicht in der Lage, sie konsequent umzusetzen.[748]

Der Kaiser hatte zur Durchsetzung seiner Regalrechte verschiedene Instrumente: Die wichtigsten waren die Bücherkommission in Frankfurt a.M. – seit Mitte des 16. Jahrhunderts bedeutendes Zentrum des Buchdrucks – und der Reichshofrat zu Wien. Die Bücherkommission verfestigte sich bis Anfang des 17. Jahrhunderts zu einer permanenten Institution. Wichtig war auch der Reichshofrat zu Wien, das zentrale kaiserliche Regierungs- und Gerichtsinstrument. 1559 eingerichtet, wachte der Reichshofrat in seiner Eigenschaft als Regierungsorgan über die Beachtung der Reichsbestimmungen durch die Landesherren, als Gericht verhandelte er Verletzungen des Reichsrechts. In dieser doppelten Funktion beaufsichtigte und beurteilte der Reichshofrat auch die Kommunikationskontrolle im Reich – insbesondere der politischen Publizistik, die im 18. Jahrhundert immer wichtiger wurde.

747 Wolf, H.: Index. Ders./ Schmidt, B.: Reform des Bücherzensurverfahrens.
748 Schlumbohm, J.: Gesetze, in: GuG 23/1997, Nr. 4, S. 647-663.

Das frühneuzeitliche Landesrecht ähnelte in vielerlei Hinsicht dem kaiserlichen. Obwohl die Autonomie der Territorialherren während der Frühen Neuzeit zu- und die kaiserliche Autorität abnahm, waren die Landesherren in der Regel bemüht, keinen Konflikt mit den kaiserlichen Aufsichtsbehörden zu provozieren. Allerdings hielten die protestantischen Stände ihre schützende Hand über Drucker und Publizisten, wenn sie den Eindruck hatten, diese würden von den kaiserlichen Institutionen, insbesondere der Bücherkommission, benachteiligt. Die Gesetzgebung und Praxis der Territorien war durch mehrere Momente gekennzeichnet: [749]

- Wie im Reich dominierte zunächst die Zensur religiösen Schrifttums, die politische Zensur wurde erst seit dem späten 17. Jahrhundert allmählich wichtiger.
- In etlichen Ländern entstanden Bücher-Zensur-Kommissionen. Doch mit der Zensur wurden zunächst bestehende Einrichtungen betraut. In Universitätsstädten übten Professoren die Zensur aus, in protestantischen Reichsstädten waren es häufig Superintendenten, bisweilen nahmen Postsekretäre die Aufgabe wahr.
- Strafen gegen den Übertritt der Gesetze bestanden in der Verhinderung der Beförderung, in Konfiskation und Vernichtung ungesetzlicher Schriften, Berufsverboten für Drucker, Händler und Verleger, Vermögensbeschlagnahmungen, Geldstrafen – bei besonders groben Verstößen wurde bisweilen sogar die Todesstrafe verhängt.
- In allen Ländern gab es Zeiten, in denen die Zensur milder gehandhabt wurde. Bisweilen, aber nicht in jedem Fall, bedeutete der Thronwechsel eine Milderung der Zensur.
- Vor allem aber: Die frühneuzeitlichen Staaten waren schwach. Selbst die bestorganisierte absolute Monarchie, das vorrevolutionäre Frankreich, monopolisierte zwar die politischen Zeitungen, konnte aber weder die Diskussion in der zeitgenössischen Literatur, handgeschriebene Zeitungen und mündlich verbreitete Spottgedichte noch (aus Holland und der Schweiz) eingeschmuggelte Blätter verhindern.[750]

Während in der Zeit des alten Kaiserreichs die landesrechtliche Pressepolitik bedeutender wurde – im dänischen Schleswig-Holstein war 1770 sogar die „uneingeschränkte Freyheit der Presse“ erlassen worden –, setzte nach 1815 eine Gegenbewegung ein. Höhepunkte waren die Bundespressegesetze von 1819 (Teil der Karlsbader Beschlüsse) und von 1854. Die Pressegesetzgebung vom 16. bis

[749] Eisenhardt, U.: Kaiserliche Aufsicht, S. 7, 64-69, 92-95, 103-116, 125-131. Gestrich, A.: Absolutismus und Öffentlichkeit, S. 85-91.

[750] Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 108-110; Darnton, R.: Poesie und Polizei, S. 77-99.

ins 19. Jahrhundert zeigt, dass die autoritären Regimente mehr reagierten denn agierten.[751]

Auf den Karlsbader Beschlüssen fußte das Bundespressegesetz vom September 1819; es galt bis 1848. Die zentrale Bestimmung unterwarf alle Schriften unter 20 Bogen einer vorherigen Prüfung, die umfangreicheren unterlagen der Nachzensur. Ein Bogen umfasste 16 Seiten, d.h. jedes Buch, jede Zeitung und Zeitschrift mit weniger als 320 Seiten musste vor der endgültigen Drucklegung von einem Zensor geprüft werden. Die Beschlüsse waren Ausdruck der österreichisch-preußischen Doppelhegemonie gegenüber den anderen Bundesstaaten und sollten die liberale Pressepolitik der süddeutschen Staaten Württemberg, Baden und Bayern hintertreiben. Sie sind im Zusammenhang mit weiteren Maßnahmen zu sehen: In den Demagogenverfolgungen wurden liberale Dozenten aus dem Universitätsbetrieb entlassen, Universitäten überwacht, Burschenschaften verboten und für die Überwachung der öffentlichen Sicherheit eine Zentraluntersuchungskommission in Mainz eingesetzt. Überdies gaben sie nur das Mindestmaß vor; jedes Land durfte schärfere Bestimmungen erlassen.[752]

Das Bundespressegesetz von 1854 beruhte im Unterschied zum Karlsbader Bundesgesetz auf einer Politik des kleinsten gemeinsamen Nenners der Bundesstaaten. Auch erlaubte es keine direkte oder indirekte Einmischung in deren innere Angelegenheiten. Vor allem aber: Es beruhte auf dem Justiz- statt auf dem Polizeisystem. Die Zeitgenossen sahen dies jedoch zunächst als Nachteil, da das Ausmaß der Freiheit von den (scharfen) Presse- und Strafgesetzen der Reaktionszeit abhing.[753]

Die Ambivalenz von Freiheit und Einschränkung lässt sich beispielhaft an der preußischen Verfassung von 1849/50 zeigen. Zwar besaß jeder Preuße das Grundrecht auf Presse- und Meinungsfreiheit (Art. 27 PrV) und andere kommunikationsrechtlich relevante Grundrechte, alle Rechte galten jedoch nur bedingt: „Zensur darf nicht eingeführt werden; [aber] jede andere Beschränkung der Pressefreiheit nur im Wege der Gesetzgebung." Frauen besaßen weder das Vereins- noch das Versammlungsrecht. Das Briefgeheimnis galt weder im Kriegsfall noch bei Strafprozessen. Zudem verteuerte eine Stempelsteuer (in Preußen 1822-1848 und 1852-1862/1874) die Zeitungen enorm, erschwerte größere Auflagen und verhinderte den Einzelverkauf. Die Stempelsteuer wurde 1862 gemildert und fiel mit dem RPG von 1874 (s.u.) fort.[754]

In den Jahren des Verfassungskonfliktes von 1863 bis 1866 wurden die gewährten Rechte ernsthaft eingeschränkt. In dem weniger pressehistorisch als verfassungsgeschichtlich bedeutsamen Konflikt ging es um das Budgetrecht des

---

751 Schneider, F.: Pressefreiheit, in: Brunner, O./ Conze, W./ Koselleck, R. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 2, S. 593-717.

752 Huber, E.R. (Hg.): Dokumente, Bd. 1, S. 91f. Zur Verfassungswirklichkeit unter den Karlsbader Bedingungen: Siemann, W.: Ideenschmuggel, in: HZ 1987, Bd. 245, S. 71-106.

753 Kohnen, R.: Pressepolitik.

754 Naujoks, E.: Reaktionszeit, in: Fischer, H.-D. (Hg.): Kommunikationskontrolle, S. 114-130.

Parlaments. Da das Parlament Widerstand leistete, das Heeresbudget nicht bewilligte und damit der Militärreform im Wege stand, beschloss Bismarck, den Schwebezustand als Staatsnotstand zu interpretieren und ohne Parlament das Budget zu verabschieden. In der Öffentlichkeit, insbesondere in den liberalen Zeitungen, erhob sich ein Sturm der Entrüstung.

England

Seit der englischen Reformation war der König oberster Bischof der Anglikanischen Kirche. Die Trennung von kirchlicher und weltlicher Zensur war daher zunächst irrelevant. Bedeutsamer war die Unterscheidung zwischen den niederen Gerichten des Common Law und den höheren der Prärogativgerichtshöfe. Die ersteren folgten v.a. dem kasuistischen Einzelfallrecht, die letzteren beriefen sich auf Gesetze von Krone und Parlament. Der Druck war königliches Regal und durch entsprechende Gesetze abgesichert. In dem 1585/86 eingesetzten prärogativen (königliche Vorrechte betreffenden) Gerichtshof, der „Star Chamber", befanden der Erzbischof von Canterbury sowie weltliche und geistige Würdenträger über Hochverrat und Pressedelikte. Nur in London und in den Universitätsstädten Cambridge und Oxford durfte gedruckt werden. Die zunftähnliche „Stationer's Company" (schon 1357 gegründet) registrierte seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert die englischen Druckwerke. Im Ringen mit den katholischen Stuarts bekam die Auseinandersetzung dann eine moderne Dimension. 1620/21 erließ der Stuart-König James I. verschiedene, gegen die neuen Zeitungen gerichtete Proklamationen. In der puritanischen Revolution setzte sich nach vorübergehender Pressefreiheit ab 1643 eine immer schärfer werdende Presseaufsicht durch. John Milton protestierte in seiner anonym veröffentlichten Flugschrift „Areopagitica" von 1644 gegen die Zensur und lieferte damit die erste und zugleich eine der berühmtesten Begründungen der Pressefreiheit. Die Pressekontrolle erreichte unter Oliver Cromwells Diktatur mit der Ordinance von 1655 ihren Höhepunkt. Nachdem die Monarchie 1660 wieder hergestellt war, folgte eine mildere Phase, in der nach dem mehrfach verlängerten „Printing Act" von 1662 bis 1695 die Presse lizenziert wurde. Erst jetzt wurde die Gründung von Zeitungen außerhalb Londons möglich.[755]

Obwohl 1695 die Pressefreiheit *de facto* auf Dauer erreicht wurde, verlief die Entwicklung nicht gradlinig. Selbst fundamentale Rechte wie der uralte Anspruch auf ordentliche Gerichtsverfahren und körperliche Unversehrtheit (habeas corpus) wurden wiederholt in Krisenzeiten suspendiert.[756] Der Rechtshis-

[755] Siebert, F.S.: Freedom of the press, S. 289-302. Briggs, A./ Burke, P.: social history of the media, S. 48-51. Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 9-13. Black, J.: English press 1621-1861, S. 8f.

[756] Das Recht wurzelt im englischen Common Law des Mittelalters, wird schon in der Magna Charta von 1215 und dann in der Habeas-Corpus-Akte von 1679 verbrieft. Das US-amerikanische Rechtssystem, das auch diesen Grundsatz aus dem Mutterland übernahm, hat in ähnlicher Weise in Krisenzeiten

toriker Michael Weinzierl hat von einem „Schönwettergesicht" der englischen Freiheiten gesprochen: In Zeiten innen- und außenpolitischer Krisen wurden nämlich die Freiheiten bis ins 20. Jahrhundert (1. und 2. Weltkrieg) wiederholt für kürzere oder längere Zeit eingeschränkt.[757] Auch die Stempelsteuer, die 1712 primär aus fiskalischen Gründen eingeführt worden war, behinderte die Tagespublizistik. Sie galt bis 1855, besteuerte die Zeitungen nach Druckauflage und Umfang und verteuerte sie damit nicht unwesentlich. Darum fand sie in der Übergangsphase von den autoritären zu den liberalen Pressesystemen als demeritorisches Repressionsinstrument in etlichen anderen Staaten Nachahmung. Jonathan Swift klagte:

> „Do you know that *Grub Street* is dead? [...] now every single half-sheet pays a halfpenny to the queen. The *Observer* is fallen; the *Medleys* are jumbled together with the *Flying Post*; the *Examiner* is deadly sick; the *Spectator* keeps up, and doubles its price. [...] Have you seen the red stamp the papers are marked with? Methinks the stamping is worth a halfpenny."[758]

Grub Street war übrigens nicht, wie das Zitat nahe legt, ein frühes Zeitungsviertel – wie im 19. und 20. Jahrhundert die Londoner Fleet Street –, sondern bevorzugte Wohngegend Londoner Schriftsteller – heute heißt sie „Milton Street". Swift ging es also weniger um die Presseunternehmen als um seine Standesgenossen. Als 1765/66 das Londoner Parlament die Stempelsteuer zur Finanzierung der Kolonialkriege auf die nordamerikanischen Kolonien ausdehnen wollte, regte sich in allen Kolonien so großer Protest, dass binnen sechs Monaten die Sondersteuer zurückgenommen wurde.

In den 1830er Jahren wurde die Stempelsteuer von etlichen radikalen Blättern ignoriert, so dass sie 1836 drastisch reduziert und 1855 abgeschafft wurde. Was wie ein Sieg der Pressefreiheit aussieht, kann aber auch anders interpretiert werden, denn in der Folge verließen die radikalen Blätter den Untergrund, integrierten sich in das Pressesystem, setzten die Preise herauf und mäßigten ihren Ton. Weitere Repressivsteuern waren die Anzeigen- und die Papiersteuer – erstere fiel 1853, letztere 1861.[759]

---

das Recht ausgesetzt. Das Sonderrecht für Terroristen nach dem 11.9.2001 könnte man als Suspendierung des Habeas-Corpus-Rechts verstehen. Formaljuristisch jedoch ist zu betonen, dass das Recht nur für Staatsbürger – nicht für Ausländer – gilt.

757 Weinzierl, M.: Großbritannien, in: Grandner, M./ Schmale, W./ Weinzierl, M. (Hg.): Grund- und Menschenrechte, S. 101-118.

758 Siebert, F.S.: Freedom of the press, S. 305-345, Zit. S. 313. Vgl. Winkler, K.T.: Handwerk und Markt, S. 34-43.

759 Sloan, W.D./ Williams, J.H.: The early American press 1690-1783, S. 123-146. Curran, J.: Media power, S. 72-91. Black, J.: English press 1621-1861, S. 177-200.

5.1.3 Liberale und demokratische Regimente

England (Fortsetzung), USA, Frankreich

Erstmalig in Europa konnte die Pressefreiheit im England der Puritanischen Revolution erstritten werden, als 1641 das zentrale Zensurkollegium, die „Star Chamber", verboten wurden. Nur zwei Jahre später wurde die Presselizenzierung jedoch wieder eingeführt. Es folgte eine Phase wechselnd scharfer Aufsicht, die 1695 endete, als sich das Parlament weigerte, den ausgelaufenen „Printing Act" zu verlängern. Die Parlamentarier waren der Auffassung, dass angesichts der Etablierung eines Zweiparteiensystems aus Liberalen (Whigs) und Konservativen (Torys) sich Konzessionierung überholt habe. Aber damit hatte – wie gesehen – die Pressefreiheit noch nicht gesiegt. Weitere Instrumente der autoritären Kontrolle fielen erst nach und nach. Erst seit 1771 durfte die Presse z.B. aus dem Parlament berichten. Und mit Beleidigungs- und Hochverratsverfahren (slander and seditious libel) als Mittel der gerichtlichen Nachkontrolle wurde die Presse bei Bedarf noch im 19. und 20. Jahrhundert unter Kuratel gehalten. Das gilt in Abwandlung auch für das recht ähnliche nordamerikanische Pressesystem. Die „Pressefreiheit" von 1695 hatte noch nicht in den Kolonien gegolten. Erst die Verfassungen der amerikanischen Revolution in Pennsylvania, Delaware, Maryland und North Carolina 1776 nahmen die Pressefreiheit auf. Die Väter der US-amerikanischen Bundes-Verfassung hatten sie zunächst nicht bedacht. Die erste Ergänzung, das berühmte „1st Amendment" von 1791, schloss die Lücke:

> „Congress shall make no law respecting an establishment of religion, or prohibiting the free exercise thereof; or abridging the freedom of speech, or of the press, or the right of the people peaceably to assemble, and to petition the Government for a redress of grievances."[760]

Wenig später schränkte der „Sedition Act" (gültig 1798-1801) die Pressefreiheit erstmalig ein:

> „That if any person shall write, print, utter, or publish [...] any false, scandalous, and mischievous writing […] against the government of the United States, or either house of the Congress […] shall be punished by a fine not exceeding two thousand dollars, and by imprisonment not exceeding two years."[761]

Sowohl im Ersten als auch im Zweiten Weltkrieg sowie im Vietnamkrieg schränkte die US-Regierung die Pressefreiheit ein, stellte die sozialistische und deutschstämmige Presse unter Sonderrecht und verfügte Vorzensur. Die bislang letzten Versuche betrafen den Fall der 1971 in der „New York Times" publizierten „Pentagon Papers" über Amerikas Weg in den Vietnamkrieg. In den späten 1970er Jahren ereignete sich noch ein ähnlich gelagerter Fall. Beide Male berief

[760] Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 9-13, 62-74.
[761] Emery, M./ Emery, E./ Roberts, N.L.: press and America, S. 71-73.

sich die US-Regierung auf das Recht des „prior restraint", d.h. der vorab zu erteilenden Genehmigung bei unmittelbarer Gefahr für das Staatswohl.[762]

In Frankreich ist der Wechsel von Freiheit und Repression ebenfalls mehrfach zu beobachten – erstmalig[763] in der großen Französischen Revolution, deren Freiheiten von 1789 die Erklärung der Menschenrechte brachte:

> „Der freie Ausdruck der Gedanken und Meinungen ist eines der teuersten Menschenrechte. Jeder Staatsbürger soll frei sprechen, schreiben und drucken können – mit Vorbehalt der Verantwortlichkeit für den Missbrauch der Freiheit in den durch das Gesetz bestimmten Fällen."[764]

Allerdings wurden schon 1791 und dann seit 1793 weitere Einschränkungen erlassen. Nach dem Sturz Kaiser Napoleons folgte 1814 bis 1819 wieder eine relativ freie Phase, erneut nach der Julirevolution 1830 bis 1835 und ein letztes vorübergehendes Mal in der Revolution 1848. Napoleon III. schränkte die Freiheiten 1852 wieder ein. Erst in der Republik wurde die Pressefreiheit dauerhaft (mit Ausnahme der deutschen Besatzung 1940-1944) eingeführt: Das Pressegesetz von 1881 operierte – ähnlich wie das deutsche Reichspressegesetz von 1874 – mit dem verantwortlichen Redakteur, die Presse wurde der Strafgerichtsbarkeit unterworfen.

Deutschland (Österreich und die Schweiz)

Die Revolution von 1848 hatte nur vorübergehende Freiheit gebracht. Die organische Entwicklung des liberalen Systems aus der autoritären Vorform vollzog sich in Deutschland erst seit den Jahren 1866 bis 1874. Ausdruck fand die Liberalität des Kaiserreichs in dem 1874 verabschiedeten Reichspressegesetz, einem Kompromiss zwischen Konservativen und Liberalen. Der § 1 formulierte:

> „Die Freiheit der Presse unterliegt nur denjenigen Beschränkungen, welche durch das gegenwärtige Gesetz vorgeschrieben oder zugelassen sind."

Verworfen wurde die Vorzensur, übernommen Elemente der Nachzensur. Das Impressum diente der Presseordnung, das Pflichtexemplar als bibliothekarischer Beleg. Konzessionierung, Kaution und Stempelsteuer wurden aufgegeben. Eine Art innerer Zensor, der strafrechtlich „verantwortliche Redakteur", sollte verhindern, dass die Zeitungen und Zeitschriften strafrechtlich Verbotenes enthielten. Da das pressepolitische System des Kaiserreichs den Mitgliedsstaaten die Verfassungsgesetzgebung überließ, war das RPG nicht „reichsgesetzfest". 1878

---

762 Gilmor, D.M./ Barron, J.A./ Simon, T.F. et al. (Hg.): Mass communication law, passim, ins. S. 96-112. Außerdem: Ein kasuistisches Lexikon zur Vielfalt der Einschränkungen: Hurwitz, L.: censorship in the US.

763 Auch Frankreich verfügte über eine lange Tradition der Menschenrechtsdiskussion, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Schmale, W.: Frankreich, in: Grandner, M./ Schmale, W./ Weinzierl, M. (Hg.): Grund- und Menschenrechte, S. 77-100.

764 „Article 11 – La libre communication des pensées et des opinions est un des droits les plus précieux de l'homme; tout citoyen peut donc parler, écrire, imprimer librement, sauf à répondre de l'abus de cette liberté dans les cas déterminés par la loi."

hob das Sozialistengesetz die Pressefreiheit für die sozialistische Presse auf (bis 1890). Die Liberalisierung entsprach dem wachsenden politischen Gewicht der breiteren Öffentlichkeit. Pressepolitisch und propagandistisch verstärkten sich zugleich die Appelle an die Bevölkerung, die nun auch als Wahlvolk wichtig wurde. Dabei zeichneten sich insbesondere das bismarcksche pressepolitische System und die Flottenpropaganda der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg durch große Raffinesse aus.[765] Zugleich erstritt sich die vielfältige Presse einen zunehmenden Einfluss auf die politisch-öffentliche Meinungsbildung, so dass das Kaiserreich der Vielstimmigkeit der Gegenwart schon recht nah stand.[766]

Die Weimarer Reichsverfassung zog aus der Verfassungswirklichkeit im Kaiserreich und den Einschränkungen der Kriegszeit Lehren. Diesmal wurden dem deutschen Staatsvolk „Grundrechte" gewährt, Menschenrechte aber nicht. Zwei Dinge charakterisierten die Grundrechte: Sie waren, zweiter Teil der Verfassung, den Bestimmungen zum Staatsaufbau nachgeordnet und sie wurden als Individualrechte interpretiert. Die relative Geringschätzung, die in der Nachordnung zum Ausdruck kam, fand ihre Ergänzung in Artikel 48 WRV, die dem Reichspräsidenten Diktaturgewalt mit vorübergehender Aufhebung der Grundrechte einräumte. Allerdings waren dem Notstandsparagraf einige Sicherungen beigegeben worden, nur hatten die späteren Reichstage versäumt, die wichtigste Sicherung zu verabschieden: ein Ausführungsgesetz. So konnte in der Spätzeit der Republik gegen die Absicht der Nationalversammlung mit perpetuierten Präsidialerlassen regiert und die Grundrechte immer wieder außer Kraft gesetzt werden. Um der politisch-publizistischen Krise Herr zu werden, verbot die Reichsregierung nicht nur Zeitungen. Mit der Notverordnung vom 17. Juli 1931 nötigte sie den Zeitungen den Abdruck von „Auflagenachrichten" ab: Die Regierung unter Reichskanzler Heinrich Brüning (1885-1970) versuchte damit, über die Zeitungen die öffentliche Meinung zu beeinflussen, die allmählich polarisierender und demokratiefeindlicher wurde.[767] Insgesamt besaßen die Grundrechte einen höheren Stellenwert als in der Kaiserzeit, jedoch einen geringeren als zu wünschen gewesen wäre. Insbesondere gilt das für die Garantie der Meinungsfreiheit (Art. 118 WRV). Der Artikel gewährte nur dem Einzelnen Meinungsfreiheit, er garantierte nicht die formale Pressefreiheit.[768]

Das Grundgesetz von 1949 zog in allen Aspekten die Quersumme aus der Vergangenheit. Im Unterschied zur Weimarer Verfassung spricht es eingangs von Menschenrechten, statt von „Rechten und Pflichten" der Deutschen, wie der 2. Hauptabschnitt der Weimarer Verfassung überschrieben war. Damit stehen Presse- und Meinungsfreiheit (Art. 5 GG) und andere einschlägige Grundrechte

---

765 Deist, W.: Flottenpropaganda. Stöber, R.: Presseorganisation 1882, in: HZ 262/1996, Nr. 2, S. 423-451. Stöber, G.: Pressepolitik.

766 Vgl. Bender, S.: Burenkrieg. Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse. Geppert, D.: Pressekriege. u.a.m.

767 Vgl. Asmus, B.: Republik ohne Chance? Moores, K.M.: Meinungsklima. u.a.m.

768 Zu diesem und den folgenden Abschnitten vgl. Stöber, R.: Pressefreiheit. Vgl. Wilke, J. (Hg.): Pressefreiheit, S. 32-36.

jedem Menschen zu, der sich im Geltungsbereich des Grundgesetzes aufhält. Wegen der nationalsozialistischen Diktatur wurden die bundesrepublikanischen Grundrechte deutlich gestärkt: Die Garantie des Wesensgehalts (Art. 19 GG) formuliert die prinzipielle Unantastbarkeit zentraler Werte. Dazu zählen auch die Meinungs- und Pressefreiheit.

Da der Art. 118 der Weimarer Verfassung nur von Meinungsfreiheit – nicht jedoch von Pressefreiheit – gesprochen hatte, gingen die Verfassungsgeber des Grundgesetzes auch hier bewusst weiter und schützten über das individuelle Abwehrrecht der Meinungsfreiheit hinaus ein institutionelles Grundrecht der Pressefreiheit. Das stellt alle Mitarbeiter der Presse und die Räumlichkeiten der Medienunternehmen unter besonderen Schutz, der ohne Rücksicht auf den Presseinhalt gilt. Nachrichten und Meinungen sind gleichermaßen geschützt, Auflagennachrichten wie in der Spätphase der Weimarer Republik sind ausgeschlossen. Hieraus ergibt sich, dass die Gesamtheit der Presse – unabhängig von ihrer Qualität – als funktionaler Bestandteil des demokratischen Gemeinwesens angesehen werden muss. Die Presse soll den konstruktiven Konflikt im Diskurs mit dem Leser und mit gesellschaftlichen Gruppen suchen. Die unter dem Begriff der „öffentlichen Aufgabe" normativ zugewiesenen Funktionen betreffen die Konstituierung eines Meinungsmarktes, die individuelle Meinungsbildung, die Information und Unterhaltung der Individuen sowie die Kritik und Kontrolle des politischen Systems. Der letzte Aspekt wird unter der Bezeichnung „4. Gewalt" häufig überbewertet, da die Presse weder über die institutionelle Macht der drei klassischen Gewalten verfügt, noch demokratisch legitimiert ist. Zudem erschwert die Doppelnatur aus privatwirtschaftlicher Organisation und öffentlicher Aufgabe die Erfüllung der gesellschaftlichen Funktionen.

Im Unterschied zum Verfassungsrecht hat sich das Presserecht im engeren Sinne nur marginal weiterentwickelt. Die Landespressegesetze der Bundesländer haben immer noch große Ähnlichkeit mit dem RPG von 1874. Da dieses eine formale Regelungsstruktur aufwies, konnte es verschiedenen politischen Systemen von dem konstitutionellen Kaiserreich über die Diktatur des Ersten Weltkriegs, die Weimarer Republik, die NS-Diktatur, die formal das RPG ebenfalls nicht antastete, bis in die Zeit der Bundesrepublik dienstbar sein. Seine zentralen Instrumente (strafrechtlich verantwortlicher Redakteur, Verjährung, Berichtigung etc.) werden von den Landespressegesetzen der Bundesrepublik fortgeschrieben. Noch enger sind die Beziehungen zwischen dem älteren und neueren Strafrecht. Die für das Presserecht einschlägigen Paragrafen haben sich seit 1871 nur wenig verändert, manche, wie der § 193 StGB, sind unverändert geblieben. Verändert hat sich allerdings die Auslegung durch die Gerichte. In Österreich und der Schweiz ist der medienrechtliche Aufbau mit Straf-, Presse- und Verfassungsrecht grundsätzlich ähnlich.

Aus der institutionellen Garantie für die Presse (und den Rundfunk) ergeben sich Weiterungen, die den Bundesgesetzgeber im Fall der Presse auffordert, Ge-

fahren abzuwenden. So hat der Gesetzgeber in den 1970er Jahren gegen die Konzentrationsgefahr eine Verschärfung der Fusionskontrolle und ein Pressestatistikgesetz (1996 außer Kraft) beschlossen. Beide Maßnahmen haben die weitere Konzentration nicht verhindert, sondern nur verlangsamt. Auch die Steuerpolitik hat sich in das Gegenteil der früher geltenden Grundsätze verkehrt: Da nicht mehr zwischen „guter" und „schlechter" Presse unterschieden wird, sondern der Presse insgesamt eine „öffentliche Aufgabe" zuzubilligen ist, unterliegt die Presse verminderten Umsatzsteuersätzen. Die Demokratierelevanz der Presse insgesamt ist dabei nicht zuletzt eine Frage der allgemeinen Zugänglichkeit – darum haben autoritäre Regimente zur Einschränkung des Postdebits gegriffen, und darum ist der Pressevertrieb eine notwendige Voraussetzung zur Erfüllung der öffentlichen Aufgabe.[769]

In Österreich ging der Gesetzgeber mit dem Presseförderungsgesetz von 1975 weit über diese Schutzmaßnahmen hinaus. Auch die Subventionierung gefährdeter Blätter ist seither denkbar. In der Bundesrepublik wären solche marktverzerrenden Eingriffe verfassungsrechtlich nicht möglich. Auch die Schweiz kennt – wie die Bundesrepublik Deutschland – nur Erleichterungen, die für alle Zeitungen und Zeitschriften gleichermaßen gelten, allerdings werden seit einigen Jahren Subventionen zur Förderung der lokalen Pressevielfalt (kontrovers) diskutiert.[770]

5.1.4 Totalitäre Regime

Totalitäre Regime sind entwicklungsgeschichtlich die jüngsten pressepolitischen Systeme. Die ersten richteten die Kommunisten in der Sowjetunion (ab 1917) und die Faschisten in Italien (ab 1922) auf. Allerdings dauerte es in beiden Ländern mehr als ein Jahrzehnt, bis sich der totalitäre Anspruch durchsetzte.[771] In Deutschland gab es zwei Phasen totalitärer Systeme: den Nationalsozialismus und die ersten zwei Jahrzehnte der DDR. Beide setzten auf Nachrichten- und rigide Berufszugangskontrolle. Durch die Vorauswahl und durch die mittels Nachzensur anerzogene Selbstgleichschaltung konnte auf Vorzensur zumeist verzichtet werden. Staats- und Parteibesitz nahmen zu, bis sie die dominierende oder sogar einzige Besitzform wurden. Die Presse war auf die Funktionen als publizistisches Führungsmittel bzw. Transmissionsriemen des politischen Willens beschränkt und diente der politischen Desinformation und Propaganda. Die

769 Dorn, M./ Vogel, A.: Geschichte des Pressevertriebs, S. 241-248.

770 Steinmaurer, T.: Medienstruktur Österreichs, in: Bentele, G./ Jarren, O./ Brosius, H.-B. (Hg.): Öffentliche Kommunikation, S. 349-365. Blum, R.: Medienstrukturen Schweiz, in: Ebd., S. 366-381. rom.: Reanimationsversuch am untauglichen Objekt. Nationalratskommission präsentiert neuen Medienartikel, in: NZZ, 5.6.2003, Nr. 153, S. 7.

771 Auch Oliver Cromwells Diktatur könnte als totalitär bezeichnet werden, allerdings ließen sich Anspruch und Realität in der Frühen Neuzeit noch nicht auf einen Nenner bringen.

dominierende Führungspersönlichkeit bzw. die herrschende Partei hatte „immer Recht". Kritik und Kontrolle waren verpönt und galten als Zeichen „liberalistischer" bzw. „bourgeoiser" Schwäche. Die Presse wirkte an der Gleichschaltung des ganzen Staatswesens/ Volkskörpers und somit an der Ausgrenzung Fremder mit.

Das NS-System bildete in einer Übergangsphase von ca. drei Jahren das totalitäre Regime aus. Zentrales Mittel der Kontrolle war die Monopolisierung der Nachrichten- und Informationspolitik, die Lenkung der Presse über Presseanweisungen und die Führung von Berufslisten.[772] Zwischen 1933 und 1945 behielt das RPG formal seine Gültigkeit, *de facto* war es durch das Schriftleitergesetz (SLG) überlagert. Das Schriftleitergesetz nahm in vielen seiner Bestimmungen auf den Propagandaminister Bezug. Jetzt wurde zum ersten Mal in Deutschland die öffentliche Aufgabe explizit definiert:

> „Die im Hauptberuf oder auf Grund der Bestellung zum Hauptschriftleiter ausgeübte Mitwirkung an der Gestaltung des geistigen Inhalts der im Reichsgebiet herausgegebenen Zeitungen und politischen Zeitschriften durch Wort, Nachricht, Schrift oder Bild ist eine in ihren beruflichen Pflichten und Rechten vom Staat durch dieses Gesetz geregelte öffentliche Aufgabe." (§ 1 SLG)

Die Nationalsozialisten schlossen mit dem Schriftleitergesetz die letzten Lücken. „Unverantwortliche Schriftleiter", hieß es in der Begründung zum SLG, dürfe es nicht mehr geben.[773]

Die Nationalsozialisten schufen keine eigene Verfassung. Dennoch spiegelte sich die terroristische Natur der Diktatur auch in ihrem „Verfassungsrecht": Grundlegend war das „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Staat", das sogenannte „Ermächtigungsgesetz" vom 24. März 1933. Es ging erheblich weiter als seine Weimarer Vorgänger und befreite Hitler aus der Abhängigkeit von den Erlassen des Reichspräsidenten. Das Ermächtigungsgesetz sollte vier Jahre gelten, es wurde bis 1943 wiederholt befristet und dann durch „Führererlass" unbefristet verlängert. Zudem waren alle wichtigen Grundrechte der Weimarer Verfassung bereits durch die Verordnung vom 28. Februar aufgehoben worden: Meinungsfreiheit, Briefgeheimnis, Versammlungs- und Vereinsfreiheit.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs vollzog die SBZ erneut den Übergang zum totalitären Regime. Zentrale Instrumente der stalinistischen Frühphase waren die Ausbildung (Journalistenausbildung an der Karl-Marx-Universität Leipzig im „Roten Kloster"), die Lizenzierung, die Papierzuweisung, die Nachrichtenkontrolle über den ADN und die Presseanleitungen. Zuständig für die Lizenzierung und Aufsicht der Presse der Blockparteien war das Presseamt beim Ministerrat, die Lenkung der dominierenden SED-Presse funktionierte über eine

---

772 Vgl. Wilke, J.: Presseanweisungen. Sösemann, B. (Hg.)/ Lange, M. (Mitarb.): Propaganda.

773 Schriftleitergesetz vom 4.10.1933, in: RGBl 1933 I, S. 713. Als verbindlicher Kommentar galt: Schmidt-Leonhardt, H./Gast, P.: Schriftleitergesetz.

vertikal organisierte Linie vom ZK, Abteilung Agitation, zu den Bezirksleitungen. Obwohl sich am System der Lenkung nichts änderte, milderte sich in den 1970er und 1980er Jahren die Praxis merklich. Unter dem Eindruck von Glasnost und Perestroika in der UDSSR verschärfte sich der pressepolitische Kurs in den Jahren unmittelbar vor 1989 erneut. Für die DDR galt die Anfälligkeit gegenüber einsickernden Informationen noch stärker als für NS-Deutschland. Daneben existierte eine Untergrundpresse kirchlicher und (umwelt-)politischer Opposition. Diese Samisdat-Presse (samisdat = Selbstverlag, russisch) konnte nicht mehr unterdrückt werden und fand vermutlich eine recht große Leserzahl. Der Transformationsprozess der Medien in Osteuropa nach 1989 zeigt jedoch, wie fließend die Übergänge zwischen totalitären, autoritären und demokratischen Pressestrukturen sind.[774]

5.2 Gesellschaftliche und politische Reaktionen auf den Film

5.2.1 Lerneffekte und Diskussionen

Wenn im Folgenden die Grundzüge der Filmgesetzgebung betrachtet werden, so sollen – wie bei der Presse – nur die Aspekte der Gesetzgebung, die auf eine Regulierung der Inhalte abzielen, behandelt werden. Damit ist die Filmgesetzgebung im engeren Sinne gemeint, d.h. Bestimmungen, die wegen der besonderen Wirkungsmacht des Films erlassen worden sind. Dabei kam es weniger auf tatsächliche Wirkungen als auf vermutete an. Filmgesetzliche Bestimmungen im weiteren Verständnis, zu denen ordnungspolizeiliche (z.B. Brandschutzbestimmungen) oder wirtschaftsrechtliche Aspekte zu zählen wären, sind hier allenfalls einige Andeutungen wert.

Film zwischen expliziter Darstellung und impliziter Andeutung

Film changierte immer zwischen expliziter Darstellung und impliziter Andeutung. Wenn aber z.B. Sex und Gewalt im Verlauf der Filmgeschichte deutlich expliziter gemacht wurden, so ist im Umkehrschluss nicht zu schließen, dass Sex und Gewalt den älteren Filmen gefehlt hätten. Doch war vieles der Phantasie der Zuschauer überlassen worden.[775] Manche Regisseure machten aus der Not eine Tugend: Ernst Lubitsch (1892-1947) gilt nicht zuletzt deswegen als einer der bedeutendsten Komödien-Regisseure, weil er augenzwinkernd Andeutungen zu

[774] Meyen, M.: „Geistige Grenzgänger“, in: JbKG 1/1999, Nr. 1, S. 192-231. Kowalczuk, I.-S. (Hg.): Freiheit und Öffentlichkeit. Thomaß, B./ Tzankoff, M.: Osteuropa, in: Behmer, M./ Krotz, F./ Stöber, R./ Winter, Carsten (Hg.): Medienentwicklung, S. 183-195.

[775] Dabei spielten auch kodifizierte Moralvorstellungen eine Rolle. Nach den Don’ts des Hays Office war explizite Sex- und Gewaltdarstellung ebenso verboten wie die „Crime doesn’t pay“-Regel vorgeschrieben war. Vgl. S. 173 und 362f.

machen verstand. Der „Lubitsch-Touch", im Weimarer Kino entwickelt und in Hollywood perfektioniert, der den Komödien ihre sprichwörtliche Leichtigkeit verlieh, konnte einem das Lachen aber auch im Halse stecken lassen, z.B. in „Sein oder Nichtsein"„ (1943).

Allerdings hätte das, was in unserer Gegenwart (in den westlich-libertären Staaten) im Kino gezeigt werden kann, noch vor zwei bis drei Generationen Kirchen, Lehrerverbände, Kulturpessimisten aller Art zu einem Sturmlauf der Entrüstung getrieben. Manche deuten das in Analogie zur Wirkung von Drogen: Um gleiche Effekte zu erzielen, muss die Dosis allmählich erhöht werden. Der Regisseur von Kassenschlagern wie „American Gigolo" (1980), „Armageddon" (2000) oder „Pearl Harbor" (2001) drückte es so aus: „Als ich ein Kind war, gab es drei Fernsehkanäle. Heute gibt es 100. Da muss ein Film laut und spektakulär sein."[776]

Für die Zeitgenossen war es bis Mitte des 20. Jahrhunderts weitgehend unbestritten, dass der Film „Chockwirkung" (Walter Benjamin) auslöse.[777] Um Schockeffekte zu erreichen, haben sich viele Mittel längst abgenutzt. Das breite Publikum hat Hitchcocks „Die Vögel" (1963) gesehen und hat die Duschszene in „Psycho" (1960) vor Augen. Weiter gesteigerte Gewaltorgien, z.B. in Leonardo DiCaprios Schulmassaker in „Basketball Diaries" (1995) oder – längst ironisch gebrochen – in der „Scream"-Serie (1985/1996/2000), scheinen trotz Steigerung weniger Wirkung zu entfalten. Das Gleiche gilt für Sex und Erotik. Die kurzen Nacktszenen in „Die Sünderin" (1950) mit Hildegard Knef oder „Sie tanzte nur einen Sommer" (Schweden 1951) befriedigen voyeuristische Bedürfnisse inzwischen wohl nicht mehr. Aber selbst für die damalige Zeit ist zumindest der Zweifel erlaubt, ob die Aufgeregtheit der Öffentlichkeit nicht doch eher das politisch-instrumentelle Kalkül mancher Zensurbefürworter war. Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre schwappte geradezu eine Welle billigster Sexfilme über die (deutschen) Kinos. Nicht wenige hinter dem notdürftigen – allzuleicht hinterschaubaren – Feigenblatt vorgeblicher Wissenschaftlichkeit: „Reporte" von Schulmädchen, Krankenschwestern etc. Das Explizite der Inhalte hätte zu einer fortwährenden Verschärfung der Filmgesetzgebung führen können. Doch scheint in den meisten Ländern das Gegenteil zuzutreffen: Die „Grenzen des Zeigbaren" wurden immer wieder ausgeweitet und Altersbeschränkungen immer weiter nach unten verschoben. Dass es dabei auch zu zwischenzeitlich gegenläufigen Entwicklungen kommen konnte, liegt in der Natur der Mediengeschichte: So erzeugte das Aufkommen der Videorecorder in den frühen 1980er Jahren beinahe wieder eine kulturkritische Zensurhysterie, die dem Film-Diskurs der 1920er und 1950er Jahre nicht unähnlich war.[778]

---

[776] Zit. n. Dausend, P.: Jerry Bruckheimers Erfolgsrezept, in: Die Welt, 6.6.2001, Nr. 129, S. 9.
[777] Benjamin, W.: Gesammelte Werke, Bd. 1, T. 2, S. 503 [Kunstwerk, Kap. XIV].
[778] Kniep, J.: Keine Jugendfreigabe, S. 53-68, 283-337, 343-358.

Vielleicht liegt das daran, dass (auch diese) Darstellung zwar eine gradlinige Entwicklung suggeriert, die Filmgeschichte aber keine ungebrochenen Trends kennt. Die neuen technischen Dispositive führten immer wieder zur Aktualisierung älterer Diskurse. Aber auch die Darstellung von Sex und Gewalt lässt sich nicht endlos steigern. Filme der Actionregisseure Don Siegel (1912-1991) oder Sam Peckinpah (1925-1984) in den späten 1960er und 1970er Jahren sind auf ihre Art deutlich brutaler als „Matrix" oder überzeichnete Splatter-Movies. Zudem haben Ereignisse (Schul-Massaker in Littleton [1999], Winnenden [2009] u.a.m.) und Gefährdungen (HIV) Rückwirkungen auf die filmische Darstellung von Gewalt und Sex. Nicht zuletzt hielten Filmregisseure wie Ingmar Bergman, Luis Buñuel (1900-1983), Martin Scorsese, Lars von Trier u.a. in expliziten Sex- und Gewaltdarstellungen der Gesellschaft den Spiegel vor. Was einmal Tabubruch war, wird inzwischen als künstlerisch legitimes Mittel aufgefasst, um durch explizite Gewalt strukturelle Gewalt zu demaskieren. Allerdings blieben Rückwirkungen auf die Entwicklung der Filmgesetzgebung nicht aus.

Die filmischen Inhalte interessierten die Gesetzgeber erst, seitdem es die „Films" gab. Die Feststellung klingt banal, aber immer war zuerst das neue Medium da, dann erst konnte die Gesetzgebung reagieren. Diese Selbstverständlichkeit ist ein zentraler Hemmschuh für kommunikationspolitisches Handeln. Technisch und ökonomisch determinierte Einzelhandlungen trieben die Einführung neuer Medien voran. Die politischen Akteure waren zunächst v.a. passives Element. Dabei lassen sich mehrere Stufen unterscheiden. Die drei Stufen der gesetzgeberischen Reaktion waren:

- erstens die des Nichtreagierens,
- zweitens die des (schleichenden) Übergangs zur Subsumtion des neuen Mediums unter alte Verfahrens- und Rechtsvorschriften,
- drittens die der – von Land zu Land unterschiedlich rasch fortschreitenden – Entwicklung spezifischer, auf das neue Medium abgestimmter Normen.

Für die erste Stufe kann mit Blick auf die Ebene der Legislative nur von „Nichtreagieren" gesprochen werden. Denn die Gesellschaften reagierten durchaus. Allerdings reduzierten sich Reaktionen auf das neue Medium Film auf Diskussionen um Gewaltfolgen von Schmutz und Schund in der Gesellschaft. Die Debatten hatten ihre Vorläufer in der Diskussion der Lesewut des 18. Jahrhunderts und Nachfolger in den parallel zum Aufkommen weiterer neuer Medien geführten Diskursen: Erwähnt seien nur die Kulturkritik von Theodor W. Adorno (1903-1969) und Max Horkheimer (1895-1973), in der der Filmindustrie und dem Rundfunk vorgeworfen wurde, ihr Daseinszweck sei die Ablenkung der Massen vom Wesentlichen. Das zeichne sowohl die Kulturindustrie in den nationalsozialistisch-faschistischen Staaten als auch in den Demokratien, insbesondere den USA, aus. Jüngere Varianten dieser Kulturkritik sind die Thesen Neil Postmans (1931-2003) zum Fernsehen, die Videodebatten oder die derzeit aktu-

ellen Gewaltdiskurse um spezielle Computerspiele – sog. Ego Shooter wie „Doom“ und „Counterstrike“.[779]

Der Diskurs über die Wirkungen des neuen Mediums wurde keineswegs eingestellt, sobald die Reaktionen sich in Subsumtion und später dann in Spezialgesetzgebung verdichteten. Die zweite Stufe der Subsumtion war in den meisten Staaten von dem Bemühen gekennzeichnet, ältere Bestimmungen z.B. baupolizeilicher Art oder zum Schutze der öffentlichen Sicherheit und Ordnung auf den Film anzuwenden.

In der dritten Stufe verbanden sich Bemühungen um den Jugendschutz, politisch motivierte Normen, Selbstkontrollbemühungen und die Steuerung über ökonomische Anreize. Die Lenkungselemente existierten entweder als Zensureinrichtungen oder als vertriebsordnende Bewertungssysteme (Rating). Dabei gilt tendenziell:

- Zur Zensur wurde vor allem in den ersten Jahrzehnten gegriffen, Ratingsysteme setzten sich eher später durch.
- Zur Zensur tendieren eher unfreie gesellschaftlich-politische Systeme, zum Rating eher liberale Demokratien.

Entsprechend der zur Presse entwickelten Systematik kann auch die Filmkontrolle in idealtypischer Abgrenzung dargestellt werden. Wiederum gilt jedoch, dass die verschiedenen Systeme sich in Grenzbereichen überlappen:

Tabelle 5-2: Prüfkriterien für die Filmkontrolle

	kulturkonservative Regimente	*Liberale/ demokratische Staaten*	*Totalitäre Systeme*
Inhaltliche Kontrolle	Zensur vor Erstaufführung, Schnittauflagen, Verbotsmöglichkeiten	Vorzensurverbot, juristische Nachkontrolle	Drehbuchkontrolle, Aufsicht während der Filmproduktion
Filmförderung	Quotierung, Kontingentierung	Kartellrecht, Wettbewerbskontrolle, z.T. Filmförderung und Prädikatisierung	Filmförderung mit Prädikatisierung, staatliche Kreditvergabe bzw. staatliche Produktionsgesellschaften, z.T. Aufführungs- und Kinobesuchsgebote

In den meisten Ländern setzten die Diskussionen vor dem Ersten Weltkrieg ein. Wer Einfluss nehmen wollte, musste sich organisieren. Ein Beispiel gibt Deutschland: Die „Kinematographie“ löste zunächst Bedenken grundsätzlicher

[779] Horkheimer, M./ Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung, S. 128-176. Postman, N.: Wir amüsieren uns zu Tode. Das erste Ego Shooter-Spiel, „Doom“, kam 1993/4 auf den Markt, im Sommer 1994 wurde es in der Bundesrepublik schon indiziert. Stöcker, C.: Nerd Attack, S. 144-154.

Natur aus. Schon 1907 gründete ein Hermann Lemke die „Kinematographische Reformvereinigung“: Das Kino sei keine Kunst, es sei massensuggestiv, verderbe die Jugend und insbesondere die unteren Schichten, welche die „Films“ als reine Wahrheit nähmen. Der angestrebte Schutz vor Schund und Schmutz knüpfte an die Auseinandersetzungen um die Kolportageliteratur an. Der Vorwurf, Kino sei keine Kunst, argumentierte für das Theater. So lag in der Reformdiskussion eine Mischung aus geschäftlichen Interessen, pädagogischem und kulturkritischem Impetus. Weiterer integraler Bestandteil der Reformargumentation war ihre immanente Franzosenfeindlichkeit – die Franzosen beherrschten den europäischen Filmmarkt.[780] So gründeten katholische Bischöfe 1934 die „Legion of Decency“ (bis 1975), um Einfluss auf die Kinodebatte zu nehmen. Die Legion war ihrerseits der westdeutschen katholischen Kirche Vorbild für ihr Engagement in der Filmaufsicht.[781]

Der in der ersten Stufe einsetzende kulturkritische Diskurs wurde zwar von Zeit zu Zeit unterschiedlich intensiv geführt, gänzlich eingestellt wurde er jedoch nie. Insbesondere Filme, die geltende Tabus verletzen, können die Diskussionen immer noch anheizen. Ihre Fortsetzung finden die Debatten in der Mediengewaltdebatte. Die wissenschaftliche Erforschung hat eine Vielzahl von Wirkungshypothesen aufgestellt, auf die bei Bedarf im filmpolitischen, medienrechtlichen und Selbstkontrolldiskurs zurückgegriffen wurde. Nur eine, die Katharsis-These, die besagt, Mediengewalt würde reale vermindern, scheint von der Gewaltforschung eindeutig widerlegt worden zu sein. Die Mehrheit der Gewaltforscher nimmt inzwischen an, dass mediale Gewalt im Allgemeinen und filmische im Besonderen weder monokausal als einzige Ursache, noch unmittelbar, linear und symmetrisch wirken.[782]

Für die historischen Diskussionen um das Filmrecht gilt diese Erkenntnis selbstredend nicht. Sie wurden erbittert geführt, weil viele Politiker und Kulturkritiker ungeprüft von der stark emotionalisierenden Wirkung des neuen Mediums ausgingen und insbesondere den jungen Leuten, den weniger Gebildeten und den sozial Unterprivilegierten eine große Beeinflussbarkeit unterstellten. Noch in der Diskussion des Schweizer Bundesfilmgesetzes von 1962 wurde bspw. insbesondere die Suggestivität des Mediums betont: „Das auf die Leinwand projizierte Geschehen hat eine erhöhte Suggestivkraft, weil der Kinobesucher auf den Schauplatz des Geschehens versetzt wird. [...] Mehr als das Theater

---

780 Zur frühen Reformdiskussion vgl.: Schweinitz, J. (Hg.): Prolog vor dem Film. Instruktiv die Freudsche These der „Deckerinnerung“ vertretend, die Gesellschaft täusche sich mit der Zuweisung der Gewaltursache an die Medien über eigenes Versagen hinweg der Tübinger Kulturwissenschaftler Kaspar Maase: Die Evolution frißt ihre Kinder, in: FAZ 4.6.2002, Nr. 126, S. 53. Ders.: Massenkunst und Volkserziehung, in: Archiv für Sozialgeschichte, 2001, Nr. 41, S. 39-78.

781 Obwohl die Filmindustrie mit der „Legion“ kooperierte, stellte diese 1975 die Tätigkeit ein, weil die Katholiken der USA ihre Negativurteile über „ungebührliche“ Filme ignorierten oder diese gar als Auszeichnung besonders sehenswerter Filme interpretierten. Black, G.D.: Catholic Crusade, S. 234-244. Kniep, J.: Keine Jugendfreigabe, S. 66.

782 Vowe, G./ Friedrichsen, M.: Plädoyer, in: Dies. (Hg.): Gewaltdarstellung, S. 7-14.

vermochte der Film populär zu werden; er wurde zum Theater des kleinen Mannes."[783]

5.2.2 Von der Subsumtion zum speziellen Filmrecht

Anfänge in den USA und Europa

Filmrecht ist – wie alles spezielle Medienrecht – immer Wirkungsrecht gewesen. Bevor sie Handlungsbedarf sehen konnte, musste sich die Öffentlichkeit der Wirkungen allerdings erst bewusst geworden sein. Beim Film wiederholte sich daher, was auch in der Frühzeit der Presse schon einmal zu beobachten gewesen war:

- Das neue Medium wird analog zu älteren behandelt
- und zunächst unter älteres Recht subsumiert.

Waren das bei der Presse das kanonische Kirchenrecht und weitere Bestimmungen, so zeigt der Film in vielen Ländern die Unterordnung des Filmgewerbes unter das geltende Gewerberecht und die des medialen Inhalts unter polizeiliche Bestimmungen zum Schutz von Ruhe und Ordnung, Sitte und Moral. Die staatlichen Eingriffe beschränkten sich zunächst häufig darauf, sicherheitspolizeiliche Auflagen zu machen und Steuern zu erheben. Die Zensur wurde den kommunalen Polizeibehörden überantwortet. Die Zensurstellen Münchens und Berlins wuchsen in der Vorkriegszeit in die Rolle deutscher Zentralstellen für Zensurfragen hinein. Dort waren die meisten Produktionsstätten ansässig. In Preußen wurde die ortspolizeiliche Aufsichtskompetenz aus dem Allgemeinen Landrecht (ALR) von 1794 hergeleitet, die Berliner Polizei etablierte schon 1906 eine Abteilung für Filmzensur. In den USA war die Ortspolizeibehörde von Chicago (1907) die erste, die eine entsprechende Abteilung schuf. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg beanspruchten die Polizeibehörden in 20 Städten die Aufsichtskompetenz zur Wahrung der baupolizeilichen und sittlichen Ordnung. In Großbritannien setzte das 1912 gegründete „British Board of Film Censors" der Zersplitterung der lokalen Zensurentscheidungen ein Ende.[784] In der Frühzeit des Films gab es in der Schweiz nur polizeiliche Vorschriften zum Bau- und Feuerschutz. Doch schon bald setzte eine von Kanton zu Kanton unterschiedliche polizeiliche Beaufsichtigung der filmischen Inhalte ein. Die Filmaufsicht war in der ersten Jahrhunderthälfte sehr streng. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg stiegen die Filmverbote rasant an. 1922 wurden Aufführungsverbote erlassen, die für stille Feiertage galten. Der Schweizer Filmindex umfasste zu Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mehrere Dutzend Titel, die streng nach dem ideo-

[783] Entwurf zum Schweizer Bundesgesetz vom 28.11.1962, Begründung, zit.n. Hofer, R. (Hg.): Filmwirtschaft Schweiz, S. 77.

[784] Unesco (Hg.): Press, Radio, Film 1950, S. 322f. Sidler, V.: Filmgeschichte, S. 62-64.

logischen Proporz sowohl nationalsozialistische als auch Anti-NS-Filme enthielten und auf die prekäre Insellage zurückzuführen sind. Damit zeigt die Schweizer Entwicklung *pars pro toto*, dass sich keine strenge chronologische Trennung zwischen der zweiten und der dritten Stufe der Reaktion behaupten lässt.[785]

Weimar, NS-Deutschland, DDR

In Deutschland trat 1920 ein Spezialgesetz, das „Reichslichtspielgesetz", in Kraft. Es schrieb die gängige Praxis fort: Weiterhin saßen die Prüfstellen – wie im Kaiserreich – an den „Hauptsitzen" der Industrie. Wie vor dem Krieg waren das die Stadtpolizeibehörden von München und Berlin. Eine Oberprüfstelle entschied über Beschwerdefälle. München war für Bayern, Württemberg, Baden und Hessen, Berlin für das übrige Deutschland zuständig. Aus verschiedenen Gründen konnten Zensurauflagen und Verbote ergehen:

- Wichtigster Zensurgrund war die aus dem preußischen „Allgemeinen Landrecht" von 1794 übernommene „öffentliche Sicherheit und Ordnung".
- Filme konnte auch verboten werden, wenn sie das „religiöse Empfinden" verletzten, wenn sie „verrohend und entsittlichend" wirkten oder das deutsche Ansehen im Ausland herabzuwürdigen im Stande sein sollten.

Die für die Kinobesitzer wichtige Besteuerung wurde weiterhin den Kommunalbehörden überlassen. Insofern war die Spezialgesetzgebung nur Fortentwicklung des Bestehenden. Film war das *einzige* Medium in der Weimarer Republik, für das ein Vorzensurgesetz erlassen worden war.[786] Die Weimarer Verfassung hatte in Art. 118 die Zensur zwar untersagt, den Film vom Zensurverbot jedoch ausgenommen. Für Kritiker wie Kurt Tucholsky war das Lichtspielgesetz „guter Inlandskautschuk", den leider die Parlamentarier noch weit dehnbarer angerührt hätten, als es der Regierungsentwurf gewesen sei. Die Praxis führte entgegen der Befürchtungen nur in wenigen spektakulären Fällen – z.B. „Panzerkreuzer Potemkin" oder „Im Westen nichts Neues" – zu Aufführungseinschränkungen. Das Publikum lernte, mit dem neuen Medium umzugehen. Auch der Gesetzgeber reagierte gelassener. Gesetzesverschärfungen, die mit der „entsittlichenden" Wirkung des Films begründet wurden, hatten Ende der Weimarer Republik keine Realisierungschance mehr.[787]

---

[785] Schulze, V.: frühe Film, in: Schneider, B./ Reumann, K./ Schiwy, P.(Hg.): Publizistik, S. 167-170. Hofer, R. (Hg.): Filmwirtschaft Schweiz, S. 103-105.

[786] Die Vorzensur griff erst nach der Produktion, aber bevor der Film in den Verleih kam. Lichtspielgesetz vom 12.5.1920, in: RGBl 1920 I, S. 953. Zur Filmgesetzgebung: Püschel, A.: rechtliche Ordnung, in: Erbring, Lutz (Hg.): Kommunikationsraum Europa, S. 330-343. Barbian, J.-P.: Film in der Weimarer Republik, in: AfKG, S. 229-238. Das „Deutsche Filminstitut" (DIF) in Frankfurt a.M. stellt die Ergebnisse des Forschungsprojektes zur Weimarer Filmzensur unter: http://deutsches-filminstitut.de/projekte-festivals/projektarchiv/ (August 2012) im Internet zur Verfügung.

[787] Wrobel, I. [i.e. Tucholsky, Kurt]: Kino-Zensur, in: Weltbühne, 16. Jg., Nr. 38 (16.9.1920), S. 309. Petersen, K.: Zensur, S. 256-265. Jacobsen, W./ Kaes, A./ Prinzler, H.H. (Hg.): Geschichte des deutschen Films, S. 77-83. StenBer RT, Bd. 426, S. 3408-3415.

Nach der „Machtergreifung“ trachteten die führenden Nationalsozialisten nach der Herrschaft über den Filmbereich, allen voran Joseph Goebbels (1897-1945). Anfang Juni 1933 wurde die „Filmkreditbank“ gegründet, welche die Spielfilme vorfinanzierte und damit ökonomische Abhängigkeiten etablierte. Mitte Juli folgte die Gründung der vorläufigen Filmkammer, in der die Produzenten ständisch organisiert waren. Das Reichslichtspielgesetz von 1934 regelte als grundsätzliche Neuerung den Eingriff des Staates schon in den Produktionsprozess – also „Zensur“ vor der Zensur. Eine spätere Abänderung stärkte 1935 Goebbels Verbotskompetenz. Zentrale Instanz war der „Reichsfilmdramaturg“, der alle Drehbücher darauf zu prüfen hatte, ob der Film als „staatspolitisch wertvoll, [...] künstlerisch, [...] volksbildend oder als kulturell wertvoll“ einzustufen und damit fördernswert sei. Der Reichsfilmdramaturg entschied damit über wirtschaftliche Unterstützung der Filmproduktion, konnte aber auch inhaltlich eingreifen und an dem Film-Zulassungsverfahren teilnehmen. Die übrigen Bestimmungen waren kaum anders formuliert als im Lichtspielgesetz von 1920, das eine ökonomische Steuerung über die Vergabe von Prädikaten nicht gekannt hatte.[788]

In der SBZ und DDR funktionierte die Filmkontrolle ähnlich. Der Hauptunterschied zur nationalsozialistischen Filmkontrolle lag nicht in der Praxis, sondern in den Grundlagen. War das NS-System mit Lichtspielgesetz und Propagandaministerium vergleichsweise klar geregelt gewesen, arbeitete das SBZ- und spätere DDR-System ohne klar fixierte Zuständigkeiten. Als Nachfolgerin der Ufa/Ufi war 1946 die „Deutsche Film Aktiengesellschaft“ (DEFA) lizenziert worden (bis 1952 formal privatrechtlich). In den Studios wurde im folgenden Jahr mit dem „Künstlerischen Beirat“ eine Kontrollinstanz gegründet, welche ihren Beitrag zur Selbstanpassung der beteiligten Schauspieler, Regisseure und sonstigen Filmschaffenden leistete. Staatlicherseits leiteten zunächst die „Filmprüfungs- und Begutachtungskommissionen“ der „Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung“ (DVV), ab 1954 die „Hauptverwaltung Film“ (HV-Film) des Kultusministeriums die DEFA-Studios. Die HV-Film übte die Kontrolle von der Manuskriptannahme über die Produktions- bis zur Vertriebskontrolle aus. Über Konfliktfälle zwischen Studio und HV-Film entschied der Sektor Film im Zentralkomitee Agitation der SED. Das SED-Politbüro segnete überdies Produktionspläne ab und gab Themen vor. Auch die Finanzförderung und das Prädikatwesen fanden in der DDR Verwendung.[789]

Nachdem viele Künstler zunächst gehofft hatten, durch den Mauerbau gestärkt könne das Regime mehr künstlerische Freiheit tolerieren, spitzten sich die Konflikte in den 1960er Jahren zu. Wolfgang Kohlhaase, Drehbuchautor vieler

[788] Kanzog, K.: Staatspolitisch besonders wertvoll, S. 14-20. Wulf, J. (Hg.): Kultur im Dritten Reich, Bd. 4, S. 289-330.

[789] Heimann, T.: DEFA, S. 113-123, 176-184. Schittly, D.: Filmpolitik der SED, 16-23, 39-57, 101-120, 164-177, 215-241.

bekannter Defa-Filme („Solo Sunny“ [1980]) urteilte retrospektiv: „Wie man später [nach dem 11. Plenum der ZK der SED 1965] sah, steckte im Kostüm einer Kunstdiskussion die Absicht, die Gesellschaft insgesamt zu disziplinieren. […] Von Kunst wurde viel erhofft und viel befürchtet. Es gab ein Defizit an offenem und öffentlichem Gespräch, Bücher und Filme bekamen so eine zusätzliche Bedeutung.“ Der Film „Spur der Steine“ (1966) verschwand bis 1989 in den Giftschränken.[790]

Die USA

In den USA spielte die Gewaltdiskussion seit jeher eine besondere Rolle. Eine Reihe von Bundesstaaten hatte das neue Medium schon vor dem Ersten Weltkrieg mit eigenen Filmgesetzen geregelt. Pennsylvania erließ 1911 das erste Zensurgesetz, weitere Staaten folgten: Ohio, Kansas, Maryland noch vor, und New York, Virginia und Massachusetts nach dem Ersten Weltkrieg. Die Gesetze wurden zwar vor Gerichten angefochten, die aber befanden sie zunächst für verfassungskonform, da Film nicht zur Presse zähle. Erst in den 1950ern änderte sich die Rechtsprechung; jetzt wurde der Schutz des 1st Amendment auch auf den Film ausgedehnt.[791]

Die Selbstkontrolleinrichtungen des amerikanischen Kinos waren aus der Bemühung entstanden, der Vielzahl der bundesstaatlichen und kommunalen Zensurbestimmungen, die sich vor 1921 herausgebildet hatten, entgegenzuarbeiten: das Koordinationsbüro „Hay’s Office“ des 1922 gegründeten Zentralverbandes „Motion Picture Producers and Distributors of America“, seit 1945 „Motion Picture Association of America“ (MPAA). Die 1927 aufgestellten Verhaltensregeln der „Don’ts“ wurden zwar nur bedingt befolgt, verhinderten dennoch staatliche Eingriffe und erleichterten den Filmabsatz. Die Selbstkontrolle schlug jedoch schon vor dem Zweiten Weltkrieg quantitativ kaum zu Buche.

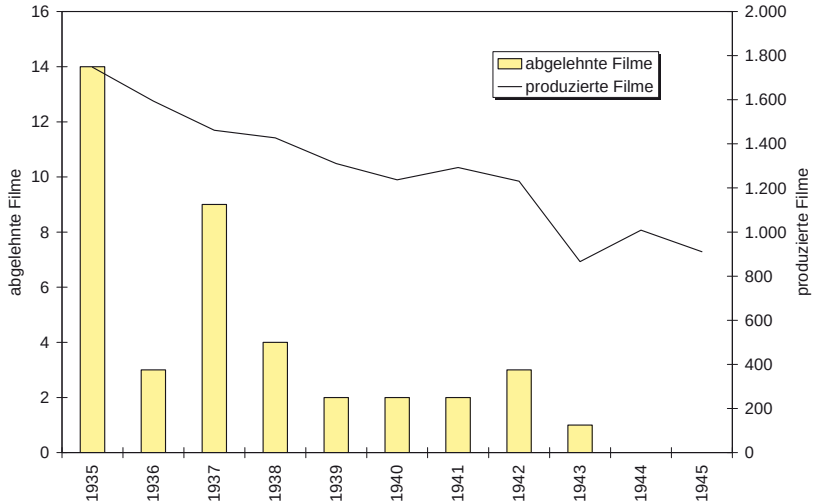
Dennoch kann aus den geringen und zudem abnehmenden Zahlen auch das Gegenteil von Bedeutungslosigkeit gelesen werden: Das Hollywood-System hatte die Macht, die Regeln durchzusetzen, und alle Beteiligten passten sich soweit an, dass es kaum zu offenen Konflikten über die Selbstzensur kam. Das System hatte diese Macht, weil es vertikal von der Produktion (Studios) bis in den Vertrieb (Kinos) integriert war. Dem konnten sich weder Regisseure, noch Schauspieler, Kameraleute oder Cutter entziehen.

---

790 Zitat: Kohlhaase, W./ Simon, J.: Drama-King. Interview, in: Zeit-Magazin, 2012, Nr. 7, S. 42. Vgl. Zeitzeugeninterviews in: Poss, I./ Warnecke, P. (Hg.): Spur der Filme, S. 219-231.

791 Unesco (Hg.): Press, Radio, Film 1950, S. 322f. Steinberg, R.: Theatrical Films, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 4, S. 496f.

Abbildung 5-1: Von Hay's Office abgelehnte Filme (1935-1945)[792]



Das Ergebnis sprach für sich: das Böse kam nur in Gestalt ver(w)irrter Einzelner, nicht jedoch als korruptes System auf die Leinwand, das Gute und die moralisch Besseren siegten letztendlich. Die sprichwörtlichen Hollywood endings (= happy endings) entließen die Zuschauer gleichermaßen zufrieden wie moralisch gefestigt aus den Kinosälen. Das Ratingsystem des „Motion Picture Production Code", von dem geschrieben worden ist, es „might have satisfied the Taliban",[793] war zentrales Element der Selbstzensur und Vorbild für andere Staaten.

Schon 1930/31 eingeführt, wurde es erst 1966 aufgegeben. Mit den Bewertungen waren Altersfreigaben gekoppelt. Allerdings wurde diese Selbstregulierung nach 1945 zunehmend missachtet; daher führte die Filmindustrie 1968 ein neues Rating ein, das seither nur noch marginal angepasst worden ist. Es sollte vor allem den Eltern die Filmbeurteilung erleichtern, hat allerdings auch werbende Effekte erzeugt, insbesondere bei Jugendlichen, für die alles Verbotene immer schon interessant war. Eine ähnliche Negativwerbung war schon dem „Index verbotener Bücher" unterstellt worden. Sinngemäß hatte der Berliner Verleger Friedrich Nicolai (1733-1811) im 18. Jahrhundert gespottet, aus ihm bezögen nicht nur gute Leute ihre Kenntnis von guter Literatur, sondern auch schlechte Leute die über schlechte.[794]

[792] Inglis, R.A.: Freedom, S. 144.
[793] Wu, T.: Master Switch, S. 132, vgl. S. 126-135.
[794] Inglis, R.A.: Freedom, S. 83-96. Prokop, D.: Medien-Macht, S. 90-92.

Tabelle 5-3: Rating der Kino-Filme in den USA (1968-1990)[795]

Kennzeichnung	*Erläuterung*	*Einführung*
G	General audiences: für alle Altersstufen.	1968
M/ PG	Mature Audiences/ Parental guidance suggested: elterliche Begleitung erwünscht, da einige Szenen für Kinder ungeeignet sind.	1968/ 1970
PG-13	Parents strongly cautioned: einige Szenen für Kinder unter 13 Jahren ungeeignet.	1984
R	Restricted: Für Jugendliche unter 17 nur in Begleitung von Erziehungsberechtigten erlaubt.	1968
X/ NC-17	No one under 17 admitted: unter 17 nicht freigegeben.	1968/ 1990

Dass mit der Einführung von Beurteilungssystemen Filme keineswegs aus der gesellschaftlichen Kritik genommen sind, zeigt sich von Zeit zu Zeit. Als Reaktion auf das Littleton-Massaker ließ die Federal Trade Commission 44 Werbekampagnen von Filmen untersuchen, die nicht für Kinder freigegeben waren. Die Studie stellt fest, dass trotz der Beschränkung die Werbung auf Kinder ausgerichtet wurde. Da die Filmindustrie sich ersten Anhörungen verweigerte und nur Verbesserung der Selbstkontrolle anbot, droht der Gesetzgeber inzwischen mit Steuernachteilen und der Errichtung eines einheitlichen staatlichen Bewertungssystems.[796] Heute allerdings werden solche Amok-Läufe eher mit Computer-Spielen, vornehmlich den sogenannten „Ego Shooter"-Spielen, ursächlich in Verbindung gebracht.[797]

Bundesrepublik Deutschland und Europa

Der Zweite Weltkrieg bedeutete für Deutschland auch in Sachen Filmaufsicht eine tiefe Zäsur. In der Bundesrepublik beschränkt sich seither die „Filmkontrolle" auf zwei Aspekte: auf Jugendschutz und Filmförderung. Der Jugendschutz ist in Artikel 5 GG verankert. Die praktische Umsetzung orientiert sich in Teilen am US-amerikanischen Ratingsystem. Die „Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft" (FSK), am Hay's Office orientiert, 1949 gegründet, 1972 und 1985 reformiert, legt Altersfreigaben fest und kann Schnitt- und Textauflagen verfügen. Sie basiert auf einem juristischen Verfahren mit unterschiedlichen Instanzen. Auch sind hauptberufliche Juristen in der „Juristenkommission" tätig. Die „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften", 1954 gegründet, war zunächst nicht für Filmzensur zuständig. Seit den 1980ern indizierte sie jedoch Videofilme, die von der FSK für Erwachsene freigeben worden waren; diese

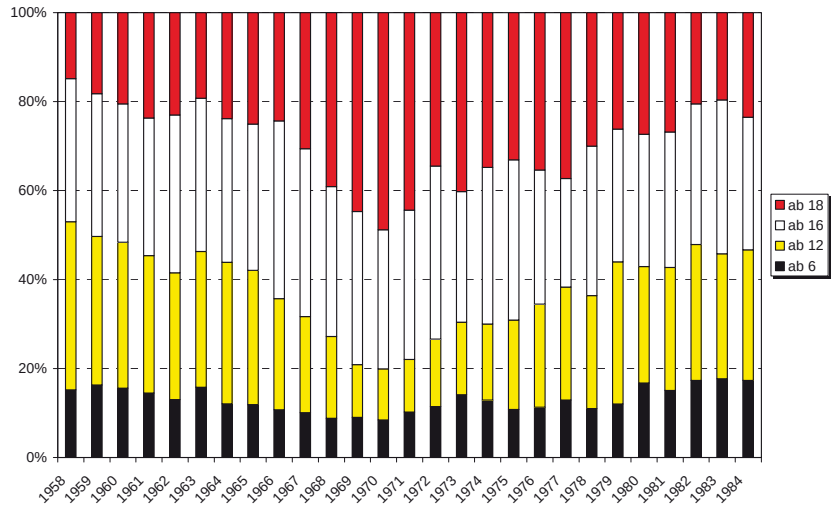
[795] Blanchard, M.A. (Hg.): History of mass media US, S. 403. Zur historischen Vorgeschichte s.a. MPAA rating systems in: en.wikipedia.org (August 2012). Das aktuelle Rating: http://www.mpaa.org/ratings/what-each-rating-means (August 2012).

[796] Girod, M.: Kinderwerbung mit Gewalt, in: NZZ, 3.11.2000, Nr. 257, S. 68.

[797] Stöcker, C.: Nerd Attack, S. 144-154.

durften dann den Jugendlichen weder zugänglich gemacht noch verkauft werden. Die Altersstufung unterscheidet zwischen Filmen ohne Altersbeschränkung, ab sechs, ab zwölf, ab 16 und ab 18 Jahren. Damit verschärfte sich in den 1980er Jahren unter dem Schlagwort der „Neue Medien"-Debatte insgesamt die Videofilm-Bewertung.

Abbildung 5-2: FSK-Freigaben (1958-1984)[798]



Dennoch dürften sich die Maßstäbe der „Zensur" – insbesondere in den 1960er Jahren – deutlich gelockert haben. War bis dahin aus kulturkritischer Perspektive die Legitimität einer fürsorglich-paternalistischen Filmzensur weitgehend unbestritten, setzte sich seither verstärkt die Einschätzung durch, die mündigen Bürger dürften nicht bevormundet werden. Ein weiteres „Lenkungsinstrument", zumindest nach Meinung von Teilen der Filmwirtschaft, existiert in den Bundesfilmpreisen. Von Filmproduzenten und Regisseuren (u.a. Rainer Werner Fassbinder und Herbert Achternbusch) wurde kritisiert, mit der Geldzugabe sollte auf dem Wege der Projektfilm- (vorab) oder Referenzfilmförderung (nachträglich) politisches Wohlverhalten sanktioniert werden.[799]

Die Schweizer Entwicklungen kennzeichnet insofern eine Besonderheit, als erst die revidierte Bundesverfassung von 1958 die kantonalen und bundesstaatli-

[798] Kniep, J.: Keine Jugendfreigabe, S. 369 (teilweise korrigierte Angaben).

[799] Kniep, J.: Keine Jugendfreigabe. Ring, W.D.: Jugendmedienschutz, in: Schiwy, P./ Schütz, W.J./ Dörr, D. (Hg.): Medienrecht, S. 283-296. Projektförderung ist etwas vereinfacht eine Unterstützung der Produktion, Referenzfilmförderung unterstützt nachträglich Vertrieb und Vermarktung. Vgl. Gesetz über Maßnahmen zur Förderung des deutschen Films vom 6. August 1998, in: BGBl. 1998 I, S. 2046-2070. Jarothe, S.: Filmpolitik der EU, 69-95.

chen Kompetenzen der Filmaufsicht klärte. Dabei wurde dem Bund die Kompetenz zu filmwirtschaftlichen Aspekten und Fragen der Filmförderung zugestanden, während die Betriebsbewilligungen in kantonaler Zuständigkeit verblieben. Auch Präventivzensur (vor der ersten öffentlichen Aufführung) und Repressivzensur (während oder nach der ersten öffentlichen Aufführung) war Kantonsangelegenheit. Zudem oblag den Kantonen die Jugendschutzgesetzgebung: Genf, Luzern, Nid- und Obwalden, St. Gallen und Schwyz verboten noch Mitte der 1960er Jahre den Jugendlichen unter 18 Jahren grundsätzlich jeden Filmbesuch. Ausnahmen wurden nur von Film zu Film gestattet. Andere Kantone kannten das Generalverbot für Jugendliche unter 16 Jahren. Zu Jahresbeginn 1963 trat das in den Grundzügen immer noch gültige, recht liberale „Bundesgesetz über das Filmwesen" in Kraft.[800]

Die unterschiedlichen Filmgesetzgebungspraktiken der europäischen Staaten können hier nicht behandelt werden. Mit der Schweiz und Deutschland sind die grundsätzlichen Möglichkeiten der filmregulierenden Gesetzgebung immerhin angedeutet. Neben politischen Befürchtungen und fürsorglich motivierten Bemühungen um den Jugendschutz ist ein weiterer Aspekt zu betonen: Schutz und Förderung des Films als Wirtschaftsfaktor. Die unterschiedlichen ökonomischen Interessenlagen in Europa und den USA sind oben abgehandelt worden. Entsprechend verschieden war und ist die Wirtschaftsgesetzgebung.[801]

5.3 Wirkungen: alte und neue Funktionen des Rundfunk

5.3.1 Unterhaltung und Information

Bert Brechts (1898-1956) Vision, das Radio müsse zu einem zweiseitigen Kommunikationsapparat werden, ist in deutschsprachigen Mediengeschichten zu Tode zitiert worden. Es muss an dieser Stelle genügen, darauf hinzuweisen, dass Brecht einem Wunsch Ausdruck gab, dem er selbst angesichts des radialen Dispositivs: ein Sender, viele Empfänger, keine Realisierungschance einräumte.[802] 1932 hatten sich solche Utopien schon in den Bereich des Normativen verabschiedet. In den USA, 1924, hoffte ein Beobachter noch, „all these disconnected communities and houses will be united through radio as they were never before united by telegraph and telephone."[803]

Die Realität war prosaischer: Die neuen elektronischen Medien (Radio wie Fernsehen) besaßen neben ihrem Informationspotential hohen Unterhaltungs-

---

800 Hofer, R. (Hg.): Filmwirtschaft Schweiz, S. 103-105. Ganz-Blättler, U.: Film im Gesetz, in: Zoom K & M, 1998, Nr. 11, S. 50-55.

801 Vgl. Jarothe, S.: Filmpolitik der EU, passim.

802 Brecht, B.: Der Rundfunk als Kommunikationsapparat (1932), in: Ders.: Schriften zur Literatur und Kunst (1920-1932) (Ges. Werke, Bd. 1), S. 132-140.

803 Zit.n. Wu, T.: Master Switch, S. 44.

wert. Die Präferenzen des Publikums verschoben sich von Zeit zu Zeit zwischen beiden Polen, gemeinsam konstituierten sie jedoch den nachfragetheoretischen Antrieb, der die Verbreitung des Rundfunks ermöglichte.

Die Programmgeschichte des frühen Radios hatte – zumindest für Deutschland – eine beinahe gleichgewichtige Verteilung von Wort- und Musikanteilen gezeigt. Die Programmverantwortlichen wollten Information, Kultur und Bildung verbreiten. Die Masse der Rezipienten hingegen bevorzugte, soweit die Quellen Aussagen zulassen, die Unterhaltungsqualitäten des neuen Mediums. Das galt und gilt insbesondere für Jugendliche: „Ich höre meistens abends, denn sonst sind immer Vorträge. Na, und die kann ich von Vater und Mutter genug hören", schrieb ein 15-jähriger Tischlerlehrling 1932. In der gleichen Untersuchung wird eine 16-jährige Schneiderin mit den Worten zitiert: „Leidenschaftlich gern höre ich Radio. Wenn Dajos Béla seine neuesten Schlager spielt, dann bekomme ich den Tanzfimmel." Mehr als zwei Drittel der Jugendlichen bevorzugte Unterhaltungsmusik.[804] Daran änderte sich in den folgenden Jahrzehnten im Prinzip wenig – abgesehen davon, dass sich die Musikmoden wandelten. Von Swing, Rock'n'Roll, Beat- und Rockmusik bis zur Technomode entwickelte jede Zeit die ihr eigene Jugendmusik und selbst der DDR-Rundfunk musste auf die Präferenzen des jugendlichen Publikums Rücksicht nehmen.[805]

Zudem öffnete der nicht leitungsgebundene Rundfunkempfang ein „Fenster zur Welt". Damit hat sich die Menschheit im 20. Jahrhundert von staatlich gelenkter Informationsbevormundung und -zuteilung emanzipiert. Zumindest gilt dies in der Theorie; in der Praxis standen und stehen Hindernisse im Weg: Manche Länder verteuerten die Endgeräte, so dass *de facto* nur die kleine nationale Machtelite sie besaß. Wo kein Stromanschluss liegt oder Batterien und andere Stromquellen fehlen, öffnet sich das „Fenster zur Welt" noch immer nicht. Zudem waren Hörfunk- und Fernsehnachrichten anfangs weder so selbstverständlich noch so häufig wie heute. In etlichen Ländern leisteten die Zeitungsverleger gegen Radionachrichten erbitterten Widerstand. Erst die weltpolitisch dramatischen Ereignisse der 1930er und 1940er Jahre etablierten Radionachrichten überall.

Eine nachdrückliche Bestätigung der emanzipatorischen Gewalt des Rundfunks bietet die Geschichte des Rundfunkempfangs im nationalsozialistischen Deutschland. Zwar hatte das nationalsozialistische Regime aus propagandistischen Gründen das Radio gefördert. Die Hörgewohnheiten ließen sich jedoch nicht wie erwartet kontrollieren. Nur bei Gemeinschaftsappellen besaß das Regime die volle Kontrolle – darum, und wegen der geringeren ländlichen Radiodichte, forcierte es den gemeinsamen Radioempfang in kleinen Orten. Da aber die Versorgung mit Volksempfängern die Deutschen wieder vereinzelte

[804] Zit.n.: Kutsch, A.: Rundfunknutzung, in: RuG, 22/1996, Nr. 4, S. 207-210.
[805] Schildt, A.: jugendliches Publikum, in: Marßolek, I./ Saldern, A.v. (Hg.): Radiozeiten, S. 256-266.

und damit der Kontrolle des Regimes entzog, unterminierte das Regime sein eigenes Informationsmonopol.[806]

Die Wirkungen der ausländischen Rundfunksendungen im Reich sind schwer zu beurteilen. Abhörverbote haben nicht zu verhindern vermocht, dass im Verlauf des Krieges ausländische Rundfunksender mehr Zuspruch fanden (s. S. 198). In der Anfangszeit des Krieges urteilte ein Berichterstatter der Exil-SPD: Zwar hörten viele Deutsche den ausländischen Rundfunk, die Sanktionsandrohung habe es aber zumindest vermocht, Diskussionen über das Gehörte zu unterbinden. Da sich die Deutschen erst ein eindeutiges Urteil bildeten, wenn sie sich mit Freunden und Bekannten darüber besprochen hätten, seien die Wirkungen gering. Hinzu komme die umfangreiche deutsche Propaganda, der sich auch jene nicht entziehen könnten, die oppositionell eingestellt seien.[807] Zu Beginn des Krieges konnte selbst Joseph Goebbels noch Wert auf die Feststellung legen: „Auf die Dauer ist die Kriegspropaganda die beste, die ausschließlich der Wahrheit dient."[808] Allerdings hielt der reklamierte Anspruch auf Wahrheit schon in „guten" Zeiten einer Überprüfung nicht stand. Der Zweite Weltkrieg begann mit einer doppelten Propagandalüge: Die Polen hätten die Feindseligkeiten eröffnet *und* seit 5.45 Uhr würde nun *zurück*geschossen, verkündete Hitler in seiner Rundfunkansprache vom 1. September 1939. Der deutsche Überfall startete jedoch bereits schon eine Stunde früher.

Je schlechter Hitler-Deutschlands militärische Lage, desto unglaubwürdiger wurde die schönfärbende deutsche Propaganda. Die BBC, der Schweizer Sender „Beromünster" und andere Rundfunksender raubten der NS-Propaganda teilweise ihre Wirkung – je länger der Krieg dauerte, desto mehr. Adolf Hitler trauerte deshalb der versäumten Einführung des Drahtfunks nach: Kurz nach dem Überfall auf die Sowjetunion monologisierte er in den „Tischgesprächen", der Fund eines Drahtfunkgerätes (Kabelrundfunk) in den eroberten Gebieten sei

> „ein Beweis dafür [...], daß die Sowjets nicht nur die Wichtigkeit, sondern auch die Gefahrenpunkte des Rundfunkwesens beizeiten erkannt hätten. [...] Was ihn [den Drahtfunk] vom Standpunkt der Staatsführung aus geradezu als ideal erscheinen lasse, sei, daß er den zuständigen Stellen die Möglichkeit gebe, den Empfang zu regulieren. [...] fremdländische Propagandaeinflüsse seien so von vornherein ausgeschaltet worden. Vor Beginn des Krieges habe auch er unserem Propagandaministerium den Auftrag gegeben, in Deutschland den Drahtfunk einzuführen. [...] Daß es nicht gelungen sei, diese Maßnahme vor Beginn des Krieges durchzuführen,

[806] 12,4% der Befragten waren 1938 sogar der Auffassung, das Radio ersetze die Zeitung. List, F: Tageszeitung als Führungsmittel, S. 97-100.

[807] DB-Sopade April 1940, S. 229f.

[808] In: Das Reich, 1941, Nr. 27. Zit.n. Heyde, L.: Volksführung, S. 35.

bedauere er außerordentlich. Es sei dies der größte Versager des Propagandaministeriums".[809]

Hitlers Misstrauen gegenüber dem ausländischen Rundfunk war so groß, dass er in der Winterkrise 1941/1942 selbst hohen und höchsten Parteigenossen und Ministern das Abhören ausländischer Sender verbot. So hatte das NS-Regime nie die vollständige Kontrolle über die Informationen. Die Verkabelung mit Drahtfunk wäre aber, das zeigen ausländische Beispiele, flächendeckend möglich gewesen. Unter veränderten Bedingungen galt Ähnliches noch später. Die Bevölkerungen Osteuropas hörten im Kalten Krieg „Radio Free Europe" (seit 1950) und „Radio Liberty" (seit 1953/59), weil sie gegenüber den eigenen staatlichen Sendern misstrauisch waren. Insbesondere galt das für die Aufstände in der DDR, Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei in den 1950er bis 1980er Jahren. Dabei darf jedoch nicht die Unterhaltungsfunktion der Westsender unterschätzt werden: Sie spielten, das war besonders für die Jugend wichtig, die am meisten „angesagte" Musik.[810]

Ähnliche Fenstereffekte zeigen sich derzeit beim Satelliten-Fernsehen in Nah-Ost. 1991 wurde das erste im Ausland angesiedelte und nach Arabien sendende Satelliten-TV gegründet, die „Middle-East-Broadcasting Co." mit Sitz in London. Es folgten weitere. Zum unumstrittenen Marktführer zwischen Marokko und der arabischen Halbinsel hat sich der in Katar beheimatete Sender „Al Jazeera" (1995 gegründet, seit 1996 auf Sendung) entwickelt. Der Preisverfall der Endgeräte hat die Empfangsgeräte weit verbreitet, inzwischen schaut ca. die Hälfte aller Araber nichtstaatliche Sender. Damit ist den staatlichen Machthabern das Informationsmonopol entglitten, das sie bis in die späten 1980er Jahre noch weitgehend unangefochten besaßen. Die Verbreitung des Satelliten-Fernsehens liegt sicherlich auch an der latenten Schwäche der Regierungen der arabischen Welt. Doch auch hier ist die Attraktivität des Rundfunks nicht nur mit dem Interesse an politischer Berichterstattung zu erklären. Vielmehr spielen auch Unterhaltungsbedürfnisse eine Rolle.

Politisch wurden die arabischen Massen durch Intifada-Berichterstattung radikalisiert und setzen derzeit die gemäßigten Regime unter Druck, gegenüber Israel eine harte Haltung einzunehmen. Die Mehrzahl der Regime könnte Israel gegenüber gemäßigter auftreten, wenn nicht die eigene Bevölkerung sich inzwischen von den staatlichen Fernsehsendern und damit von staatlicher Bevormundung emanzipiert hätte.[811]

Sind die Regierungen allerdings durchsetzungsstärker, gilt ein anderes Szenario. Das macht ein diplomatischer Fauxpas des Medien-Tycoon Rupert Mur-

---

[809] Picker, H.: Hitlers Tischgespräche, S. 436.

[810] Winston, B.: Media, S. 305f. Browne, Donald R.: Radio, International, in: Johnston, D.H. (Hg.): EIMC, Bd. 4, S. 33-45. Meyen, M.: Hauptsache Unterhaltung, S. 111-124.

[811] Pope, H.: Palestinians can thank satellite dish, in: WSJE, 26.10.2000, 18. Jg., Nr. 187, S. 3. W.K.: Statt zur Intifada nur ins Café, in: FAZ 8.6.2001, Nr. 131, S. 10. Newlin, C.B.: Dorn im Auge der Mächtigen, in: Das Parlament, 53/2003, Nr. 10/11, S. 15.

doch deutlich. 1993 äußerte der Medienunternehmer, Satelliten-TV werde „an unambigous threat to totalitarian regimes everywhere“ darstellen.[812] Sofort verbot China den Privatbesitz von Satellitenschüsseln und außerdem Murdochs „Star-TV“ und „Phoenix Satellite TV“. Trotzdem sind beide dort inzwischen Marktführer und werden ebenso geduldet wie die Benutzung von Satelliten-Receivern, obwohl die Verbote bislang nicht aufgehoben wurden. Murdoch erkaufte sich die Duldung der chinesischen Führung durch weichgespülte Programme, die den Machtanspruch der kommunistischen Partei nicht infrage stellen. Z.B. ist die unabhängig berichtende BBC von Star-TV verbannt.[813] Ob die chinesische Führung allerdings noch so durchsetzungsstark ist, dass sie ihr Land wieder würde abschotten können, kann bezweifelt werden. Die Nagelprobe käme, wenn wieder politischere Programme auf den Satelliten verbreitet würden.

Neue Chancen für den internationalen Rundfunk eröffnet das Internet (s.u.): Rundfunkanstalten können mit einfachsten Mitteln als Webradios senden. Zwar ist die technische Reichweite auch der Dritten Welt stark gestiegen, aber gemessen am Durchschnittseinkommen immer noch teuer. Außerdem versuchen Diktaturen und autoritäre Regimente den Internetverkehr möglichst lückenlos zu überwachen. Welchen Anteil Rundfunk, Handys, Smartphones und Internetkommunikation in Sozialen Netzwerken z.B. an den Unruhen der sogenannten Arabellion hatten und haben, ist stark umstritten.

5.3.2 Die Zeitstrukturierung

Die Strukturierung des Tagesablaufs durch Radio und Fernsehen und seine Veränderungen sind an den Zeitreihen zur Programmnutzung abzulesen. Das gilt allerdings nur näherungsweise, da die Erhebungsmethode in ganz erheblichem Maße die Ergebnisse beeinflusst. In den Anfängen der Nutzungsforschung waren Befragungen, Tagebuchführung und ähnliche ungenaue Instrumente die Regel. In den 1970er und 1980er Jahren wurden sie in etlichen Ländern durch Zusatzgeräte, die die angemeldeten Nutzer zeit- und kanalgenau registrierten, ersetzt. Inzwischen sind dank fortgeschrittener Miniaturisierung Radiocontroll-Uhren (z.B. in der Schweiz seit 2001) im Einsatz, die die Tonspuren der gehörten Programme aufzeichnen und über Datenbanken mit Sendern abgleichen. Durch jeden der Verfahrenswechsel wurden die vorhergehenden Erhebungen genauer,

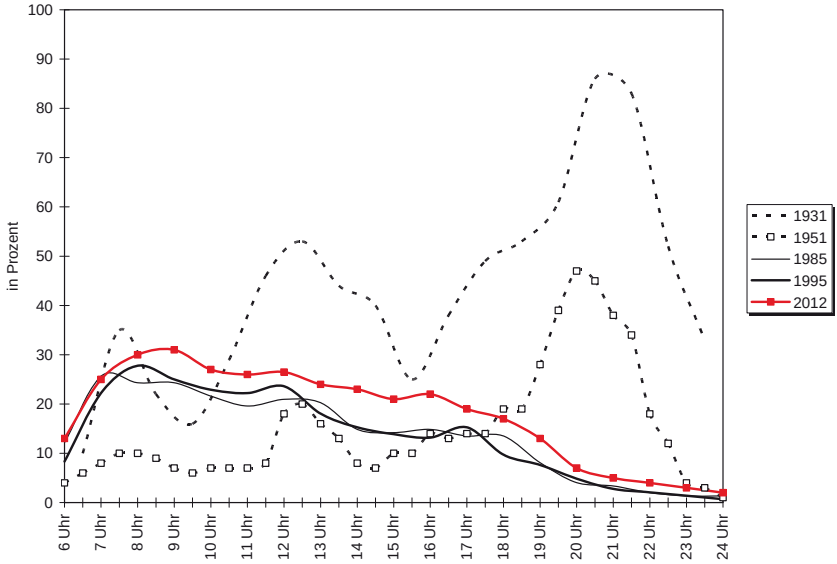
[812] Lippman, J./ Chang, L./ Frank, R.: Boss's spouse has sway at News Corp., in: WSJE, 2.11.2000, 18. Jg., Nr. 192, S. 25-29.

[813] Winston, B.: Media, S. 301.

in der Regel etwas nach unten korrigiert; am grundsätzlichen Erhebungsbild änderte sich aber wenig.[814]

Radio und Fernsehen sendeten in allen Ländern zunächst nur wenige Stunden in der Abendzeit. Von der Hauptsendezeit ausgehend, eroberte sich der Hörfunk die anderen Tageszeiten. Die Mittagszeit kam hinzu, ab 1927/28 weitete sich das Programmangebot auf den Morgen aus. Das wiederholte sich beim Fernsehen. Frühstücksangebote wurden in den USA schon 1948, verstärkt seit 1951/52, von der BBC seit 1983, in Deutschland erst im Herbst 1987 (RTL, wenig später Sat 1) präsentiert – die öffentlich-rechtlichen Sender folgten fünf Jahre später. Im Hörfunk war lange Zeit um Mitternacht Sendeschluss (+/- eine Stunde); rund um die Uhr wurde im deutschen Hörfunk seit 1959, im deutschen Fernsehen seit 1991 gesendet.[815]

Abbildung 5-3: Zeitnutzung des Radio (1931-2012)



Von besonderer Bedeutung waren, seitdem die Rezipientenforschung Daten lieferte, die Zeiten von Frühstück, Mittagessen und Abendbrot: vor 8.00 Uhr, um

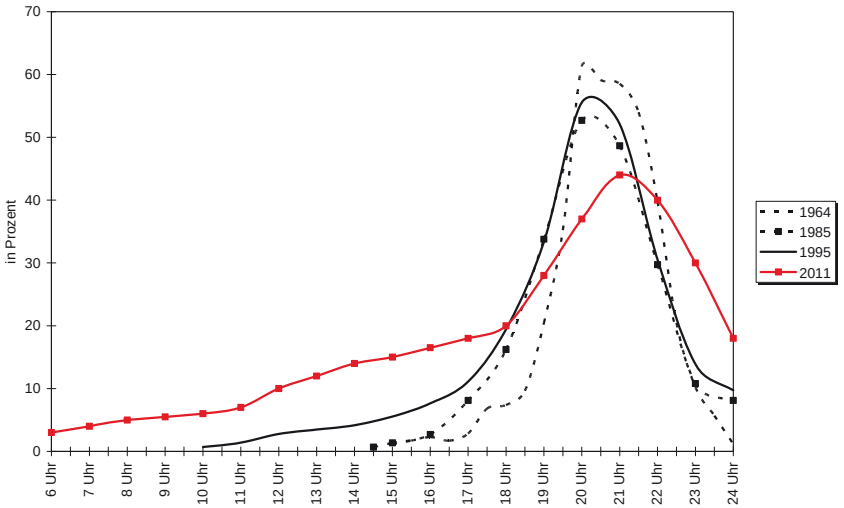
[814] Vgl. die Jahrbücher von ARD, ZDF, SRG, den Landesmedienanstalten uvam. Ausgewählte Beispiele in: Wilke, J.: Mediengeschichte BRD, S. 793-796. Mäusli, T./ Steigmeier, A. (Hg.): SRG 1983-2011, S. 285-291. Zum folgenden auch: Beck, K.: soziale Konstruktion von Zeit. Wilke, J.: Gesammelte Studien II, S. 315-391. Stöber, R.: Medien und Zeit, in: Arnold, K./ Behmer, M./ Semrad, B. (Hg.): Kommunikationsgeschichte, S. 135-154.

[815] Dussel, K.: Rundfunkgeschichte, S. 282-290. Direktorenkonferenz der Landesmedienanstalten/ Ring, W.-D. (Hg.): DLM-Jahrbuch 1988, S. 14. Hall, P.C. (Red.): ZDF-Jahrbuch 1992, S. 88-91. Newcomb, H. (Hg.): Encyclopedia of television, Bd. 2, S. 1077-1080.

12.00 und um 20.00 Uhr. Diese Hauptnutzungszeiten veränderten sich zwischen 1931 und 1951 nur graduell. Nach dem Zutritt des Fernsehens war das Radio in den Abendstunden kaum noch gefragt. Seinen Platz und die Unterhaltungsfunktion übernahm (weitgehend) das Fernsehen. In anderen Ländern verhielt es sich ähnlich.[816]

Seitdem das Fernsehen das Radio als elektronisches Leitmedium ablöste – in den USA in der Mitte der 1950er, in Deutschland in der zweiten Hälfte der 1960er – wurde das Radio v.a. in der Frühstücks- und (deutlich geringer) Mittagszeit genutzt. Die „Prime Time" begann zwischen 19.00 und 20.00 Uhr. Dafür sprechen unterschiedliche Belege: Die ersten regelmäßigen Rundfunkübertragungen in Deutschland begannen um 20.00 Uhr, in der frühen DDR waren die Fernsehstuben ab 20.00 Uhr geöffnet, die „Tagesschau" sendet ab 20.00 Uhr. Zur „prime time" sind die Werbespotkosten am höchsten. Der große Zuspruch am Abend unterstreicht die Unterhaltungsfunktion, die der Rundfunk von Anbeginn hatte. Radio und Fernsehen sind Freizeitvergnügen.

Abbildung 5-4: Zeitnutzung des Fernsehens (1964-2011)[817]



Allerdings ist in den letzten beiden Jahrzehnten zu beobachten, dass auch der Fernsehkonsum über den Tag zunahm. Für das Radio wurde für diese Rezeptionsform der Ausdruck des „Begleitmediums" erfunden. Fernsehkonsum

816 Drack, M.T. (Hg.): Radio und Fernsehen in der Schweiz, S. 220; Unesco (Hg.): Press, Film, Radio 1947, S. 498, 568.

817 Die Nutzung bezieht sich auf Werktage. Bessler, H.: Hörer- und Zuschauerforschung, S. 26f. Wilke, J.: Mediengeschichte BRD, S. 793-796. Vgl. Meyen, M.: Mediennutzung, S. 131. www.mediendaten.de (August 2012).

hat sich im Lauf der Zeit ebenfalls zum Begleitmedium entwickelt. Dabei ist das Nutzungsmuster in Deutschland den Sehgewohnheiten etlicher mittel- und nordeuropäischer Länder (u.a. Dänemark, Großbritannien, Niederlande, Österreich, Schweiz, Tschechien) sowie der USA vergleichbar. In mediterranen Ländern (u.a. Frankreich, Italien, Spanien) ist die Fernsehnutzung über den Tagesverlauf, insbesondere in der Mittagszeit, ausgeprägter.[818]

Rundfunk strukturiert jedoch nicht nur die Zeit; die Diffusion der Aufzeichnungsgeräte löste die zeitstrukturierende Funktion von Hörfunk und Fernsehen zum Teil wieder auf. Interessante Fernsehbeiträge, die man zur Ausstrahlungszeit nicht sehen konnte, zeichnete man, seitdem sich Video-Geräte durchzusetzen begannen, auf und sah ihn an, sobald die Zeit günstiger war. Doch die Zeitautonomie der älteren Videogeräte hatte noch einen blinden Fleck: Immer musste zuerst das Ende der Sendung abgewartet werden, bis nach dem Umspulen der Beitrag von Beginn zu sehen war. Mit digitalen Festplattenrecorder sind inzwischen in der Lage, noch während der Aufzeichnung abzuspielen. So kann beispielsweise die bevorzugte Nachrichtensendung auch dann von Beginn angesehen, wenn man einige Minuten zu spät gekommen ist. Dank Internetgestütztem IPTV und den Mediatheken der Rundfunksender muss man dazu nicht einmal mehr einen eigenen Recorder bemühen. Dass hat eine nicht unbedeutende Zeit-Emanzipation zur Folge. Zwar wird keineswegs die Wirkung des Telegrafen, eine (welt-)einheitliche Zeit-Taktung zu schaffen, rückgedreht, aber für die elektronischen Rundfunkmedien wird die allgemeine Verbindlichkeit der Temporalstrukturen gelockert. Die vordem zeitgebundene Rezeptionssituation – die Rezipienten folgen dem vorgegebenen Zeit-Korsett – nähert sich dem Rezeptions-Dispositiv der gedruckten Medien an: Man bestimmt selbst, wann man beginnt zuzusehen, wann man unterbricht, die Rezeption eventuell abbricht, Szenen wiederholt, bestimmte unerwünschte Inhalte (z.B. Werbung) überspringt etc.[819]

5.3.3 Internationale Rundfunkpolitik und „free flow of information"

Schon das erste internationale Funkabkommen von 1906 hatte in Berlin festgestellt, die „Luft" sei „frei" und das „SOS" als Notfunkzeichen verabredet. Der Erste Weltkrieg unterbrach zunächst die weitere internationale Zusammenarbeit.[820] Nach dem Ersten Weltkrieg verstärkten die Industrienationen im sog. Ätherkrieg nach und nach ihre Sender, um die Versorgung ihres Inlands mit

[818] International Marketing Committee CMI (Hg.): Television 2005, S. 31-33, 51, 120, 130, 156, 169, 265, 351, 363, 373, 411, 436.

[819] Vgl. Mehling, G.: Fernsehen, S. 291-313.

[820] Konferenzen zur drahtlosen Telegrafie wurden 1903 und 1906 in Berlin und 1912 in London abgehalten.

dem Rundfunk zu gewährleisten. Damit störten sie zugleich den Empfang in den Nachbarstaaten. Auch der Aufbau von Sendern, die sich an Bewohner außerhalb des eigenen staatlichen Territoriums richteten, ließ nicht lange auf sich warten: zum einen als Kolonialrundfunk, der in der Regel in der Landessprache sendete, zum anderen zu Propagandazwecken, in der Regel mit fremdsprachigen Programmanteilen.

Tabelle 5-4: Überseerundfunk/ Kurzwellenfunk (1927-1953)[821]

Jahr	*Sender*
1927	holländischer Kolonialrundfunk
1929	deutsche Kurzwelle in Zeesen/ Radio Moskau
1931	französischer Kolonialrundfunk/ Radio Vatikan
1932	britischer „Empire Service“
1942	Voice of America
1950	Radio Free Europe
1953	Radio Liberty

Ätherkrieg, Kolonial- und Propagandasender machten internationale Absprachen dringlich. Die Internationale Radio-Union war auf der Londoner Konferenz von 1925 als „Union Internationale de Radiophonie“ (mit Sitz Genf) unter Abspaltung von der „Internationalen Telegrafen-Union“ gegründet worden. Sie sollte einen Ausweg aus dem Frequenzchaos finden. 1929 wurde sie in „Union Internationale des Radiodiffusion“ umbenannt, die englische Bezeichnung lautete „International Broadcasting Union“ (IBU), die deutsche etwas irreführend „Weltfunkverein“. Die IBU war eine Initiative der europäischen Rundfunkanstalten, sie stand bis Anfang des Zweiten Weltkriegs unter Einfluss der BBC. Nach deren Vorstellungen sollte eine Weltorganisation gegründet werden. Die Ausdehnung über Europa hinaus gelang jedoch nicht. Die IBU erweiterte ihre Zuständigkeit allmählich. Den Anfang machte der unkomplizierte Austausch von Musikprogrammen. Es folgten Sportsendungen, später auch politische Sendungen. Das drängendste Problem blieb die Frequenzvergabe. Nachdem sich die nationalen Postverwaltungen 1926 auf den ersten (Genfer) Wellenplan verständigt hatten, wurde die IBU mit der Überwachung beauftragt. In der Folgezeit stimmte die IBU die europäischen Wellenpläne mit den Übereinkünften der Weltfunkkonferenzen ab. Auf den ersten Wellenplan folgten diejenigen von Brüssel (1929), Prag (1929), Madrid (1932), Luzern (1933) und Kopenhagen (1948). Schon im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs flackerte 1938 der Rundfunkkrieg erneut auf. Nach dem Münchener Abkommen intensivierten die ausländischen Mächte ihre deutschsprachigen Rundfunksendungen.[822] Die Exil-SPD

[821] Winston, B.: Media, S. 271.

[822] DB-Sopade Dezember 1938, S. 1327. Aufstellung bei Diller, A.: Rundfunkpolitik, S. 280f. Pütter, C.: Rundfunk gegen das „Dritte Reich“, S. 13.

schätzte, 80% der Radiobesitzer in Deutschland würden ausländische Nachrichten abhören. Im Mai 1939 waren in Deutschland Tag für Tag 64 verschiedene Nachrichtensendungen zu empfangen. Zur Kernzeit, zwischen 20.00 und 22.00 Uhr, hatte man die Auswahl zwischen 25 verschiedenen Sendern. Insgesamt haben mehr als 100 Rundfunksender zwischen 1933 und 1945 ihre Programme ins Reich gestrahlt. Im Krieg war die IBU *de facto* lahmgelegt und nach Kriegsende betrieb die Sowjetunion die Auflösung. Auf Grundlage der IBU-Satzung gründeten die westeuropäischen Rundfunkanstalten Anfang 1950 die „European Broadcasting Union" (EBU). Die osteuropäischen Stationen schlossen sich zur „Organisation Internationale de Radiodiffusion" (OIR) zusammen.[823]

In der EBU durften nur Rundfunkanstalten aus Staaten vertreten sein, die auch Mitglied der ITU waren. Mit dieser Restriktion wollten insbesondere die Briten Deutschland, Österreich und Spanien zunächst ausschließen, ohne den Ausschluss selbst zu verantworten. Die drei Länder traten im Verlauf der 1950er Jahre der Internationalen Telegraphen-Union und dann auch der EBU bei. Die EBU, als Dachorganisation der öffentlich-rechtlichen Sender gegründet, öffnete sich später auch privaten Rundfunkanstalten. Wie ihr Vorgänger förderte auch die EBU den Programmaustausch, die Zuständigkeiten wurden vom Hörfunk auf das Fernsehen ausgedehnt. Die erste „Eurovisions-Sendung" (ab 1954 auch so genannt) war 1953 die Übertragung der Krönungsfeierlichkeiten von Elisabeth II. Weitere Aufgaben, denen sich die EBU widmet, sind der Abgleich technischer Standards und die Frequenzverteilung.[824]

Die Frequenzaufteilung im Weltmaßstab regeln seit Jahrzehnten die „World Administrative Radio Conference" (WARC). Die Konferenzen traten ad hoc zusammen (Washington 1927, Madrid 1932, Atlantic City 1947 und weitere). Bei der Frequenzverteilung mussten alle Staaten mit früh entwickelten Rundfunkprogrammen Kompromisse eingehen.[825] Die Diskussionsplattform WARC sollte technische Standards durchsetzen. Das war allerdings keineswegs unumstritten, da mit Technik Politik durchsetzbar wird: Wer die Standards setzt, prägt Verwendungsmöglichkeiten und kanalisiert das Geschäft mit der neuen Kommunikationstechnik.

Auf der Konferenz in Genf 1963 stand erstmalig die Satellitenfrequenzzuweisung auf der Tagesordnung. 1965 schossen die USA den ersten kommerziellen Satelliten, „Early Bird", in die Umlaufbahn. Er ermöglichte transatlantische Telefon- und Fernsehübertragungen, z.B. zu den Olympischen Spielen von Mexiko 1968. Von besonderer Bedeutung sind darum inzwischen die Zuweisungen von Satellitenpositionen im geostationären Orbit (GSO),[826] da diese Positio-

[823] Zeller, R.: EBU, S. 21-36.

[824] Zeller, R.: EBU, S. 36-43.

[825] Zu diesem und den folgenden Abschnitten: Delbrück, J.: Grundzüge, in: Hans-Bredow-Institut (Hg.): Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen 1998/99, S. A1 15-A1 27.

[826] Das ist jene erdäquatoriale Umlaufbahn mit ca. 42.000 km Radius, bei der sich Erdanziehung und Fluchtgeschwindigkeit des Satelliten aufheben, so dass der Satellit sich synchron zur Erdumdrehung

nen nicht unbegrenzt zur Verfügung stehen. Im Kampf um das knappe Gut waren daher strukturell die finanzstarken Staaten der westlichen Welt den ärmeren und unterentwickelten überlegen, da sie längst Positionen besetzten, bevor sich jene eigene Satelliten leisten konnten. Da nur 10% der theoretisch 3.600 Satelliten im GSO möglich sind, ist die Umlaufbahn inzwischen eng besetzt. Daher mussten die westlichen Staaten zurückstecken. Das Prinzip des „first come, first served" wird nicht mehr angewandt.[827]

Lange Zeit standen sich im Streit um die Informationsfreiheit die Argumente und Akteure unversöhnlich gegenüber. Der Kampf um den „free flow of information" wurde ein heiß umstrittenes Schlachtfeld des Kalten Krieges – vergleichbar den Propagandakriegen im Äther der 1920er bis 1940er Jahre. Die Auseinandersetzung wurde zwischen den westlichen Demokratien, den östlichen kommunistischen Diktaturen und der Dritten Welt ausgetragen.

- Die westliche Welt setzte auf das Prinzip des „free flow of information" mit der Begründung, dies sei ein unveräußerliches und universales Menschenrecht.
- Die östliche Welt vertrat – zum Schutz der sozialistischen Souveränität – jedoch das Interventionsverbot: Wer Rundfunksendungen ausstrahle, auf welchem Wege (terrestrisch oder per Satellit) auch immer, müsse die vorherige Zustimmung der betroffenen Regierungen einholen (Prior-Consent-Prinzip).
- Die Dritte Welt verfocht mit ähnlichen Begründungen eine neue Weltinformationsordnung. In dieser müsse das Prior-Consent-Prinzip und ein prinzipielles Interventionsverbot gelten, um die kulturelle Selbstbestimmung zu erhalten.[828]

Die Argumente sind das eine, von größerer Bedeutung sind die Interessen der Akteure, die sich hinter ihnen verbargen. West und Ost standen sich z.B. diametral in der favorisierten Wirtschaftsordnung gegenüber. Während der Westen freien Dienstleistungsverkehr und die Integration in die internationale Wirtschaftsordnung befürwortete, wollten die kommunistischen Staaten und auch weite Teile der Dritten Welt eine dirigistische Wirtschaftsordnung erzwingen. Und hatten die entwickelten Industrienationen vor allem Interesse an dem Verkauf ihrer Technik, so waren die Länder der Dritten Welt am Technologietransfer, d.h. am preiswerten Erwerb von Know How, interessiert. Hinzu kamen Sonderinteressen der um den Äquator gelegenen Staaten, die Souveränitätsansprüche auf die „über" ihnen befindlichen geostationären Orbitalpositionen

um die Erde dreht. Infolge dessen kann ein Satellit auf geostationärer Umlaufbahn immer den gleichen Bereich der Erdoberfläche bestrahlen. Darauf hatte schon Arthur C. Clarke 1945 hingewiesen: Clarke, A.C.: Extraterrestrial relays, in: Wireless World: Radio and Electronics, 11/1945, Nr. 10, S. 305-308.

827 Statt dessen werden analog zum sogenannten „Mondvertrag" die Orbitalpositionen bewirtschaftet. Tegge, A.: ITU, S. 54-72.

828 Gornig, G.-H.: Äußerungsfreiheit, S. 225-229, 411-465. Ders.: Satellitenrundfunk, in: ZUM, 36/1992, Nr. 4, S. 174-186.

anmeldeten. Der Anspruch stand der freien Nutzung des GSO fundamental entgegen.

Während in den Rechtsgrundlagen der Menschenrechtsdeklarationen der UN, Europas, Amerikas, Afrikas (Banjul Charter) etc. im Wesentlichen die Position des *free flow* dargelegt ist, binden vertragliche Übereinkünfte die handelnden Akteure und haben Kompromissformeln geboren. Sie befriedigten keine Seite völlig, aber ließen auch kein Interesse gänzlich unberücksichtigt. So wurde in der Übereinkunft der Generalkonferenz der Unesco von 1972 das *free-flow*-Prinzip pro forma beschworen, gleichzeitig jedoch der *prior consent* verankert. Die WARC 77 teilte 12-GHz-Frequenzen der Satelliten zu und verabschiedete eine Positionszuweisung für GSO-Satelliten. Dabei wurden sogenannte „footprint", d.h. Ausstrahlungsbereiche, festgelegt und der grenzüberschreitende „overspill" eingeschränkt. *De facto* war damit der „prior consent" durch die Hintertür eingeführt worden. Ähnliche Ambivalenz entwickelte der KSZE-Prozess. Die Schlussakte von Helsinki (1975) formulierte Verpflichtungen für Kultur und Information:

> „Die Teilnehmerstaaten [...], die wesentliche und einflussreiche Rolle von Presse, Rundfunk, Fernsehen, Kino und der Nachrichtenagenturen sowie der auf diesen Gebieten tätigen Journalisten [betonend,] setzen sich zum Ziel, die freiere und weitere Verbreitung von Informationen aller Art zu erleichtern, die Zusammenarbeit im Bereich der Information und den Austausch von Informationen mit anderen Ländern zu ermutigen und die Bedingungen zu verbessern, unter denen die Journalisten aus einem Teilnehmerstaat ihren Beruf in einem andern Teilnehmerstaat ausüben."[829]

Gleichwohl blieben die Prinzipien VI (Nichteinmischung) und VII (Menschenrechte) unversöhnlich gegeneinandergestellt. Die Folgekonferenzen von Belgrad (1977/78), Madrid (1980-83) und Wien (1986-1988) änderten wenig – unter den Bedingungen des Kalten Krieges lag das nahe.[830]

Erst der Zusammenbruch der Sowjetunion brachte – im Großen und Ganzen – den Sieg der westlichen Position – in Europa wurde er durch die Umformung der KSZE zur OSZE kodifiziert. Die Erklärung von Windhoek 1991 bestätigte den „Sieg", indem sie die weltweite Bedeutung der Medien- und Informationsfreiheit betonte. Nachdem der Streit um den „free flow" derzeit praktisch keine Rolle mehr spielt, reduzierte sich die internationale Rundfunkpolitik wieder auf die technischen Aspekte: Mitte der 1990er Jahre wurden WARC und IBU reformiert. In Nachfolge der WARC ist die „World Radio Conference" (WRC) entstanden. Sie tagt alle zwei Jahre und widmet sich primär technischen Fragen. Haben sich diese auch verändert, das Problem der gerechten Verteilung knapper Güter bleibt. Doch viele Fragen, die den freien Informationsfluss betreffen, werden im Kontext der Internetregulierung unter leicht veränderten Vorzeichen

[829] Schlussakte der KSZE vom 1.8.1975, zit.n.: Gasteyger, C. (Hg.): Europa, S. 334.
[830] Vgl. sehr detailliert: Gornig, G.-H.: Äußerungsfreiheit, S. 466-813.

diskutiert. Diese technische und letztlich auch politisch-rechtliche Konvergenz zeigte sich auf den internationalen Konferenzen des „World Summit of Information Society“ in Genf und Tunis 2003 und 2005.[831]

5.4 Auswirkungen der Existenz der Netzwerkmedien

5.4.1 Erwartungen und Vorbehalte

Telekommunikation zwischen Erwartungen und Vorbehalten

Die Existenz der neuen Medien hatte Hoffnungen, Erwartungen und Vorbehalte geweckt. Doch gerade auf rationale Technik wurde nicht selten irrational reagiert. Die Telegrafie machte Mitte des 19. Jahrhunderts auf das Publikum ungeheuren Eindruck. Übertriebene Erwartungen wurden in das neue Medium projiziert. Manche Zeitgenossen beschworen ein kommendes Zeitalter ewigen Friedens.

Sie glaubten, der Telegraf werde einen fundamentalen Politikwechsel auslösen. So äußerten Publizisten 1847 in den USA: Der völkerverbindende Telegraf erleichtere „human intercourse and [...] harmony among men and nations“. Oder es hieß, der Telegraf bringe die Menschen „into closer moral contact with each other“.[832] In der Debatte, die bei dem ersten Versuch, ein Transatlantikkabel zu legen, 1856 im US-Senat geführt wurde, antwortete Senator William Seward (1801-1872) auf eine Frage zur Verfügungsgewalt über den Telegrafen in Kriegszeiten: „After the telegraphic wire is once laid there will be no more war between the United States and Great Britain“.[833] Solche Hoffnungen des Telegrafen waren in der Frühzeit weit verbreitet. Karl Knies (1821-1898), Kameral- und Staatswissenschaftler an den Universitäten Freiburg i.Br. und Heidelberg, prognostizierte 1857:

> „Ohne Geräusch ist also in dem Telegraphenwesen zuerst die zukunftsreiche Tatsache hervorgetreten, daß die Staatsgewalten große wirthschaftliche Fragen und Interessen durch internationale Congresse und Conferenzen in gemeinsamer friedlicher Vereinbarung zu lösen und zu fördern unternehmen.“[834]

Andere Hoffnungen waren pragmatischer Natur. Nachdem schon 1844 und 1845 in den USA und Großbritannien die Verhaftung flüchtiger Verbrecher Aufsehen erregt hatte, formulierte die Begründung zum bayerischen Telegrafen-

---

831 Tietje, C.: Grundzüge, in: HBI (Hg.): Internationales Handbuch Medien 2009, S. A15-A40. Vgl. Kapitel 5.4.4.

832 Du Boff, R.B.: Telegraphy, in: Worth, T.L. (Hg.): International encyclopedia of communications, Bd. 4, S. 209.

833 Zit.n. Winston, B.: Media, S. 246.

834 Knies, K.: Telegraph, S. 206.

gesetz von 1850: „in polizeilicher, strategischer und politischer Beziehung“ sei der Telegraf unentbehrlich.[835] Der Wiener Polizeipräsident Joseph Graf von Sedlnitzky (1778-1855) hoffte: „Die Verfolgung von schnell flüchtenden Verbrechern, die Entdeckung großer Übeltaten und die Veranstaltung von Präventiv-Maßregeln könnte der Polizeiverwaltung Vortheile verschaffen.“[836]

Andererseits wurden schon früh Vorbehalte artikuliert. Mancher fürchtete die Blitzschlaggefahr. Derzeit scheinen sich ähnliche Befürchtungen bei den Mobiltelefonen zu wiederholen. Die Sendemasten wecken Furcht vor dem „Elektrosmog“, obwohl die Sendeleistungen geringer sind als die Feldemissionen von Fernsehern, die Studien sich widersprechen und viele Kritiker selbst mit dem Handy telefonieren.[837]

Das Telefon wurde zudem als „amerikanischer Humbug“ abqualifiziert. Viele Menschen zweifelten zunächst am Bedarf für Gespräche, bei denen man sich nicht sah. Andere meinten, Kosten und Nutzen stünden in keinem angemessenen Verhältnis.[838] Einen typischen Vorbehalt formulierte der preußische Politiker Friedrich von Holstein (1837-1909):

> „Unter den Neuerungen, die sich Einem aufdrängen, ist auch die elektrische Beleuchtung. [...] Und noch mehr das Telefon. Eine Wohnung mit Telefon würde ich niemals nehmen. Die Besorgnis, daß man von der Wilhelmstraße [dem Sitz der Ministerien] angeklingelt werden kann, würde mich nie zur Ruhe kommen lassen. Wenn ich aber mal hier in Pantoffeln sitze, wünsche ich Ruhe zu haben.“[839]

In ähnlichen Worten lässt Stephen L. Carter in dem Thriller „Schachmatt“ seinen Hauptdarsteller Talcott Garland klagen:

> „Das Telefon klingelt. Ich starre auf den Apparat und denke – nicht zum ersten Mal –, was für ein hässliches, aufdringliches, unzivilisiertes Ding das Telefon doch ist, so fordernd, irritierend, unterbrechend, jegliche Gedanken vernichtend. Ich weiß wirklich nicht, warum Graham Alexander Bell so verehrt wird. Seine Erfindung hat die Privatsphäre zerstört. Das Gerät hat keinerlei Gewissen. Es klingelt wenn wir schlafen, duschen, be-

---

[835] Gesetz, die Herstellung eines telegraphischen Netzes für Bayern betreffend vom 6.6.1850, in: GBL Bayern, Nr. 18, S. 178, zit.n. Reindl, J.: Deutsch-Österreichische Telegraphen-Verein von 1850, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 31. Vgl. Wengenroth, U.: Informationsübermittlung, in: Ders. (Hg.): Technik und Kultur, Bd. 8, S. 461. Standage, T.: Internet, S. 56-59.

[836] Wiener Polizeipräsident Sedlnitzky, zit.n. Reindl, J.: Partikularstaatliche Politik, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 31.

[837] Wessel, H.A.: Rolle des Telefons, in: North, M. (Hg.): Kommunikationsrevolutionen, S. 109f. Vgl. ggf.: Bürgerproteste behindern weiteren Ausbau der Mobilfunknetze, in: FAZ 23.4.2001, Nr. 94, S. 29.

[838] Wessel, H.A.: Verbreitung des Telephons, in: Teuteberg, H.-J./ Neutsch, C. (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet, S. 68f.

[839] Friedrich von Holstein an Ida von Holstein, Brief vom 27.3.1902, zit.n. Moeller, J. (Hg.): Deutsche Briefe des XX. Jahrhunderts, S. 20.

ten, streiten, lesen, uns lieben. Oder wenn wir schlicht und einfach unsere Ruhe haben wollen."[840]

Erstaunlich ist weniger die Ähnlichkeit der Argumentation, unerheblich ist auch, ob Holsteins und Carter/Garlands Positionen Minderheitsmeinungen sind oder nicht, wichtig ist allein, dass Holstein sich den privaten Verzicht auf das Telefon noch leisten konnte, während Verweigerung hundert Jahre später nicht mehr möglich ist. Oder anders: Medien sind dann erfolgreich, wenn sie sich trotz offensichtlicher Nachteile durchsetzen können. Dabei prägt die Existenz Verhalten und Verhaltensoptionen der Nutzer.

Computer und Internet: Hoffnungen, Befürchtungen, Kritik

Hoffnungen und Befürchtungen, die im Diskurs über die digitalen Medien gehegt oder beschworen wurden, waren im Vergleich zu den anderen Medien besonders vielfältig. Die Vielfalt der Reaktionen hängt mit der Fülle der Erscheinungsformen und Nutzungsmöglichkeiten von PC und Internet zusammen. Doch spielt auch der unscharfe Mediencharakter von Computer und Internet eine Rolle – beide sind nur bedingt Programmmedium, sondern als Netzwerkmedien v.a. Werkzeuge. Als solche sind sie ethischen wie unethischen Absichten, guten wie schlechten Zwecken dienstbar zu machen.

Einer der klassischen, utopischen Texte, der die Entwicklung von Computer und Internet maßgeblich beeinflusst hat, ist der 1945 publizierte Aufsatz „As we may think" von Vannevar Bush.[841] Bush war im Zweiten Weltkrieg Direktor des „Office of Scientific Research and Development", einer Einrichtung, die im Krieg den Transfer von wissenschaftlicher Forschung in militärisch nutzbare Anwendung in den Vereinigten Staaten koordinierte. 1930 hatte er einen analogen Rechner gebaut.

Bush träumte vom Bau einer Maschine, die er „Memex" (memory extension) nannte. Zunächst beschrieb der Autor die Gründe des Scheiterns von Vorformen der Computer: das Handwerk war vor Einführung der Massenproduktion überfordert, die Geräte zu kompliziert und unzuverlässig, die Kosten der Herstellung und Wartung zu hoch. So verblieben Leibniz' und Babbages Rechenhilfen nicht realisierte Konstruktionsideen.

Für die Entwicklung des Memex ging Bush von der modernsten Technik seiner Zeit aus. Aus Verfeinerung und Kombination der verschiedenen Möglichkeiten entwickelte er etwas gedanklich Neues. Bush dachte sich die Memex als eine Art PC, der aus Sichtgerät, Mikrofilmmassenspeicher und Tastatur bestehen und über Peripheriegeräte und -programme wie Scanner, Voice-Programme, „Festplatten" etc. verfügen sollte. Die projektierte Speichergröße solle ausreichen, über 100 Jahre täglich die Eingabe von 5.000 Seiten Text zu erlauben. Das

[840] Carter, S.L.: Schachmatt, S. 27.

[841] Bush, V.: As we may think, in: AM, 176/1945, Nr. 1, S. 101-108. Vgl. Wiener, N.: Kybernetik, S. 172f.

entspräche einer derzeit immer noch beachtlichen Speichermenge von 365 Gigabyte. Zum Vergleich der seinerzeitige Stand der Technik: ENIACs 18.000 Röhren besaßen nicht einmal den 20millionsten Teil Speicherkapazität.[842]

Dabei träumte Bush von einer Analysemaschine, die auf Holleriths Rechenmaschine beruhte und als Röhrengerät gebaut werden sollte. Die noch nicht erfundene Transistor- und IC-Technik lag jenseits seiner Vorstellungen. Er prognostizierte dank der Memex eine höhere Form der Analysefähigkeit und sah die Zeit der künstlichen Intelligenz heraufdämmern. Der zentrale Gedanke seines Textes war jedoch dem Grundproblem des Findens und Verknüpfens relevanter Informationen gewidmet. Als Lösungsweg schlug er Selektionsmechanismen vor, die verschiedene Kriterien kombinieren und nach Art einer iterativen Selektion (wie z.B. die Telefonvermittlung) funktionieren sollte. Grundlage seiner Informationsverwaltungsmaschine waren assoziative Querverweise, die heute als Urmuster der Hyperlinks interpretiert werden.

Nun basieren die heutigen Internet-Hyperlinks nicht auf Assoziation des Rezipienten, sondern auf der des Autors. Bei Bush war es hingegen der Leser, der assoziativ seine Informationen verknüpfen sollte. Wenngleich sein Memex eher an einen PC mit umfangreicher, relationaler Datenbank erinnert denn an eine Vorform des Internets, so war seine Vision doch von immenser Bedeutung: Der Text gab Tim Berners-Lee die Inspiration zu seinem Informationsmanagementsystem. Insofern ist die Wertschätzung, die der Text heute in der Internetgemeinde erfährt, verständlich. Allerdings hatten Bushs Vorschläge (fast) vergessene informationswissenschaftliche Vorläufer, z.B. das Verweissystem des belgischen Bibliothekars Paul Otlet (1868-1944).[843]

Zwanzig Jahre nach Bush war der technische Fortschritt soweit gediehen, dass Martin Greenberger in einem ebenfalls häufig zitierten Artikel Bushs Vision feierte und ein neues Zeitalter heraufdämmern sah:

> „Computing services and establishments will begin to spread throughout every sector of American life, reaching into homes, offices, classrooms, laboratories, factories, and businesses of all kinds. [...] Barring unforeseen obstacles, an on-line interactive computer service, provided commercially by an information utility, may be as commonplace by 2000 AD as telephone service is today."[844]

Die Vorhersage ist bemerkenswert genau, in den Details prognostizierte Greenberger allerdings eine erheblich anders geartete Computernutzung, als sich später durchgesetzt hat.

Ähnliche Wertschätzung als bahnbrechende Visionen des angehenden Computerzeitalters genießen zwei Aufsätze von Joseph C.R. Licklider. In dem Artikel „Man-Computer Symbiosis" von 1960 entwarf er folgendes Szenario: In Zukunft

---

842 Der Vergleich setzt die Seite Text mit 2 KB an: 5.000 x 365 x 100 x 2KB = 365 Gigabyte.
843 Heuvel, C.v.d.: Web archiving, in: Brügger, N. (Hg.): Web History, S. 279-303.
844 Greenberger, M.: computers, in: AM, 213/1964, Nr. 5, S. 63-67.

werde der Mensch die Ziele vorgeben, der Computer die Routine ausführen. 1980 werde der Computer zur Lösung komplexer Probleme fähig sein. Der Mensch werde weiterhin in Ausnahmesituationen von geringer Wahrscheinlichkeit entscheiden müssen.[845]

Acht Jahre später verfasste Licklider einen weiteren grundlegenden Artikel über den Computer als Kommunikationsinstrument. Darin wurde die Computermaus als Eingabeinstrument skizziert und die Onlinekommunikation entworfen: Ein zentraler Computer, der vielen geografisch getrennten Usern den Zugang erlaubt, werde dabei über die Telefonleitung angewählt. Das Netzwerk werde sich aufgrund der innovativen Qualität der frühen Nutzer (Wissenschaftler und Ingenieure) rasch durchsetzen. Um aus dem Computer ein Kommunikationsmittel für die Massen zu machen, müsse das Henne-Ei-Problem gelöst werden: Das bestehe darin, dass der Computer noch zuviel koste, weil die Hersteller nicht in die Massenfabrikation einstiegen, und es keinen Massenmarkt gebe, weil der Computer den Anwendern noch zu teuer sei. Die Skizze der weiteren Entwicklung war bemerkenswert genau. Das Henne-Ei-Problem löste sich knapp zehn Jahre später in dem Moment, als mit Apple ein Garagenunternehmen, d.h. keine der großen Computerfirmen, den ersten Schritt wagte. Die Vision, mit welcher der Artikel schließt, müsste nach inzwischen vergangenen drei Jahrzehnten für eines der vielen uneingelösten Heilsversprechen stehen, wenn Licklider seine Prognose nicht zum Schluss ironisiert hätte:

> „Unemployment would disappear from the face of the earth forever [... and] the entire population of the world is caught up in an infinite crescendo of on-line interactive debugging."[846]

Als das Jahr 1984 vor der Tür stand, waren scharfe Töne kulturkritischer Verdammnis zu vernehmen. Auf den Titeln der Nachrichtenmagazine wurde Orwells Apokalypse beschworen. Der Computer, der als PC gerade seinen Siegeszug um die Welt angetreten hatte, schien das Instrument des „Big brother" schlechthin zu werden.[847] Ein kulturkritischer Text zum Internet stieß in den 1990er Jahren auf besonderes Interesse: Clifford Stolls „Wüste Internet". Stoll, von Hause aus Astronom, hielt Computer und Internet vor, sie verbreiteten irrelevante Informationen. Sie besäßen kein Kriterium für die Trennung des Wichtigen und Richtigen vom Unwichtigen und Falschen. Sie verführten zur Bequemlichkeit, nur im Netz erreichbare Infos zu benutzen. Ältere, abgelegene würden ignoriert. Der schöne Schein der Aufmachung zähle mehr als die Qualität der Inhalte. Hypertexte zerhackten den Zusammenhang, digitale Präsentationen suggerierten rationale Analysen. Computer und Internet verbreiteten

---

845 Licklider, J.C.R.: Man-Computer Symbiosis, in: IRE/HFE 1/1960, S. 4-11.

846 Licklider, J.C.R./ Taylor, R.W.: computer, in: S&T, 1.4.1968, im Internet unter: http://www.kurzweilai.net/the-computer-as-a-communication-device (August 2012).

847 Vgl. Orwell, G.: Nineteen eighty-four. Vermutlich war 1984 nur die Zahlenverdrehung des Jahres der Niederschrift 1948.

falsche und verfälschende Informationen. Computer und Internet seien viel zu teuer, die kurze Verfallszeit der Hardware setze die Nutzer permanent unter (Neu-) Anschaffungszwang. Die kurze Verfallszeit der Software zwinge dazu, immer neue und irrelevante Bedienungstricks zu erlernen. Das Internet sei zu langsam („world wide wait"), Computer und Internet seien unzuverlässig, Computer stürzten ab, Datenverluste träten bei Transport, Speichern, Konvertieren etc. auf. Die Abwärtskompatibilität sei nur eingeschränkt gegeben, E-Mails würden ins Nirvana gesendet. Zudem produzierten Internet und Computer nicht einlösbare Versprechen wie das papierlose Büro und die Stärkung von Demokratie und Gemeinschaftsgefühl. Die versprochene Arbeitserleichterung sei durch mehr Investition in Hochglanzpräsentationen aufgezehrt worden. Schnellere Computer würden durch überkomplexe Software gebremst. Die vielfach verbreitete Furcht, Computer und Internet würden Orwells großen Bruder hervorbringen, teilte Clifford Stoll hingegen nicht. Die Überwachung würde vielmehr im Datenmüll ertrinken, die Auswertung an der Inkompatibilität der Systeme scheitern.[848]

Die weite Streuung der Beurteilung zwischen visionärer Verklärung und apokalyptischer Verdammung unterscheidet die Perzeption von Computer und Internet von derjenigen anderer Medien. Zwar haben wir auch bei Film, Rundfunk und Fernsehen kulturkritische Stimmen vernommen. Die Begrüßung des Telegrafen als völkerverbindendes Element wäre ebenfalls zu nennen (vgl. Teil I, Kap. 3.3.1), doch die Spannbreite zwischen universaler Problemlösungshilfe *und* gleichzeitiger Gefahr für Kultur, Demokratie und Menschheit ist bei Computer und Internet extremer als bei den älteren *neuen* Medien. Dabei sind die Versprechungen der E-Democracy bisher ebenso wenig Realität geworden, wie die Big Brother-Dystopie.

Die Ambivalenz der mit den technischen Entwicklungen verbundenen Hoffnungen und Befürchtungen macht exemplarisch der amerikanische Kommunikationswissenschaftler Joshua Meyrowitz deutlich:

> „Many people jump […] to the assumption that developments in electronic media are hastening the arrival of an Orwellian nightmare. The evolution of sophisticated surveillance devices and the decline in privacy are seen as concrete manifestations of the type of totalitarianism described by Orwell. Yet these technological developments may actually be signs of a trend in the opposite direction. […] The telephone and computer, for example, allow to communicate with each other without going 'through channels'."[849]

Eine Sonderform der technik- und kulturkritischen Diskussionen ist die Thematisierung des Computers im Film. Dabei zeigt gerade der filmische Diskurs die

[848] Stoll, C.: Wüste.

[849] Meyrowitz, J.: No sense of place, S. 321f. Vgl. ähnlich: Munro, J.R.: Technology, in: Mickelson, S./ Teran, E. (Hg.): first amendment, S. 4.

Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Im „Milliarden-Dollar-Gehirn“ (1967) funktioniert die Rechenanlage noch als kybernetische Problemlösungsmaschine. Sie kann zwar prinzipiell alles berechnen, ihre Expertisen hängen jedoch von der Qualität der Eingabe ab – also das klassische *garbage in-garbage out* Paradigma. Im nahezu zeitgleichen Film „2001 – Odyssee im Weltraum“ entwickelt der Bordcomputer HAL alle Charaktereigenschaften einer eigenverantwortlich handelnden, „selbstbewussten“, aber auch launischen Künstlichen Intelligenz. Ähnliches gilt noch knapp zwanzig Jahre später in so unterschiedlichen Filmen wie „Wargames“ (1982) oder „Terminator I“ (1984). In beiden Filmen spielen Computer den Part des menschlichen *Alter ego* mit mehr oder minder individuellen Zügen. In „Tron“ (1981) und noch suggestiver und tricktechnisch perfekter in der „Matrix“-Trilogie (1999-2003) mutiert der Computer (bzw. das Computer-Netz) zu einer virtuellen Umgebung. Den Part pseudo-individueller Akteure haben Software-Programme übernommen, die in der *Virtual Reality* mit menschlichem Antlitz materialisiert werden.

5.4.2 Das Großsystem synchronisiert die Welt

Die industrialisierte und ausdifferenzierte Welt, in der wir leben, käme völlig aus Takt und Gleichgewicht, wenn in der Neuzeit nicht das Verhältnis von Zeit und Raum einem allmählich immer strengeren Regiment unterworfen worden wäre. Die Medien hatten daran einen kaum zu überschätzenden Anteil. Einen besonders wichtigen Effekt erzeugten die infrastrukturellen Großsysteme der Netzwerkmedien für

- das Verhältnis der modernen Gesellschaft zur Zeit
- und ihrem grundlegenden Verhältnis von Zentrum und Peripherie.

Eine selten bedachte Wirkung des neuen Großsystems liegt in der Synchronisierung der Welt.[850] Über Jahrtausende hatten die Menschen ihre Zeit nach dem Stand der Sonne ausgerichtet. Angesichts der geringen Reisegeschwindigkeiten waren Zeitunterschiede bei Reisen in ost-westlicher Richtung nie aufgefallen. Weder Wirtschaft noch Verwaltung oder Militärs hatten einen Bedarf an Synchronisation der Ortszeiten. Erst im 19. Jahrhundert begann sich das zu ändern. Normzeiten wie die „Mitteleuropäische Zeit“ (MEZ) oder „Greenwich Mean Time“ waren bis dahin theoretische, nur für Navigatoren und Astronomen reale Werte.[851]

Da die Eisenbahnen synchrone Fahrpläne ohne Telegrafen nicht verwirklichen konnten, synchronisierte der Telegraf seit der Mitte des 19. Jahrhunderts

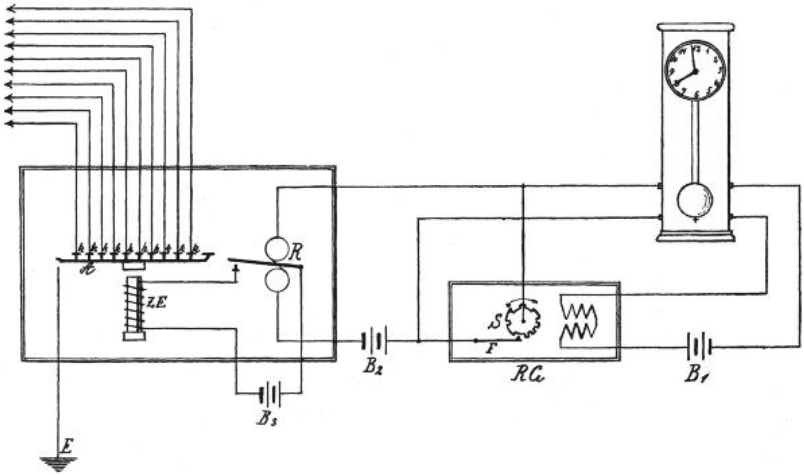
[850] Daher bezeichnete der Technikphilosoph Lewis Mumford die Uhr neben Brille und Druckerpresse als dritte entscheidende Erfindung für Industrialisierung und Moderne. Mumford, L.: Mythos Maschine, S. 324f.

[851] Vgl. Rantanen, T.: globalization of electronic news, in: MC&S, 19/1997, Nr. 4, S. 609-611.

die Zeit. Vor der Einführung der genormten Zeit erstellte jede (private) Eisenbahngesellschaft die Fahrpläne nach eigener Zeit, die sich nach dem Sitz des Firmenortes richtete. Karl Knies prognostizierte 1857:

> „Wenigstens dem europäisch-amerikanischen Verkehr zunächst wird dagegen eine gleichzeitige Rücksichtnahme auf beiderseitig verschiedene mittlere Zeiten gerade auch im Geschäftsverkehr unumgänglich werden. [...] Durch den Telegraphen kann leichter und sicherer als auf irgend einem anderen Wege der relative Stand der Uhren an zwei einander entfernten Plätzen oder ihre Abweichung gegeneinander bestimmt werden.“[852] Und er stellte fest: „Der Telegraph beschützt, controliert, unterstützt, verwohlfeilert den Eisenbahnbetrieb; ohne ihn wäre die Gefahr für das Publikum viel größer, die Leistung viel weniger pünktlich. Auf allen Stationen der Bahnlinie kann man zugleich wissen, zwischen welchen Stellen sich jeder Zug in jedem Moment befindet.“[853]

Abbildung 5-5: Zeitsignalgeber mittels Präzisisionsuhr[854]



Ende des 19. Jahrhunderts hatte nicht mehr jede größere Gemeinde ihre eigene Zeit, welche die Kirchturmuhr anzeigte – Zeitzonen waren entstanden. Die Weltzeit mit entsprechender Zoneneinteilung war 1884 auf einer Konferenz in Berlin beschlossen worden. In Deutschland wurde schon seit 1849 jeden Morgen um 7.00 Uhr, im Winter um 8.00 Uhr, der Telegrafenverkehr für mehrere Minuten unterbrochen, um ein Zeitsignal an alle Stationen zu senden und so die Uhren zu eichen. Gleichzeitig wurden die Linien getestet. Ähnlich gingen alle Telegrafenverwaltungen bzw. Gesellschaften vor: In Großbritannien erfolgte der Test

[852] Knies, K.: Telegraph, S. 193.
[853] Knies, K.: Telegraph, S. 226.
[854] Röll, V.: Enzyclopädie des Eisenbahnwesens, Bd. 9, S. 293.

z.B. zwischen 7.30 und 7.45.[855] Gab es 1860 in den USA noch 70 verschiedene Zeitzonen, waren es 1880 noch über 50. Drei Jahre später einigten sich die vier großen Eisenbahngesellschaften auf die bis heute gültigen vier (in den Kernlanden). 1918 wurde die Zoneneinteilung per Gesetz bestätigt.[856]

Die Großsysteme hatten ambivalente Wirkungen auf Gesellschaft, Ökonomie und Politik. Die zentralisierenden und dezentralisierenden Effekte können hier nur kursorisch erörtert werden. Sie sollen dennoch zumindest angedeutet werden, da sich gerade in einer Überblicksdarstellung empfiehlt, nicht nur eine glatte und widerspruchsfreie Interpretation zu suggerieren.

Zum einen wirkten sie als Instrumente zur Zentralisierung z.B. diplomatischer Entscheidungen. So konnte die Pariser US-Botschaft 1848 – vor Einführung der Unterseekabel – die neue Regierung noch selbständig anerkennen. Nach dem Regimewechsel von 1870 war Rücksprache nötig. Zwar war das Ergebnis das Gleiche, jedoch der Entscheidungsprozess verlief anders und etwas schneller (die neue Regierung wurde statt nach vier schon nach zwei Tagen anerkannt). Allerdings darf man sich die Auswirkungen nicht zu direkt vorstellen. Der Telegraf war den sparsamen Regierungen zu teuer, zu unsicher (Abhörmöglichkeiten) und zu unzuverlässig (Fehlbedienungsmöglichkeiten). Hinzu kam der dilatorische Widerstand der Botschaften: Da der Telegraf ihre Autonomie und Kompetenz beschnitt, verweigerten sie sich nach Kräften.[857]

Auf der anderen Seite ist die mögliche Dezentralisierung der Kommunikation, die Marshall McLuhan in Anschluss an Harold Innis betonte, eine denkbare Wirkung der Existenz von Telegraf und Telefon.[858] Der Medientheoretiker war sich jedoch keineswegs sicher: Einerseits sprach er dem Telefon zu, „zu einem Zusammenbruch der übertragenen Autorität" beizutragen. Andererseits zitierte er Albert Speer vor dem Nürnberger Kriegsverbrecherprozess. Telefonisch seien Befehle von höchster Stelle an subalterne Befehlsempfänger gegeben worden. Quellenkritisch ist anzumerken, dass Speer mit den Hinweisen sich und die Deutschen als Nachgeordnete, die für die Verbrechen des Regimes mithin keine Verantwortung trügen, darstellen wollte.[859]

Zudem ignoriert die Behauptung Speers den Netzwerkcharakter von Telegrafie und Telefon. In Netzwerken gibt es nicht eine Zentrale, sondern immer meh-

---

[855] Zeitbestimmung, in: Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl., Bd. 20, S. 869f. Telegraph, in: Encyclopaedia Britannica, 11. Aufl., Bd. 25, S. 512. Turner, M.W.: Periodical Time, in: Media History, 8/2002, Nr. 2, S. 183-196.

[856] Levine, R.: Landkarte der Zeit, S. 103-105.

[857] Nickles, D.P.: Telegraph diplomats, in: TuC, 40/2000, Nr. 1, S. 1-25.

[858] Innis betonte den Zusammenhang von Föderalismus, Dezentralisierung und Demokratie. Dabei betrachtete er aber vor allem die Verkehrsinfrastruktur und die Medien Presse und Radio. Innis, H. (Verf.)/ Barck, K. (Hg.): Kommunikation, S. 42-55. Vgl. McLuhan, M.: Magische Kanäle, S. 391.

[859] McLuhan, M.: Magische Kanäle, S. 375. McLuhan stellt ebenfalls fest: Das Telefon führe zur Vertraulichkeit, nur die „Autorität des Wissens" zähle, es sei nur der Dialog „zwischen Zentren und zwischen Gleichberechtigten möglich". Ebd., a.a.O., S. 413-415. Vgl. Speer, A.: Erinnerungen, S. 522. Vgl. Schlusswort Speer vom 31.8.1946, in: IMG (Hg.): Nürnberger Prozess, Bd. XXII, S. 460.

rere Knotenpunkte. Daher ist eine zentrale Kontrolle der Kommunikation zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, allerdings nur unter hohem Aufwand erzwingbar. Dieser Aufwand hat in den 150 Jahren seit Einführung des elektrischen Telegrafen deutlich zugenommen. Noch im 19. Jahrhundert überwogen – wie das Beispiel der Pariser US-Botschaft oder auch die Argumentation des britischen Colonial Office (vgl. S. 319) verdeutlichen – Zentralisierungseffekte. Ende des 20. Jahrhunderts konnte das jugoslawische Regime hingegen nicht verhindern, dass die Weltöffentlichkeit im Oktober 2000 über jeden Schritt der Sicherheitskräfte vor der Kohlegrube Kolubara bei Belgrad informiert wurde: Die Streikenden telefonierten, als die Ereignisse auf des Messers Schneide standen, über ihre Handys miteinander, mit der Presse und mit Belgrader Regimegegnern. Das hat vermutlich seinen Beitrag zum weitgehend friedlichen Erfolg der Revolution geleistet.

5.4.3 Das Dispositiv bestimmt die Benimmregeln

Bei den Netzwerkmedien standen zunächst die Nutzung und der Werkzeugcharakter im Vordergrund. Das unterscheidet sie von Presse und audiovisuellen Medien, bei denen die Programmdimension prägend war. Daher sind für Telefon, Telegrafie und moderne Netzwerkmedien (handlungstheoretische) Fragen

- zur medialen Kompetenz und
- zum Benimm von Bedeutung.

Die Entwicklung der Benimmregeln und der medialen Kompetenz gingen Hand in Hand und lassen sie sich als Wirkung der Medienexistenz auf den richtigen Umgang mit dem Medium verstehen. Zugleich spiegeln die Handlungsanweisungen vom „Knigge“ bis zur „Netikette“ gesellschaftliche Lerneffekte.[860]

Bei der Telegrafie, die nur am Rande ein Medium privater Kommunikation war, fielen Anweisungen zum korrekten Umgang weitgehend fort. Immerhin galt generell die Regel, auf Höflichkeitsfloskeln zu verzichten. Der sprichwörtliche Telegrammstil war den geringeren Übertragungskapazitäten und den damit verbundenen hohen Übermittlungsgebühren geschuldet.

Die Konventionen des Telefons, die sich in mehr als hundert Jahren herausgebildet haben, verlangen einige grundsätzliche Änderungen gegenüber der face-to-face Kommunikation. Z.B. meldet sich derjenige zuerst, der angerufen wird, während dies im persönlichen Gespräch umgekehrt ist. Wer angerufen wird, hat zudem in der Regel weder das Recht, das Gespräch zu beenden, noch ein Recht

[860] Auf den Quellenwert der Benimmbücher für die Beobachtung gesellschaftlicher Veränderungen hat schon Norbert Elias hingewiesen: Wandlungen.

zu ausufernden Dialogen – das Kostenargument verbietet es.[861] Ein Gedicht aus den frühesten Tagen des Telefons zeigt erhebliche Lockerungen im Umgang:

„§ 1. Von 7 früh bis Abends 9/ Kannst Du des Fernspruchs Dich erfreu'n./ (Doch merke wohl: zur Winterzeit/ Steht man von 8 Uhr erst bereit.)

§ 2. Der Apparat im Ruhestand:/ Es bleiben friedlich an der Wand/ Die ganzen Sachen, und zwar muß,/ Damit Du hörst den Klingelgruß,/ Der lose Theil korrekter Weise/ Im Haken hängen am Gehäuse.

§ 3. Zum Hören stellst Du Dich davor/ Und hältst dabei Dein rechtes Ohr/ Vor jene Oeffnung an der Wand,/ Dieweil Du mit der linken Hand/ Das lose Instrument erfaßt/ Und links ans Ohr geführet hast.

§ 4. Beim Sprechen bleibet, wie zuvor,/ Das lose Instrument am Ohr;/ Gesprochen wird in jenes Loch,/ Das am Gehäuse gähnt; jedoch/ Darf man das süße Lippenpaar/ Nicht gegen drücken ganz und gar:/ Man läßt dazwischen klüglich frei/ An Centimetern fünf bis drei.

Das laute Brüllen ist verwehrt,/ Ein dünnes Flüstern gleich verkehrt./ Recht deutlich und fein accentuirt,/ Wie wenn ein Mime Rede führt:/ So sollte einzig und allein/ Die Fernsprechunterhaltung sein.

Wenn Du (Herr A.) Deinen Freund Jacobi zu sprechen wünschest.

§ 5. Du mußt hierzu vor allen Stücken/ Auf das bewußte Knöpfchen drücken,/ Doch einmal blos und nicht zu lang,/ Sonst giebt es Störung gleich damang./ Drauf nimmst vom Haken Du das Ding,/ Das hier im Stand der Ruhe hing,/ Und stellst Dich so in Position,/ Wie im Vers Drei geschildert schon.

§ 6. Nun kommt die Meldung angeschrammt,/ Wenn Du verstanden bist: „Hier Amt“./ Dann äußerst Du, gemäß Vers Vier,/ (Die Höflichkeit verkneifend Dir)/ Nur: „Nummer Sechs“ (die Zahl der Liste)/ „Jacobi!“ -- Und schon fertig biste.

§ 7. Hörst Du nun aus dem Fernsprechkasten/ (Denn immer noch am Ohre hast' en):/ Ein: „Bitte rufen!“, mußt Du unten/ Den Weckknopf halten vier Sekunden/ Und so zum Hören dich bereiten,/ Wie es Vers Drei gelehrt bei Zeiten.“[862]

Das Gedicht war in einer der ersten Anweisungen zum korrekten Gebrauch des Telefons abgedruckt, die bis in die Gegenwart den Telefonbüchern beigegeben sind. Allerdings benutzt kaum noch jemand diese Gebrauchsanweisungen, allenfalls in fremden Ländern ist man häufiger gezwungen, sich so einen trivialen und alltäglichen Gegenstand wie das Telefon erklären zu lassen. „Man“ weiß, dass das Telefon ein Medium mit beschränkten Kommunikationsmöglichkeiten ist. Jeder hat schon einmal die Erfahrung gemacht, dass die Identifikation des Teil-

[861] Höflich, J.R.: interpersonale Kommunikation, in: Lange, U./ Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hg.): Telefon und Gesellschaft, Bd. 1, S. 197-220. Flusser, V.: Geste des Telefonierens, in: Pias, C./ Vogl, J./ Engell, L. (Hg.): Kursbuch Medienkultur, S. 185-191.

[862] Zit. n. Schwender, C.: Fernsprecher, S. 79.

nehmers am anderen Ende schwer fallen kann (das liegt an dem Abschneiden von hohen und tiefen Frequenzen), auch weiß „man", dass Pausen peinlich sind (durch den Fortfall der nonverbalen Kommunikation). Irritationen können nicht durch andere Signale ausgeglichen werden. Schon eine frühe Untersuchung zur Psychologie des Telefonierens wies auf die Folgen der limitierten Kommunikationsmöglichkeiten hin: Sowohl übertrieben brüskes Verhalten als auch das Gegenteil seien häufig zu beobachten, da es an Blickkontakt und anderer nonverbaler Kommunikation mangele.[863]

Das oben zitierte Gedicht zeigt mit seinen militärisch knappen Bestätigungen und Floskeln zugleich die technisch bedingte Limitierung des frühen Telefons. Die 120-jährige Entwicklung der Anweisungen in den Berliner Telefonbüchern spiegelt die unausweichliche Trivialisierung der Technik. Anfangs mussten selbst heute völlig selbstverständliche Umstände erklärt werden. Da die Stimme unverstärkt umso weiter trägt, je lauter gesprochen oder geschrien wird, musste man den Nutzern erklären, dass die telefonische Verständigung nicht von der Lautstärke abhängt, mit der in das Mikrofon gebrüllt werde. Aufgrund der mangelnden Sprachqualität früher Telefone gaben die Anweisungen detaillierte Hinweise, wie präzise und eindeutig gesprochen werden sollte, welche Buchstabieralphabete zu nutzen und wie Zahlen auszusprechen seien. Die Möglichkeit von Missverständnissen erzwang telefontypische Konventionen (z.B. „Zwo" für „Zwei": 1911 vorgeschlagen, 1922 umgesetzt). Es bürgerte sich ein, in Zahlengruppen zu sprechen. Solange Telefonverbindungen von Hand hergestellt wurden, konnten damit Missverständnisse ausgeschlossen werden, denn der Anrufer musste dem Vermittlungsamt die Rufnummer des gewünschten Teilnehmers statt dessen Namen durchgeben. Die Anweisungen legten eine pragmatische Orientierung der Zahlenaussprache nahe: z.B. 194 als „eins-neun-vier" aber 10001 nicht als 1-0-0-0-1, sondern als „zehntausendeins". Die den deutschen Telefonbüchern beigegebenen Buchstabiertafeln waren nicht frei von Ideologie: So wurden die „jüdischen" Buchstabierhilfen „David" für „D" und „Nathan" für „N" 1934 durch „Dora" und „Nordpol" ersetzt, „Isidor" schon 1926 durch „Ida".[864]

Da bei der Telegrafie keine direkte und interaktive Kommunikation zwischen Sender und Empfänger möglich ist, entstanden keine vergleichbaren Regeln. Die Normen richteten sich stattdessen an Kosten aus. Trotz Preisverfall blieb Telegrafieren teuer, deshalb bildete sich der sprichwörtliche Telegrammstil heraus: GA „go ahead", SFD „Stop for Dinner", GM „Good Morning". Chiffren wie 1 für „Einen Augenblick bitte", 2 für „Sofort Antwort einholen", 33 für „Antwort

[863] Baumgarten, F.: Psychologie des Telefonierens. Der Aufsatz wurde 1931 erstmalig in der Zeitschrift für Psychologie Bd. 122 (1931) veröffentlicht, Nachdruck in: Lange, U./ Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hg.): Telefon und Gesellschaft, Bd. 1, S. 187-196.

[864] Schwender, C: Fernsprecher, S. 310. Zur Etikette auch: Höflich, J.R.: interpersonale Kommunikation, in: Lange, U./ Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hg.): Telefon und Gesellschaft, Bd. 1, S. 197-220.

hier bezahlt" bürgerten sich ein. Ähnliches ist derzeit bei SMS zu beobachten, allerdings ist hier das beschränkende Element nicht der Kostenfaktor, sondern der limitierte Zeichenumfang.[865]

Die Telefonbücher zeigen gleichzeitig einen professionelleren Umgang der Nutzer mit dem Telefon und ein geringeres Erfordernis von Reparaturkompetenz: Die Geräte wurden immer robuster, zugleich unter der Bedienungsoberfläche immer komplexer. Heute ist es für den Laien weder erforderlich noch möglich, Reparaturen auszuführen. Zunächst nahm der Umfang der Anweisungen zu: Immer mehr Probleme wurden erkannt und benannt, bis die wachsende Komplexität der Anweisungen in Überkomplexität mündete. Ab den 1920er Jahren zeigten die Telefonbücher eine zunehmende Tendenz zur Verknappung. Die Hinweise reduzierten sich auf solche zur Warnung und Störung. Die rückläufigen Hinweise zeugen zugleich von zunehmender Vertrautheit der Teilnehmer mit dem Telefon. Anweisungen zu Störungen setzten bereits ihrerseits Vorwissen voraus (z.B. „fehlendes Freizeichen", „Besetztzeichen" etc.). Kurrikularvorschläge, der Telefongebrauch sei in den schulischen Lehrplan aufzunehmen, die in den 1920er Jahren ventiliert wurden, verdeutlichen, dass das Telefonieren 50 Jahre nach seiner Einführung als kulturelle Basisfähigkeit angesehen wurde. Angesichts zunehmend selbstverständlicheren Umgangs mit dem Telefon erübrigten sie sich jedoch. Technisches Unverständnis für das Wesen der Neuerungen könnte in dem einen oder anderen Fall Vorkommnisse wie das folgende provoziert haben, wenngleich die konkrete Anekdote wohl eher als Scherz überliefert sein dürfte:

Im deutsch-französischen Krieg soll sich 1870 eine Mutter mit einem Teller Sauerkraut ins Telegrafenamt Karlsruhe begeben haben, um diesen ihrem Sohn im Felde zu telegrafieren. Auf den Einwand des Telegrafisten, man könne nur Immaterielles übermitteln, habe die Frau geantwortet: „Wie sonst hätte man telegraphisch so viele Soldaten nach Frankreich entsenden können?"[866] Scherze, bei denen Witzbolde reihum telefonierten, sich als Mitarbeiter der Telefongesellschaft ausgaben und ankündigten, demnächst würden die Telefonleitungen gereinigt und durchgepustet, man solle Vorkehrungen gegen den aufgewirbelten Schmutz treffen, mögen in den ersten Jahren vorgekommen sein; nach 120 Jahren Lernerfahrung mit dem Telefon sind sie nur noch in Gegenden vorstellbar, in welche die telefonische Infrastruktur bislang nicht vorgedrungen ist. Heutige Scherz-Faxe („Dies ist ein Überfall!! Faxen Sie uns sofort ihr gesamtes Geld zu!!!") sind Produkte einer Scherzartikelindustrie.[867] Die Scherze zeigten aber nicht unbedingt mangelnde Vertrautheit mit dem neuen Medium, sondern sprachen eher für das Gegenteil.

---

865 Standage, T.: Internet, S. 72. Underhill, W.: The text generation, in: Newsweek, 2.4.2001, S. 58f.

866 Standage ist vermutlich einem Scherz aufgesessen. Vgl. Standage, T.: Internet, S. 73f.

867 Den Telefonscherz notiert McLuhan ohne Orts- und Zeitangabe. McLuhan, M.: Magische Kanäle, S. 408.

Technisch bedingt änderten sich mit den Modalitäten der Benutzung auch die Dispositive. Zwar machte man es sich zu einfach, wenn aus der Befestigung der frühen Telefongeräte an der Wand abgeleitet würde, dass die Teilnehmer voreinander strammgestanden hätten. Das mochte von Kultur zu Kultur mit unterschiedlichen Verhältnissen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zusammenhängen. Die ursprüngliche Anordnung hatte jedoch zivile Ursachen: Das Telefon – als Mittel der Bürokommunikation – hing im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in Büros, in denen noch das Stehpult dominierte. Erst als mit den Schreibmaschinen auch Schreibtische eingeführt wurden, kamen telefonische Tischgeräte auf. Die Zusammensetzung der ersten Telefonbücher mit ihrem hohen Anteil an Geschäftskunden, insbesondere der Banken, betont den Geschäftscharakter. Der private „Freud- und Leidverkehr" spielte hingegen anfangs kaum eine Rolle. Man wird wohl annehmen dürfen, dass die seit Jahrhundertbeginn bekannten und in der Zwischenkriegszeit eingeführten Standardgeräte mit Mikro und Hörer in einem Griff (ursprünglich „französische Telefone" genannt) eine ungezwungenere Gesprächsatmosphäre ermöglichten. Noch lockerere Kommunikation ermöglichten seit den 1990er Jahren die schnurlosen Geräte, mit denen man sich frei bewegen und aus verschiedenen Zimmern telefonieren konnte.

Was sich nun aus der Existenz und wachsenden Beliebtheit mobiler Telefone schließen lässt, bietet derzeit eher Anlass zu Spekulationen. Entspricht der freizügige Umgang mit dem „Handy" einer Tendenz zur „Veröffentlichung des Privaten", wie sie sich auch in den Container-Shows abbildet? Oder initiiert das Handy gar solche Tendenzen?[868] Zumindest verschob sich die Wahrnehmung des Tolerablen. Hätte man vor einem Jahrzehnt eine halblaut hinbrabbelnde Person gesehen, wäre sie wohl ohne Federlesens in die Kategorie der „Auffälligen" gesteckt worden. Inzwischen kann angesichts zunehmender Verbreitung von Headsets niemand mehr sicher sein, ob die Person an Einsamkeit leidet, zu geringe Selbstkontrolle besitzt oder mit anderen telefoniert.

So verschieben neue Kommunikationsmedien regelmäßig die Grenze des Normalen, Erlaubten, Tolerierten und generell die Grenzen des Benehmens. Die Internet-Medien bieten hier wie im Zeitraffer Anschauungsmaterial. Klagte man in den 1990ern noch über „Flaming" und andere Entgleisungen im E-Mail-Verkehr, wird inzwischen allgemein geklagt, dass im Web 2.0 ein rauer Ton herrsche.Die Grundregel des Selbstschutzes lautet daher „do not feed the troll" (DNFTT). Als „Trolle" werden notorische, auf Krawall gebürstete Provokateure und Unruhestifter bezeichnet, die sich hinter ihrer Netzanonymität verstecken. Dagegen kann man sich nur durch Ignorieren schützen. Die Initiative Tim O'Reilly für einen Verhaltenskodex für Blogger stieß auf der Berliner Blogger-Konferenz „re:publica" im April 2007 auf deutliche Ablehnung.

[868] Vgl. Imhof, K./ Schulz, P. (Hg.): Privatisierung des Öffentlichen.

Soziale Netzwerke definieren zumeist eigene Regeln. Grundsätzlich laufen sie darauf hinaus, dass Beleidigungen, rassistische, menschenverachtende und andere extremistische Äußerungen sowie Bedrohungen an Leib und Leben nicht toleriert werden sollen. Die jeweilige Etikette ist den Bedürfnissen des Sozialen Netzwerks angepasst, so formuliert z.B. die „Wikiquette" für Wikipedia Regeln, um die Qualität eines Lexikons zu sichern. Andere Netiquetten beschränken sich auf Umgangsformen.

In diesem Zusammenhang entstand der neue Beruf des „community managers", der einerseits das Gröbste verhindern soll und als Anstandsdame im jeweiligen Sozialen Netzwerk aufpasst, andererseits als Ansprechpartner die Kommunikation aufrechterhalten soll. In dem Maße, in dem Nutzer ihren eigenen Kommunikationsstil in den Netzwerken diskutieren und respektieren, können diese in den Hintergrund treten.

Insbesondere für die klassischen Massenmedien stellt sich aber jenseits des Anstands das grundsätzliche Problem der Rechtsverletzungen in Kommentaren zu den eigenen Artikeln. Daher sind die meisten deutschen Zeitungen inzwischen dazu übergegangen, Kommentare nur den angemeldeten Nutzern zu erlauben. Der Axel-Springer-Verlag verlangt dies auch 2012 noch nicht, schließt aber die Kommentarfunktion über Nacht, wenn kein Community Manager „Stallwache" hält. Das hat einerseits strafrechtliche Gründe, da die Medien in diesem Fall als Content-Provider auch strafrechtlich verantwortlich sind; andererseits gaben in der Vergangenheit immer wieder und besonderes gerne Rechtsextreme auf den Homepages der Springer-Zeitungen ihre Kommentare ab.

5.4.4 Politische Reaktionen auf die Netzwerkmedien

Nationale Regulierung und Deregulierung

Die Reaktionen der nationalen Staaten auf die neuen Telekommunikationstechniken zeigten zum einen Teil frühneuzeitliche Muster, die schon in der Pressegeschichte behandelt wurden, zum anderen Teil Aspekte, die erst für moderne Gesellschaften konstitutiv geworden sind. Ein wichtiger Aspekt wurde schon weiter oben abgehandelt, da ohne ihn die Ökonomie der Netzwerkmedien nicht verständlich wäre: die Regulierung der Netzwerke (vgl. Kapitel 4.4.5).

Die Gesetzgebung zum Datenschutz in der Telekommunikation mutet in ihrer entmündigenden Fürsorglichkeit partiell frühneuzeitlich an. Die Privatsphäre wäre den frühen Staaten wohl keine Überlegungen wert gewesen, die staatliche Fürsorgepflicht hinter Datenschutz-Bestimmungen oder auch Erörterungen polizeilicher Maßnahmen auf Verkehrsgerichtstagen etc. zur Erzwingung oder Durchsetzung des Handy-Verbots am Steuer passt zur Politik der „guten Policey". Fürsorge gegenüber den Bürgern drückt sich auch im gesetzlichen Kun-

den-Schutz vor „Abzocke“ durch gebührenpflichtige Telefon-Nummerangebote aus – in Deutschland mit den 0190er-Nummern. Hierzu gehört auch der 2012 beschlossene verbesserte Schutz vor online geschlossenen Verträgen.[869]

Auch der schon angeschnittene Science Fiction-Diskurs eilte naturgemäß der Realität und ergo der kommunikationspolitischen Reflektion weit voraus. Da PC und Internet junge Medien sind, hat die Gesetzgebung die Anfänge gerade erst hinter sich gelassen. Der US-Kongress befasste sich erstmalig 1989 explizit mit dem Internet, in Deutschland traten verschiedene Enquete-Kommissionen zu neuen Informationsmedien schon in den 1970er und 1980er Jahren zusammen – allerdings ohne dem Internet besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die erste Gesetzgebung wurde in den USA 1996 verabschiedet, in Deutschland ein Jahr später. Die EU beschäftigte sich seit den frühen 1990er Jahren intensiver mit der Materie. Eine erste Direktive erließ sie ebenfalls 1997. So neu die Materie auch ist, das neue Recht beruht auf einer Jahrhunderte alten medienrechtlichen Tradition. Alle Problemfelder des Multimediarechts haben sich in ähnlicher Form schon früher gestellt und ähnliche Lösungsversuche evoziert:

- Bei der Zugangsregelung ist an die Konzessionierung von Presse-, telegrafischen und Rundfunkmedien zu erinnern.
- Strafrechtliche Fragen stellten sich bei den Netzmedien analog zu jedem Programmmedium.
- Urheberrecht und wirtschaftsrechtliche Probleme sind zwar gleichfalls alt, allerdings haben sich die Konflikte in der digitalen Welt deutlich zugespitzt.
- Allein der Datenschutz und der Kampf gegen die Cyber-Kriminalität sind vergleichsweise neuen Ursprungs.

Abgesehen von der grundsätzlichen Frage des Zugangs zu Computer und Internet haben sich die meisten Staaten erst in jüngster Zeit um spezielle Regelungen bemüht. Insbesondere für Diktaturen wie z.B. die Volksrepublik China ist die Zugangsfrage zentral. Zugang gewähren dort nur staatliche Provider, die mit Filtersoftware die eigene Bevölkerung von kritischen Internetbereichen fernhalten oder den Zugang zumindest erschweren sollen. Dabei werden z.T. Schlüsselwörter indiziert und die Suchmaschinenbetreiber angehalten, dann keine Treffer anzuzeigen. Google hatte sich dem lange verweigert, doch 2006 dem chinesischen Ansinnen unterworfen; das löste weltweit Proteste aus und schadete Googles Ansehen mächtig. Seit 2010 wurden die Anfragen auf eine nichtzensierte Site in Hongkong umgeleitet, ab 2012 wird den Nutzern angezeigt, wenn sie einen indizierten Begriff googlen.[870]

---

[869] Gesetz zur Änderung des BGB zum besseren Schutz der Verbraucherinnen und Verbraucher vor Kostenfallen im elektronischen Geschäftsverkehr, vom 10.5.2012, in: http://www.bmj.de/SharedDocs/Downloads/DE/pdfs/Gesetz_zur_Aenderung_des_BGB_zum_besseren_Schutz_der_Verbraucherinnen_und_Verbraucher_vor_Kostenfallen_im_elektronischen_Gesch%C3%A4ftsverkehr.pdf?__blob=publicationFile (August 2012).

[870] Pariser, E.: Filter-Bubble, S. 145-149. Siemons, M.: Sind das nur Gerüchte, in: FAZ 1.6.2012, Nr. 126, S. 35. Googles Tanz, in: FAZ 5.6.2012, Nr. 129, S. 13.

Wie das Katz- und Mausspiel mit den Behörden ausgeht, ist offen. Ein neues Verfahren ist das Punktekonto, mit dem SMS-Schreiber gezwungen sind, Kritik „nutzungsökonomisch" zu verwenden: Die Nutzer eines chinesischen Pendants zu Twitter (Sina Weibo) verfügen über ein Punktekonto; je nach politischer Brisanz und Kreisgröße der Follower müssen sie Punkte investieren; sobald ihr Konto kein Guthaben mehr besitzt, sind sie vom Twittern ausgeschlossen und müssen sich den Zugang erst wieder „verdienen". Die „Gefahr", die von der Internetkommunikation z.B. der Exil-Tibeter oder anderer Exulanten ausgeht, konnte dadurch ebenso eingegrenzt werden wie diejenige, die Chatrooms und andere virtuelle Öffentlichkeiten bergen. Andere Diktaturen, z.B. das Jugoslawien Milosevics, versäumten es, „rechtzeitig" Zugangsbeschränkungen einzurichten. Um weiterhin den Oppositionellen weltweit die Kommunikation via Internet zu ermöglichen, werden – z.T. unterstützt durch westliche Regierungen, z.B. das US-Außenministerium – Hard- und Software-Lösungen gefördert, die alternative Infrastrukturen (an den staatlichen Providern vorbei) etablieren oder zumindest das Surfen anonymisieren und sogenannte die „deep packet inspection" behindern.[871]

In den parlamentarischen Demokratien sind die Reaktionen weniger rigide. Der Zugang soll für Rezipienten und Kommunikatoren möglichst wenig geregelt sein. In Deutschland reagierte die Gesetzgebung recht früh. Um die Regelungskompetenz und Kulturhoheit der Länder zu bewahren, verständigte sie sich auf eine komplizierte Abgrenzung von Tele- und Mediendiensten. Die individualkommunikativen Teledienste wurden 1997 durch das „Informations- und Kommunikationsdienste-Gesetz" des Bundestags geregelt und 2007 durch das „Telemediengesetz" abgelöst. Teledienste sind prinzipiell zulassungsfrei. Die massenmedien- und rundfunkähnlichen Mediendienste (z.B. Home-Order-TV) hingegen bedürfen der Konzessionierung.[872] Da die in den Gesetzeswerken vorgenommene Unterscheidung von Individual- und Massenkommunikation angesichts der technischen Konvergenz sehr willkürlich und wirklichkeitsfern war, ist in der wissenschaftlichen Literatur sehr scharfe Kritik geübt worden.[873]

Die nationalstaatliche Regelung muss sich dabei einem supranationalen Rahmen einpassen: Die „EU-Richtlinie über den elektronischen Geschäftsverkehr" (2000/31/EG) bestimmte schon 2000 die grundsätzliche Zulassungsfreiheit für Kommunikationsdienste und regelte elektronische Dienstleistungen. Zu-

---

871 Die US-Außenministerin Hillary Clinton hatte am 21.1.2011 eine programmatische Rede zur Internet-Freiheit gehalten, in der die Gründe für die Unterstützung von Antizensur-Software benannt werden. http://www.state.gov/secretary/rm/2010/01/135519.htm. Vgl. zu den technischen Lösungen https://telex.cc/ (August 2012).

872 Vgl. Seufert, W./Gundlach, H.: Medienregulierung, S. 286-331. Informations- und Kommunikationsdienste-Gesetz – IuKDG, BT-Drs. 13/7934 vom 11.06.1997. Staatsvertrag über Mediendienste, in: MP-Dokumentation, 1997, Nr. I, S. 17-37. Abgelöst durch Telemediengesetz vom 26.2.2007, in: http://www.gesetze-im-internet.de/tmg/. Vgl. 13. Rundfunkänderungsstaatsvertrag vom 10.3.2010, in: http://www.die-medienanstalten.de/service/rechtsgrundlagen/gesetze.html (August 2012).

873 Zusammenfassend: Géczy-Sparwasser, V.: Gesetzgebungsgeschichte des Internet, S. 202-206.

gleich setzte sie den Rahmen für nationalstaatliche Maßnahmen zur Gewährleistung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung. Die „ordre public" verletzende Inhalte des Internets, die die Strafverfolgungsbehörden und den Gesetzgeber interessieren, sind: Gewaltdarstellungen, Aufforderungen zum Rassenhass, insbesondere die Verbreitung extremistischen Gedankenguts und der Zugang zu sexuell anzüglichen Darstellungen bzw. zu kinderpornografischen Internetsites sowie andere Bestimmungen, die sich in den jeweiligen Strafgesetzbüchern der Länder finden. Daran knüpften weitere EU-Richtlinien an, auch die „EU-Richtlinie über audiovisuelle Mediendienste" von 2010.[874] Besonders sensibel sind Jugendschutz und die Äußerung extremistischer Meinungen: Schon seit dem 1. April 2003 müssen in Deutschland Computerspiele mit Altersfreigaben – analog zu denen des Films – ausgezeichnet werden. Auch steigt der Druck der Strafverfolgungsbehörden auf die Auftritte der Rechtsextremisten im Internet. Er scheint einerseits in Deutschland durchaus Wirkung zu zeigen, andererseits scheinen die Extremisten immer effizienter die Sozialen Netzwerke zu nutzen.[875]

In Deutschland und Europa sind somit die grundsätzlichen Freiheitsgarantien von fürsorglich motivierten Beschränkungen ergänzt. Im Unterschied zur europäischen Linie erlaubt die US-Verfassung kaum staatliche Eingriffe in die Meinungs- und Äußerungsfreiheit. Vielmehr unterstellt die Pressetheorie des 1st Amendment, dass robuste Gegenrede auf dem Meinungsmarkt auch die „hate speech" ausgliche. Daher wurde der „Communications Decency Act" von 1996, der die Provider zu Kinderschutzmaßnahmen verpflichten sollte, vom US-Verfassungsgericht abgelehnt.[876] Allerdings hatte ein auf den Jugendschutz gerichteter Anlauf auch vor dem Supreme Court Bestand.[877]

Mitte der 1990er Jahre versuchten die Strafverfolgungsbehörden das Problem noch aufgrund älterer Rechtsbestimmungen zu lösen. So gingen deutsche Staatsanwaltschaften unter Berufung auf deutsches Strafrecht gegen Provider in Ame-

---

[874] EU-Richtlinie über den elektronischen Geschäftsverkehr vom 8.6.2000, in: http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:L:2000:178:0001:0016:DE:PDF; Richtlinie über audiovisuelle Mediendienste vom 10.3.2010, in: http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:L:2010:095:0001:0024:DE:PDF (August 2012).

[875] Bundesministerium des Innern (Hg.): Verfassungsschutzberichte 1999-2010, in: http://www.verfassungsschutz.de (August 2012). Scheuer, A./ Strothmann, P.: Europäisches Medienrecht 2000/2001, in: MMR, 4/2001, Nr. 9, S. 578.

[876] Die Entscheidung des Supreme Court vom 26.6.1997 [Reno v. ACLU, 117 S.Ct. 2329 (1997)] wurde wie folgt begründet: Anders als das Fernsehen dränge sich das Internet nicht in den Alltag, die Bedienung sei für Kleinkinder zu kompliziert und daher sei das Internet für diese ungefährlich. Der restriktivere Standard für RuF dürfe nicht für das Internet angewandt werden. Das Internet verwirkliche in Rede und Gegenrede das Ideal der Meinungsfreiheit viel stärker als alle anderen Medien. Daher müssen die Bestimmungen des 1st Amendment besonders auf das Internet angewandt werden. Determann, L.: Kommunikationsfreiheit im Internet, S. 511-514. Vgl. Schulz, W.: Recht im Netz?, in: Beck, K./ Vowe, G. (Hg.): Computernetze, S. 187-202, hier: 201. Der „Telecommunication act" ohne die verfassungswidrigen Stellen steht im Internet: http://transition.fcc.gov/telecom.html (August 2012).

[877] Children's online privacy protection rule (16 CFR Part 312), in: Federal Register, 64/1998, Nr. 212, S. 59888-59915. Das Gesetz in der Fassung vom 15.3.2006 im Internet unter http://www.ftc.gov/os/2006/03/P054505COPPARuleRetention.pdf (August 2012).

rika vor, die den Zugang zu Neonazisites ermöglicht hatten. Während aber noch Mitte der 1990er Jahre die Öffentlichkeit in den USA das anmaßende Verhalten deutscher Staatsanwaltschaften heftig verurteilte und z.B. in Kalifornien Internetaktivisten gegen deutsche Importwaren zum Boykott aufriefen, wurde die Kritik inzwischen leiser. In einem ähnlich gelagerten Fall verurteilte ein französisches Gericht im Herbst 2000 den Provider Yahoo zur Zahlung einer horrenden Strafsumme, falls dieser nicht binnen einer vorgegebenen Frist den Zugang zu Neonazisites sperre. Das Urteil war nicht durchsetzbar, Proteste der amerikanischen Öffentlichkeit blieben weitgehend aus: Zwar sei das 1st Amendment sakrosankt, das aber verpflichte US-Unternehmen keineswegs, den Rechtsextremen einen Zugang auch zu gewähren. Damit könnte sich ein Umschwung zugunsten stärkerer Selbstregulierung andeuten.

Die Sicherung der öffentlichen Ordnung orientiert sich an einer dem Presserecht vergleichbaren strafrechtlichen Verantwortung. So unterscheiden die einschlägigen deutschen Gesetze (Telemediengesetz und Telekommunikationsdienstegesetz) unter der Sammelkategorie „Internet Service Provider" drei Kategorien: die Access-, Network- und Content-Providern. Acces-Provider, die ausschließlich Zugang zum Netz gewähren, also z.B. Telefongesellschaften, sind frei von Verantwortung für die Inhalte. Gleiches gilt für Network-Provider, die den Datenverkehr im Internet nur weiterleiten. Hingegen sind Provider, die wie z.B. T-Online oder MSN *auch* Programme bereitstellen, verpflichtet, strafbare Inhalte, soweit sie ihnen zur Kenntnis gelangen und soweit es ihnen möglich ist, aus ihrem Angebot zu verbannen. Rundfunkstationen, Verlage oder auch Privatleute mit eigenen Homepages sind als Kommunikatoren für die ins Netz gestellten Informationen voll verantwortlich.[878] Ähnliche Unterscheidungen treffen andere nationale (US-amerikanische, britische, französische, schweizerische) Gesetze.

Tabelle 5-5: Prüfkriterien für die Multimediakontrolle

	autoritäre Regimente	*Liberale/ demokratische Staaten*	*Totalitäre Systeme*
Zugangskontrolle	Zugang reglementiert, teuer, staatliche Provider	Zugang frei, kostengünstig, private oder öffentlich-rechtliche Provider	Zugang extrem beschränkt, exorbitant teuer, staatliche Provider
Inhaltskontrolle	behördliche Überwachung der Kommunikatoren, Sperre missliebiger Sites	gerichtliche Nachkontrolle, Geheimdienstkontrolle zur Abwehr von Cyberkriminalität	behördliche Überwachung von Kommunikatoren und Rezipienten, Sperre missliebiger Sites

[878] Telemediengesetz vom 26.2.2007, in: http://www.gesetze-im-internet.de/tmg/. Telekommunikationsdienstegesetz vom 22.6.2004, in: http://www.gesetze-im-internet.de/tkg_2004/ (jeweils August 2012). Das Telemediengesetz ersetzte das Informations- und Kommunikationsdienste-Gesetz – IuKDG, BT-Drs. 13/7934 vom 11.06.1997.

Urheberrecht ist ein besonders *heikler Aspekt* des Computerrechts. Es wurzelt, wie ausgeführt wurde (vgl. Kap. 5.1.2), in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Privilegien und Patenten. Das erste moderne Urheberrecht wurde schon 1709 in Großbritannien erlassen. Die Einführung digitaler Techniken erweiterte die Probleme des Urheberrechts jedoch beträchtlich:

- Kopien sind vom Original nicht unterscheidbar.
- Kopien können leicht verändert werden.
- Und sie können ohne Aufwand weltweit in Umlauf gebracht werden.

Die daraus erwachsenen Probleme sind so komplex, dass sie hier nur angerissen werden können. Vor allem mussten die nationalen Urheberrechte angeglichen werden. Im anglo-amerikanischen Raum liegt der Akzent auf der Verwertung (die Gesetze sprechen bewusst von „Copyright", formal durch © angezeigt). Die kontinentaleuropäischen Gesetze betonen hingegen die Unveräußerlichkeit der Autoren-Rechte, also der geistigen Urheber. Allerdings ist dieser Gegensatz in der Praxis weniger deutlich. Auch hat schon seit einer ersten Übereinkunft, die 1886 in Bern getroffen wurde und daher „Berner Übereinkunft" heißt, sich das anglo-amerikanische und das kontinentaleuropäische Copyright- bzw. Urheberrecht allmählich angeglichen. In den verschiedenen revidierten „Berner Übereinkünften" – seit 1996 gilt die sechste – wurden die nationalen Rechte weiter harmonisiert.[879]

Zudem kollidieren im Urheberrecht öffentliche Ansprüche des Publikums auf ungehinderte Verbreitung der Ideen mit den privaten Ansprüchen der Urheber (wissenschaftliche und literarische Autoren, Komponisten, u.a. Künstler) Verwerter (Buch- und Presseverlage, Musik- und Filmunternehmen, etc.) auf kommerzielle Auswertung der „Software". Daher stellte sich seit der Einführung neuer Unterhaltungstechniken das Problem der Raubkopien immer dringlicher. Das Problem wurde schon durch die Einführung von Tonband-, Kassetten- und Videorecordern geschaffen, das WWW verstärkte es jedoch enorm. Die Bemühungen um eine „vernünftige" Interessenabwägung zwischen Nutzern, geistigen Urhebern und Verwertern operiert z.T. mit technischen Lösungen: sogenannten „digital rights management"-Systeme – d.h. elektronische Wasserzeichen, Urhebervermerke etc. Daneben wurden Unterscheidungen zwischen Intra- und Internet durch das neue bundesdeutsche Urheberrecht getroffen. Allerdings läuft eine Ausnahmeregelung für virtuelle Semesterapparate zum 31.12.2012 aus. Ihr zufolge durften thematisch mit der jeweiligen Veranstaltung verbundene Auszüge aus urheberrechtlich geschützten Werken in mäßigem Umfang und nur für Kursteilnehmer zugänglich ohne Zustimmung des Inhabers der Verwertungsrechte ins – passwortgeschützte – Intranet gestellt werden.[880]

---

[879] Lewinski, S.v./ Gaster, J.L.: Konferenz WIPO 1996, in: ZUM, 41/1997, Nr. 8/9, S. 607-625.

[880] Burnett, R./ Marshall, P.D.: Web Theory, S. 136-151. oll.: Entscheidung über neues Urheberrecht, in: FAZ 8.4.2003, Nr. 83, S. 8. Gesetz über Urheberrecht und verwandte Schutzrechte in der Fassung vom

Der Streit um die Urheber- und Verwertungsrechte ist in den letzten Jahren weiter eskaliert. Da das Internet eine weltweite Kommunikationsplattform bietet, sind die Fragen längst nicht mehr im Rahmen nationaler Alleingänge regelbar. *De facto* steht heute das (ökonomische) Verwertungsrecht (= Copyright) im Vordergrund. Auch hat sich überall die gleiche Trias von Interessengruppen ineinander verbissen:

- die Nutzer, die möglichst alles kostenfrei „downloaden" wollen;
- die Verwerter, die am medialen Kulturgut hauptsächlich ein kommerzielles Interesse haben und daher grundsätzlich jeder Liberalisierung des Rechts skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen;
- die geistigen Urheber, die entweder als freie Künstler (Musiker, Filmschaffende, Autoren etc.) davon leben müssen und daher auf Entgelte drängen, oder die primär an Aufmerksamkeit (der Zuhörer, Zuschauer, Leser) interessiert sind und dann eher die Partei der Internet-Piraten ergreifen.

Es kann an dieser Stelle nicht gelingen, einen Streit, der hochemotional und um harte Interessen geführt wird in seinen Details nachzuzeichnen. Er ist in den letzten Monaten nochmals eskaliert, als das ACTA-Abkommen (Anti-Counterfeiting Trade Agreement = internationales Handelsabkommen gegen Produktpiraterie) an der Wende 2011/12 vor der Unterschrift stand. Zwei Tage Demonstrationen im Frühjahr 2012 genügten, damit Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger den Vertragsentwurf zur nochmaligen Überprüfung zurückzog, obwohl ihr Ministerium an ihm mitgewirkt hatte. Die Angst vor der Empörungsmaschine Internet, zu deren (nicht unverschuldete) Opfer Unternehmen wie Nestlé (2010), Politiker wie „ZensUrsula" von der Leyen (2009), zu Guttenberg und andere Plagiatoren (2011) geworden waren, mag dabei eine Rolle gespielt haben. Die Internet-Aktivisten befürchteten Zensur, Provider würden zu Hilfssheriffs der Verwerter. Doch betrafen die Internetrelevanten Bestimmungen nur einen kleinen Teil des Handelsabkommens, die Mehrzahl der Bestimmungen regelt Produkt- und Markenpiraterie. Auch hat der EUGH inzwischen eine wichtige Grenze gezogen.[881] In den USA, Frankreich und anderen Ländern passierte ähnliches. In den USA stand der SOPA (Stop Online Piracy Act) neben dem ACTA-Abkommen im Zentrum des Streits. In Frankreich wurde eine neue Behörde eingerichtet, die HADOPI.[882] Sie soll Urheberrechtsverletzungen im Internet in einem Dreistufenverfahren verhindern: zuerst wird eine Verwarnung per E-Mail ausgesprochen, dann als Einschreiben,

22.12.2011, in: http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/urhg/gesamt.pdf (August 2012). Zur Fristverlängerung vgl. BGBl I Nr. 56 vom 10. Dezember 2008, S. 2349.

881 Entscheidung des EUGH gegen die belgische Verwertungsgesellschaft „Sabam", die die sozialen Netzwerke dazu verpflichten wollte, mit Filtern Urheberrechtsverletzungen zu verhindern. EUGH, Entscheidung vom 16.2.2012, AZ C-360/10. Im Internet unter: http://medien-internet-und-recht.de/volltext.php?mir_dok_id=2389 (August 2012).

882 Haute Autorité pour la diffusion des oeuvres et la protection des droits sur l'Internet.

nach drittem festgestelltem Vergehen wird ein Gerichtsverfahren eingeleitet.[883] Wann, in welcher Form und zu welchen Teilen das ACTA-Abkommen in Kraft treten wird, ist derzeit offen. Dass zumindest die Bestandteile, mit denen die Marken- und Produktpiraterie eingeschränkt werden soll, Geltung erlangen wird, dürfte hingegen sicher sein.

Auch der Datenschutz ist kein völlig neues Thema, sondern reicht medienhistorisch schon einige Jahrzehnte zurück. In den europäischen Staaten wurden schon in den 1960er Jahren Datenschutzgesetze und -bestimmungen erlassen, in den USA 1974 der „Freedom of Information Act". Die europäischen Staaten handhabten den Datenschutz weit restriktiver als die USA. Die Datenschutzrichtlinie der EU von 1997 sollte die nationalen Datenschutzbestimmungen in den Mitgliedsländern harmonisieren und die Vertraulichkeit und Sicherheit der Datenkommunikation gewährleisten. Die Verarbeitung personenbezogener Daten solle sich auf „erforderliches Mindestmaß" beschränken.[884] Doch das Hauptproblem des Datenschutzes, der sorglose Umgang der Bevölkerung mit den eigenen personenbezogenen Daten, verhindern die Vorschriften der Gesetzgeber nicht.

Zwar darf auch das Recht auf Vergessen als Persönlichkeitsrecht gelten, private Konzerne scheinen als Big Brother aber am längeren Hebel zu sitzen. Der Zwang zur Zustimmung auf persönlichen Rechteverzicht bei der Benutzung bestimmter Apps gilt für viele Smartphones. So verlangt der Ortungsdienst Foursquare Zustimmung zur Möglichkeit des Programmanbieters, Kontakt- und Logdaten auszulesen, den Inhalt des USB-Speichers ändern oder löschen zu dürfen und Benutzerkonten abrufen zu dürfen.[885] Darum werden daher erweiterte „Bill of rights" für das Internetzeitalter diskutiert, z.B. die Vorschrift „do not track". Das wiederum ist angesichts vieler Programme, die via Smartphones eine sogenannte „augmented reality" (wörtlich: verbesserte Wirklichkeit) vermitteln wollen, realitätsfern. Denn wenn diese Programme nützliche Zusatzinformationen zur Umgebung, in der sich die Nutzer gerade befinden (Hotels, Sehenswürdigkeiten, Parkmöglichkeiten, Kinos und was auch immer), bieten wollen, setzen sie Ortungsprogramme voraus.

Wenngleich die Datenschutzproblematik durch private „Datenkraken" wie Facebook oder Google besonders virulent ist, so blieb der Staat als Großer Bruder auch nicht untätig: Die nationalen und supranationalen Anstrengungen zur

---

883 LOI n° 2009-669 du 12 juin 2009 favorisant la diffusion et la protection de la création sur internet, in: http://www.legifrance.gouv.fr/affichTexte.do?cidTexte=JORFTEXT000020735432&categorieLien=id (August 2012).

884 Vgl. http://www.foia.gov (August 2012). Die EU-Datenschutzrichtlinie (Nr. 95/46/EG) unter http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:31995L0046:DE:HTML und die Datenschutzrichtlinie für elektronische Kommunikation (Nr. 2002/58/EG) unter http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:32002L0058:DE:HTML (August 2012).

885 Lindner, R./ Heeg, T.: Minispion in der Hosentasche, in: FAZ 24.2.2012, Nr. 47, S. 20.

Stärkung des Kampfes gegen die Cyber-Kriminalität nahmen in den letzten Jahren unter dem Eindruck von Hackerangriffen deutlich. Auf internationalen Konferenzen wurden Abstimmungsfragen des gemeinsamen Kampfes gegen Kriminalität und Terrorismus diskutiert. Die EU hat wiederholt aktualisierte Übereinkommen erlassen.[886]

Das „Verbrechensbekämpfungsgesetz" von 1994 erlaubte Telekommunikationsüberwachung im großen Stil.[887] Beim deutschen Innenminister wurde eine Task-Force aus Mitgliedern des BKA und des Bundesamts für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) gegründet. In Großbritannien wurden mit dem „Telecommunications Reform Act" (1996) und dem „Regulation of Investigatory Powers Act" (2000) die polizeilichen Befugnisse, Websites und E-Mail-Kommunikation zu überwachen, ausgedehnt. In exzessiver Weise scheint ein Geheimdienst der USA, die „National Security Agency" (NSA), dies schon seit den frühen 1990er Jahren zu praktizieren – nicht erst seit dem 11. September 2001. Allerdings sind die öffentlichen Mutmaßungen über Umfang und Zielrichtung wenig präzise. Und die Erfolge – z.B. im Kampf gegen den Terrorismus – müssen als ambivalent betrachtet werden: Einerseits gelangen spektakuläre Fahndungserfolge, andererseits konnten der 11. September und weitere Terroranschläge nicht verhindert werden. Wie viele jedoch durch die Überwachung unterbunden wurden, bleibt offen. Laut Bericht des parlamentarischen Kontrollgremiums für die Geheimdienste waren 2009 6,8 Mio. und 2010 schon 37 Mio. E-Mails und Datenverbindungen überwacht worden. Das hatte 2010 aber nur zu 213 geheimdienstlich oder kriminalistisch verwertbaren Hinweisen geführt. Eli Pariser behauptet in seinem Buch „Filter Bubble", dass die vollständige Kontrolle des Internet-Verkehrs durch die NSA bislang nur daran gescheitert sei, dass ein E-Kraftwerk noch nicht gebaut worden sei, das den Energiebedarf des geplanten gigantisch-großen Rechenzentrums decken könne.[888]

Unter anderem wegen ungeklärter Vor- und Nachteile weigerte sich die Bundesjustizministerien Leutheusser-Schnarrenberger, die EU-Richtlinie zur Vorratsdatenspeicherung von Telekommunikationsverbindungen in geltendes Recht umzusetzen. Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich hielt mit Argumenten der Strafverfolgung eine Umsetzung für geboten. 2006/7 zierte das Konterfei seines Vorgängers Wolfgang Schäuble, zu Zeiten der großen Koalition Bundesinnenminister, mit der Unterschrift „STASI 2.0" in vielen Städten den öffentlichen Raum als Aktivisten-Emblem der Protestbewegung.[889]

---

886 Scheuer, A./ Strothmann, P.: Europäisches Medienrecht, in: MMR, 4/2001, Nr. 9, S. 578.

887 Das Gesetz galt bis 2006. Das Bundesverfassungsgericht hatte es in Teilen für unvereinbar mit dem Grundgesetz erklärt: BVerfG Pressemitteilung Nr. 74 vom 14.7.1999, in: http://www.bundesverfassungsgericht.de/pressemitteilungen/verbrech.html (August 2012).

888 Brössler, D.: Bombiges Chaos, in: SZ, 27.2.2012, Nr. 48, S. 5. Pariser, E.: filter bubble, S. 19.

889 Es ist eine sogenannte Street-Art Schablone. Entworfen von dem Informatiker Dirk Adler steht sie im Download unter: http://www.dataloo.de/wp-content/uploads/stasi20-schablone.pdf (August 2012).

Abbildung 5-6: Schablone Stasi 2.0

Zwischen 2008 und 2010 hatte ein „Gesetz zur Neuregelung der Telekommunikationsüberwachung“ die Datenspeicherung geregelt, dagegen klagten 2007/8 jedoch Politiker verschiedener Parteien, u.a. Leutheusser-Schnarrenberger – damals als einfache Abgeordnete. Die Kläger erhielten vor dem Bundesverfassungsgericht 2010 Recht. Derzeit ist die Frage ungeklärt: Die EU-Kommission hat Ende Mai 2012 die Bundesrepublik Deutschland wegen Nichtumsetzung vor dem EUGH verklagt.

Die kommunikationspolitischen Auseinandersetzungen – insbesondere „Zens-Ursula“ und Vorratsdatenspeicherung – haben maßgeblich zum Aufstieg einer neuen Partei, der „Piraten“, beigetragen. Besonderen Zulauf haben sie neben Deutschland in Schweden. Ob sie eine vorübergehende oder dauerhafte Erscheinung sind, muss sich noch erweisen. Vordergründig schließen sie an die Hacker-Regel „Information soll frei sein“ an. Bestimmte Regulatorien wie die Themenfindung über das Abstimmungstool „liquid democracy“ mögen unabhängig von der Dauerhaftigkeit des Erfolgs der „Piraten“ die repräsentative Demokratie verändern. Ob sie die „repräsentative Demokratie 2.0“ erzeugen, wird sich ebenfalls noch zeigen müssen.

Social Software-Tools wie „liquid democracy“ zeigen die Veränderungen an, denen Kommunikation und Entscheidungsfindung derzeit unterworfen sind. Die Konsensfindung ist zwar nicht bindend, aber bislang wurde in der Partei keine Entscheidung gegen das Votum der Basis getroffen. Die aufsteigende Stimmrechtsübertragung über Themendelegation, Themenbereichsdelegation und Globaldelegation, mit der einzelne Parteimitglieder anderen Parteigenossen temporär, teilweise oder vollständig ihr Stimmrecht übertragen, zeigt jedoch an, dass auch im digitalen Zeitalter Kompetenzen unterschiedlich verteilt sind und Einflussnahme delegiert werden kann und muss.

6 Zusammenfassende und weiterführende Betrachtungen

Ein Buch ist ein Buch und kein Hypertext. Der wesentliche Unterschied besteht in der Folge der Argumente. Während im Buch die Leserschaft dem Gedankengang des Autors zumeist linear folgen sollte, kann in einer Hypertextdarstellung jederzeit an jeder Sprungstelle ein anderer Lektürefortgang gewählt werden. Dass beides Vor- und Nachteile hat, bedarf keiner detaillierten Erläuterung. Aus dem Nachteil der linearen Erzählung kann jedoch das Beste gemacht werden – dazu dienen Schlusskapitel.

In der Mediengeschichte musste sich zwangsläufig die Darstellung der einzelnen Medien verselbständigen. Wenngleich immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass dieses oder jenes schon in ähnlicher oder abgewandelter Form bei älteren Medien zu beobachten war, konnte die Einzelfalldarstellung doch nicht durchbrochen werden. Im Zusammenhang sollen nun

- *die Ursachen der Ausdifferenzierung neuer Medien*
- *sowie die Wirkungen und Folgen der Mediengeschichte diskutiert werden.*

Dabei interpretiert Abschnitt 6.1 die Ergebnisse der Mediengeschichte evolutions- und diffusionstheoretisch. Evolutionstheoretisch heißt in abstrakterem Verständnis, die Medienentwicklung im kulturellen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen Kontext zu betrachten. Oder anders: die Medien in Beziehung zu ihrer (systemischen) Umwelt zu setzen. Diffusionstheoretisch heißt, nochmals die Phasen der Medienentwicklung zu rekapitulieren und deren übergreifende Gemeinsamkeiten herauszustellen.

Der abschließende Abschnitt 6.2 hingegen führt über den Gegenstand hinaus und liefert weniger gesicherte Ergebnisse als Thesen, die zum Nachdenken anregen sollen. Von besonderer Bedeutung für ein Resümee der Mediengeschichte sind dabei die Medienwirkungen. Da das Thema jedoch schon für die Gegenwart ungewöhnlich komplex und umstritten ist, zieht der Abschnitt kein Resümee, sondern versucht sich in Anmerkungen zu mehrerlei Wirkungen: zu den Folgen für Wissen und Einstellungen, den Effekten auf das Verhalten der Menschen und den Auswirkungen auf die Gesellschaft. Manche der Wirkungen sind dabei Wirkungen der Medieninhalte, andere sind Wirkungen der Medien selbst. Nicht zuletzt diese Wirkungen sind selbstreferentiell:

- *Medien, das ist die Quintessenz dieser Mediengeschichte, entfalten vor allem eine Wirkung auf Medien.*

6.1 Ursachen der Ausdifferenzierung der neuen Medien

Ursachenforschung ist ein komplexes Geschäft. Mediengeschichte – als Teil der allgemeineren Kulturgeschichte – lässt sich nicht monokausal erklären. Mögen

einzelne Faktoren noch so wichtig erscheinen, gebündelt führen sie in der Regel zu nicht vorhersehbaren Ergebnissen. Ohne Zweifel folgen die Geschichte und das Leben überraschenden Wendungen. Auch die Mediengeschichte kann nicht vollständig erklärt, sondern allenfalls in den Grundzügen verstanden werden. Wir leben in einer nicht-deterministischen Welt.

Früheres wird häufig für die Ursache des Späteren gehalten. *Ex post* sind Historiker nicht selten abgeneigt, Zwangsläufigkeiten überzubewerten. Die Offenheit und Kontingenz der nicht realisierten Alternativen wird unterschätzt. Dabei zeigt die Geschichte an einer Fülle von Beispielen: Früheres muss nicht *diese eine konkrete* Folge haben. Nur eines können wir ausschließen: Späteres sei die Ursache des Früheren, Zeitreisen funktionieren nicht.

Ein narratives Grundproblem der Geschichtsschreibung stellt sich: Beschränkt man sich auf die reine Beschreibung dessen, „wie es gewesen ist" (Leopold Ranke), oder sucht man nach Erklärungen? Wenn ja, stellt sich mit der Frage nach dem Anfang aller Ursachen gleich ein neues Problem: Je weiter die Faktoren auch zurück verfolgt werden mögen, immer muss man auf frühere stoßen. Ursachen sind zugleich Folgen früherer Ursachen. Aus pragmatischen Gründen musste diese Mediengeschichte jedoch zu einem Zeitpunkt einsetzen – ich wählte Gutenbergs Erfindung.

Nachfolgend sollen die Gemeinsamkeiten der Entwicklung *neuer* Medien von Gutenberg bis in die Gegenwart herausgearbeitet werden. Zwar wiederholt die Geschichte nie die konkreten Ereignisse, vergleichbare Ausgangsbedingungen haben aber nicht selten ähnliche Konsequenzen. Das könnte man als „Gesetzmäßigkeiten" bezeichnen. Allerdings weckt der Begriff die Assoziation von Naturgesetzen. Die evolutionären Regeln, die im Folgenden in zwei Schritten beschrieben werden sollen, sind jedoch weit davon entfernt, Gesetze zu sein:

- In evolutionstheoretisch-systematischer Hinsicht soll die Medienentwicklung als zirkuläre Prozesse
- und in chronologisch-diffusionstheoretischer Hinsicht sollen deren Phasen betrachtet werden.

6.1.1 Das evolutionstheoretische Modell: Mediendifferenzierung als zirkulärer Prozess

Das Mediensystem der Mitte des 15. Jahrhunderts lässt sich kaum mit dem der Gegenwart vergleichbaren. Neben den primären Proto-Medien (Sprache, Gestik, Mimik) gab es nur die sekundären Basis-Medien (Schrift und Bild). Die dritte Stufe, die der Verbreitungs-Medien, zündete erst mit Gutenberg. Gleiches gilt für die Öffentlichkeitsstufen: Die Encounter- und die Arenenöffentlichkeit dominierten. Eine moderne Medien-Öffentlichkeit konnte es noch nicht geben, sie trat erstmalig mit der Reformation in Erscheinung. So sollen die Betrachtungen

zur Ausdifferenzierung der Medien mit dem Epochenwechsel vom Späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit beginnen.

Epochenwechsel sind Konstrukte menschlicher Erinnerung: Schon den Zeitgenossen fallen Brüche und revolutionäre Umwälzungen auf, wenngleich Epochen erst mit größerer zeitlicher Verzögerung als Sinneinheiten erkannt werden.[890] Epochenbildungen sind gedankliche Konstrukte; sie zeigen die Unterschiede im Vergleichbaren und vergleichen die Unterschiede. Je stärker sich die Differenz zur vorhergehenden Epoche in den Vordergrund spielt, je gewichtiger die Brüche und Umwälzungen erscheinen, desto mehr geraten die Kontinuitäten über den Epochenwechsel hinweg aus dem Blick. So wurde eine massenmediale Öffentlichkeit von den Kopisten und Schreibern des handschriftlichen Zeitalters schon in Ansätzen hergestellt. Darum wurde in Kapitel 2.1.1 betont, dass die Gutenbergsche Erfindung keineswegs nur den Neubeginn markierte. Mit Fug und Recht kann in der Erfindung auch der Höhepunkt einer im Hochmittelalter einsetzenden Tendenz zur Schriftkultur gesehen werden. Der Beginn dieser Mediengeschichte war also zugleich Klimax und Ende einer Entwicklung. Es schloss sich der Kreis, um sich auf höher geschraubtem Niveau weiter zu drehen. Das ist eine allgemeine historische Erfahrung:

- Anfang und Ende sind nie absolut, immer gibt es Stränge der Kontinuität. Das Neue wiederholt nie das Alte, so ähnlich vieles auch erscheint.
- In der sozialen Geschichte – in unserer nichtdeterministischen Welt – greifen viele Räder ineinander. Die *eine* Ursache aller Ursachen ist nicht feststellbar.

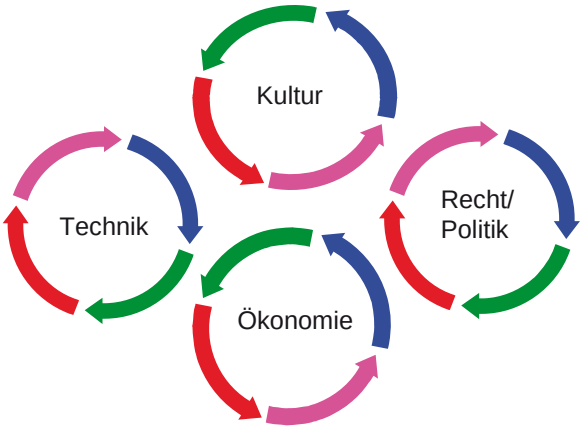
Die beliebteste aller monokausalen Argumentationen hält allen Wandel für technisch bedingt. Wenn ein einzelner Faktor von ausschlaggebender Bedeutung für den Wandel sein kann, dann allenfalls das Argument mit den gesellschaftlichen Notwendigkeiten. Das jedoch ersetzt nicht ein monokausales Argument (Technikdeterminismus) durch ein anderes (sozialer Determinismus). Denn die Formatierung neuer Kulturtechniken an die Bedürfnisse der Gesellschaft bündelt eine Reihe von Faktoren. Zudem sind die gesellschaftlichen Bedürfnisse nicht *die* Ursache aller Ursachen, sondern prägen v.a. die Transformation der Kulturtechniken in bestimmten Phasen.[891] Welche Faktoren müssen nun ineinander greifen, um die Medienentstehung und -ausdifferenzierung anzutreiben? Der Vereinfachung halber sollen vier kreislaufähnliche, systemische Prozesse untersucht werden:

---

[890] Koselleck, R.: Vergangene Zukunft, S. 300-348.

[891] Vielleicht hängt das damit zusammen, dass sich technische Defizite und Chancen klar benennen lassen. Das könnte retrospektiv die Aufmerksamkeit mancher technikdeterministischen Medienwissenschaftler erklären. In kritischer Auseinandersetzung mit dem Technikdeterminismus: Winston, B.: Media, S. 1-15. Hickethier, K.: medientechnisches Apriori, in: Behmer, M./ Krotz, F./ Stöber, R./ Winter, C. (Hg.): Medienentwicklung, S. 39-52. Vgl. Braudel, F.: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts, Bd. 1, S. 468-474 und Bd. 3, S. 603-612, 633-638.

Abbildung 6-1: Zirkuläre Prozesse der Medienentwicklung



Die Systeme Technik, Kultur, Politik/ Recht und Ökonomie greifen dabei ineinander und erzeugen so ein Modell gesellschaftlicher Gesamtverfassung, das von einem Teil der (systemtheoretisch argumentierenden) Literatur als selbsterhaltend (autopoietisch) interpretiert wird. Bei genauerem Hinsehen kann historischer Wandel jedoch keine Autopoiese erzeugen: Immer ist Zeit vergangen, das System entwickelte sich weiter, die Beteiligten haben Erfahrungen gesammelt und die Entwicklung hat ein anderes Niveau erreicht. Kurzum: Medialer und sozialer Wandel reproduziert einerseits das Alte, schafft aber auch ständig das Neue.[892] Nur warum?

- Gesellschaftliche wie mediale Veränderungen folgen häufig den Bedürfnissen.

Unzufriedenheiten lassen sich mehr oder minder deutlich artikulieren. Dabei stehen sich stets Befürworter und Warner gegenüber, da es immer Profiteure und Geschädigte des Wandels gibt. In den Diskussionen über das Für und Wider von Reformen klärt sich, ob und welche Funktionen und Nutzen einer neuen Kulturtechnik zugewiesen werden können. An die allgemeineren, kulturellen Diskussionen schließen sich Diskurse an, die ein erheblich größeres Maß an Verbindlichkeit aufweisen und in Normierungen münden. Mit (gesetzlichen) Regelungen wird jedoch nicht nur etwas erreicht, sondern zugleich auch zemen-

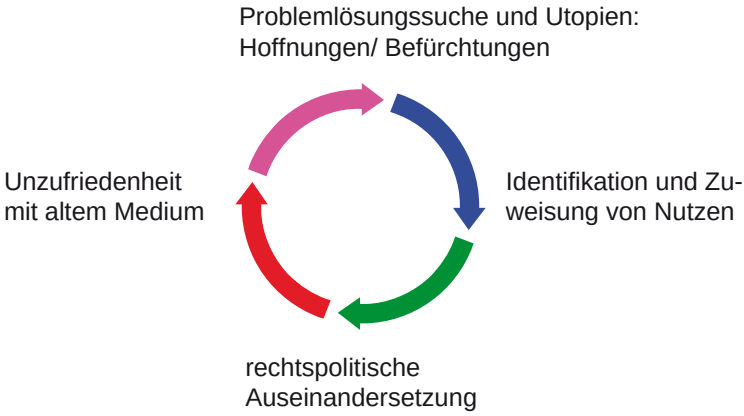
[892] Luhmann zufolge habe Humberto Maturana, der Erfinder des Konzepts der Autopoiese, zunächst von zirkulären Strukturen gesprochen. Dieser zurückhaltende Begriff ist m.E. besser geeignet, die selbstbezüglichen Prozesse zu beschreiben. Vgl. Luhmann, N.: Einführung in die Systemtheorie, S. 110. Die hier gewählten vier idealtypischen Prozesse drängen sich quasi von selbst auf. Vermutlich unabhängig von der Erstfassung dieser Mediengeschichte hat Bauer die gleichen Rahmenbedingungen angesprochen. Vgl. Bauer, R. : Gescheiterte Innovationen, S. 46f.

tiert. Da die Zeit aber nicht stillsteht, erwächst aus schleichenden Veränderungen das erneute Bedürfnis nach Veränderung – der Kreislauf beginnt von vorne.

Man kann diesen Prozess nicht mit gleichbleibender Deutlichkeit für alle Medien nachweisen, es gibt jedoch Indizien für die Presse und alle späteren neue Medien. Dabei ist unwichtig, ob Gutenberg den Bedarf an vervielfältigter Schriftlichkeit, der von kirchlichen und weltlichen Verwaltungen, Kaufleuten und Universitäten ausging, vollständig kannte und richtig einschätzte. Ebenso irrelvant ist, ob er eine Ahnung davon gehabt haben mag, was aus seiner Erfindung kulturtechnisch folgen mochte. Es reicht hin, dass er ein gesellschaftliches Bedürfnis erkannte und einen Markt für seine Erfindung prognostizierte. Ähnliches gilt für alle, die seither Beiträge zur Medienentwicklung leisteten: Es genügt, wenn Techniker, Kulturschaffende, Ökonomen etc. Bedürfnisse erkannten, nach Abhilfen suchten und solche (er-)fanden.

Unzufriedenheiten und Veränderungswünsche sind häufig viel zu unspezifisch, als dass eine konkrete Problemlösung ins Auge gefasst sein könnte. Eher werden allgemeine Zielvorstellungen (positive wie negative) formuliert. In den folgenden Diskussionen präzisierten sie sich, je weiter die Medienentwicklung gediehen war. Konkretere Hoffnungen und Befürchtungen konnten mit den Medien erst verbunden werden, wenn sie sich zumindest als neue Kommunikationsmittel abzeichneten.

Abbildung 6-2: Der kulturelle Diskurs über Medien



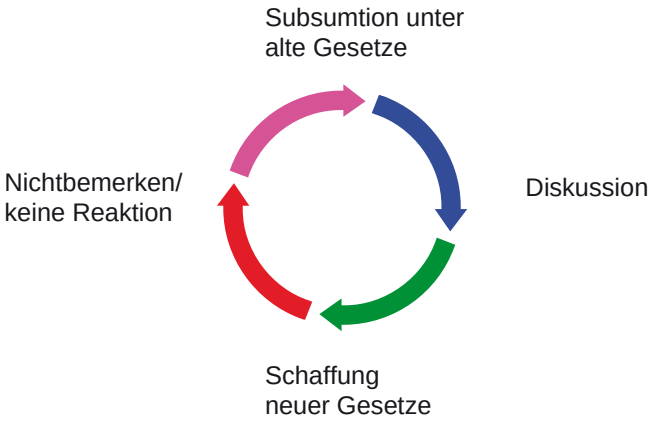
Vielleicht äußerten sich im Diskurs über neue Medien deshalb so oft große Hoffnungen, weil die Menschen instinktiv unterstellen, dass Kommunikationsstörungen die Ursache aller Missverständnisse und häufig das Kernproblem vieler Fehlentwicklungen sind. Im Umkehrschluss, so könnte gemutmaßt wer-

den, erhofften sie sich von dem jeweils neuen Medium bessere Informationen, die „Wahrheit“ und Verständigung. Damit, so hofften sie, wäre möglichen Kommunikationsproblemen – und allem, was darauf aufbaut – im Vorhinein zu begegnen. Die Dystopisten, so ließe sich weiter zuspitzen, unterstellten *per se* die Missbrauchsmöglichkeit jeder neuen Kulturtechnik.

Die Diskussionen wurden umso konkreter, je deutlicher der Zusatznutzen den Menschen begreiflich wurde. Damit löste die Kulturkritik über Sinn und Zweck der neuen Medien den konkretesten Diskurs aus, welchen die Gesellschaft kennt: den rechtspolitischen. Der Rechts-Diskurs kann in eine höchst abstrakte und universale Geltung beanspruchende Diskussion münden: den Diskurs über den Wert der Freiheiten an sich, doch:

- Die erste kommunikationspolitische Reaktion auf neue Medien war immer eine „Sendepause“. Denn anfangs wussten weder Gesellschaft noch Politik, was sich an Neuem entwickelte.

Abbildung 6-3: Politisch-legislative Reaktionen auf neue Medien



Nach Gutenbergs Erfindung dauerte es mehr als vierzig Jahre, also anderthalb Generationen, bis die ersten speziellen Bestimmungen für das neue Medium erlassen wurden. Das erste deutsche Spezialgesetz zum Film wurde schon 25 Jahre nach der Erfindung verabschiedet. Zwischen dem Anschluss Deutschlands an das Internet und der Verabschiedung des Mediendienste-Staatsvertrags sowie des IuK-Dienste-Gesetzes vergingen gerade acht Jahre. Dies scheint für eine Beschleunigung der Reaktionszeiten zu sprechen, die Sachlage ist jedoch komplexer. Denn erstens dauerte es bei den telegrafischen Medien und dem Rundfunk erheblich länger: Das Reichstelegrafengesetz datiert ca. 50 Jahre nach dem Bau erster elektrischer Telegrafenlinien, erste Rundfunkgesetze (nicht

-ordnungen) wurden nach dem Zweiten Weltkrieg verabschiedet, mehr als dreißig Jahre nach Programmstart. Und zweitens lassen sich die gesetzgeberischen Reaktionen in den übrigen Staaten nicht in ein einfaches Raster pressen – die internationale Entwicklung verlief zu unterschiedlich.

Nun kamen Spezialgesetze nicht aus dem Nichts. Sie wurden durch Diskussionen über Für und Wider vorbereitet. Die Obrigkeiten füllten die Regelungslücke in der Zwischenzeit mit der Anwendung älteren Rechts. Die Berichte aus dem 15. Jahrhundert, die nach der Durchsicht jedes einzelnen Druckexemplars verwundert feststellten, in keinem der Exemplare seien auch nur die kleinsten Abweichungen festzustellen, sind einerseits Kuriosa, die auf mangelnde Vertrautheit der Zensoren hindeuten. Andererseits zeigen sie, dass die religiöse Zensur die gedruckten Bücher zunächst analog zu Abschriften behandelte.

Schon das älteste (Massen-)Medienrecht fußte mithin auf antiken und mittelalterlichen Vorläufern: Das gilt für die religiös begründete Zensur, das gilt für Privilegien und Monopolrechte, das gilt für Strafordnungen. Selbst die in der Frühen Neuzeit besonders wichtige Zensurbegründung, die Aufsicht solle Konflikte mit auswärtigen Staaten verhindern, lässt sich im Kern auf die Landfriedensordnungen des Mittelalters zurückführen. Gleiches gilt für die in der Frühen Neuzeit immer breiter werdende Diskussion der Menschenrechte, die in der amerikanischen und französischen Doppelrevolution ihren ersten Höhepunkt erreichte. Auch deren Vorläufer sind auf soziale Konflikte des Mittelalters zurückzuführen. Somit verweist der Rechtsdiskurs an der Wende zur Neuzeit paradigmatisch über die Epochengrenze hinweg.

Mag die medienrechtliche Subsumtion im 15. Jahrhundert zumindest in Teilen noch der Unwissenheit geschuldet gewesen sein, so wurde sie bei den neueren Medien bewusst zur Regel. Die staatliche Kontrolle elektrischer Telegrafen orientierte sich an derjenigen der optischen. Das Telefon wurde anfänglich selbstredend als Telegrafie begriffen, der Rundfunk zunächst in die Rechtsordnung der drahtlosen Telegrafie gestellt. Die Filmzensur orientierte sich in Preußen am Allgemeinen Landrecht von 1794. In vergleichbarer Weise übten die Ortspolizeibehörden in allen Industriestaaten ihre Zensurbefugnisse zunächst nach den Maßgaben der öffentlichen Sicherheit und Ordnung aus. Für inhaltlich bedingte Vergehen im Cyberspace orientierten sich die Staatsanwaltschaften wie selbstverständlich am allgemeinen Strafrecht. Die Beispiele ließen sich fortführen. Wiederholt wurde auf die Inklusion älterer Medien in neuere hingewiesen, „Multimedia“ treibt den medialen Zusammenschluss auf die (vorläufige) Spitze. Die Entwicklung des Medienrechts ähnelt daher einem Zwiebelmodell.

- Jedes Spezialgesetz eines älteren *neuen* Mediums diente als Blaupause für spätere neue Mediengesetze.

Je häufiger allgemeine Probleme schon gelöst waren, desto geringer wurde (theoretisch) die Zahl spezieller Fragen, die noch ausformuliert werden mussten. Vom allgemeinen Rahmen, der sich in den Menschen- und Bürgerrechtskatalo-

gen moderner Verfassungen spiegelt, bis zu den konkreten Bestimmungen, die in Straf- und Zivilgesetzbüchern geregelt sind, hat sich mit der Zeit ein verbindlicher Rahmen herausgebildet, innerhalb dessen die neueren Medien agieren müssen. Regelungsinstrumente, die sich in einem älteren Medium bewährt hatten, konnten auf neuere übertragen werden. Als klassisches Beispiel gilt die strafrechtliche Verantwortung, die im 19. Jahrhundert in Kontinentaleuropa für die Presse „erfunden" und im 20. und 21. zunächst auf den Rundfunk und sodann auf Multimedia übertragen wurde. Man könnte also schlussfolgern, für jedes neuere Medium blieb immer weniger Regelungsbedarf übrig. Dass dennoch die Spezialgesetze immer länger wurden und zudem in – mehr oder minder – kürzeren Abständen die Schleusen der Gesetzgebung passierten, illustriert die auch in anderen gesellschaftspolitischen Feldern beobachtbare detailversessene Regelungswut. Ein gutes Beispiel geben die Deregulierungen im Telekommunikations- und Rundfunkbereich seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. In beiden Themenfeldern führte in den meisten westlichen Staaten die (ökonomische) Liberalisierung nicht zu weniger und kürzeren, sondern zu mehr und längeren Gesetzen und Verordnungen. Die Kommunikationspolitik wies – wie jede Gesetzgebung – dabei

- willkürliche und zwangsläufige Elemente auf.

Einerseits wurden bestimmte Grundregeln arbiträr gesetzt. Ob sich eine Gesellschaft für die autoritäre, totalitäre oder demokratische Regelung der Medien entschied, war mehr oder minder in die Willkür des Gesetzgebers gestellt. D.h., kommunikationspolitische Bevormundung und Unterdrückung variierten je nach Ideologie. In einer Welt, die von der Einheit und Unteilbarkeit des wahren Glaubens ausging, wie z.B. im vorreformatorischen Europa, musste die religiöse Zensur (in der Theorie) genauso rigide ausfallen, wie in einer totalitären Weltanschauungsdiktatur des 20. Jahrhunderts die politische. Damals wurden die Schriften der Ketzer verbrannt, nach 1933 die der Juden, Marxisten und sonstigen „Feinde". Doch auch die Entscheidung für oder gegen Demokratie und Menschenrechte im Allgemeinen, sowie Presse- und Medienfreiheit im Besonderen ist eine bewusste und somit partiell arbiträre Festlegung.

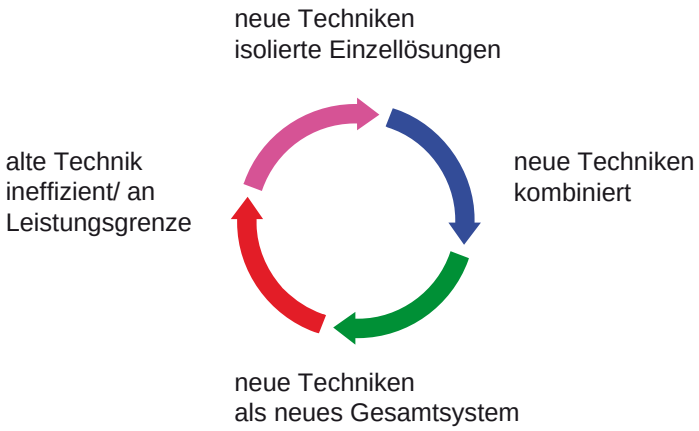
Die Bewertung der Medien als demeritorische (schädliche) Güter in autoritären Systemen oder meritorische (nützliche) in Demokratien ist direkte Folge dieser Entscheidung. Diktaturen wollten sich hingegen nicht recht festlegen: Zwar galten ihnen Medien als „Führungsmittel" oder „Transmissionsriemen" und wurden mithin zu meritorischen Gütern erklärt und entsprechend gefördert. Die Aushöhlung des Informations- und Meinungsmonopols war allerdings unerwünscht, es existierten somit auch demeritorische Aspekte.

Das war jedoch Folge der Umstände – die Kommunikationspolitik musste immer auf Veränderungen reagieren. Der Subsumtion bzw. Spezialgesetzgebung an sich haftet daher zumeist ein gut Teil Zwangsläufigkeit an. Schon am Bedeutungsverlust der religiösen Zensur lässt sich dies ablesen: Da sich die frühneu-

zeitlichen Gesellschaften nicht mehr wie die des europäischen Mittelalters über die Einheit des Glaubens definierten, musste der Gesetzgeber auf entsprechende Regelungen stillschweigend oder ausdrücklich verzichten, um das gesellschaftspolitische Konfliktpotenzial zu reduzieren. Hätte er auf religiöser Repressivzensur bestanden, wäre die gesellschaftliche Einheit zerbrochen.[893]

Noch stärker fallen Regelmäßigkeiten ins Auge, wenn die nächsten beiden Aspekte betrachtet werden: Gerade wegen ökonomischer Zwänge und technischer Fortentwicklungen sahen sich die Gesetzgeber immer wieder gezwungen, auf Neuerungen zu reagieren. Der Druck war besonders deutlich, wenn die Ursache außerhalb des eigenen Gesellschaftssystems zu verorten war. Als sehr gegensätzliche Beispiele kann auf die Rundfunkabhörverbote im NS-Deutschland sowie die Deregulierung von Rundfunk und Telekommunikation seit den 1970er Jahren verwiesen werden: Hitler und Goebbels mussten auf BBC und Radio Moskau reagieren, um das NS-System zu stabilisieren. Die verschiedenen nationalen Rundfunk- und Telekommunikationsordnungen in Europa öffneten sich nicht zuletzt aufgrund der aus dem Ausland einstrahlenden Sendungen. Zudem schritt die Technik in den USA und Japan so rasant fort, dass die Europäer fürchteten, bei Beibehaltung ihrer rigiden Regulierung technisch wie ökonomisch ins Hintertreffen zu geraten.

Abbildung 6-4: Technischer Kreislauf der Medienentwicklung



[893] Ohne die tiefgreifenden, bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts (Bauernkrieg, Reformation, 30-jährigem Krieg, Englischer Revolution etc.) auf die religiöse Komponente zu reduzieren, diese Konflikte trugen dazu bei, die konfessionelle Problematik aus dem Kreis gesellschaftlicher Konflikte auszugrenzen.

Obwohl Veränderungen häufig durch Unzufriedenheiten und Bedürfnisse ausgelöst werden, kann unpräzise artikuliertes Unwohlsein keine konkreten Handlungen auslösen. Je spezifischer die Unzufriedenheit oder je konkreter Leistungsdefizite benannt werden können, desto einfacher und leichter ist Abhilfe zu schaffen. Vergleichsweise einfach festzustellen und klar zu umreißen sind Defizite und denkbare Abhilfen in technischen Fragen.

- Mit jeder neuen, bahnbrechenden medientechnischen Erfindung sollten eklatante Defizite behoben werden.

Schon Gutenbergs Erfindung ließ sich als Antwort auf doppelte Unzulänglichkeiten der älteren Medientechnik interpretieren; Abschreiben dauerte länger und erzeugte dennoch kein absolut ebenmäßiges Schriftbild. Der Nachrichtentransport im Rhythmus der Postkutsche oder des Stafettenreiters war nicht besonders schnell und dennoch teuer. Die reguläre Post war immerhin schneller und billiger als ein eigener Emissär. Die gleichfalls nicht billige optische Telegrafie wurde eingeführt, da das revolutionäre und napoleonische Frankreich auf schnellstmöglichen Nachrichtenfluss angewiesen war. Die optische Telegrafie gestaltete sich jedoch personalintensiv und ermöglichte nur geringe Übertragungsraten – heute würde man von geringer Bandbreite sprechen: Die elektrische Telegrafie versprach Abhilfe. Das Defizit der elektrischen Telegrafie war die Kopplung an eine statische Infrastruktur. Mit beweglichen Adressaten (z.B. Schiffen) konnte nicht kommuniziert werden, die Kabellegung in die und in den Kolonien war kostenintensiv: Beides sprach für drahtlose Telegrafie. Mit drahtloser Telegrafie konnte man zwar Schiffe oder Kolonialbeamte dirigieren, doch weder für Flugzeuge noch für die Truppen im Ersten Weltkrieg war Telegrafie ideal: Sprachübermittlung (ob per Telefon oder drahtlos) war praktischer.

Ohne den Zweck des Militärischen zu stark zu betonen: Auch die Installation der ersten Vorläufer des Internets folgte teilweise militärischem Kalkül. Mit einem dezentralen Kommunikationsnetz sollte im Kalten Krieg der Sowjetunion die Möglichkeit genommen werden, im kommenden Atomkrieg die Kommunikation zu unterbinden. Das Militär war insbesondere bei technisch anspruchsvollen Medien ein wichtiger Geburtshelfer, da es häufig die einzige Großorganisation war, die genügend Geld akquirieren konnte, um die immensen Kosten der frühen Prototypen zu finanzieren. Zwar sind Kriege Zeiten der Not und Not macht erfinderisch, doch spielten sie nicht die zentrale Rolle bei der Medienevolution.

Film, Fernsehen und Computer folgten der Logik des Krieges nur partiell. Der Film schloss nahtlos an die älteren Unterhaltungsformen des Varieté und die älteren optischen Medien von Laterna Magica bis zum Panorama an. Das Unterhaltungsbedürfnis war wichtiger als die Finanzierung von Reihenaufnahmen, um Geschossflugbahnen zu analysieren. Das Publikum, durch den Film an bewegte Bilder gewöhnt, musste folglich auch den Hörfunk als mangelhaft emp-

finden. Der Wunsch, zum Hören auch Bilder zu sehen, war ein Ausgangspunkt des Fernsehens. Erste Versuche, Rechenmaschinen oder Computer zu bauen, wurden durch den Bedarf an nautischen und statistischen Berechnungen ausgelöst. Die Genese der Computer-Schadsoftware (Viren, Trojaner, Würmer etc.) bestätigt das komplexe Bild: Der Wurm „Stuxnet", mit dem das iranische Atomprogramm sabotiert worden ist, war zweifelsohne eine Cyberwaffe. Von früherer Malware lässt sich das in der Regel nicht sagen. Und der potenziell verheerende Wurm „Conficker", der 2008 erstmals auftrat, lässt sich weder Verursachern zuweisen, noch ist bis dato klar, ob es sich um ein wirtschaftskriminelles oder militärisches Schadprogramm handelte.[894]

- Der Krieg ist mithin der Vater vieler Dinge, aber nicht aller Medien; und wie andere Väter auch, bekennt er sich nicht immer zu seinen Kindern.

Ganz so schnell ging der technische Fortschritt allerdings nicht vonstatten. Stets musste eine große Zahl von Einzelproblemen gelöst werden, bevor sie zu einem neuen technischen Medium verschmolzen. Immer rechtfertige der jüngste Erfolg alle vorhergehenden.[895] So entstand die Presse durch Kombination verschiedener, damals hochmoderner Techniken: Papiergewinnung, Gieß- und Drucktechnik sowie (Weinbau-) Presse. An der optischen Telegrafie hatte man sich schon in der Antike versucht; erst die Erfindung des Fernrohrs machte die Übermittlung komplexer Botschaften möglich. Der elektrischen Telegrafie gingen Jahrzehnte physikalischer Grundlagenforschung voraus. Bis sie fehlerfrei auch über lange Strecken und Gewässer hinweg funktionierte, mussten viele Details verbessert werden, nicht zuletzt die Isolierung der Kabel. Der Film war technisch erst möglich, als Kamera- und Projektionstechnik, die Ausnutzung des stroboskopischen Effekts und flexible Trägermaterialien kombiniert werden konnten. Ohne den Ausbau der Stromnetze hätte der Film selbst bei dieser Kombination noch nicht funktioniert. Für den Hörfunk musste die Röhren- und Lautsprechertechnik existieren: Damit konnte Sprache moduliert, verstärkt, gesendet, empfangen und wiedergegeben werden. Fernsehen wurde erst möglich, als zu diesen Problemen noch die Frage der Bildzerlegung und -zusammensetzung befriedigend gelöst war. Der Computer wurde erst zur universalen Maschine, als er frei programmiert werden konnte. Breiteren Nutzerschichten öffnete er sich, als einfach zu bedienende Programme auf den Markt kamen. Zum ernstzunehmenden Kommunikationsmedium wurde er durch die Vernetzung und insbesondere durch Einführung von E-Mail- und Browserprogrammen. Eine rapide anschwellende Zahl von Computern und kleineren Netzwerken verband sich zum weltumspannenden Internet, und ein zentraler Teil, das World Wide Web, wurde zum riesigen Hypertext.

---

894 Bowden, M.: Worm.

895 Braudel, F.: Sozialgeschichte, Bd. 3, S. 638.

- Immer entstand erst durch die Kombination verschiedener Techniken ein neues Medium. Das Neue ist mehr als die Summe seiner Teile.

Der Entstehung neuer Medien ist dabei nicht zwingend die wissenschaftliche Forschung vorgeschaltet.[896] Vielmehr gingen etliche Bastler und Tüftler eher induktiv vor (z.B. Zuse, Skladanowsky, Reis, Morse). Insbesondere trifft sie nicht für frühneuzeitliche und frühere Erfindungen zu – nicht zuletzt Gutenberg. Die verwissenschaftlichte Grundlagenforschung hat sich erst in der Moderne herausgebildet.[897]

Viel wichtiger ist das richtige kulturelle Umfeld: Nur die besonderen Umgebungsbedingungen (Alphabet, Weinbau, privatkapitalistische Wirtschaft mit etabliertem Geldverleih, kulturelle und wissenschaftliche Bedürfnisse, globale Expansion der Europäer u.a.m.) wiesen Gutenbergs Erfindung und nicht den zeitgleichen oder früheren ostasiatischen Drucken die welthistorische Bedeutung zu. Die Telegrafie sowie alle späteren elektronischen Medien wären niemals in Agrarstaaten möglich geworden, auch wenn diese Kulturen ansonsten noch so hoch entwickelt gewesen wären. Industrialisierung sowie die globale kulturelle, politische und ökonomische Expansion der Europäer bereiteten den modernen Massenmedien den Weg. Zum richtigen kulturellen Umfeld gehört auch das ökonomische:

- Kein Medium hätte sich auf Dauer etablieren können, wenn sich mit ihm nicht hätte Geld verdienen lassen.

Wirtschaft und Kultur sind in dieser Hinsicht keine Gegensätze, sondern das Wirtschaftsleben ist eine Sonderform der Kultur. Zu den Klischees der Geschichtsschreibung gehört der geschäftsuntüchtige Erfinder, der trotz unbestrittener Genialität dazu verdammt sei, in Armut zu sterben. Auf den ersten Blick gilt das Vorurteil: Es gab genug Beispiele, um dem Stereotyp Nahrung zu geben. Unstrittig geschäftsuntüchtig oder an der ökonomischen Verwertung ihrer Geistesblitze nicht interessiert waren z.B. Philipp Reis (Telefon) oder Paul Nipkow (Fernsehen). Andere jedoch, wie Gutenberg, die Gebrüder Skladanowsky (Film) oder Zuse oder Wozniak (beide Computer) hatten zwar keinen überragenden geschäftlichen Erfolg, waren jedoch weder ökonomische Versager noch am wirtschaftlichen Ertrag desinteressiert. Wieder andere wie Morse (Telegrafie), Bell (Telefon), Edison, Hollerith (Rechenmaschinen) oder – der als Erfinder minder wichtige – Bill Gates besaßen (bzw. besitzen) großes ökonomisches Gespür. Steve Wozniak von Apple stand mit Steve Jobs ein Marketing-Genie zur Seite; Sergej Brin und Larry Page von Google hatten in Eric Schmidt und anderen zumindest wirtschaftlich gestandene Profis neben sich. In der Reihe der Erfinder ist Thomas A. Edison sicherlich in seiner virtuosen Kombination von Erfinder-

[896] Bisweilen wird dies zwar behauptet, z.B. in dem ansonsten vorzüglichen Buch von Winston, B.: Media, S. 4f.

[897] Vgl. Braudel, F.: Sozialgeschichte, Bd. 1, S. 469f. McClellan, J.E./ Dorn, H.: Werkzeuge und Wissen, S. 367-372.

geist und Kaufmannsgeist eine Ausnahmeerscheinung. Bei vielen anderen überwog mal das eine, mal das andere. Insgesamt wird man sagen dürfen:

- Der geschäftsuntüchtige Erfinder ist ein Vorurteil.

Die Kaufleute, die sich aus Unzufriedenheit mit den geringen Gewinnmargen älterer Geschäftsmodelle nach neuen Möglichkeiten umsahen, waren nicht mit Erfindungen und technischen Problemlösungen befasst. Aber sie ergriffen jede Gelegenheit und entwickelten neue Geschäftsmodelle. Die entsprechenden Folgen für die Institutionalisierung neuer Medien sind kaum zu überschätzen. Wettbewerb tritt dabei immer in dreierlei Gestalt auf: als Kosten-, als Qualitäts- und als Innovationswettbewerb. Auf die drei Wettbewerbsformen wird im folgenden Abschnitt noch genauer einzugehen sein.

Hier ist zunächst etwas anderes wichtig: Der Erfolg neuer Medien war maßgeblich vom Kosten-Nutzen-Kalkül der Kunden bzw. Rezipienten bestimmt: Entweder bot ein neues Medium die gleiche Leistung wie ein älteres billiger an, oder es lieferte bessere Leistungen zu gleichen Preisen, oder es glänzte mit einem innovativen Zusatznutzen. Weil der Zusatznutzen anfangs nicht zumeist wenigen Menschen einleuchtete, trat häufig kurz nach Einführung eines neuen Mediums eine Krise ein: So scheint der Buchdruck zu Beginn des 16. Jahrhunderts in einer Depression gesteckt zu haben. Nicht jedes Buch erwirtschaftete Gewinn; die Konkurrenz war innerhalb von zwei Generationen seit Gutenberg zu groß geworden. Da kam die Reformation gerade recht. Die Produktion von Flugblättern und -schriften beendete die Baisse auf dem Buchmarkt. Man könnte pointieren:

- Zu Beginn war der Protestantismus keine Revolution des Gedruckten, sondern die Drucker wurden aus Profitgier Protestanten.

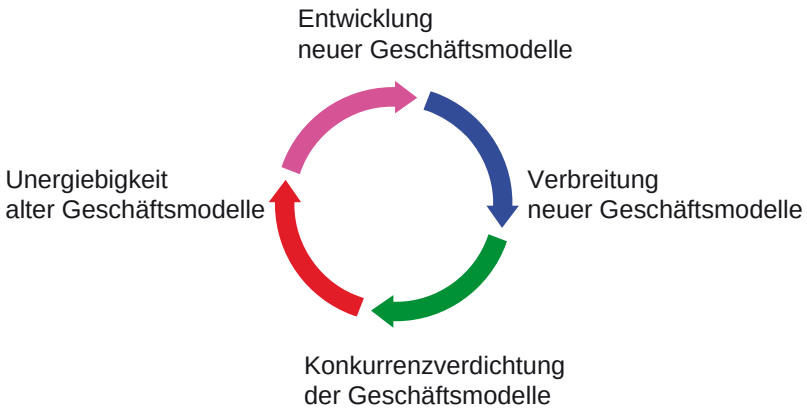
Als Johann Carolus zu Beginn des 17. Jahrhunderts das Geschäft des Avisenschreibers mit dem des Druckers kombinierte und den Vorläufer der Tagespresse erfand, hatte er die härteren Geschäftsbedingungen in beiden Tätigkeitsfeldern und die schnellere Abschreibung seiner Investitionen im Auge. Telegrafie war unmittelbar nach ihrer Einführung so wenig lukrativ, dass der US-Kongress auf das staatliche Monopol verzichtete und an die Wirtschaft zurückgab. Eisenbahnen, Börsen und später auch Zeitungen verhalfen der Telegrafie zum Durchbruch. Beim Film kam es zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einer Kinokrise. Ausweg war die Erfindung des Spielfilms, der Verzicht auf „Films" als andere Form der Varieté-Unterhaltung, der Übergang vom Verkauf zum Verleih sowie die Aufgabe des Wandergewerbes und die Etablierung des ortsfesten Kinos. Der Hörfunk litt in vielen Ländern in den ersten Jahren nach seiner Einführung unter Sommerabbestellungen, weil bei der damaligen Technik Sommergewitter und Senderüberreichweiten den Empfang empfindlich störten. Als die Geräte billiger und besser wurden und die Sendestationen an Sendestärke zunahmen, löste sich auch dieses Problem. Die New-Economy-Blase nach dem Internet-Hype platzte Anfang der 2000er Jahre. Trotz Immobilien-, Weltwirt-

schafts- und Euro-Krise (seit 2008) zeichnet sich mit der Ökonomie Sozialer Netzwerke ein Ausweg ab. Nur die Startkrise des Fernsehens scheint es nicht gegeben zu haben. Grund hierfür könnte sein, dass nach dem Zweiten Weltkrieg der ökonomische Aufschwung bis zur Ölkrise von 1973 anhielt und einen möglichen Abschwung überdeckte.

Die Nach-Einführungs-Krise hat ihre Hauptursache in dem Umstand, dass neue Medien erst ihre Geschäftsmodelle finden müssen. In diesem Prozess, kommt dem Ausprobieren unter Inkaufnahme von Irrtümern und Fehlern, dem Versuch von *trial and error*, die zentrale Problemlösungsfunktion zu. Sind neue Profitmöglichkeiten aber erst einmal entdeckt, ist die Ausbreitung die Regel. Allerdings verspricht keine neue Geschäftsidee Profite *ad infinitum*. Vielmehr ist der Wirtschaft im Allgemeinen und der Medienwirtschaft im Besonderen ein Teufelskreis zu eigen: Neue Geschäftsmodelle versprechen dem Innovator zunächst hohe Renditen. Das ruft Nachahmer und Imitatoren auf den Plan – je erfolgreicher die Idee, desto mehr. Mit der Verbreitung der Geschäftsidee verdichtet sich die Konkurrenz. Das wiederum führt nach den Regeln von Angebot und Nachfrage zu schrumpfenden Margen. Folgerichtig entsteht erneut Unzufriedenheit mit dem nun veraltenden Geschäftsmodell. Wiederum muss über neue Geschäftsoptionen nachgedacht werden; nur wenige Innovatoren haben jedoch eine zündende Idee. Der Kreis hat sich geschlossen und beginnt aufs Neue.

Allerdings kann dieser Kreislauf durch Monopolbildung gestört werden: Wenn der Markt versagt, schrumpft die Vielfalt. Zwar liegen die medialen Geschäftsmodelle mehr oder weniger als offene, d.h. leicht zu kopierende Blaupausen vor, dennoch hat die Mediengeschichte wiederholt – z.B. im Zeitungswettbewerb – gezeigt, dass dominierende Marktteilnehmer ihre Größenvorteile einsetzen, um potenziellen Konkurrenten den Marktzutritt zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Dazu wird – gerade in jüngster Zeit – auch der Streit um Patente genutzt. Unter Umständen, hierfür bietet die Mediengeschichte genügend Beispiele, verlässt den Monopolisten mit der Zeit die Innovationskraft, weil sich mit dem angestammten Geschäftsmodell bequem von selbst Geld verdienen lässt. Neue Möglichkeiten werden dann bewusst oder weil sie nicht erkannt werden ausgeschlagen. So hat Kodak das Geschäft mit den digitalen Fotografien verschlafen und ist inzwischen selbst Geschichte. Microsoft hat zuerst das Internet und in jüngster Zeit die Smartphones unterschätzt. Microsoft konnte dann den Vorsprung neuer Wettbewerber (Apple, Google) kaum aufholen und schloss sich mit einem weiteren Verlierer (Nokia, einem anderen Quasi-Monopolisten von ehedem) zusammen. Aber vielleicht steht gerade im Herbst 2012 mit diversen Hard- und Software-Produkteinführungen eine Trendwende bevor.

Abbildung 6-5: Ökonomischer Kreislauf der Medienentwicklung



Darum läuft der ökonomische Kreislauf nicht so rund, wie die vereinfachenden Modellannahmen Glauben machen. Der Wechsel zwischen offenen Marktbedingungen und oligolopolistischen oder monopolistischen Marktstrukturen ruft zudem die Kommunikations- und Medienpolitik (Kartellrecht) auf den Plan. Der ökonomische Kreislauf wird mithin durch den kommunikationspolitischen beeinflusst (s.o.). Um die Komplexität der realen Verhältnisse angemessen zu erfassen, ist zudem der Streit um Patente und technische Neuerungen in die Betrachtungen einzubeziehen. Immer wieder haben Rechteinhaber ihre Patente in einem Pool gemeinsam verwertet: z.B. in der frühen Filmindustrie und in der Rundfunkindustrie; auch in der Computerindustrie waren anfangs recht moderate Patentgebühren üblich. Erst in jüngster Zeit (Samsung versus Apple u.a.) haben sich die technologiepolitischen Streitigkeiten zu ökonomischen Hauptkriegsschauplätzen entwickelt. Der ökonomische Kreislauf ist mithin auch mit dem technischen eng gekoppelt.

Gleichwohl weist der ökonomische Kreislauf Ähnlichkeiten zur Evolution auf. Die Märkte, in denen sich die Medien bewegen, sind ökologischen Habitaten vergleichbar. Nehmen hier die Konkurrenten, dort die Esser (= Nahrungskonkurrenten) zu, verknappen sich die (natürlichen) Ressourcen. Das eröffnet zwei Möglichkeiten, die sich in der doppelten Konnotation des Ausdrucks „survival of the fittest“ finden lassen.

Einerseits kann „fittest“ mit „passendsten“ übersetzt werden: Innerhalb einer Spezies oder innerhalb der Gruppe unmittelbarer Ressourcenkonkurrenz überleben die an die gegebenen Zustände Bestangepassten. Dem entsprechen die effizientesten Medienunternehmen, die zwar die gleichen Geschäftsmodelle wie die Konkurrenz verfolgen, aber kostengünstiger und qualitativ besser produzie-

ren sowie in der Kosten-Nutzen-Relation für ihre Kunden attraktiver erscheinen. Andererseits geht es um die Anpassungsfähigkeit. Auf die unmittelbare Konkurrenz mit dem Nahrungs- bzw. ökonomischen Konkurrenten verzichtend, weichen bedrohte Spezies oder Medienunternehmer in die ökologische oder publizistisch-ökonomische Nische aus. In der biologischen Evolution entwickeln sich aus räumlich getrennten Populationen mit der Zeit neue Arten. In der Medienevolution entwickeln sich neue publizistisch-ökonomische Nischen als neue relevante Märkte oder auch neue publizistische (Sub-)Gattungen.

Die Nische oder der neue relevante Markt kann auch auswärtig gesucht werden. Märkte im Ausland bieten den Vorteil, dass die Imitatoren neuer Medien in ihnen mangels Konkurrenz so agieren können, als würden sie eine Basisneuerung vermarkten. Die Mediengeschichte bietet daher von den Flugschriften über Messrelationen, Zeitungen und Zeitschriften bis zu den elektronischen Medien eine Reihe von Beispielen für die rasche Diffusion neuer Medien ins Ausland. Im 15. bis frühen 17. Jahrhundert gingen viele Innovationen von Deutschland aus (Flugblätter, Messrelationen, Avisen). Seither wurden neue Gattungen in verschiedenen Ländern entwickelt und u.a. auch nach Deutschland exportiert (Intelligenzblätter, Massenpresse, Rundschauzeitschriften, Spielfilme, Fernsehserien, Formatradios etc.).

Dabei erklärt das evolutionsökonomische Modell auf den ersten Blick die mediale Binnendifferenzierung besser als die Entstehung neuer Mediengattungen. Es verdeutlicht weniger die Entstehung der Mediengattungen in Presse, Film, Rundfunk und Netzwerkmedien. Jedoch wird die Ausdifferenzierung der Presse zu Büchern, Flugschriften, Zeitungen, Zeitschriften verständlich. Es erklärt sich die Entstehung von Kabelbetreibergesellschaften, Nachrichtenagenturen und Sozialen Netzwerken; die Entstehung von Filmgenres, Hörfunk-Formaten Fernseh-Spartensendern ist ein Anpassungswettlauf.

Die Unfähigkeit zur Erklärung der Basisinventionen hat die medienhistorische Analogie mit dem Ursprung der biologischen Evolutionstheorie gemein. Auch Darwins Originalschrift behandelte, trotz des Titels „On the origin of species" den Ursprung eben nicht. Und noch heute haben die Naturwissenschaften zwar Theorien vom Ursprung des Lebens, keines der konkurrierenden Modelle besitzt jedoch unwidersprochene Geltung.[898] Es bleibt ein gewisses Maß an Ungewissheit, weder die Entstehung des Lebens noch der Medien ist aus den Ausgangsstoffen vorhersagbar bzw. *ex post* „erklärbar":

- Der Verlauf der Evolution ist kontingent.

Die Evolutionstheorie erklärt nicht alles, wie jede Analogie hat sie Grenzen. Der genetische Wandel, der der Evolution zugrunde liegt, folgt stochastischen, ungesteuerten Zufälligkeiten. Veränderungen im Wirtschaftsleben hingegen werden

[898] Vgl. Mayr, E.: evolution, S. 42.

bewusst initiiert. Zudem vermehren sich Spezies über die natürliche Reproduktion, während Ideen sich über Nachahmung, d.h. Übernahme kultureller Eigenschaften, verbreiten. In der Bio-Evolution ist die Verbreitung also ein aktiver Prozess seitens der „Gen-Verbreiter", in der kulturellen und ökonomischen Evolution liegt die Aktivität bei den Imitatoren, während die Initiatoren nach Möglichkeit versuchen, die eigene Geschäftsidee geheim zu halten oder zumindest die allzu rasche Verbreitung zu verlangsamen.

Um die rasche Imitation zu verhindern, bemühten sich die Medienunternehmer (wie die Unternehmer in anderen Wirtschaftsfeldern auch) in der Frühen Neuzeit um Privilegien. Diese boten für eine fest umrissene Zeit – zumeist zehn Jahre – und für ein klar abgegrenztes Verbreitungsgebiet – zumeist das Hoheitsgebiet – die ausschließliche Verwertung ihrer Geschäftsidee. In der Moderne wurde das Privileg durch das Patent abgelöst. Die Grundidee ist jedoch die gleiche: Dem Initiator und Neuerer sollen „refunds" und somit eine Prämie für innovatives Verhalten gegeben werden. Privilegien wurden nicht nur für Innovationen verliehen, sondern für jede erdenkliche wirtschaftliche Tätigkeit. Der Staat als Privilegienaussteller erschloss sich damit eine Einnahmequelle; der Privilegieninhaber erkaufte sich ungestörte Geschäfte auf Zeit. Patente hingegen dienen ausschließlich der Verwertungsabsicherung neuer Ideen. Dabei wird nicht die Idee geschützt, sondern der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Verwertung jedoch steht allein dem Patentinhaber auf Zeit zu. Oder anders: Mit Patenten wird die Verbreitung von Ideen zwar gefördert, ihre kommerzielle Nutzung durch Dritte allerdings verzögert. Es sei denn, diese zahlen dem Patenthalter Lizenzgebühren. Dabei waren in der Film- und Rundfunkindustrie des frühen 20. Jahrhunderts wiederholt sogenannte Patent-Pools gebildet worden, d.h. die konkurrierenden Unternehmen hatten sich wechselseitig das Recht auf die Nutzung der Patente eingeräumt. Es ist paradox: Ausgerechnet derzeit, im Zeitalter Sozialer Netzwerke, überziehen sich die Firmen, die diese Sozialen Netzwerke erst technisch-ökonomisch möglich machen, hingegen wechselseitig mit Patentverletzungsklagen. Allerdings sind in den Rechtsstreitigkeiten die Gegner bisweilen nicht die Hauptbeteiligten: Apples Klagen gegen Samsung zielen weniger auf den koreanischen Smartphone-Hersteller als auf den Softwarelieferanten Google, dessen Betriebssystem Android für Apples Smartphones die eigentliche Bedrohung darstellt.

6.1.2 Das diffusionstheoretische Modell: Phasen der Mediendifferenzierung

In der Einleitung (Kapitel 1.3) wurden theoretisch-abstrakt drei Phasen der Mediengeschichte unterschieden. In der medienhistorischen Darstellung hingegen hat sich gezeigt, dass die theoretisch sauber unterscheidbaren Phasen immer

eher schleichend ineinander übergingen. Dennoch sollen sie noch einmal bemüht werden, weil sich mit

- Inventions-,
- Innovation- und
- Diffusionsphase

die grundsätzlichen Mechanismen des Medienwandels besser vergleichen, Regelmäßigkeiten stärker herausarbeiten und auch Abweichungen von der Regel besser akzentuieren lassen.

Das Innovations-Konzept geht ursprünglich auf den österreichischen Ökonomen Joseph Alois Schumpeter zurück und hat in der Wirtschafts- und Technikgeschichtsschreibung weite Verbreitung gefunden. Ohne die gemachten Ausführungen *en detail* zu wiederholen: Die Diffusionsforschung versteht unter der ersten Phase die Entdeckung oder Erfindung von etwas grundsätzlich Neuem. In der zweiten, der Innovationsphase wird die Idee zur allgemeinen Übernahme vorbereitet. Das dritte Stadium, die Diffusion, kennzeichnet die allgemeine Ausbreitung in der Gesellschaft. Manche Forscher verwenden den Begriff „Etablierung".

Eine hohe Trennschärfe zwischen den drei Phasen ließe sich nur erreichen, wenn sie mittels eindimensionaler Kriterien definiert würden. Das einzige taugliche Kriterium ist die Funktion. Verschiebungen in der sozialen Funktionalität sind aber, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, multidimensionale Konstrukte. Die soziale Funktionalität eröffnet nochmals die Möglichkeit evolutionstheoretischer Analogien, jetzt aber ins Diffusionstheoretische gewendet. Mit dieser Erweiterung ermöglicht sie das, was rein evolutionstheoretisch soeben noch schwierig erschien: die Entstehung der Mediengattungen in Presse, Film, Rundfunk und Netzwerkmedien zu erklären. Die sozialen Funktionsverschiebungen lassen sich für die Phasen wie folgt zusammenfassen: Bei der Erfindung ging es um Verbesserung des Alten, der Charakter des grundsätzlich „Neuen" entstand erst durch Umwertungen und Funktionsverschiebungen im sozialen Gebrauch. Doch bei der grundsätzlichen Innovation blieb es ebenso wenig wie bei einer Basiserfindung, im dritten Schritt, mit der Ausbreitung der neuen Medien einhergehend, kam es aus den schon oben angedeuteten Gründen zu weiteren Ausdifferenzierungen. Man könnte die Ausdifferenzierung auch als *vertikale Diffusion* bezeichnen. Davon ist die normale, *horizontale Diffusion* zu unterscheiden, die nur als Ausbreitung in der jeweiligen Gesellschaft oder auch als Adaption durch andere Staaten und Gesellschaften stattfindet.

Tabelle 6-1: Adaption, Exaptation und Ausdifferenzierung; Invention, Innovation und Diffusion

Technik	*Invention: Adaption der Primär-Funktion, Verbesserung alter Medien*	*Innovation: Exaptation der Sekundär-Funktion, Emergenz neuer Medien*	*Diffusion: Ausdifferenzierung und Ausbreitung neuer Medien*
Druck	Verbesserung des Schreibens	Entwicklung serieller Presse	Ausdifferenzierung zu Flugblatt und -schrift, Zeitung, Zeitschrift, etc.
Optischer Telegrph.	Verbesserung der Post	Keine (vorzeitig durch elektrische Telegraphie abgelöst)	Nur horizontal: Übernahme in etl. europäischen Staaten
elektrische Telegraphie	Verbesserung der optischen Telegraphie für staatliche und militärische Zwecke	Individualmedium (privat und geschäftlich)	Nachrichtenagenturen, Bildagenturen, Korrespondenzen
Telefonie	Verbesserung der Telegraphie	Individualmedium (privat und geschäftlich)	Musik- und Theaterprogramme (gescheitert)
Handy	Mobiles Telefonieren	Vielzweckinstrument	SMS, mobile Soziale Netzwerke
Film	Neue Optionen für Vaudeville und Varieté	Programmmedium (Spiel- und Dokumentarfilme)	Genres
Radio	Verbesserungen drahtgebundener Telegraphie	Programmmedium (Information und Unterhaltung)	Radioformate
Fernsehen	Verbesserung des Telefons (Bildtelefon)	Programmmedium (Hörfunk mit bewegten Bildern)	Fernsehformate
Computer/ Multimedia	Erleichterung des Rechnens	Vielzweckinstrument	Soziale Netzwerke

Für jede der drei Phasen können verschiedene Aspekte betrachtet werden:

- die Erfinder, Entwickler, Neuerer und ihre Produkte,
- die Anwender, das Publikum und die Verwendung.

Das kann in Abwandlung der Lasswellformel („*Wer* sagt *Wem Was* über *welchen Kanal* mit *welchem Effekt?*“) geschehen: *Wer* und *Wem* finden sich einerseits in den Neuerern, andererseits in den Anwendern und dem Publikum. *Was* und *welcher Kanal* sind als Produkt zusammengefasst, da bei der Betrachtung neuer Medien die Modi der Aussage, Inszenierung und Verbreitung nicht strikt von einander zu trennen sind. Der Verwendungszweck schließlich stellt die erste Wirkung dar. Am deutlichsten schlägt sie sich in der Reglementierung nieder: Der Gesetzgeber formuliert, was erlaubt und was verboten ist, und legitimiert zugleich die Reglementierung mit der Unterstellung von Wirkungen durch „missbräuchliche“ Nutzung.

Erfinder betätigen sich nicht ausschließlich in der Inventionsphase. Zunächst einmal betreiben sie die Basiserfindungen, in den späteren Phasen arbeiten sie an weiteren Verbesserungen. Unter *Produkten* werden Hardware und Software der neuen Medien verstanden. Dabei müssen nicht nur die Eigenschaften technischer Gerätschaften und die Inhalte betrachtet werden, sondern auch die Produktions- und Fertigungstechniken. Das *Publikum*, die Anwender der Neuerungen, setzt sich in jeder Phase aus anderen Kreisen zusammen. Erst in der Diffusionsphase wird es zum dispersen Massenpublikum der Kommunikationswissenschaft. Der *Verwendungszweck* betrachtet den Nutzen der neuen Medien, wie er sich selbst reguliert oder seitens einer Normierungsinstanz vorgegeben wird.

Tabelle 6-2: Invention

Erfinder/ Entwickler	*Produkte*	*Publikum*	*Verwendungs-zweck/ Reglemen-tierung*
Tüftler, unzusam-menhängend, planlos	teuer, unzuverläs-sig, experimentelle Fertigung, exoti-sche Materialien, isolierte Detaillö-sungen	Erfinder, Wissen-schaftler, Patent-amte, (Großorgani-sationen beginnen sich zu interessie-ren)	Verwendung un-klar, keine Regle-mentierung

Obwohl Erfindungen in jeder Phase gemacht werden müssen, um die neuen Medien weiterzuentwickeln, lässt sich mit der Unterscheidung zwischen Basis- und Verbesserungserfindungen die Phase der Invention von der Innovation abgrenzen. Die Inventionsphase endet, wenn die jeweils erste Variante des neuen Mediums zu einer kompletten Problemlösung vervollständigt ist. In dieser Hinsicht schloss die Invention der Presse mit Gutenbergs erstem Druckwerk um 1440 ab. Für Telegrafie und Telefon könnte man analog das Ende der Inventi-

onsphase auf 1809 oder 1835/37 bzw. 1861 oder 1876 legen, beim Film relativ präzise auf das Jahr 1895, beim Hörfunk auf 1906, beim Fernsehen auf 1884 bzw. 1908, beim Computer auf die Jahre zwischen 1936 und 1945, beim Internet auf 1964/68.

Das Ende der Inventionsphasen ist vergleichsweise einfach zu bestimmen. Die Begründungen liefern mal in die Realität umgesetzte Konzepte, mal theoretische Skizzen: Für die Datierung der Telegrafie auf 1809 oder 1835/7 sprechen die Versuche Sömmerings bzw. von Gauß und Weber). Beim Telefon wurden die Jahre 1861 bzw. 1876 aufgrund der Experimente von Reis bzw. der ersten Patentanmeldung von Bell gewählt. 1884 meldete Nipkow sein Patent an, mit dem das Fernsehen in Aufzeichnung, Übertragung und Wiedergabe technisch möglich wurde – allerdings nur in einer elektromechanischen Variante. Ein vollelektronisches Fernsehkonzept propagierte Swinton 1908. Für den Hörfunk musste wieder ein reales Ereignis gewählt werden, da die vollständige Skizze einer realisierbaren Problemlösung fehlt. Fessendens Versuche an Weihnachten 1906 zeigten jedoch, dass die neue Röhrentechnik eine modulierte Übertragung von Sprache und Musik ermöglichte. Für den Computer ist die Inventionsphase nicht exakt zu terminieren, da unterschiedliche Kriterien angelegt werden können. Nimmt man das theoretische Konzept, könnte man aufgrund Turings und von Neumanns Aufsätzen die Phase mit den Jahren um den Zweiten Weltkrieg enden lassen. Dabei müsste man die paradoxe Entdeckung machen, dass von Neumann sein berühmtes Rechnerkonzept erst formulierte, nachdem Zuse es schon Jahre früher realisiert hatte. Für die Datierung der Invention des Internets soll schließlich Barans Skizze des „verteilten Netzwerks“ und das Arpanet die Begründung liefern.

Der Beginn der Inventionsphase ist hingegen kaum zu eruieren, da sich die Basiserfindung jedes neuen Mediums aus einer Vielzahl von Vorerfindungen zusammensetzt. So hatte die Erfindungsphase der Presse je nach Betrachtung zwischen ca. 3000 vor Christus und dem Hochmittelalter begonnen. Für erstere Datierung spricht die Erfindung der Schrift, ohne die der Druck nicht denkbar ist; für letztere die Einführung des Papiers in Europa, ohne die der Presse das Trägermaterial gefehlt hätte. Zur Erfindung der Gesamtlösung Presse gehörte die Zusammenführung etlicher Einzelerfindungen: der Schrift, des Papiers, der (Wein-) Presse, des (Block-) Buchdrucks, des Gießinstruments, der Druckerfarbe – um nur die wichtigsten zu nennen.

Auch bei Telefon, Telegrafie, Film, Hörfunk und Fernsehen sowie Computer und Internet kann der Beginn der Inventionsphase nicht datiert werden, weil jedes neue Medium eine Vielzahl einzelner Entdeckungen und Erfindungen bündelte. Zusätzlich verhindert der mehrfach betonte Umstand, dass neuere Medien die älteren in sich aufnehmen, die eindeutige Datierung. Wenn z.B. nach den Anfängen der Erfindung von Multimedia gesucht würde, so müssten die Erfindungen zu Presse, Telegrafie, Rundfunk etc. ebenfalls ins Blickfeld genom-

men werden. Da sich der Rundfunk aus der drahtlosen Telegrafie entwickelte, wären schon erste „Erfindungen" zur Telegrafie zu berücksichtigen. Da das Fernsehen als Kombination von Film und Hörfunk verstanden werden kann, begänne dessen Erfindung mit den frühesten optischen „Medien". Man könnte also schon steinzeitliche Höhlenmalereien einbeziehen. Der Gedanke ließe sich weiterspinnen. Am Ende wäre gewiss: Die Mediengeschichte muss mit der Evolution der Primaten zum *homo sapiens* beginnen! Aus pragmatischen, quellenkritischen und kulturhistorischen Gründen reicht diese Mediengeschichte jedoch nicht in die Zeit vor Gutenberg zurück.

Für die Phase der Invention ist nicht allein der unbestimmbare Anfang und ein recht präzise zu benennendes Ende bezeichnend. Auch wiederholten sich verschiedene Umstände, die für die Entwicklung der neuen Medien seit Gutenberg charakteristisch sind. Basiserfindungen gelangen zumeist mehrfach: der Druck z.B. in Asien und Europa. Zur Verbesserung der Presse (Satzmaschinen, Rotationsmaschinen etc.) wurden im 19. Jahrhundert Erfinderwettbewerbe ausgerufen. Über Versuche und praktische Einrichtungen diverser opto-telegrafischer Systeme wurde seit dem Altertum berichtet. An der elektrischen Telegrafie beteiligten sich im 18. und 19. Jahrhundert zahlreiche Erfinder. Ihre Zahl lässt sich nicht bestimmen: Die Grenzen zu den Experimenten mit elektrischem Strom waren fließend, im 18. Jahrhundert hatten sie sich zu einem gesellschaftlichen Vergnügen entwickelt. Das Telefon wurde von Reis und Bell zweimal erfunden, die Fernsehkamera von Zworykin und Farnsworth. Allerdings funktionierten beide Doppel-Inventionen nach jeweils entgegengesetzten Prinzipien. Die Beispiele ließen sich fortführen: Die weiteren Erfindungen zu neuen elektronischen Medien (Radio, Fernsehen, Computer) riefen eine riesige Zahl von Kapazitäten und Dilettanten auf den Plan.

Fertige Produkte kennt die Inventionsphase nur als Unikate, Labormuster oder Prototypen. Mit Fertigungstechniken wird noch experimentiert. Die Herstellung von Einzelexemplaren ist zeitaufwendig und teuer, zumal die Werkstoffe exotisch sind. Von einem Publikum im kommunikationswissenschaftlichen Sinne kann noch nicht die Rede sein. Erfinder, Tüftler, Wissenschaftler, vereinzelt auch schon Wirtschaftsunternehmen und andere Organisationen beginnen sich zu interessieren. Was in der Verbindung der Einzelerfindungen zum Ganzen entstehen wird, ist noch nicht deutlich, daher existieren in der Inventionsphase weder gesetzliche Regelungen noch einheitliche Bezeichnungen.

Tabelle 6-3: Innovation

Erfinder/ Entwickler	*Produkte*	*Publikum*	*Verwendungs-zweck/ Reglemen-tierung*
systematisch, von Firmen, z.T. Unterstützung durch den Staat	Komplettlösungen werden zuverlässiger, Verbesserung und Verbilligung des Fertigungsprozesses, Verbesserung und Verbilligung der Materialien	Wirtschaft: kommerzielles Interesse, Staat: hoheitsrechtliche Aspekte, Massenpublikum: erwachendes Bedürfnis	Verwendung geklärt (Indikator: abgeschlossene Begriffsklärung) Experimente mit Reglementierung und im Rahmen älterer Bestimmungen

In der nächsten Phase wird die Basiserfindung in mehrfacher Hinsicht angepasst. Mit Abschluss der Invention liegt die Blaupause eines neuen Mediums vor. Als solches können die neuen Medien von Gutenbergs Buchdruck bis zu den Computern Zuses und von Neumanns gelten. Die Innovationsphase beginnt also im Unterschied zur Inventionsphase mit einem recht deutlich wahrnehmbaren Einschnitt (vgl. S. 423).

Das Ende hingegen ist weniger einfach zu bestimmen und letztlich eine Definitionsfrage. Wenn man mit Rogers die Innovation als Übernahme oder – im häufigen Falle des Scheiterns einer Innovation[899] – als Zurückweisung einer Neuerung begreift, so muss die Innovationsphase neuer Medien als die Zeit verstanden werden, in der die neuen Medien für die Durchdringung des Massenmarktes tauglich gemacht werden. D.h. ausgehend von einer ersten Klärung des Verwendungszwecks muss der Nutzen des neuen Mediums genau bestimmt werden. Während es also sinnvoll ist, die Inventionsphase unter dem Gesichtspunkt der Erfindung zu diskutieren, ist für die Innovationsphase der Verwendungszweck – mithin die soziale Funktion oder kulturelle Bedeutung – das zentrale Kriterium. Bei genauerer Betrachtung ist dies jedoch keine einzelne Bedingung, sondern bündelt viele Faktoren.

- Die Zuweisung des Nutzens ist ein Prozess, der sich allmählich klärt. Er kann als abgeschlossen betrachtet werden, wenn die Gesellschaft sich verbindlich auf bestimmte Aspekte des Nutzens verständigt hat.

Die späteste – nicht einzig mögliche – definitorische Grenze ist die Herausbildung von Spezialgesetzen für die neuen Medien. Nun kann dagegen eingewandt werden, dass die neuzeitlichen Gesetzgeber v.a. bestimmte Wirkungsaspekte ins Auge fassten und sich keineswegs für die neuen Medien als Gesamtphänomen interessierten. Die Spezialgesetzgebung gibt allerdings ein hinrei-

[899] Bauer hat sogar zugespitzt: „Die Fragilität des Innovationsprozesses macht verständlich, dass dabei das Scheitern – und nicht der Erfolg – der Regelfall ist." Bauer, R. : Gescheiterte Innovationen, S. 316.

chend klares Signal dafür, dass die neuen Medien tatsächlich als etwas qualitativ Neues anerkannt worden sind.

Für die Presse könnte man das Ende der Innovationsphase auf die ersten Zensurbestimmungen, die in den 1480er Jahren speziell für gedruckte Bücher erlassen wurden, oder auf das Wormser Edikt mit seinen Bestimmungen gegen Luther-Drucke setzen. Für Telegrafie und Telefon wäre (für Deutschland) die Gründung des DÖTV von 1850 bzw. das Reichstelegrafengesetz von 1892 einschlägig. Für den Film wurde in Deutschland das erste Spezialgesetz 1920 erlassen, beim Rundfunk böten sich die 1. Reichsrundfunkordnung von 1926 oder die Rundfunkgesetze nach dem Zweiten Weltkrieg an. Für das Internet wäre das IuK-Dienstegesetz und der Mediendienstestaatsvertrag von 1997 eine Grenzmarke.

In der Innovationsphase der neuen Medien klärt sich nicht nur der kommunikative Nutzen, sondern auch der ökonomische. Unter diesem Gesichtspunkt könnte man folgende Grenzen ziehen: Für die Presse um 1500, da zu dem traditionellen Buchmarkt, der schon vor der Erfindung des Buchdrucks existierte, mit den Flugblättern und -schriften ein Markt für (tendenziell) serielle Publizistik entstand. Für die Telegrafie läge das Ende der Innovationsphase dann in den 1840er Jahren, da ab diesem Zeitraum kommerziell betriebene Telegrafennetzwerke aufgebaut wurden. Für den Film müsste die Innovationsphase um 1905 enden, weil ortsfeste Kinos aufkamen und der Filmverkauf durch Verleih ersetzt wurde. Für den Hörfunk läge die Grenze zu Beginn der 1920er Jahre, weil in den industrialisierten Staaten Rundfunksysteme errichtet wurden. Beim Fernsehen läge das Ende mit gleicher Begründung in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Für den Computer wäre die Innovationsphase mit der Einführung der ersten Personal-Computer um 1980 beendet. Für das Internet wäre der sinnvollste Einschnitt die Etablierung des WWW nach 1990, denn der neue Dienst erleichterte den Computer-Laien den Zugang – zugleich wurde der Kommerzialisierung des Netzes Tür und Tor geöffnet.

- Die Innovationsphase ist, unabhängig vom angelegten Kriterium, die kürzeste. Zugleich ist sie sozialwissenschaftlich wie kulturhistorisch betrachtet die interessanteste, da alle wesentlichen Aspekte der Institutionalisierung der neuen Medien in dieser Phase stattfinden.
- Allein die Zwischenphase der Innovation besitzt sowohl einen klar markierten Anfang als auch ein eindeutig bestimmbares Ende. Die vorausgehende Inventionsphase hingegen weist keinen eindeutigen Anfang auf, für die Diffusionsphase hingegen lässt sich das Ende kaum bestimmen.

In der Innovationsphase gehen die Erfinder schon erheblich systematischer als in der Inventionsphase zu Werke. Die Gesamtlösung des neuen Mediums ist zwar noch nicht in jedem Detail geklärt, die Entwicklungs- und Verbesserungsrichtung wird jedoch schon deutlich. Von Zusammenhanglosigkeit der Verbesserungsinnovationen kann – im Unterschied zu den Basiserfindungen – nicht

die Rede sein. Ein treffendes Beispiel gibt die systematische Auslobung von Erfinderwettbewerben für die Presse. Das potentiell marktgängige Produkt muss jedoch noch in vielfacher Hinsicht verbessert werden. Je höher die technische Komponente zu veranschlagen ist, desto bedeutsamer ist die Zuverlässigkeit der Komplettlösungen. D.h. bei tertiären Medien ist dieser Aspekt besonders wichtig, bei sekundären weniger. Aber auch bei dem sekundären Medium Presse spielt dieser Aspekt eine Rolle: Selbst wenn die Zeitung nicht „abstürzen" kann – unzuverlässige Satz- und Druckmaschinen ärgern den Produzenten und der Kunde merkt es am Preis oder an Auslieferungsverzögerungen.

Ohne die Entdeckung einer kommerziellen Nutzungsmöglichkeit können Produkte im Allgemeinen und neue Medien im Besonderen die Innovationsphase nicht erfolgreich bestehen. Folgerichtig wird schon in dieser Phase mit Geschäftsmodellen experimentiert. Besonders deutlich ist dies beim Hörfunk, bei dem zu Beginn der 1920er Jahre drei Geschäftsmodelle zur Auswahl standen: die Finanzierung der Programme über Gebühren, über Werbung oder über den Geräteverkauf. Beim Film zeigte sich in der Innovationsphase, dass das Verkaufsmodell nicht besonders tragfähig war. Für die Presse hatte spätestens die Buchmarktkrise um 1500 bewiesen, dass ein Standbein auf Dauer nicht genügt. Bei anderen neuen Medien, die mit dem ökonomischen Ausgangsmodell zunächst hinreichend funktionierten, wurden neue Geschäftsmodelle z.T. erst erheblich später eingeführt.

Analog zum ökonomischen Interesse am Profit, das wesentlich zur Einführung und Verbesserung der Marktgängigkeit beitrug, entdeckte die Obrigkeit in der Innovationsphase den rechtlichen Regelungsbedarf. Der Prozess von Nichtbemerken, Subsumtion, Diskussion und Erlass von Spezialgesetzen ist bereits weiter oben diskutiert worden (s. S. 408). Der Staat zieht hiermit letztlich nur die Konsequenz aus der Institutionalisierung der neuen Medien durch die Gesellschaft. Ihren sichtbarsten Ausdruck findet sie in der allgemeinen Einigung auf die Benennung des neuen Mediums.

Die Institutionalisierung bestand für die Presse darin, dass ihre Qualität als Medium zur Übermittlung aktueller Informationen entdeckt wurde. Die in Flugblättern verbreiteten ersten „Neuen Zeitungen" waren beispielgebend. Für die Telegrafie waren die Gründung von Nachrichtenagenturen, die Übermittlung von Börsenkursen und die Fahrplankoordinierung der Eisenbahnen Ausdruck der Klärung des Verwendungszwecks. Das Telefon musste sich erst von der Telegrafie emanzipieren, ehe neben dem geschäftlichen Telefonat der private Freud- und Leidverkehr zu seinem zentralen Nutzen wurde. Dass mit den Verwendungszwecken experimentiert wurde, zeigt sich an den telefongestützten Musiksendern in einigen Großstädten zu Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts. Beim neuen Medium Film bestand die Klärung des Nutzens in der Emanzipation vom Schaustellergewerbe und der Herausbildung des Spielfilms, der Geschichten erzählt. Der Rundfunk musste sich aus den Fesseln einer Vor-

stellung befreien, die sich die drahtlose Kommunikation nur im Modus *one to one* dachte. So hatten sich, solange der Hörfunk noch nicht realisiert worden war, die ersten Fernsehpioniere an folgende Gleichung gehalten:

- Telefon + Bild = Fernsehen.

Die Verwendung von neuen Medien tendiert zunächst dazu, sich an alten Medien zu orientieren. Nun hatte der Telefonmusikdienst in verschiedenen Großstädten des späten 19. Jahrhunderts die Blaupause für das Programmmedium Hörfunk geliefert. Folglich waren David Sarnoffs oder Hans Bredows (1879-1959) Überlegungen zum drahtlosen *Rund*funk an alle keineswegs besonders originell. V.a. gilt jedoch: Nachdem der Hörfunk existierte, drängte sich Fernsehen als Programmmedium nahezu von selbst auf:

- Hörfunk + Bild = Fernsehen.

Das jüngste Beispiel von Verwendungsunsicherheiten zeigte sich in der verzweifelten Suche nach dem Mehrwert bezahlbarer Internet- und UMTS-Dienste. Diese Suche schien umso dringlicher, als die jüngsten neuen Medien soeben noch grandiose Beispiele für Mehrwerte ausgewiesen hatten: Das Internet bot die E-Mail-Funktion und das Handy das mobile Telefonieren. Kein älteres Medium hatte diese Vorteile zu bieten. Zu letzterem brauchte allerdings zunächst niemand die damals große UMTS-Bandbreite. Rational kalkulierend forderte der Verbraucher daher weder die perfekte noch die teuerste Lösung. Vielmehr fragte er sich, wie Kosten und Nutzen in perfekte Balance zu bringen wären und worin der zusätzliche Nutzen der Neuerung stecken könnte. Da die Dienste genau das nicht boten, musste die Innovation zunächst scheitern. Allerdings blieb die Geschichte nicht bei den UMTS-Diensten und den WAP-Handys stehen. Vielmehr schuf Apple mit seinen iPhones die völlig neue Geräteklasse der Smartphones, die ebenso cool designt wie funktionell waren, so dass sie bis heute zu den Status-Symbolen zählen, auf die insbesondere Jüngere nicht verzichten wollen. Das ist allerdings schon eher ein Modellfall für den schleichenden Übergang von der Innovations- zur Diffusionsphase.

➢ Das auffälligste Merkmal der Diffusionsphase – es gibt dem Abschnitt seinen Namen – ist die dynamische Ausbreitung der neuen Medien.

In der Diffusions-Phase entwickelten sich die neuen Medien zu Kulturtechniken für die breiteren Schichten. Der Beginn der Diffusionsphase wird notwendiger Weise vom Ende der Innovationsphase bestimmt, das Ende hingegen bleibt offen (s.S. 426). Nur wenn ein altes Medium tatsächlich einmal vollständig von einem neueren verdrängt werden sollte, hätte die Diffusionsphase ihr Ende gefunden. Diese als Rieplsches Gesetz verbreitete Gewissheit wird noch näher zu diskutieren sein (vgl. Kap. 6.2.2).

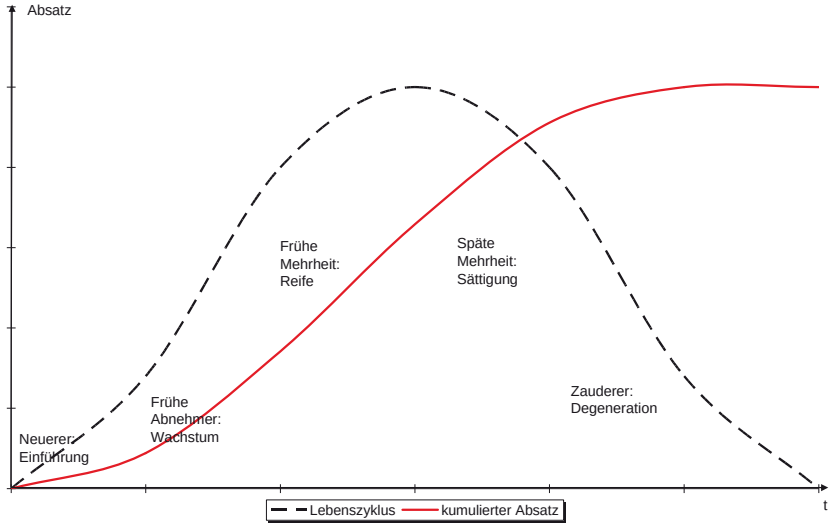
Tabelle 6-4: Diffusion

Erfinder/ Entwickler	*Produkte*	*Publikum*	*Verwendungs-zweck/ Reglemen-tierung*
systematisch, in Händen von Groß-firmen, staatliche Zuschüsse rück-läufig	alltagstaugliche Komplettlösungen, Reduktion der Komplexität, bei stabilen Preisen werden Produkte besser, bei gleicher Produktqualität sinken die Preise	zunächst dynami-sche Zunahme, langsame Verfla-chung der Zu-wachsraten, Markt-sättigung	Verwendung selbstverständlich, etablierte Regle-mentierung

Neue Medien finden analog zu den Ergebnissen der Diffusionsforschung zunächst bei den Neuerern Zuspruch, dann bei der frühen und späten Mehrheit und zuletzt bei den Nachzüglern. Die moderne Diffusionsforschung hat bestimmte soziodemografische Faktoren ausgemacht, welche die Übernahmebereitschaft stützen. Je jünger die Rezipienten, je besser sie qualifiziert sind und je mehr sie verdienen, desto aufgeschlossener sind sie. Onlinestudien haben diesen Befund für Multimedia exemplarisch bestätigt. Für die älteren der neuen Medien ließen sich diese Merkmale nur punktuell beobachten. Doch zumindest vereinzelte Belege zeigen für die neuen Medien von Presse bis Rundfunk Ähnliches: Schon in der Reformation interessierten sich insbesondere jüngere Stadtbewohner an den Flugblättern interessiert. Kino war (und ist) ein Vergnügen der Jugend, umgekehrt glaubten ältere Menschen in der Anfangszeit des Hörfunks am ehesten, auf ihn verzichten zu können.

Da neue Medien anfangs immer am teuersten waren, konnten Besserverdienende sie sich als erste leisten. Und da Einkommen und Bildung immer schon korrelierten, dürfte auch für die Neuen Zeitungen, Avisen, das Telefon und die anderen neuen Medien angenommen werden, dass höher Gebildete am frühesten zu den Neuerern gehörten. Bei den Pressemedien bedarf dies keines weiteren Nachweises, da Lesefähigkeit die zentrale Voraussetzung des Medienkonsums ist. Für das Internet haben repräsentative Untersuchungen anfangs eine große „digitale Lücke" zwischen den formal Höhergebildeten und Besserverdienenden einerseits und den Niedergebildeten und Schlechterverdienenden andererseits festgehalten. Die Lücke hat sich erst in den letzten Jahren teilweise geschlossen. Doch wie jede Regel hat auch diese ihre Ausnahme: Die frühen „Films" waren zunächst ein Unterschichtenvergnügen. Das rührte aus seiner Genese, der Film entwickelte sich aus älteren optischen Medien des Vaudeville und der Varietés, beide hatten v.a. kleine Leute angezogen.

Abbildung 6-6: Lebenszyklus neuer Medien[900]



Kritische Erläuterung: Obwohl die Grafik plausibel erscheint und auch für die Mediengeschichte mehr oder minder überzeugt, ist ihre inhärente Argumentation nicht ganz sauber (Problematik des linken Randes[901]).

Die Grafik illustriert die idealtypischen Annahmen der Diffusionsforschung; sie bestätigten sich auch für die Diffusion der neuen Medien. Dabei gibt die gestrichelte Linie die Wachstumsrate, die durchgängige die Wachstumskumulation bis an die Sättigungsgrenze wieder. Die Verbreitung wächst bis zur Hälfte des Lebenszyklus' besonders dynamisch. Insbesondere Netzwerkmedien mussten dabei erst die kritische Masse erreichen. Bei ihnen nahm der Nutzen für die einzelnen Teilnehmer gemäß der Netzwerklogik umso mehr zu, je größer die Zahl der Netz-Teilnehmer wurde. Daher ist nicht unbedingt davon auszugehen, dass neue Medien sich per se immer schneller durchsetzten. Nimmt man eine

900 Stöber, R. : Nation, S. 177. Vgl. Schenk, M.: Medienwirkungsforschung, S. 292.

901 Die Lebenszykluskurven lehnen sich an die sogenannte Gaussche Normalverteilungskurve an. Ein Beispiel ist die Normalverteilung der Intelligenz. Die meisten Individuen haben einen IQ um 100. Zu den niedrigsten und zu den höchsten Werten hin nimmt die Häufigkeit wie in obiger Kurve ab. Normalverteilungen messen die Verteilung einer Menge zu einem gegebenen Zeitpunkt. Die Lebenszykluskurve entwickelt sich jedoch über den Zeitverlauf *t*. Oder anders: Die Gruppe der Mediennutzer konstituiert sich über einen Zeitraum. Zugleich stellen die Zeitpunkte auf der Zeitachse die Eigenschaften der Gruppe dar. Und dabei wird ein gleicher zeitlicher Abstand zwischen allen Punkten der X-Achse suggeriert. Das aber ist *per definitionem* widersinnig, da der Ausgangspunkt eine Begrenzung des „linken Randes" darstellt, während der Endpunkt der Diffusion prinzipiell offen ist. Daher ist die Normalverteilung für Diffusionsprozesse eine schiefe Analogie und bestenfalls näherungsweise richtig.

Marktdurchdringung von 50% auf dem US-Markt als Maßstab, so setzte sich das Fernsehen zwischen Markteinführung 1944 und 50%-Durchdringung 1954 binnen zehn Jahren durch, Videorecorder benötigten zwölf (1976-1988), das Internet dreizehn (1993-2006) und die DVD sieben (1996-2003).[902]

Ein wesentliches Charakteristikum der Diffusionsphase ist die deutliche Verbilligung der neuen Medien. Nur so konnten breitere Käuferschichten in den Genuss der neuen Medien kommen. Die Medien wurden schon in der vorhergehenden Innovations-Phase billiger. Für die Geschichte gedruckter Medien gilt Ähnliches: Zwar waren die ersten Prachtdrucke des 15. Jahrhunderts, in heutigen Äquivalenzwerten berechnet, exorbitant teuer. Doch selbst Gutenbergs Bücher waren schon deutlich preiswerter als die handkopierten Prachtschriften, mit denen sie konkurrierten. Gleiches gilt für die ersten Avisen des 17. Jahrhunderts, wenn sie mit den abschriftlich vervielfältigten Informationsdiensten jener Zeit verglichen werden. Dabei kristallisierten sich im Verlauf der Mediengeschichte mehrere Mechanismen des Preiswettbewerbs heraus:

- Insbesondere Serienprodukte mussten tendenziell billiger werden, sollten breitere Schichten erreicht werden. Denn Zeitungs- und Zeitschriftenabonnements, Telefon- oder Rundfunkgebühren sowie SMS- und Internet-Flatrates belasten die Haushalte mit fixen, weil wiederkehrenden Kosten.
- „Einmalprodukte" wie Bücher, Flugschriften oder Kinofilme konnten hingegen preisstabiler bleiben. Die Produzenten mussten die nichtperiodischen Medien nur so kalkulieren, dass alle Einwohner mit regelmäßigem Einkommen sich den Konsum der neuen Medien ab und zu leisten konnten.
- Am deutlichsten ist die Tendenz zur Verbilligung bei tertiären, technischen (Verbreitungs-)Medien spürbar. Das gilt insbesondere für Medien, deren Kosten zu hohen Anteilen bei in der Gerätebeschaffung entstehen. Dies war insbesondere bei Hörfunk, Fernsehen und diversen Multimedia-Geräten der Fall.
- Die Verbilligung konnte direkt oder indirekt erfolgen. Die direkte, absolute, war Folge größerer Medienkonkurrenz sowie verbesserter und kostengünstigerer Produktionsmethoden. Die indirekte, relative, Verbilligung funktionierte nur in Zeiten guter Konjunktur, wenn die Einkommen schneller zunahmen als die Medienkosten der Haushalte. Dies war über viele Jahrzehnte im 19. und 20. Jahrhundert beobachtbar.
- Die Medien wurden den Rezipienten als offene oder als verdeckte Finanzierung in Rechnung gestellt: Offen sind die Abonnements- und Einzelverkaufspreise, Gerätekosten, Telefon- oder Rundfunkgebühren. Offen deklarierte Kostenerhebung ist tendenziell die ältere Form. Die verdeckte Finan-

[902] Köhn, R.: Der Umbruch gewinnt an Tempo, in: FAZ 24.2.2012, Nr. 47, S. 19. Der Artikel geht von neun Jahren für das Internet aus. Das ist falsch. Selbst wenn, wie hier, nicht die ersten Anfänge gerechnet werden, sondern als Proxy-Datum für die Markteinführung der 1. Browser (Mosiac, 1993), dauerte es deutlich länger.

zierung wurde zumeist später eingeführt. Zu ihr zählt Werbung aller Art, bei der die Zeitungsleser, Rundfunkkonsumenten oder Computer- und Smartphone-Nutzer mit ihrer Aufmerksamkeit bezahlen.[903]

- Das Fernsehen bestätigte die Ausnahme von der Regel: Pay-TV-Angebote wurden – aus technischen Gründen – erst erheblich später als gebühren- oder werbefinanzierte eingeführt. Keine Regelmäßigkeit lässt sich bei der Frage beobachten, ob Medien erst in späten Lebenszyklusphasen vollständig über verdeckte Preise refinanziert werden oder nicht: Zwar sind Gratiszeitungen erst eine Entwicklung des letzten Jahrzehnts, der vollständig werbefinanzierte Hörfunk gehörte jedoch schon zu den frühesten Geschäftsmodellen.

Dass Medien im Verlauf ihres Lebenszyklus' zur Verbilligung tendieren, gilt im Übrigen für alle Güter; Medien sind in dieser Hinsicht keine Besonderheit. Die Verbilligung konnte für sich genommen die Rezipienten nur bedingt überzeugen. Der kühl kalkulierende *homo oeconomicus* stellt ausgesprochen oder unausgesprochen immer Kosten-Nutzen-Analysen an; in diese können aber auch emotionale Bewertungsfaktoren einfließen. Sonst gelänge es kaum, wieder und wieder Bedürfnisse für Konsumgüter zu wecken, auf die niemand gewartet hat, die niemand zum Leben braucht und die dennoch mit Besitzerstolz erfüllen. Dies um den emotionalen Zusatznutzen erweiterte *rational choice-Modell* passt zudem besser zu der englischen Nebenbedeutung von „rational" (= vernünftig). Es kann nämlich sehr vernünftig sein, ökonomisch unvernünftig zu handeln, Geld für schöne Dinge und Medien auszugeben, die objektiv wenige Funktionen bieten und die man billiger haben könnte. Bei Smartphones und Multimedi-Geräten einer bestimmten Marke sind diese Irrationalitäten seit einigen Jahren besonders gut zu beobachten.

NB.: Auf den ersten Blick erscheint die Erörterung des *rational choice*-Begriffs für die Mediengeschichte irrelevant, auf den zweiten Blick stimmt das Gegenteil: Der unscharfe Nutzenbegriff verdeutlicht, warum es leicht fällt, *ex post* die Entstehung gesellschaftlicher Konventionen und Vorlieben zu verstehen, warum beides aber gleichwohl nicht prognostizierbar ist. Immerhin: Die gesteigerte Leistungsfähigkeit und Qualität der Medien unterstützte die Diffusion nachhaltig. Beide Faktoren sind bei tertiären Medien am offensichtlichsten. Betrachtet man die Kosten-Nutzen-Dimension als Differenzial, so konnte das Pendel auch vollständig in Richtung Leistungssteigerung ausschlagen: Ein Beispiel waren die zwischen den späten 1980ern und frühen 2000ern mehr oder minder preis-stabilen PCs, die allerdings mit exponentiellen Leistungszuwächsen nach Moores Gesetz einhergingen. Zugleich differenzierte sich die Preisgestaltung zwischen Einstiegs- und Profigeräten immer weiter aus.

[903] Auch „crapware", vorinstallierte Schnuppersoftware, die insbesondere auf Computer-Angeboten von Discountern zu finden ist, ist hierzu zu zählen.

Als weiterer Faktor der Leistungssteigerung wurde die Standardisierung der Produkte herausgearbeitet. Insbesondere Netzwerkmedien erlauben nur dann die Kommunikation, wenn sie auf standardisierter Technik basieren. Hinzu kommt die Vereinfachung der Bedienung. Auch dies gilt v.a. für die Geräte der tertiären Medien. Allerdings kann auch in der verbesserten grafischen Aufbereitung der Pressemedien, die seit dem späten 19. Jahrhundert immer offensichtlicher wurde, eine „Bedienungs"-Vereinfachung gesehen werden: Medien, die miteinander in verdichteter Konkurrenz standen, konkurrierten um die Aufmerksamkeit ihrer Leserschaft. Daher erzielten diejenigen Wettbewerbsvorteile, die ihre Inhalte übersichtlicher aufbereiteten. [904]

Als weiteres Charakteristikum der Diffusionsphase wurde auf die Verbesserungsinnovationen verwiesen. In der mit der Unsicherheit des Scheiterns behafteten Innovationsphase unterstützten bisweilen noch staatliche (auch militärische) Zuschüsse die Einführung der neuen Medien; in der Diffusionsphase fielen diese fort. Die staatliche Förderung ließ sich bei allen Medien außer der Presse feststellen. Allerdings gehörte die Obrigkeit zu den frühesten Abnehmern der Avisen. Da alle Medien in ihrer jeweiligen Diffusionsphase langsam veralteten, gaben auch rechtlich-politische Fragen kaum noch Anlass zu aufgeregten Diskussionen. Die Kommunikationspolitik erschöpft sich in Anpassungen. Die Menschen konnten besser mit den vormals neuen Medien umgehen, kannten ihren Verwendungszweck und betrachteten sie zunehmend selbstverständlich als Bestandteil der kulturellen Lebenswelt.

6.2 Die Wirkung der neuen Medien

6.2.1 Ambivalent: die Wirkung der Inhalte

Die Kommunikationswissenschaft untersucht unter dem Stichwort Medienwirkungsforschung eine Vielzahl von inhaltlichen Wirkungen: auf Kultivierung, Wissen, Werthaltungen und Einstellungen bis hin zum Rollenverhalten (parasoziale Interaktion). Das Thema gilt als äußerst wichtig, so dass immer wieder die Position vertreten wurde und wird, die Erforschung der Wirkungen sei zentrale Aufgabe der Kommunikationswissenschaft.[905] Die Befunde sind jedoch widersprüchlich. Zur öffentlichen Meinung lautete z.B. eine alte Frage: Sind die Medien das Organ der öffentlichen Meinung, d.h. bringen sie diese hervor, oder sind sie deren Spiegel, d.h. geben sie die öffentlichen Meinungen der Gesellschaft

[904] Zur zunehmenden Bedeutung der Aufmerksamkeit: Theis-Berglmair, A.M.: Aufmerksamkeit, in: Publizistik 45/2000, Nr. 3, S. 310-329.

[905] Vgl. Dovifat, E.: Publizistik als Wissenschaft, in: Publizistik 1/1956, Nr. 1, S. 3-10. Eberhard, F.: Thesen, in: Publizistik 6/1961, H. 5/6, S. 259-266. Kieslich, G.: Selbstverständnis, in: Publizistik 17/1972, Nr. 1, S. 68-78.

nur wieder? Nun schließen sich die Alternativen eigentlich nicht aus. Man kann über inhaltliche Wirkungen daher sehr viele Worte verlieren, es reichen aber auch wenige. Hans Mathias Kepplinger stellte vor drei Jahrzehnten zurecht fest: Es ist „nicht zulässig, die [zeitlose] Invarianz des Wirkungs- und Handlungspotentials generell zu unterstellen."[906] Hans-Bernd Brosius sekundierte:

> „Aufgrund des gewachsenen Kenntnisstands über Medienwirkungsprozesse steht nicht mehr die Frage im Mittelpunkt, ob es Medienwirkungen gibt oder nicht, sondern unter welchen Bedingungen aufseiten der Medien und Rezipienten es zu Wirkungen kommt."[907]

Das jedoch lässt sich für historische Zeiträume nur in Ausnahmefällen rekonstruieren. Wie der Pressehistoriker Kurt Koszyk einmal lapidar vermerkte: „Tote kann man nicht befragen." Um die widersprüchlichen Befunde der Wirkungsforschung zu illustrieren, sei die seit geraumer Zeit geführte Mediengewalt-Debatte angeführt: Wenn die Gewaltforschung eines unstrittig erwiesen hat, dann den Einfluss der Methode. Experimentelle Laborstudien zeigen einen größeren Zusammenhang zwischen medialer und realer Gewalt als Feldstudien. In Experimenten sind störende Einflüsse einfacher zu eliminieren als in der Realität. Tausende Studien haben je nach Methode und Anlage nicht nur Varianten, sondern gar gegensätzliche Kausalzusammenhänge ausgemacht: von der Katharsis-These des Aristoteles (Mediengewalt vermindere die Gewaltbereitschaft der Rezipienten) über die Annahme der Wirkungslosigkeit bis zur „Habitualisierungsthese" (aggressive Darstellungen führen zur Abstumpfung der Rezipienten). Das Resümee dieser Mediengeschichte möchte darum keine Zusammenfassung einer *Medienwirkungsgeschichte* versuchen, nicht einmal auf dem vergleichsweise beschränkten Feld der Gewaltforschung.[908]

Die Medienwirkungsforschung hat eine Reihe von Wirkungen herauspräpariert, die von der Verstärkung bestehender Einstellungen bis zur Setzung neuer Themen reicht. Das disperse Publikum reagierte (und reagiert) je nach obwaltenden Umständen verschieden: z.B. *müssen* die Rezipienten eine Botschaft nicht verschieden verstehen, sie *können* aber größere oder kleinere Teile des Inhalts gegensätzlich interpretieren. Zugleich kann immer wieder eine große Zahl von Menschen unter dem Eindruck bestimmter Botschaften den Inhalt ähnlich oder gleich verstehen. Das heißt aber keineswegs, dass die Botschaft so verstanden werden muss, wie der Kommunikator sie kommunizieren wollte. Ein klassisches Beispiel für das bewusste und kollektive Missverständnis einer Aussage sind Günter Schabowskis Ausführungen auf der Fernseh-Pressekonferenz

---

906 Kepplinger, H.M.: Grenzen des Wirkungsbegriffes, in: Publizistik 27/1982, Nr. 2, S. 104.

907 Brosius, H.-B.: Medienwirkung, in: Bentele, Günter/ Jarren, Otfried/ Brosius, Hans-Bernd (Hg.): Öffentliche Kommunikation, S. 133.

908 Eine kompetente Übersicht: Kunczik, M.: Gewaltforschung, in: Schenk, M. (Hg.): Medienwirkungsforschung, S. 167-193.

in Berlin am 9. November 1989, die von der DDR-Bevölkerung als Signal zur Maueröffnung interpretiert wurden und diese dann tatsächlich einleiteten.

Mediale Inhalte, ob man an Musik, Bilder oder schriftliche Medien denkt, wirken ambivalent, weil Inhalte nicht nur explizite Bedeutung, sondern auch Symbolcharakter besitzen. Fernsehbilder, um nur ein Beispiel zu nennen, können gleichzeitig Empathie und Abscheu, Sympathie und Antipathie, Fremdenfreundlichkeit und Xenophobie wecken, u.U. sogar bei demselben Betrachter. Vielleicht ist die Widersprüchlichkeit sogar wirksamer als die Gleichrichtung. Zumindest gilt:

- Inhalte entfalten ihre Wirkung auch deshalb, weil sie widersprüchlich und änigmatisch sind.

Widersprüchlichkeiten, Rätsel und Symbolhaftigkeit der inhaltlichen Aussagen bieten in ihrer Uneindeutigkeit für „jeden etwas". Die Wirkung der Bibel auf das religiöse und ethische Denken von Generationen liegt sicherlich zum Teil in der Widersprüchlichkeit des Gesamtwerks und der Mehrdeutigkeit zentraler Passagen begründet. Das Gleiche gilt für große Literaten unterschiedlicher Genres. Ob man an Franz Kafka, Niklas Luhmann oder Bob Dylan denkt – rätselhafte, dunkle und widersprüchliche Formulierungen verfehlen ihren Reiz nicht. John Lennon bemerkte 1970 über seinen Kollegen: „Du musst nicht darauf hören, was Bob Dylan sagt. Du musst darauf hören, wie er es sagt." Auch die Wirkung mancher Filme, z.B. Stanley Kubricks „2001 – Odyssee im Weltraum", beruht z.T. auf ihrer Rätselhaftigkeit. Andere, wie Akira Kurosawas (1910-1998) „Rashomon" (1950), thematisierten die Widersprüchlichkeit der subjektiven Interpretation.

Das Publikum lernte mit den Widersprüchen umzugehen. Das drückte sich in wachsender Medienkompetenz der Rezipienten aus, die im Verlauf der Mediengeschichte eindeutig zunahm. Das einfachste Beispiel wurde schon vorgebracht: Ohne Lesefähigkeit gibt es keinen Pressekonsum. Analphabetismus schloss vom Medienkonsum aus. Wer nicht lesen konnte, brauchte zumindest Vorleser oder Vorleserinnen. Gutenbergs Erfindung erzeugte das Bedürfnis, Lesen zu lernen, trug langfristig zur Alphabetisierung breiter Schichten bei und das wiederum nützte der Verbreitung der Presse.

Die Medienkompetenz stärkte langfristig die intellektuelle Selbständigkeit. Wer jedoch selbständig denkt, zweifelt und nimmt nicht alles als gegeben hin. So könnte man die Hypothese formulieren, Medien untergrüben die mediale Glaubwürdigkeit. Otto von Bismarck 1869 spitzte vor preußischen Politikern mit Blick auf die schon seinerzeit vielfältigen Informationsquellen zu, es gebe das Sprichwort „er lügt wie gedruckt; es wird vielleicht auch dahin kommen zu sagen: er lügt wie telegraphiert." Auch Neil Postmans bekanntes Diktum „We

suffer from a kind of cultural AIDS" stammt aus seiner Rede von 1990, also vor dem Durchbruch des Internets zu einem Massenmedium.[909]

Information-Overload ist also keine ganz neue Erfahrung. Allerdings hat der im Internet (nicht überall) dargebotene Informationsmüll insofern eine neue Qualität, als er Relevantes und Richtiges überdeckt, da die Informationen nicht mehr – zumindest nicht generell – wie in älteren Massenmedien von professionellen Gatekeepern gefiltert werden. Das Bewusstsein für diese strukturelle Unfähigkeit ist jedoch bislang leider selbst unter der angehenden Elite – den Studenten – noch nicht Allgemeingut. Doch wir arbeiten daran: Lerneffekte brauchen Zeit.

Die wachsende Medienkompetenz könnte in ihr Gegenteil umschlagen und in den Generalverdacht münden, Medien manipulierten immer und überall. Die digitalen Bild- und Tontechniken werden vielleicht über kurz oder lang von der Glaubwürdigkeit des audiovisuellen Materials nichts mehr übrig lassen. Zumindest vor den Gerichten, die Fotos und Videos mindere Beweiskraft zubilligen, gilt das in Ansätzen schon. Gleiches gilt für die heute vielfach betonte Fragmentierung der Wahrnehmung. Auch diese Furcht ist nicht neu: Vier Jahre vor Bismarck hatte der Dichter und Journalist Franz von Dingelstedt (1814-1881) beklagt: „Bald wird es, trotz der äußerlichen Vermehrung literarischer Production und Consumtion, dahin gekommen seyn, daß das deutsche Publicum nur noch liest wie es lebt: per Eisenbahn und Telegraphen, hastig, wechselnd, unstät – in großen Massen, aber in kleinen Bissen, die im Flug genossen, im Flug verdaut werden – von der Hand in den Mund, von heut auf morgen, alle Gerichte ragoutartig in einander gemengt, abgenagte wissenschaftliche Knochen in einer populären Sauce, politische Brocken, schöngeistig angemacht, Poesie politisch gewürzt".[910] Die Möglichkeit der Manipulation und die Probleme von Informationsbewertung und -fragmentierung verbänden sich zu dem paradoxen Befund:

- Die wichtigste Wirkung der Medieninhalte wäre die stete Aushöhlung ihres inhaltlichen Wirkungspotenzial.

Doch dieser Nachweis ist schwer zu führen, selbst wenn manche Befunde (Stichwort: Habitualisierungsthese) dafür zu sprechen scheinen. Z.B. könnte die langfristige Tendenz der audiovisuellen Medien zu mehr expliziter Darstellung von Sex und Gewalt dahingehend interpretiert werden, dass gleichbleibende (Schock-)Effekte nur mit immer höherer Dosierung zu erreichen seien. Die Hauptwirkung ist weniger Abstumpfung als Abnutzung. Selbst schöne Bilder (wie die Mona Lisa) oder betörende Melodien (wie die Kleine Nachtmusik) kann man irgendwann nicht mehr sehen oder hören. Im „Zeitalter ihrer Reproduzier-

[909] Bismarck, Otto von am 13.2.1869 im Preußischen Herrenhaus, in: Stenografische Berichte/ Preußisches Herrenhaus, 13. 2.1869, 14. Legislaturperiode, 121. Sitzung. Postman, N.: Informing ourselves to death, Rede am 11.10.1990 vor der „Deutschen Gesellschaft für Informatik", in: http://www.mat.upm.es/~jcm/postman-informing.html (August 2012).

[910] Zit. n. Wittmann, R.: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 292.

barkeit“ (Walter Benjamin) werden sie „zernutzt“ – spätestens, wenn die Mona Lisa zum Smiley in einem Comic und die Nachtmusik zum Handyklingeln degeneriert sind. Aufgrund der Zernutzung der Inhalte sind fiktionale Programmmedien immer auf der Suche nach neuen Stoffen oder neuer Inszenierung. Die tagesaktuellen „Berichterstattungsmedien“ sind hier klar im Vorteil.

Medieninhalte beeinflussen sich wechselseitig. Da neue Medien die älteren partiell übernehmen und auf etlichen Feldern von gesellschaftlicher Bedeutung an diese anschließen, sind die Einwirkungen älterer Medien auf die neueren offenkundig. Die neueren übernehmen von den älteren (neben Geschäfts- und Vertriebsmodellen, rechtlichen und politischen Rahmen, Techniken) auf inhaltlichem Gebiet:

- Erzählstrukturen,
- Formate, Genres, Gattungen
- und ästhetische Regeln.

Die neueren Medien bedienten sich am Fundus der älteren. Ob Musiktheater (beginnend mit „Siegfried“-Verfilmungen noch in der Stummfilmzeit!), Bücher („Ben Hur“, „Professor Unrat“ [= „Der blaue Engel“]), Zeitungsberichterstattung (Kriminalfälle), die Verwertung durch den Film war nie ausgeschlossen. Das Fernsehen als Abspielstation des Films inkorporierte den Spielfilm oder übertrug das Spielfilmformat auf das kleinere der Fernsehserie (frühe Beispiele „M.A.S.H.“ und „Columbo“). Dass dabei der Zynismus des Kriegsfilms oder der toughe Charakter des Inspektors abgeschliffen wurden, war eine zwangsläufige Folge der Serialisierung.

Aus der Reisereportage wuchs die Zeitungsreportage, es folgte der Dokumentarfilm und der reportierende Fernsehfilm. Aus Neuen Zeitungen wurde die Nachrichtenpresse, Nachrichten in Wochenschau, Hörfunk, Fernsehen und Multimedia folgten. Aus Hörspielen wurden Fernsehspiele, aus Radioshows die Fernsehshows, soap-operas – nach der Unterbrechung für Waschmittelwerbung so genannt – tauchten zuerst im Radio auf usw. Die Inkorporierung der älteren Medien von der Presse bis zu den audiovisuellen Medien in Multimedia folgte daher den früheren Vorbildern. Alle Beobachter neuer Medien bis hin zu Bill Gates und Nicholas Negroponte haben darauf verwiesen, dass neue Medien zunächst auf die Stoffe alter Medien zurückgriffen.[911]

Inhalte, Präsentationsmodi, äußere Form und Ästhetik der Medien unterscheiden sich, geben aber auch wechselseitige Anregungen. Filmregisseure von Friedrich Wilhelm Murnau bis Peter Greenaway orientierten sich beispielsweise an der Ausleuchtungsästhetik und Bildkomposition alter und neuer Meister der bildenden Künste. Der Transfer funktionierte selbstverständlich auch in umgekehrte Richtung. Neue Medien wirkten auf alte zurück, z.B. bei der Inszenierung: Dem Regisseur Max Reinhardt wurde z.B. von zeitgenössischen Kritikern

[911] Vgl. Gates, B.: Weg, S. 205. Negroponte, N.: Total digital, S. 82f.

vorgehalten, mit neuer Bühnentechnik eine „filmische Illusion“ erzeugen zu wollen. Auch inhaltlich bedienen sich ältere an neueren Medien: Serien wie „Dr. Kimble auf der Flucht“ oder „Drei Engel für Charly“ kamen ins Kino, mit „Lara Croft“ wurde schon ein Computerspiel verfilmt. Mit inhaltlichen Verschränkungen zwischen Internet und Fernsehen wird schon seit der Jahrtausendwende experimentiert („Giga-TV“, Container-Shows etc.).

Noch in weiterer Hinsicht profitieren ältere von den neueren Medien: Der Film ermöglichte dem Feuilleton die Filmbesprechung. Illustrierte und Boulevardpresse leben seit Jahrzehnten gut von den Stars und Sternchen, die Fernsehen und Kino schufen, die Programmpresse von der Möglichkeit, auf Radio und Fernsehen hinzuweisen. Computer und Internet erzeugten Computer- und Internetmagazine in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Die Tagespresse übernahm Programmhinweise, Technik- und Medienberichterstattung.

- Medienwirkung zeigt sich auch in der Erzeugung von medialer Anschlusskommunikation.

Zudem gilt die „the more-the more“-Regel. Sie besagt, dass der Konsum bestimmter Medien weiteren Medienkonsum nach sich zieht. Diese Regel wird als eine von mehreren Begründungen für die Richtigkeit des „Rieplschen Gesetzes“ angeführt.

6.2.2 Häufig missverstanden: Riepls Gesetz

In vordergründig technisch-materiellem Sinne scheinen etliche Medien durch die bevorstehende Digitalisierung zu verschwinden. Würde z.B. „Film“ an sein Trägermedium gekoppelt, so dürfte man nicht mehr von „Film“ sprechen, wenn die Kinos zu digitalem Satellitenbezug übergehen und die filmische Software nur noch aus Bytes besteht. Das Gleiche könnte der Tageszeitung bevorstehen, wenn sich in näherer Zukunft die online-vernetzte, auf elektronischem Papier basierende Version durchsetzen sollte. Dann könnte jeder Abonnent seine bevorzugten Themenschwerpunkte zu seiner persönlichen „Daily Me“ zusammensetzen lassen. Gedruckt würde sie nicht mehr, die Bezeichnung „Presse“ wäre obsolet. Diese Variante des Sterbens technisch definierter Medien hat es übrigens immer schon gegeben, man denke nur an Wachszylinder oder Schellackplatten. Doch wenngleich in der Entstehungsphase neuer Medien materielle und produktionstechnische Eigenschaften der Begriffsfindung dienen, um das Lebensende älterer Medien zu bestimmen, tragen solche Überlegungen nicht, da der Clou einer sozial-historischen Begriffsgeschichte gerade in der funktionellen Verselbständigung der Worte zu suchen ist.

Die Furcht vor dem Ende älterer Medien ist gleichwohl real. Regelmäßig fürchteten Betreiber älterer Medienunternehmen, in ihrer Existenz durch neue Medien gefährdet zu werden: Theaterbesitzer klagten schon frühzeitig über Ein-

nahmeverluste, die ihnen durch den Film entstünden; die Presseverleger verschiedener Staaten wehrten sich gegen Nachrichten im Radio, weil sie zunächst glaubten, das schade der Auflage; Hörfunkveranstalter mussten unerfreut konstatieren, dass ihre Hörer zum Fernsehen überliefen; Kinos leerten sich, als das Fernsehen aufkam; engagierte Internetnutzer sehen weniger fern; Internet-Tauschbörsen bedrohen die Musik- und Filmindustrie. Das Ende der älteren Medien schien schon mehr als einmal nahe.

Dennoch – Totgesagte leben länger: Die Presse floriert seit über 500 Jahren, das Telefon seit 140, der Film seit mehr als 100, das Radio seit 90, das Fernsehen seit 60 Jahren. Kann also Entwarnung gegeben werden? Medienvertreter, die beschwichtigen wollen, argumentieren mit der Komplementarität der Medien, verweisen auf die „The-more-the-more-Regel" und argumentieren ökonomisch: Mit jedem neuen Medium nehmen die Verwertungsmöglichkeiten zu. Der Stummfilm verwertete Gedrucktes, der frühe Tonfilm förderte die Schallplattenindustrie. Heute entsteht nicht nur der Film nach dem Buch, sondern auch das Buch zum Film oder gar das Bilderbuch zur Filmentstehung und zum Buch. Video und Fernsehen stabilisieren den Filmmarkt. Die derzeitige Bedrohung der Musik- und Filmindustrie durch den Internettausch ist offensichtlich, zugleich aber bieten sich, wie „iTunes" von Apple nachdrücklich zeigt, neue Verwertungsmöglichkeiten. Gerne wird dann auf eine Gesetzmäßigkeit verwiesen, die der Althistoriker Wolfgang Riepl vor dem Ersten Weltkrieg formulierte:

> „daß die einfachsten Mittel, Formen und Methoden, wenn sie nur einmal eingebürgert und brauchbar befunden sind, auch von den vollkommensten und höchst entwickelten niemals wieder gänzlich und dauernd verdrängt und außer Gebrauch gesetzt werden können, sondern sich neben diesen erhalten, nur daß sie genötigt werden, andere Aufgaben und Verwertungsgebiete aufzusuchen."[912]

Riepl untschied zwischen Sprache, Schrift, Druck und elektrischen Medien. Das nach ihm benannte „Rieplsche Gesetz" wurde bislang nicht widerlegt, es fehlt allerdings nicht an kritischen Stimmen. Zumindest müssen seine zentralen Kategorien – Funktion und Medien – definiert werden. Denn je nach deren Definition wird die Beantwortung unterschiedlich ausfallen müssen. Und offensichtlich gilt das „Gesetz" nur, solange nicht allzu fein differenziert wird. [913]

Versuchen wir eine Analogie zu strukturieren: Ohne die evolutionstheoretische Systematik gewaltsam zu übertragen, könnte man die Medien vereinfacht in Königreich, Ordnung, Gattung, Spezies und Individuum unterscheiden.[914]

---

912 Riepl, W.: Nachrichtenwesen, S. 4f.

913 Schäfers, A.: Neue Medien und historischer Vergleich, in: Neverla, I. (Hg.): Netz-Medium, S. 89-110.

914 Die Evolutionstheorie unterscheidet Königreich, Stamm, Ordnung, Klasse, Familie, Gattung, Spezies und Individuen. In der Filmtheorie ist Ähnliches für Genres schon versucht worden. Altmann, R.: Reusable Packaging, in: Browne, N. (Hg.): film genres, S. 1-41.

Zuoberst könnte eine Dreiteilung in Proto-, Basis- und Verbreitungsmedien herhalten: Sie würden analog zur Evolutionstheorie die *Königreiche* der Mediengeschichte bilden. Man müsste aber nochmals etwas differenzieren: Proto-Medien wie Sprache, Gestik, Mimik sind als grundständige Kommunikationsmittel so eng mit der *conditio humana* verbunden, dass die Auslöschung dieser Medien mehr als unwahrscheinlich ist, solange Menschen die Erde bevölkern. Das Verschwinden der Basis-Medien Schrift und Bild als Verlust von Schriftlichkeit und Bildlichkeit wäre nur vorstellbar, wenn eine Katastrophe unermesslichen Ausmaßes alle zivilisatorischen Entwicklungen der letzten 5.000 Jahre rückgängig machte.

Der Untergang der in dieser Mediengeschichte behandelten Verbreitungs-Medien ist in einem dystopischen Gedankenspiel denkbar, in dem unsere derzeitige technische Zivilisation, z.B. durch einen weltweiten Atomkrieg, ausgelöscht würde. Hier hätten wir aber schon die Ebene der *Ordnungen* erreicht: Pressemedien, filmischen Medien, Rundfunk- und Netzwerkmedien. Auch auf dieser Ebene verdrängten neuere Medien bislang nie die älteren. In einem Katastrophenszenario wäre deren Untergang aber durchaus denkbar.

Pressemedien ließen sich sodann in die *Gattungen* Buch, Zeitung, Zeitschrift, weitere nichtserielle Druckschriften etc. unterscheiden. Bei den filmischen Medien könnten die Gattungen Spiel-, Dokumentar-, Experimentalfilm und so weiter bzw. Stumm- und Tonfilm unterschieden werden. Beim Rundfunk wären die Gattungen Hörfunk und Fernsehen, bei den Netzwerkmedien das Telefon, die Telegrafie und Internet-Medien zu unterscheiden. Auf dieser Ebene sind unterschiedliche Antworten zur Gültigkeit von Riepls Gesetz schon naheliegend: Es ist Ansichtssache, ob das E-Book, dessen Absatzzahlen in den USA schon die gedruckten Bücher überholt hat, noch ein Buch ist. Die Telegrafie ist sozusagen tot; ob Schmuck- und Fleuroptelegramme noch Riepls Kriterien genügen, sei dahin gestellt. Stummfilme werden nicht mehr produziert. Der Dokumentarfilm im Kino führt trotz gelegentlicher spektakulärer Erfolge („Bowling for Columbine", 2002) ein eher kümmerliches Dasein, er lebt nur noch im Fernsehen. Wie lange das klassische terrestrische Radio dem internetbasierten noch standhalten wird, muss sich erweisen.

Auf der Ebene der *Spezies* angekommen, tritt mediales „Artensterben" hingegen häufig auf: Welches Leben führt beispielsweise noch das politische, religiöse oder sensationelle Flugblatt, das die Menschen im 16. Jahrhundert informierte? Wo sind die Messrelationen, die Avisen, wo die Intelligenzblätter, die Parteipresse, wo die Rundschauzeitschriften? Etliche filmische Genres sind zumindest im Moment scheintot: z.B. Slapstick à la Buster Keaton, Draculafilme oder Western. Im Hörfunk haben die Formatradios die Universal-Wellen mit Kästchenschema an den Rand gedrängt, das Fernsehen ist noch nicht so weit.

Mediale *Individuen* (einzelne Pressetitel, Rundfunksender etc.) schließlich „sterben" regelmäßig, bisweilen schon im Kindbett oder noch davor – wenn wir

an die vielen gescheiterten Projekte denken, die über Null-Nummern nie hinausgekommen sind. Mit der Konzentrationsforschung existiert gar ein eigenes Forschungsfeld zur Beschreibung des Marktaustritts = Ende der Medien. Selbst einzelne Proto-Medien sterben auf dieser Ebene: Das Sprachensterben gehört zur kulturellen Entwicklung der Menschheit.

Die Parallelen zur Evolutionstheorie sind so betrachtet signifikant. Selektion als ein zentraler Mechanismus der Evolution richtet sich ebenfalls nicht unmittelbar auf Gattungen oder höhere Ordnungen, sondern zunächst auf Individuen. Kumulativ wird dann aus dem Fressen und Gefressenwerden und mangelndem Reproduktionserfolg der Untergang von Populationen, Spezies etc. – nur so ist „survival of the fittest" zu verstehen. Es läge nahe, in dieser Hinsicht das Rieplsche Gesetz zu überdenken. Zumindest lässt sich schließen:

- Je enger und spezieller der Medienbegriff gewählt wird, desto weniger Geltung kann das Rieplsche Gesetz beanspruchen.

Allerdings könnten die Antworten auch anders ausfallen. Zweifelsohne gibt es immer noch Flugblätter. Der Fleischer informiert mit ihnen über seine Sonderangebote, Samisdat- und Untergrundpresse setzen seit Jahrhunderten auf die einfach herzustellende und schwer zu kontrollierende Flugpublizistik als Rückgrad der Gegenöffentlichkeit. Statt der Messrelationen gibt es heute Chroniken, aus den Avisen entwickelte sich die moderne Tagespresse. Statt der Parteipresse geben die Parteien immerhin noch einzelne Zeitschriften und Magazine heraus und haben (in Deutschland) den öffentlich-rechtlichen Rundfunk im Griff. Das Erbe der Rundschauzeitschriften haben so unterschiedliche Blätter wie „Der Spiegel", „Focus" oder „Merkur" angetreten. Die Slapstick-Comedy ist, um Nonsens-Dialoge bereichert, noch immer lebendig. Auch scheintote Genres können jederzeit wiederbelebt werden – und sei es als Parodie. Statt Telegramme zu versenden wird heute gesimst und getwittert – und das in potenziertem Ausmaße.

Wer diese Version bevorzugt, muss sich allerdings eine doppelte Frage gefallen lassen. Erstens, wie weit tragen die Kontinuitäten? Man könnte mit Blick auf die Vögel ja auch die Meinung vertreten, die Saurier seien nicht ausgestorben. Zweitens, welchen Stellenwert haben die Funktionen für ein Medium? Ist ein Fleischer-Flugblatt trotz drastischen Funktionswandels den Flugblättern der Frühen Neuzeit noch vergleichbar? Da soziale Kommunikation den archimedischen Punkt der Kommunikationswissenschaft ausmacht, ist Funktionswandel der springende Punkt für die Erörterung der Frage, ob Medien sterben können oder nicht. Aus dieser Sicht ist das regelmäßig reproduzierte Gerede von Riepls fortlaufender Geltung zumindest unbedacht.

Im Eingangskapitel (vgl. Kap. 1.3) wurde die Evolutionstheorie als Makrotheorie und damit Interpretationsrahmen für die Mediengeschichte vorgestellt. Im Schlusskapitel (vgl. Kap. 6.1.1) wurde dies dahin modifiziert, dass die Theorie

der biologischen Evolution weniger die Entstehung neuer Ordnungen wie Presse, Rundfunk- oder Netzwerkmedien erklärt, sondern v.a. die Binnendifferenzierung der *Ordnungen* (Presse, filmische Medien etc.). In Analogie zur Evolutionstheorie, konkurrieren die Medien mit Information, Unterhaltung und Werbung um das Gleiche: um die Aufmerksamkeit der Rezipienten. Zugleich wird deren Zeitbudget immer knapper. Wenn neue Medien soziale und kulturelle Aufgaben erheblich besser erfüllen als ältere, liegt es daher nahe, dass die älteren Medien verschwinden oder sich Nischen suchen, die von den neueren nicht oder noch nicht besetzt werden können. Als Serienprodukte konnten Avisen aktuellere Informationen liefern als Flugblätter, sie verdrängten jene folglich aus dieser Funktion. Als das Radio erst einmal Nachrichten im Stundenrhythmus sendete – das war anfangs nicht der Fall – verschwanden alsbald die mehrmals am Tag erscheinenden Zeitungen. Die Fernsehserie lief, da bebildert, der Hörfunkserie den Rang ab.

- Daher funktioniert die Medienevolution grundsätzlich anders als die biologische. In der Evolution des Lebens besetzen neue Arten in der Regel neue Ökonischen.
- In der Medienevolution verdrängen die neuen Medien die älteren aus ihren angestammten Aufgaben und Feldern. Die älteren Medien müssen sich neue Funktions-Nischen zum Überleben suchen.

Neuere Medien bieten jedoch nicht nur Vorteile: Z.B. steht die Serienpublizistik der Tageszeitungen quasi „unter polizeilicher Aufsicht". Der eingespielte Produktions- und Vertriebsapparat macht sie zu polizeibekannten „Gewohnheitstätern". Das Impressum ist, um im Bilde zu bleiben, die tägliche Meldung auf dem Polizeirevier. Tageszeitungen und politische Zeitschriften sind daher nur in demokratischen Gesellschaften imstande, oppositionelle Meinungen und nicht genehme Informationen zu verbreiten. Und auch dort halten sie sich an den – allerdings weiteren – Rahmen des Erlaubten. Für eine Gegenöffentlichkeit in autoritären oder totalitären Regimenten eignen sich seriell und kontinuierlich erscheinende Medien nicht. Anders die Flugblätter – und das ist ihre Chance. Folglich sind sie *die* Medien des Untergrunds und der Gegenöffentlichkeit.

Hörfunk- und Fernsehnachrichten sind zwar aktuell, ihre flüchtige und zeitgebundene Präsentation ist jedoch komplexen Erörterungen abträglich. In Zeitungen und Zeitschriften können die Rezipienten das Tempo der Lektüre selbst bestimmen, zurückblättern und Uninteressantes überspringen. Die Presse ist also besser geeignet, in die Tiefe und über Hintergründe zu berichten. In den letzten Jahren der guten Medienkonjunktur haben insbesondere die überregionalen Tageszeitungen auf diesen Punkt gesetzt. Damit haben sie allerdings die politische Wochenpresse bedrängt, deren Stärke traditionell in der Reflektion lag. Das Radio mochte zwar dem Fernsehen in vielerlei Hinsicht unterlegen sein,

es beansprucht allerdings weniger Aufmerksamkeit. Daher fand es eine neue Position als Begleitmedium bei alltäglicher Haushaltsarbeit und im Auto.

Die Beispiele könnten fortgeführt werden: Die Presse kann ortsunabhängig gelesen werden, die elektronischen Medien emanzipieren sich erst allmählich von Antennen-, Telefon- und Stromsteckdose. Rundfunkgeräte brechen selten zusammen, Zeitungen stürzen niemals ab, Computer hingegen schon. Hinzu kommen Restverwertungsfunktionen, die insbesondere die Presse auszeichnen. Mit Zeitungen können nasse Schuhe ausgestopft und Salatköpfe, Teller und Tassen eingewickelt werden. Wer einmal aus seiner „Daily Me" mit der Schere einen Artikel ausgeschnitten hat, wird an dem elektronischen Papier nie wieder Freude haben. Ältere Medien werden also dann nicht verdrängt, wenn sie die Schwächen der neueren Medien ausnutzen. Oder anders:

- Medien können sich nur dann behaupten, wenn sie eine Funktion finden, die kein anderes Medium besser ausfüllt.

6.2.3 Weitreichend: sozialer Wandel als Wirkung der Existenz

Liegen kausale Zusammenhänge vor, kommen drei Möglichkeiten in Betracht: *A* beeinflusst *B*, *B* wirkt auf *A* oder *A und B* hängen von *C* ab. Sozialer und medialer Wandel kennzeichnet in dieser Hinsicht eine dreifache Besonderheit: Die Medien beeinflussen den sozialen und gesellschaftlichen Wandel, sie sind zugleich dessen Folge und beider Wandel dürfte auch von dritten Einflussfaktoren abhängen. Alle drei Wechselwirkungen lassen sich kaum gegeneinander abgrenzen, weil „sozialer Wandel" eine vieldeutige Chiffre ist, die Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen zusammenfasst:

Sozialer Wandel bezeichnet sowohl den Wandel von Werten und Einstellungen als auch den Wandel gesellschaftlicher Verhältnisse und Strukturen. Hierzu wiederum kann Kultur, Ökonomie, Technik und Politik gezählt werden; andere Autoren unterscheiden die gesellschaftlichen Subsysteme und betrachten sie als „Umwelt" der Gesellschaft, die wiederum mit diesen Umwelten in jeweils genauer zu bestimmender Weise gekoppelt sei.

Somit werden als Ursachen einerseits endogene, innergesellschaftliche, andererseits exogene, außerhalb der Gesellschaft zu verortende Faktoren ausgemacht. Doch stellen Medien endogene oder exogene Ursachen des gesellschaftlichen Wandels dar? Auch Medien werden in verschiedenen systemtheoretischen Ansätzen als Umwelt der Gesellschaft bezeichnet. So klar diese theoretische Setzung zu sein scheint: Ohne die Gesellschaft gäbe es wohl auch keine Medien; so scheint es besser, Medien den endogenen Faktoren zuzuschlagen.

In Kommunikationswissenschaft wie Alltagsdiskurs ist unstrittig: Medien transportieren Meinungen und Werteinstellungen. Ob die Inhalte jedoch eher Wirkungen auslösen oder stärker die Themen der Gesellschaft aufgreifen, ist

strittig und wird es bleiben. Die in Kapitel 6.2.1 gemachten Ausführungen müssen hier nicht wiederholt werden. Auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen medialem und sozialem Wandel übertragen, wäre die Frage anders zu formulieren: Sind Medien eher Initiatoren oder Indikatoren des gesellschaftlichen Wandels?

An einem zentralen Aspekt des sozialen Wandels – dem Verhältnis zwischen Stadt und Land – lässt sich verdeutlichen, dass beides gilt und die Alternativen sich *nicht* gegenseitig ausschließen: Schon aus demografischen Gründen hat sich die Verstädterung in der Neuzeit dramatisch beschleunigt. Indem Medien über das Leben und Arbeiten in den Städten berichteten, trugen sie ihren Teil zur Verstärkung der Land-Stadt-Migration bei. Sie waren in dieser Hinsicht Initiator *und* Indikator des sozialen Wandels. Noch wichtiger scheint aber: Alle neuen Medien setzten sich aus mehreren Gründen zuerst in den Städten durch. *Zum einen* scheint die städtische Bevölkerung immer schon den Neuerungen aufgeschlossener gewesen zu sein. Vielleicht aber gilt es andersherum: Aufgeschlossenere, wagemutigere und innovativere Menschen zogen und ziehen eher in die Stadt.[915] *Zum anderen* bedeutet die größere Menschenagglomeration eine größere Nachfrage, mehr Kaufkraft, einfacheren Vertrieb etc. und damit bessere ökonomische Startbedingungen für die Diffusion von Neuerungen. Die Bedeutung von Aufgeschlossenheit, kulturellen und ökonomischen Faktoren, welche die urbanen Räume bevorzugen, sind von der reformatorischen Flugblattpublizistik bis in die unmittelbare Gegenwart (Stichwort: urbane Inseln in DVB-T-, Handy-, Internet-, UMTS-, Breitbandkabel- und sonstigen Netzversorgungen) zu beobachten.[916] Sozialer Wandel, wie er sich in der Urbanisierung ausdrückt, setzte also Medienexistenzen in die Welt oder förderte zumindest deren Ausbreitung.

Wie aber steht es umgekehrt, wie wirkte die mediale Existenz, d.h. die Tatsache, dass es Medien gibt, auf den sozialen Wandel? Das ist die eigentliche Frage des letzten Abschnitts. Die kommunikationswissenschaftliche Literatur zu diesem Thema ist relativ dünn. Am ehesten wird man bei – kommunikationswissenschaftlich betrachtet – randständigen Autoren fündig. Marshall McLuhan diskutierte den Gedanken, allerdings mit übertriebenen Zuspitzungen und zudem ebenso aphoristisch wie unsystematisch.[917] Aus der Inklusion älterer in neuere

[915] Schon der Soziologe Georg Simmel (1858-1918) sah in der dynamischen Großstadt eine intellektuelle Stimulans. Simmel, G.: Großstädte, in: Ders.: Individuum und Freiheit, S. 192-204.

[916] Beispielsweise wurden und werden Versuchssender für Hörfunk- und Fernsehen – auch für digitales terrestrisches Fernsehen – und Handy-Telefon-Umsetzer in Ballungszentren errichtet.

[917] Marshall McLuhan spielte die inhaltlichen Wirkungen herunter. Er ignorierte alle Unterschiede, die in der Adaption eines Stoffes für ein anderes Medium begründet liegen: z.B. Kürzungen, Zusätze oder Veränderungen. Jedes Medium besitzt spezifische Limitierungen und Möglichkeiten. Was z.B. der Film explizit zeigt, überlässt das Buch noch der Phantasie seiner Leserschaft. Wesentlich differenzierter fand sich das Problem schon in Maletzkes „Feldschema" als „Zwang des Mediums". Vgl. Maletzke, G.: Psychologie, S. 40f.

Medien (vgl. S. 21 und 436) hatte er die weitreichende Schlussfolgerung gezogen, das Medium sei die Botschaft. Die Botschaft jedes Mediums sei die „Veränderung des Maßstabs, Tempos oder Schemas, die es der Situation des Menschen" bringe. McLuhan begründete seine Zuspitzung mit der Beobachtung, die Wirkung der Medien werde durch Inklusion anderer Medien erzielt: Der „Inhalt eines Mediums [ist] immer ein anderes Medium". Der Inhalt mache gegenüber der „Wesensart des Mediums" blind. Und weiter:

> „Die Wirkung des Mediums wird gerade deswegen so stark und eindringlich, weil es wieder ein Medium zum Inhalt hat. Der Inhalt eines Films ist ein Roman, ein Schauspiel oder eine Oper. Die Wirkung des Films ist ohne Beziehung zu seinem Programminhalt."[918]

Andere Autoren haben weit überzeugender als McLuhan für die Wirkung der Existenz argumentiert. Interessanter Weise sind es zumeist historisch, verstehend-soziologisch oder lernpsychologisch argumentierende Arbeiten, welche diese elementare Wirkung der Medien ins Feld führen.[919] In der engeren Kommunikationswissenschaft hat die Wirkung der Existenz jedoch keine Forschungstradition begründet. Dabei hatten Robert K. Merton und Paul F. Lazarsfeld schon vor mehr als einem halben Jahrhundert die „Existenz" der Medien in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen gestellt.[920] In der quantitativ-empirischen Wirkungsforschung finden regelmäßig allein die sogenannten Pseudo-Ereignisse, d.h. solche, die aufgrund der Anwesenheit – mithin Existenz – von Medien inszeniert werden, Aufmerksamkeit. In dieser Hinsicht müssen z.B. die Terror-Attentate vom 11. September 2001 interpretiert werden. Erst die Existenz von globalen Fernsehsendernetzen und die ubiquitäre Existenz von Video-Kameras machten den kriegerischen Angriff zugleich als „Propaganda der Tat" möglich. Denn die Terroristen konnten sicher annehmen, dass der Einschlag eines zweiten Flugzeugs in das World Trade Center live in alle Welt gesendet werden würde. Darum das Timing. Selbstverständlich erklärt die Medienexistenz auch in diesem Fall nicht die Tat, sondern nur die Art ihrer Ausführung.

---

[918] McLuhan, M.: Die magischen Kanäle, S. 22f, 30, 38.

[919] Sehr dicht belegen Eisenstein, Briggs und Burke die Wirkungen der Medien auf den sozialen Wandel. Eisenstein betrachtet insbesondere die Presse als Katalysator des kulturellen Wandels. Dem Verhältnis von Medien, Unterhaltung, Bildung und Erziehung, Literalität und Alphabetisierung – den Substrukturen des sozialen Wandels – widmen Briggs und Burke große Aufmerksamkeit. Eisenstein, E.L.: Druckerpresse; Briggs, A./ Burke, P.: social history of the media. Der Medienwissenschaftler Joshua Meyrowitz betont die entmystifizierenden Wirkungen des Fernsehens, die sich v.a. auf das Rollenverhalten in der Gesellschaft auswirkten. Meyrowitz, J.: No sense of place. Der französische Soziologe Armand Mattelart hat von „Sinnverschiebungen des Freiheits- und Demokratiebegriffs" gesprochen. Mattelart, A.: Informationsgesellschaft, S. 141. Ähnlich sprach Manuel Castells von neuen „Sinnprotokollen". Castells, M.: Internet-Galaxie, S. 214f. Jüngstes Beispiel für die umstrittene These, Smartphone-Nutzung und Soziale Netzwerke machten dümmer: Spitzer, M.: Digitale Demenz. Ähnlich, basierend auf einer lernpsychologischen Studie mit tausenden Kindern und Jugendlichen: Mößle, T./ Pfeiffer, Ch./ Kleimann, M.: Mediennutzung, in: LiLi, 37/2007, Nr. 146, S. 47-66.

[920] Lazarsfeld, P.F./ Merton, R.K.: Massenkommunikation, in: Aufermann, J./ Bohrmann, H./ Sülzer, R. (Hg.): Gesellschaftliche Kommunikation, S. 450.

Die selbstauferlegte Abstinenz der Kommunikationswissenschaft, Wirkungen der Existenz zu erforschen, mag damit zusammenhängen, dass diese *in abstracto* zweifelsfrei, *in concreto* jedoch nicht handfest nachzuweisen sind. Wie aber ließe sich die Frage operationalisieren? Experimente müssen naturgegebener Weise ausscheiden, denn die Medien sind nicht mehr aus dem Leben fortzudenken. Es bliebe nur das Gedankenexperiment. An Gutenbergs Buchdruck hat der Autor dies andernorts unter der Frage „Was wäre, wenn Gutenberg den Buchdruck nicht erfunden hätte?" durchgespielt: Die Antwortmöglichkeiten hängen von der Betonung in der Fragestellung ab. Liegt der Akzent auf der Person Gutenbergs, so müsste man wohl annehmen, dass ein anderer mit ähnlichen Voraussetzungen die Erfindung, die offenbar in der Luft lag, gemacht hätte. Wäre die Erfindung wider Erwarten nie gelungen, wäre wohl vieles in der europäischen und Weltgeschichte anders verlaufen.[921]

Gedankenexperimente aber beweisen *per definitionem* nichts, sondern sind nur imstande, zur Reflektion über die Umstände anzuregen. Darum: Welchen Einfluss übte – unabhängig von der konkreten inhaltlichen Botschaft der Medien – der mediale Wandel auf den sozialen aus? Mehrere ambivalente Effekte sind hervorzuheben:

1) Medien generierten sich selbst.
2) Medien *medialisierten* die Gesellschaft.
3) Medien strukturierten, normierten *und* hoben Vereinheitlichungen auf.
4) Medien schufen Öffentlichkeit *und* Gegenöffentlichkeit.

ad 1) Die Medien generierten sich selbst, sie schufen sich fast aus dem Nichts: Schon die Reformation des frühen 16. Jahrhunderts zeigte das emergente, als solches nicht vorhersehbare Phänomen. Nur *ex post* erscheint es zwingend, die Kontingenz und Offenheit geschichtlicher Prozesse verbietet es aber, von historischen Zwangsläufigkeiten zu sprechen.

Dabei beruht die Emergenz in der kulturellen Evolution auf zwei Varianten von Verbesserungen: *Adaptation* und *Exaptation*. Unter Adaption werden Prozesse verstanden, bei denen ein zu einem ursprünglichen Zweck entwickeltes Merkmal für diese Aufgabe verbessert wird. Exaptation soll hingegen die abgeleiteten Verbesserungen für eine neue Funktion bezeichnen. Das lässt noch einmal zur evolutionstheoretischen Analogie greifen.[922]

In der Phase der Invention entstehen spontan und zufällig technische Artefakte, deren Nutzen und Verwendung zunächst nicht klar ist und die daher für

---

921 Detaillierter: Stöber, R.: Pressegeschichte, S. 295-302.

922 In der biologischen Evolution des Lebens lässt sich die zweischrittige Anpassung am Beispiel der Federn darstellen. Sie dienten bestimmten Saurierarten dienten zur Wärme-Isolierung. An den vorderen Gliedmaßen, den Vorläufern der späteren Flügel, könnten die Federn zu diesem Zweck adaptiert (verbessert) worden sein. Erst als sie in Ansätzen flugtauglich waren, wurden die vorderen Extremitäten im weiteren Verlauf der Evolutionsgeschichte für die zweite Aufgabe, das Fliegen, funktionell verbessert (exaptiert).

eine mediale Nutzung nur potenziell zur Verfügung stehen. *Ex post* werden den neuen Medien von einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft bzw. von der Gesamtgesellschaft Funktionen zugewiesen. Die nachträgliche Verwendungszuweisung geht mit zielgerichteten Verbesserungen einher, da erst jetzt klar definiert werden kann, auf welche Zwecke hin die Medien zu optimieren sind. Diese gesellschaftliche Formatierung bzw. Institutionalisierung wurde weiter oben (Kapitel 6.1.2) in den Bemerkungen zur Innovationsphase beschrieben. So kann der Buchdruck als adaptive Verbesserung der Abschrift, die elektrische Telegrafie als die der optischen, die drahtlose als solche der drahtgebundenen verstanden werden. Frühe „Films" sind adaptive Erweiterungen des Varieté, der Computer vereinfachte das Rechnen, das Arpanet erweiterte Telefon und Telegrafie.

Doch erst im zweiten Schritt entstand jeweils etwas qualitativ Neues: Die Buchdrucktechnik wurde gesellschaftlich exaptiert zur periodischen Presse, die elektrische Telegrafie z.B. zu Nachrichtenagenturen, die drahtlose zum Rundfunk. Die „Films" exaptierte die Gesellschaft zum Programmmedium Spielfilm, aus dem Arpanet wurde das Internet mit vielfältigen Diensten wie WWW, E-Mail und Social Software aller Art. Dies Neue ist *nie* vorhersehbar gewesen, wie naheliegend es *ex post* auch immer zu sein scheint.

Das Konzept der zweistufigen Verbesserung, bei der erst die zweite Stufe etwas qualitativ Neues bezeichnet, lässt Raum für Geplantes wie Ungeplantes: Auch in der kulturellen Evolution der Medien sind sowohl die zufällig in Gang gesetzte Adaptation primärer Funktionen als auch die zielgerichtete Exaptation für neue Aufgaben zu beobachten. Doch da die gesellschaftliche Institutionalisierung neuer Medien selten zentral gesteuert ablief, scheint der ungeplante Ablauf in der historischen Rückschau eindeutig zu dominieren.

Die Entstehung von substantiell Neuem lässt sich noch an einem weiteren Beispiel verdeutlichen: Die Medien seit Gutenberg haben einen Trend zum seriellen und kontinuierlichen Erscheinen in Gang gesetzt. Medien verselbständigten sich, weiteten sich zugleich aus und erzeugten neue Berufe. Erst dank serieller Medien konnte sich der moderne Journalismus entwickeln, der sich dadurch auszeichnet, dass wesentliche Teile der Produktion im Hause, d.h. in Redaktionen erarbeitet werden. Zuvor folgte die publizistische Produktion den Regeln des Literaturbetriebs: Autoren schrieben auf eigene Kosten, Verleger kauften von außen zu, legten die Produktionskosten vor und beschäftigten in Buchverlagen allenfalls Lektoren. *Journalisten* aber gab es erst, nachdem Journale entstanden waren. Genauer: Es dauerte seit der Erfindung der Avisen noch zwei Generationen, bis erste moderne Journalisten und Redakteure die Arbeit aufnahmen. Korrespondenten, die in der Frühen Neuzeit zunächst Briefschreiber und Informanten im klassischen Sinne gewesen waren, konnten erst jetzt dem Beispiel folgen und selber zu Journalisten werden.[923] So entstand allmählich ein neues,

[923] Vgl. Birkner, T.: Selbstgespräch. Requate, J.: Journalismus.

eigenständiges Berufsfeld, dessen Mitglieder ein professionelles Selbstverständnis entwickelten.

- Die zentrale Wirkung medialer Existenz ist die unvorhersehbare kommunikative Funktionserweiterung durch neue Medien.

ad 2) Diese kontingente Entwicklung – nicht vorhersagbar und substanziell Neues schaffend – kam auf leisen Sohlen. Medien entfalteten ihre Wirkung langsam, subtil, dafür aber mit umso größerer Wucht. Medien durchdringen unauffällig unser ganzes Leben. Das wird als *Medialisierung* – in Anlehnung an das Englische in sozialwissenschaftlicher Literatur auch als „Mediatisierung" – bezeichnet.[924]

Medien sind kulturelle Werkzeuge; sie eröffnen den Menschen neue kommunikative Optionen. Jedes neue Medium erweiterte die Ausmaß und Dimensionen des Informationszugangs. Die Ausweitung des Ereignishorizonts, den die Medien seit dem Zeitalter der Entdeckungen bewirkten, ist vielfach beschrieben worden. Die Presse erleichterte dem Laien den Zugang und weichte mithin das Informationsmonopol der geistlichen und politischen Eliten auf. Die extreme Beschleunigung der Informationsübermittlung durch den Telegrafen war zwar zunächst noch zentralisiert, die Menschen konnten nur unter Einschaltung von Vermittlungsstellen miteinander kommunizieren. Jedoch rückte die Filterfunktion der Vermittlungsstellen schon mit dem Telefon in den Hintergrund, die Möglichkeit des direkten, wechselseitigen und nicht mehr zeitverzögerten Informationsaustauschs hingegen in den Vordergrund. Radio und Fernsehen eröffneten auch jenen ein Fenster zur Welt, denen dies aus verschiedenen Gründen bis dato verschlossen gewesen war. Dazu gehört die Option der Bürger in Diktaturen, die Informationsbevormundung zu unterlaufen, aber auch die frühen „Einblicke", welche das Fernsehen den Kindern in die Welt der Erwachsenen eröffnet. Computer und Internet schließlich sind in dieser Hinsicht noch nicht gänzlich abzuschätzen. Allerdings scheint kaum bezweifelbar, dass die neuen Werkzeuge nicht nur die Informationsbeschaffung erleichtern. Zum ersten Mal wird jeder mit Internetzugang in den Stand gesetzt, Mitteilungen, Meinungen und Interpretationen einer größeren Zahl von Empfängern quasimassenmedial zu kommunizieren. Facebook und andere Sozialen Medien sind in dieser Hinsicht Rundfunk für jederman und -frau, insbesondere für Schüler und Studierende.

Medien sind kommunikative Werkzeuge. Sie prägen soziale Gemeinschaften, denn das menschliche Miteinander ist nur über Kommunikation in seinen vielen Spielarten zu steuern. Medien, die der Individualkommunikation dienen – wie Telefon und E-Mail – zeigen besonders deutlich, wie schleichend sich Knig-

[924] Vgl. Schulz, W.: mediatization, in: EJC, 19/2004, Nr. 1, S. 87-101. Wendelin, M.: Medialisierung. Stöber, R.: Medialisierung vor 1945, in: Arnold, K./ Classen, C./ Kinnebrock, S./ et al. (Hg.): Politisierung, S. 77-94.

ge, Benehmen, Umgangsregeln verändern. Jedes Medium erzeugte seine bestimmten Normen, die von Sprach- und Schreibkonventionen bis hin zum Stil des Umgangs miteinander reichen. Die Sozialen Medien initiieren derzeit ein gesellschaftliches Experiment von globalen Ausmaßen.

Keines der neuen Medien schuf jedoch unveränderliche Konventionen. Das wird bisweilen vergessen, Medien sind keine unveränderlichen Dispositive. Im Kino der Stummfilmzeit konnten die Zuschauer sich Szenenapplaus und bei- oder abfällige Kommentare noch leisten. Mit dem Tonfilm veränderte sich die Opportunität des Verhaltens. Der Film wird heute weniger beiläufig als zu Beginn konsumiert. Das Radio war anfangs ein Medium, das geradezu herrschsüchtig Aufmerksamkeit verlangte. Ob bei der Sendung der Nationalhymne aufzustehen sei, diese Frage der 1920er käme einem heutigen Radiohörer nicht mehr in den Sinn. Längst ist das Radio zum Begleitmedium geworden. Ähnliches wiederholte sich zeitversetzt beim Fernsehen. Beide Medien werden weitaus beiläufiger als zu Anfang rezipiert. Auch das Surfverhalten im Internet unterliegt längst einem schleichenden Wandel. Statt an der Oberfläche zu surfen – daher der Ausdruck – hat sich bei einer größeren Zahl von Nutzern längst die gezielte Suche als zentrales Nutzungsparadigma durchgesetzt. Andererseits scheinen Formen der Höflichkeit und Aufmerksamkeit zu erodieren: Wer hat sie nicht schon beobachtet, die Paare oder Kleingruppen an einem Restaurant-Tisch, bei denen aber auch jeder zugleich ins Smartphone guckt und wischt und simst? Aber vielleicht wird das in dem Maße geächtet, wie der Reiz des Neuen verflogen ist.

Die kommunikativen Werkzeuge sind janusköpfig. Ihnen wird oft ein sogenannter „Dual-Use-Charakter" zugesprochen. Sie lassen sich in gutem wie in schlechtem Sinne gebrauchen: Mit dem Hammer kann der Nagel in die Wand oder auch der Schädel einschlagen werden. Werkzeuge haben jedoch noch einen dritten „Nutzen", ihr Gebrauch kann von anderen, wesentlicheren Dingen ablenken. Den Garten umzugraben könnte wichtiger sein, als den Nagel in die Wand zu schlagen. Sich mit dem Tischnachbarn zu unterhalten, ist sicherlich wichtiger als via Smartphone Kontakt nach draußen zu halten.

Medien können für oder gegen eine gute oder schlechte Sache, Person oder Gruppe eingesetzt werden und die Nutzung kann vom Wesentlichen ablenken. Die dreifache Verwendbarkeit erkannten frühe Medienkritiker schon unmittelbar nach der Erfindung des Buchdrucks. Die gute wie die schlechte Sache, aber auch das Wesentliche sind jedoch Bewertungen und als solche häufig interessengeleitet. Der Ursprung neuzeitlich-medialer Kulturkritik wurzelte in der Erkenntnis, auch der Feind der Kirche könne den grundsätzlich sehr nützlichen Buchdruck ge- oder besser missbrauchen. Im nächsten Schritt formulierten die Kulturkritiker, das Lesen (minderwertiger) Bücher halte zudem vom Wesentlichen (z.B. der Arbeit) ab. An dieser Kritik hat sich seither wenig geändert. Stets betonte der Diskurs für jedes neue Medium die Ambivalenz der Möglichkeiten:

Befürwortende bis euphorische Reaktionen und reservierte bis kulturkritisch verdammende Meinungen standen und stehen sich stets gegenüber.

Die Klagen über die „Zeitungssucht" und „Lesewut" gleichen durchaus der Kritik an der Internetsucht, der Verdammung der *heavy user* im Computerbereich und der Vielseher vor der „Glotze". Auch die Kritik am Kinowesen vor dem Ersten Weltkrieg lässt sich in diese Tradition stellen. Längst wird jedoch die Leseschwäche in Pisa-Studien beklagt, „Zeitung in der Schule" und ähnliche Projekte erweisen den gedruckten Medien ihre Referenz. Der Gang ins Kino wird zumindest von Cineasten als Akt der Hochkultur betrachtet. Zudem wird in Deutschland ein Filmkanon für die Schulen erarbeitet, um Jugendliche an die Filmkultur heranzuführen. Auch der Kritik an der Internetsucht hat sich längst die Forderung nach medialer Kompetenz beigemischt.

Trotz dieser Anerkennung leiden Medien, je älter sie werden, umso stärker unter „Aufmerksamkeitsdefiziten". Diese betreffen weniger die Inhalte als die Medien selbst. Dies liegt daran, dass Vorteile, die eine neue Kulturtechnik erzeugt, rasch selbstverständlich werden. Eigentlich ist die Selbstverständlichkeit unverständlich, denn gerade die Medien führen uns die großen kulturellen Unterschiede auf dem Globus und die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen vor Augen. In der wachsenden Selbstverständlichkeit unterscheiden sich Medien jedoch in nichts von anderen kulturellen Errungenschaften. Wer würde heute ob einer makellosen, aber schlichten Porzellantasse, die für 2 Euro im Kaufhausregal steht, oder über Blumendraht in Entzücken ausbrechen? Ein Europäer des 18. Jahrhunderts, der Porzellan nur als exotische chinesische Importe oder teure Meissner Ware kannte, würde unsere Unaufmerksamkeit ebenso wenig verstehen, wie ein Ägypter des 3. vorchristlichen Jahrtausends, der soeben mühselig einen Golddraht gezogen hat und nach einer Zeitreise nun sehen müsste, dass ein ihm unbekanntes Metall als billige Massenware achtlos und unbeaufsichtigt in jedem Garten zu finden wäre.

- So werden die Medien mit zunehmender Selbstverständlichkeit zu einer nicht mehr reflektierten Grundlage der Gesellschaft.

ad 3) Medien normieren, zugleich unterlaufen sie jedoch jede Standardisierung und Strukturierung. Vereinheitlichende und gegenteilige Wirkungen wechseln sich ab, z.T. stehen sie unverbunden, da auf unterschiedliche Ebenen wirkend, nebeneinander. Der Buchdruck führte die Menschen allmählich aus einer Kultur des Bildes und der Mündlichkeit zur massenmedialen Schriftkultur. Zugleich vereinheitlichten in Europa die Sprachen. Das betraf zwei Ebenen: Überall siegte die Volkssprache über das Lateinische. Zudem erreichten im Englischen, Französischen, Deutschen etc. die Hochsprachen breite Schichten, die Dialekte und regionalen Sonderformen wurden zurückgedrängt oder wurden selbst zur Hochsprache. Vielfach spielten Bibelübersetzungen und Gebetbücher eine wichtige Rolle. Zu nennen wären Luthers „September-Testament" von 1522, das „Com-

mon Prayer Book“ von 1549, die Löwener Bibel von 1550, die „Bishops Bible“ von 1568 etc. Hinzu kamen die großen wortmächtigen Sprachschöpfer wie Dante, Cervantes, William Shakespeare oder Johann Wolfgang von Goethe. Dass nur die letzten drei der genannten vier Dichter nach Erfindung des Buchdrucks lebten, mag ein weiterer Beleg dafür sein, sich vor monokausalen Erklärungen zu hüten. Andere wichtige Faktoren der Sprachnormierung waren die Vereinheitlichung der Verwaltungen und die Schulbildung. Es ist sicher kein Zufall, dass der erste deutsche Duden im Jahr 1879/1880 erschien, auf der Höhe der Partei- und der Wende zur Massenpresse. Um die gleiche Zeit wurde auch in anderen Sprachen die einheitliche Schriftform kodifiziert.

Schriftsysteme, die auf Ideogrammen beruhten (z.B. die chinesische Schrift), erzeugten keine vergleichbaren Wirkungen. Wenn Worte als Symbole abgebildet werden, dann spielt die Aussprache nicht zwingend eine Rolle. Die chinesische Schriftsprache ermöglicht die Verständigung, obwohl in den verschiedenen Dialekten die Worte sehr unterschiedlich klingen. In Alphabet-Systemen ist das anders, da Vokale und Konsonanten die Aussprache vorprägen. Auch hier zeigt sich noch einmal, dass Gutenbergs Erfindung des besonderen kulturellen Umfelds des alphabetischen Schriftsystems bedurfte, um ihre durchschlagende Wirkung zu entfalten. In Kulturräumen wie China schafften erst Radio und Fernsehen vergleichbare Voraussetzungen. In Europa und Nordamerika hingegen setzten die elektronischen Massenmedien zum Teil gegenläufige Effekte in Gang. Regionale und lokale Rundfunksender, aber auch Folk- und Dialektmusik, weichten in den letzten Jahrzehnten die Normierungen teilweise wieder auf.

Normierung und Auflösung der Normen lassen sich auch für die Temporalstrukturen festhalten. Bisweilen wird dies dadurch verschleiert, dass sie als „Speichermedien“ bezeichnet werden. Dabei liegt der Sinn des „Speicherns“ darin, den Rezipienten die Zeitreise in die Vergangenheit zu gestatten. Sich in andere Rollen hineinversetzen zu können, ist schon seit jeher die Domäne fiktionaler Medien (in Gesang, Literatur und Theater) gewesen. Die Wirkung auf die Zeit ist aber an den Inhalt gekoppelt und soll hier weniger interessieren.

Wichtiger ist, dass Medien auf das wirken, was für uns Menschen *Zeit* ist. Der kulturelle Bedarf an einheitlicher Zeit ist allen menschlichen Gesellschaften gemein: seien es landwirtschaftliche Fragen (Aussaat und Ernte in den Flussoasenkulturen bedurften der Kalender), kultische Gemeinschaften (z.B. Olympische Spiele und Olympiade), politische Probleme (Amtszeit der Konsuln etc.) oder die Religion (kirchliche Festtagskalender). Allen Gesellschaften bis in die Moderne reichte es jedoch hin, den Tag zu kennen, die Stunden konnten lokal festgelegt werden und variierten zudem im Lauf der Jahreszeiten.[925] Kaum aber kamen die elektrischen Telegrafen auf, wurde die stunden- und minutengenaue

[925] Die einzige Ausnahme von der Regel ist die Navigation auf hoher See. Dem britischen Urmacher John Harrison (1693-1776) gelang es schon im 18. Jahrhundert, mit seinen exakten Chronographen das Problem der nautischen Längenbestimmung zu lösen.

Zeit möglich und wichtig. Eisenbahngesellschaften waren die ersten, die mit dem neuen Medium ihre Fahrpläne abglichen. Zeigten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Rathaus- oder Kirchturmuhren von Stadt zu Stadt andere Zeiten an, wurde nun, erst kleinräumig, schließlich im Weltmaßstab, die Zeit vereinheitlicht. Eine Weltzeit mit ihren Zeitzonen ist unmittelbare Folge der Einführung der Telegrafie.

Eine weitere Wirkung der Medien auf die Zeit kann als Strukturierung bezeichnet werden. *Man* liest die Zeitung zum Frühstück oder in der Arbeitspause. Hörfunk- und Fernseh-, aber auch Internet-Konsum haben ihre jeweils bevorzugte Tageszeit. Diese habitualisierende Wirkung der Medien ist in allen Ländern gleich, die konkrete Zeitstrukturierung (der elektronischen Medien) scheint sich aber eher in kulturell näher verwandten Gesellschaften (z.B. Nord- versus Süd-Europa) ähnlich zu sein. So lässt sich mehrdeutig betonen:

- Medien sind „Zeitmaschinen".

ad 4) Die weiter oben festgestellte Selbstgenerierung der Medien hatte zwangsläufig Folgen für das Wesen der Öffentlichkeit: Ohne den Buchdruck wäre Luthers Thesenanschlag vermutlich eine Episode in der großen Zahl innerkirchlicher Auseinandersetzungen geblieben, an denen die Kirchengeschichte seit der Antike reich ist. Vor Gutenberg wurden die Ketzer *und* deren Bücher verbrannt. Nach Gutenberg verhinderte schon die wesentlich höhere Auflage, dass alle Informationsträger und damit abweichendes Gedankengut physisch vernichtet werden konnte. Bis in die Zeit der Aufklärung nahmen Bücherverbrennungen dabei immer mehr symbolischen Charakter an: Die Autoren sollten *in absentia* symbolisch mitverbrannt werden, stand am Anfang. Im 18. Jahrhundert war daraus die mildere Variante, ein Autodafé anstelle der Bücher, geworden. Die totalitäre Moderne radikalisierte das Vorgehen: erst brannten die Bücher, dann die Menschen.

Der Buchdruck stellte für Anhänger wie Gegner ein erheblich breiteres Forum bereit. Somit ermöglichte die neue Technik neue Kommunikationsformen und erreichte auch Menschen, die in früheren Jahrhunderten Beobachter am Rande geblieben wären. Die unmittelbare Folge zeigte sich schon in den 1520er Jahren, als die sozialen Unruhen der Bauernkriege das Reich erschütterten. Es bedarf hier keiner Erörterung, ob Reformation und Bauernkriege als die ersten in einer Reihe von gescheiterten Revolutionen anzusehen sind. Für die Mediengeschichte ist indes wichtig, dass das neue Pressemedium ein neues Forum, die massenmediale Öffentlichkeit schuf.

Dabei ließen sich jedoch drei Vorgänge beobachten: 1. Die große Aufmerksamkeit, welche die Reformation bei der breiten Masse erzeugte, war noch ein singuläres, akzidentielles Ereignis; aber in den nächsten Jahrhunderten ereigneten sich vergleichbare *Medien*ereignisse in immer größerer Zahl – erinnert sei nur an die Folge großer Revolutionen von der englischen der 1640er bis zur

europäischen Revolution von 1848. Spätestens seither sind politische und soziale Ereignisse nicht mehr ohne massenmediale Berichterstattung denkbar. 2. Massenmedien wurden zu einem seriellen, d.h. ständigen Begleiter der Gesellschaft. Die mediale Öffentlichkeit verstetigte sich. 3. Seit der Frühen Neuzeit erreichten die Medien immer breitere Bevölkerungsschichten: zunächst über die Flugpublizistik, dann die periodische Presse, anschließend über den Film und schließlich über den Rundfunk. Inzwischen hat auch das bislang jüngste Medium in vielen Staaten fast die Vollversorgung der Bevölkerung erreicht.

Zugleich erzeugten die Medien Öffentlichkeit *und* Gegenöffentlichkeit gleichermaßen. Da von den Medien zumeist die Vielstimmigkeit vernommen wird, betonen viele Beobachter einseitig die Auflösung der Meinungsmonopole durch die Medien. Im Vordergrund dieser Perspektive stehen der offene und grenzenlose Diskurs, geschmuggelte Flugblätter, Zeitungen und Zeitschriften, der offene Äther, Rundfunk, Satelliten-Fernsehen, die durch das Internet eröffneten Möglichkeiten etc. Der Auslandsrundfunk insbesondere der BBC habe im Zweiten Weltkrieg die Wirkungen der NS-Propaganda untergraben, gleiches habe sich im Kalten Krieg wiederholt; Al Jazeera habe im 3. Golfkrieg das Deutungsmonopol von CNN untergraben etc. Die Arabellion wird von etlichen Kommentatoren als „Twitter"- oder „Facebook"-Revolution bezeichnet. Andere bestreiten die Richtigkeit der Schlagworte.

Angesichts der auf Politik und Religion zweifellos erodierend wirkenden Effekte muss jedoch auch eine häufig unterschätzte, stabilisierende Folge der Medien betont werden: Gutenbergs Erfindung ermöglichte neben der Kritik vor allem eine bessere, geordnetere und einheitlichere Verwaltung. Sowohl die kirchlichen als auch die weltlichen Gewalten setzten den Buchdruck alsbald für ihre Belange ein. Die Kirche nutzte die Drucktechnik, um die Liturgie zu vereinheitlichen. Die Länder, Staaten und Städte publizierten Gesetze, Anordnungen sowie andere Amtsdrucke und vereinheitlichten ihre Administration. Gutenbergs Erfindung stärkte also zuerst die „Öffentlichkeit der Macht".[926] Rundfunk war in der NS-Zeit ein wichtiges propagandistisches „Führungsmittel", im Kommunismus neben anderen Massenmedien ein wichtiger „Transmissionsriemen" für den „Willen der Partei". Der Film wurde und wird agitatorisch missbraucht, Telegrafie war immer zentralisiert, Telefone ließen sich abhören, Internetkommunikation kann gefiltert und sehr genau überwacht werden: Alle Medien lassen sich in den Dienst der Obrigkeit stellen.

- Mediale Kommunikation erzeugt also Strukturen der Macht und der Gegenmacht, der Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit gleichermaßen.

Nun wird in Anlehnung an Jürgen Habermas viel vom „Strukturwandel der Öffentlichkeit" gesprochen. Dies sollte jedoch nicht unkritisch nachgebetet wer-

926 Körber, E.-B.: Öffentlichkeiten, S. 86-91.

den.[927] Zum einen halten etliche Befunde nur bedingt der empirischen Überprüfung stand. Zum anderen formulierte Habermas eine Null-Aussage, denn: Wandel ist die Norm. Hätte ein Strukturwandel der Öffentlichkeit nicht stattgefunden – das wäre die eigentliche Sensation.

Mit dem Strukturwandel der Öffentlichkeit korrespondiert die sich wandelnde Reglementierung der Medien. Der Wandel war jedoch nicht zwangsläufig, das verdeutlicht schon die zeitliche Abfolge der Reglementierungssysteme. Drei idealtypische Formen bildeten sich heraus: Die älteste, und immer noch weit verbreitete Form ist die autoritäre. Im Anschluss und fließenden Übergang entwickelte sich daraus – zunächst in Großbritannien – ein freiheitlicheres, demokratisch-liberales System. Das totalitäre System ist historisch das jüngste – ein Kind des 20. Jahrhunderts.[928] Für einen unaufhaltsamen Fortschritt spricht das sicherlich nicht! Das späte Auftauchen des Totalitarismus lag jedoch auch nicht am guten Willen der alten Obrigkeiten, sondern vielmehr an der strukturellen Durchsetzungsschwäche frühneuzeitlicher Staaten.

Daneben bewirkte die Existenz der Medien die Herausbildung ähnlicher Regulierungsmuster in ansonsten kulturell durchaus verschiedenen Staaten. Beim Film drückte sich das zunächst in der Zensuraufsicht durch die Ortspolizeibehörden aus. Je nach politischer Verfassung tendierten die Systeme dann eher zu Filmzensurgesetzen, mit denen die Filme vor der Uraufführung kontrolliert wurden, oder zu einem allgemeinen Ordnungsrahmen, bei dem die Aufsicht sich weitgehend in Selbstkontrolle erschöpfte. Autoritäre oder totalitäre Systeme griffen schon in den Produktionsprozess ein, demokratische tendierten eher zur Filmförderung. Da das Vorgehen jedoch auch Einflussmöglichkeiten eröffnet, kritisierten Filmschaffende die Fördervergabe wiederholt.

Für den Rundfunk sind drei idealtypische Organisationsformen zu unterscheiden, die allerdings nicht eins zu eins den politischen Freiheiten zuzuordnen sind. Z.B. lassen oder ließen sich alle drei – das privatwirtschaftliche (z.B. USA), öffentlich-rechtliche (z.B. GB) und das staatliche Modell (z.B. Frankreich und Italien) – in demokratischen Staaten antreffen. Zudem traten und treten die Formen gemischt auf. Dabei verhält es sich mit den Rundfunksystemen im Besonderen wie mit Reglementierungssystemen im Allgemeinen: Als Idealtypen kommen sie in der Realität nicht vor. Sie sind Abstraktionen, die hervorstechende Eigenschaften betonen, diese aber fast immer mit anderen mischen. Der Wandel der Öffentlichkeit in Osteuropa nach 1989 hat noch in der jüngsten Vergangenheit viele Anschauungsbeispiele für die Vielfalt der Übergangsformen gegeben. Wie immer aber die Aufsicht aussieht:

---

[927] Habermas, J.: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Habermas lehnt die mit dem Strukturwandel einhergehende Ausweitung der Öffentlichkeit, die mit Zerfall gleichgesetzte Segmentierung der Diskussionskulturen und die egalitären Tendenzen der Populärkultur ab. Seine kulturkritischen Implikationen bedürfen hier keiner näheren Erörterung.

[928] Einzelne quasi-totalitäre Tyranneien in älteren Stadtstaaten bestätigen dabei die Ausnahme von der Regel.

- Medien fordern mit ihrer Existenz die Kontrolle durch Politik und Gesellschaft heraus.

Aber auch dieser Wirkung wohnt ein gegenläufiger Effekt inne. Denn man könnte betonen, erst die serielle und kontinuierliche Publizistik habe die akzidentielle Öffentlichkeit perpetuiert und damit die Demokratie möglich gemacht. Dem scheint zunächst zu widersprechen, dass gerade seriell erscheinende Zeitungen besonders vorsichtig im Umgang mit der Macht waren und sind. Die Aufmerksamkeit, welche die Obrigkeiten der seriellen Publizistik angedeihen lassen und ließen, bestätigt jedoch die elementare Bedeutung insbesondere der periodischen, kontinuierlich erscheinenden Massenmedien. Zugespitzt:

- (Variante 1) Periodische Presse ist eine notwendige, wenngleich nicht hinreichende Voraussetzung für die Entstehung der Demokratie.

Zwei Einwände sind denkbar: Erstens führte periodische Presse keineswegs gradlinig zur Demokratie. Zweitens, Demokratien existierten schon in den Stadtstaaten der Antike. Abgesehen davon, dass diese Demokratien Sklavenhaltergesellschaften waren und in der Regel mindestens drei Kategorien von Einwohnern kannten (Sklaven, freie aber bürgerrechtslose Mitbewohner, Staatsbürger), ist der Einwand berechtigt. Die These müsste also modifiziert werden.

- (Variante 2) Periodische Presse ist eine notwendige, wenngleich nicht hinreichende Voraussetzung für die Entstehung der Demokratie in Territorialstaaten.

Die These lässt sich selbstredend ebenfalls nicht beweisen. Zwingend ist die Ableitung der nationalstaatlichen Demokratie aus der Presse ebensowenig. Im Sinne der Dreiteilung der Öffentlichkeiten von Gerhards und Neidhardt sollte vielmehr formuliert werden: Die Versammlungsöffentlichkeit ist eine notwendige, wenngleich nicht hinreichende Voraussetzung für die Demokratie in Stadtstaaten. Der Marktplatz führte in den alten Hochkulturen ebenfalls nicht *zwingend* zur Ausbildung der Demokratie. Die Agora *ermöglichte* jedoch zumindest im antiken Griechenland die Demokratie. Die nächstgrößere staatliche Organisationsform, der nationale Territorialstaat, der sich in Europa seit dem Hochmittelalter herausbildete, konnte sich erst demokratische Verfassungen geben, als die dritte Form der Öffentlichkeit existierte. Oder anders: Ohne massenmediale Öffentlichkeiten, d.h. zunächst ohne die Presse, hätte die Demokratie in Territorialstaaten vermutlich keine Chance gehabt. Und vielleicht wird es in späteren Jahrhunderten einmal heißen:

- (Variante 3) Das globale Informationsnetzwerk erweist sich als notwendige, wenngleich nicht hinreichende Bedingung der Herausbildung einer globalen Demokratie.

Der arabische Frühling schien diese Annahme zunächst zu bestätigen. Knappe zwei Jahre später ist wieder Ernüchterung eingekehrt. So wichtig die Medien auch sein mögen, unumkehrbaren Fortschritt erzwingen sie nicht.

7 Anhang

7.1 Verzeichnis der wichtigeren Abkürzungen

Abkürzung	*Auflösung*
ABC	American Broadcasting Company
AJP	American Journal of Physics
ADN	Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst
AfdP	Archiv für deutsche Postgeschichte
AGB	Archiv für Geschichte des deutschen Buchwesens
AfKG	Archiv für Kulturgeschichte
AFP	Agence France Press
AM	Atlantic Monthly
AP	Associated Press
ARD	Arbeitsgemeinschaft öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland
ARPA	(Defence) Advanced Research Projects Agency
AT&T	American Telephone and Telegraph Cie.
AZ	(Augsburger) Allgemeine Zeitung
BBC	British Broadcasting Company/ British Broadcasting Corporation
BDZV	Bundesverband deutscher Zeitungsverleger
BIZ	Berliner Illustrirte Zeitung
BLA	Berliner Lokal-Anzeiger
BT	Berliner Tageblatt
BZ	B[erliner] Z[eitung] am Mittag
CBS	Columbia Broadcasting System
CPU	Central Processing Unit
DARPA	(Defence) Advanced Research Projects Agency
DDoS	Distributed Denial of Service-Attack
DB-Sopade	Deutschlandberichte der Exil-SPD
DNB	Deutsches Nachrichtenbüro
DÖTV	Deutsch-Österreichischer Telegraphen-Verein
dpa	Deutsche Presse-Agentur
DTP	desktop publishing
DZ	Die Zeit
EAI	Europäische Audiovisuelle Informationsstelle
EBU	European Broadcasting Union
EIMC	Encyclopedia of International Media and Communications
EJC	European Journal of Communication
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung

Abkürzung	*Auflösung*
FCC	Federal Communications Commission
FRC	Federal Radio Commission
FTC	Federal Trade Commission
FZ	Frankfurter Zeitung
GATS	General Agreement on Trade in Services
GATT	General Agreement on Tariffs and Trade
GStA	Geheimes Staatsarchiv (Dahlem)
GuG	Geschichte und Gesellschaft
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
HJFRT	Historical Journal of Film, Radio and Television
HUC	Stats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten
html	hypertext markup language
http	hypertext transfer protocol
HZ	Historische Zeitschrift
IANA	Internet Assigned Numbers Authority
IASL	Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur
IC	Integrated Circuit
ICANN	Internet Corporation for Assigned Names and Numbers
IEDM	International Electron Device Meeting. Tech. Digest
IRE/HFE	IRE Transactions on human factors in electronics, HFE
IMP	Interface Message Processors
ISDN	Integrated Services Digital Network
IuKDG	Informations- und Kommunikationsdienste-Gesetz
IVW	Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern
JMCQ	Journalism and Mass Communication Quarterly
JbKG	Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte
JHRF	Jahrbuch des Hans-Bredow-Instituts für Rundfunk und Fernsehen/ Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen
JME	Journal of Media Economics
JoC	Journal of Communication
KEF	Kommission für die Ermittlung des Finanzbedarfs
KEK	Kommission für die Ermittlung der Konzentration im Medienbereich
KSZE	Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa
LiLi	Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik
LMA	Landesmedienanstalten
MC&S	Media, Culture & Society

Abkürzung	*Auflösung*
Mind	Mind. A quarterly review of psychology and philosophy
MMR	Multimedia und Recht
MP	Media Perspektiven
MPPC	Motion Picturers Patent Company
M&Z	Medien & Zeit
NBC	National Broadcasting Company
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
ORF	Österreichischer Rundfunk
ORTF	Office de Radiodiffusion Télévision Française
Proceedings	Proceedings of the London Mathematical Society
RCA	Radio Corporation of America
RfC	Requests for Comments
RGBl	Reichsgesetzblatt
RRG	Reichsrundfunkgesellschaft
RuF	Rundfunk und Fernsehen
RuG	Rundfunk und Geschichte
SBZ	sowjetisch besetzte Zone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SLG	Schriftleitergesetz
SPIO	Spitzenorganisation der Filmwirtschaft
SRG	Schweizerische Rundspruchgesellschaft/ Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft
S&T	Science and Technology
StJb	Statistisches Jahrbuch
SZ	Süddeutsche Zeitung
TCP/IP	Transmission Control Protocol/ Internet Protocol
T&C	Technology and Culture
TBSTJ	The Bell System Technical Journal
TAEE	Transactions of the American Electrical Engineers
TU	Telegraphen Union
UIT	Union Internationale Télégraphique
UMTS	Universal Mobile Telephone Service
WB	Die Weltbühne
WSJE	Wall Street Journal Europe
WTB	Wolffsches Telegraphisches Bureau
WWW	Word Wide Web
ZDF	Zweites Deutsches Fernsehen
ZUM	Zeitschrift für Urheber- und Medienrecht/ Film und Recht
ZW	Zeitungs-Wissenschaft

7.2 Literatur

7.2.1 Periodika

Ohne wissenschaftliche Zeitschriften.

ALM-Jahrbücher, 2008ff.
ARD-Jahrbücher, 1969ff.
BDZV. Zeitungen, 1980ff.
c't, 2012.
Chip, 2002.
Der Spiegel, 1986ff.
Deutschland-Berichte der Sopade, 1934ff.
Die Welt, 2000ff.
Die Weltbühne, 1918-1933
Die Zeit, 2000ff.
epd medien, 2001ff.
EAI. Statistisches Jahrbuch, 2001ff.
Francus, Jacobus. Historische Relationen, I-IV (V) Bde., 1590ff.
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2000ff.
Hachmeister / Rager (Hg.): Wer beherrscht die Medien? Jahrbuch 2000ff.,
Internationale Handbuch für Rundfunk und Fernsehen/ Internationale Handbuch Medien, 1957ff.
IP CMI. Television, 2005ff.
IVW-Listen, 1949ff.
Manager Magazin, 2003.
Newsweek, 2001.
Medienberichte der Bundesregierung, 1994ff.
Quelle. Kataloge, 1958ff.
Statistisches Bundesamt. Datenreport, 1997ff.
Statistisches Jahrbuch, 1881ff.
Süddeutsche Zeitung, 2012.
Unesco. Press, Film, Radio, 1947ff.
Unesco. Statistical Yearbook, 1981ff.
Wallstreet Journal, 2001ff.
Werbung in Deutschland, 1997ff.
ZDF-Jahrbücher, 1962ff.

7.2.2 wichtigere Internetquellen

Letztes Abrufdatum Ende August 2012.

http://data.un.org/Browse.aspx?d=UNESCO
http://eur-lex.europa.eu
http://www.adk.de
http://www.admin.ch
http://www.bbc.co.uk
http://www.bfs.admin.ch
http://www.bls.gov
http://www.bmj.de
http://www.britannica.com
http://www.bundesverfassungsgericht.de
http://www.bverfg.de/entscheidungen.html
http://www.census.gov
http://www.deutsche-kinemathek.de
http://www.die-medienanstalten.de
http://www.dla-marbach.de
http://www.dnb.de
http://www.dpma.de
http://www.epo.org
http://www.foia.gov
http://www.ftc.gov
http://www.gesetze-im-internet.de
http://www.iana.org/numbers
http://www.ifpi.org
http://www.intel.com
http://www.internetworldstats.com/stats.htm
http://www.itu.int
http://www.ivw.de
http://www.kek-online.de

http://www.legifrance.gouv.fr
http://www.mediendaten.de
http://www.mpaa.org
http://www.rfc-editor.org
http://www.state.gov
http://www.top500.org
http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/zeitung.html
http://www.unesco.org
http://www.verfassungsschutz.de
http://www.w3.org
http://www.wan-ifra.org/
http://www.wikileaks.org
https://www.destatis.de

7.2.3 Lexika, Handbücher

Barnouw, Eric/ Worth, Tobias L. (Hg.): International encyclopedia of communications, 4. Aufl., New York/ Oxford 1989.

Bentele, Günter/ Brosius, Hans-Bernd/ Jarren, Otfried (Hg.): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft, (Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft), Opladen/ Wiesbaden 2006.

Bentele, Günter/ Jarren, Otfried/ Brosius, Hans-Bernd (Hg.): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft, (Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft), Wiesbaden 2003.

Blanchard, Margaret A. (Hg.): History of the mass media in the United States. An encyclopedia, Chicago/ London 1998.

Brunner, Otto/ Conze, Werner/ Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch- sozialen Sprache in Deutschland, 8 Bde., Stuttgart 1972ff.

Encyclopaedia Britannica, 11. Aufl., 29 Bde., 1910ff.

Gilmor, Donald M./ Barron, Jerome A./ Simon, Todd F. et al. (Hg.): Mass communication law. Cases and comment, 5. Aufl., St. Paul/ New York/ Los Angeles/ San Francisco 1997.

Godfrey, Donald G./ Leigh, Frederic A. (Hg.): Historical dictionary of American radio, Westport, Conn. 1998.

Griffith, Dennis (Hg.): The encyclopedia of the British press 1422-1992, New York 1992.

Haacke, Wilmont/ Pötter, Günter: Die politische Zeitschrift, 2 Bde., Stuttgart 1968.

Haacke, Wilmont: Handbuch des Feuilletons, 2.. Aufl., 3 Bde., Emsdetten 1951.

Heide, Walther/ Lehmann, Ernst (Hg.): Handbuch der Zeitungswissenschaft, Leipzig 1940ff.

Hiebel, Hans H./ Hiebler, Heinz/ Kogler, Karl (Hg.): Große Medienchronik, München 1999.

Hügel, Hans-Otto (Hg.): Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen, Stuttgart 2003.

Johnston, Donald H. (Hg.): Encyclopedia of International Media and Communications, 4 Bde., Amsterdam/ Boston/ London/ New York et.al. 2003.

Kanzog, Klaus: Staatspolitisch besonders wertvoll. Ein Handbuch zu 30 deutschen Spielfilmen der Jahre 1934 bis 1945, München 1994.

Kluge, Friedrich/ Seebold, Elmar/ (Bearb.) (Hg.): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 23. Aufl., Berlin/ New York 1999.

Katholisches Institut für Medieninformation/ Katholische Filmkommission (Hg.): Lexikon des internationalen Films. Kino, Fernsehen, Video, DVD, 4 Bde., Frankfurt a.M. 2002.

Laband, Paul/ Wach, Adolf/ Wagner, Adolf et al. (Hg.): Handbuch der Politik. Erster Band: Die Grundlagen der Politik. Zweiter Band die Aufgaben der Politik, 3 Bde., Berlin/ Leipzig 1912.

Leonhard, Joachim-Felix/ Ludwig, Hans-Werner/ Schwarze, Dietrich et al. (Hg.): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen, (Handbuch Sprache und Kommunikation, Bd. 3 Bde., Berlin/ New York 1999.
Meyers Bibliographisches Institut (Hg.): Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, 6., gänzl. neubearb. u. verm. Aufl., 20 Bde., Leipzig/ Wien 1905ff.
Michelis, Daniel/ Schildhauer, Thomas (Hg.): Social Media Handbuch. Theorien, Methoden, Modelle, Praxis, 2., akt. und erw. Aufl., Baden-Baden 2012.
Newcomb, Horace (Hg.): Encyclopedia of television, 4 Bde., London 2004.
Noelle-Neumann, Elisabeth/ Schulz, Winfried/ Wilke, Jürgen (Hg.): Fischer Lexikon Publizistik Massenkommunikation, Frankfurt a.M. 2009.
Roeber, Georg/ Jacoby, Gerhard: Handbuch der filmwirtschaftlichen Medienbetriebe. Die wirtschaftlichen Erscheinungsformen des Films auf den Gebieten der Unterhaltung, der Werbung, der Bildung und des Fernsehens, Pullach bei München 1973.
Röll, Victor (Hg.): Enzyklopädie des Eisenbahnwesens, 10 Bde., Berlin/ Wien 1912ff.
Rother, Rainer (Hg.): Sachlexikon Film, (Handbuch rororo, Bd. 6515), Reinbek bei Hamburg 1997.
Sarasin, Philipp/ Sommer, Marianne (Hg.): Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart 2010.
Schanze, Helmut/ unter Mitarb.von/ Pütz, Susanne (Hg.): Metzler Lexikon Medientheorie Medienwissenschaft. Ansätze - Personen - Grundbegriffe, Stuttgart/ Weimar 2002.
Schiwy, Peter/ Schütz, Walter J./Dörr, Dieter (Hg.): Medienrecht. Lexikon für Praxis und Wissenschaft, 5. Aufl., Köln 2010.

7.2.4 Monographien, Sammelbände, Zeitschriftenaufsätze

Ohne Aufsätze aus Sammelbänden, Publikumszeitschriften, Diensten und Korrespondenzen.

50 Jahre Ullstein 1877-1927, Berlin 1927.
Abramson, Albert: Die Geschichte des Fernsehens. Übersetzt und herausgegeben von Herwig Walitsch, München 2002.
Ahren, Yizhak/ Hornshoej-Moeller, Stig/ Melche, Christoph B.: „Der ewige Jude", Aachen 1990.
Anderson, Chris: The long tail. Nischenprodukte statt Massenmarkt. Das Geschäft der Zukunft, akt. u. erw. Aufl., München 2009.
Anonym: Fernsehen in Gaststätten, in: RuF, 1949, Nr. 7, S. 65.
Ardenne, Manfred von: Ein glückliches Leben für Technik und Forschung. Autobiographie, München/ Zürich 1972.
ARD-Forschungsdienst: Nutzung und Funktionen von Social Communitys, in: MP 2011, Nr. 2, S. 115-120.
Arnheim, Rudolf: Film als Kunst, (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1553), Frankfurt a.M. 2002.
Arnold, Klaus/ Behmer, Markus/ Semrad, Bernd (Hg.): Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch, (Kommunikationsgeschichte, Bd. 26), Münster 2008.
Arnold, Klaus/ Classen, Christoph/ Kinnebrock, Susanne/ Lersch, Edgar/ Wagner, Hans-Ulrich (Hg.): Von der Politisierung der Medien zur Medialisierung des Politischen? Zum Verhältnis von Medien, Öffentlichkeiten und Politik im 20. Jahrhundert, Leipzig 2010.

Arnold, Klaus: Kalter Krieg im Äther. Der Deutschlandsender und die Westpropaganda der DDR, (Kommunikationsgeschichte, Bd. 16), Münster/Hamburg/Berlin/London 2002.
Aschoff, Volker: Geschichte der Nachrichtentechnik. Band 1: Beiträge zur Geschichte der Nachrichtentechnik von ihren Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Berlin/ Heidelberg/ New York/ London/ Paris/ u.a. 1984.
Aschoff, Volker: Geschichte der Nachrichtentechnik. Band 2: Nachrichtentechnische Entwicklungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 2. Aufl., Berlin/ Heidelberg/ New York/ London/ Paris/ u.a. 1995.
Asmuss, Burkhard: Republik ohne Chance? Akzeptanz und Legitimation der Weimarer Republik in der deutschen Tagespresse zwischen 1918 und 1923, (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 3), Weimar/ New York 1994.
Aufermann, Jörg/ Bohrmann, Hans/ Sülzer, R. (Hg.): Gesellschaftliche Kommunikation und Information. Ein Arbeitsbuch zur Massenkommunikation, Frankfurt a.M. 1973.
Aurifaber, Johannes: Tischreden oder Colloqvia Doct. Mart. Luthers, so er in vielen Jaren gegen gelarten Leuten, auch frembden Gesten, und seinen Tischgesellen gefüret: nach den Heubtstücken unserer christlichen Lere zusammen getragen, Eisleben 1566.
Austin, Bruce A. (Hg.): Current research in film: audiences, economics and law, Norwood, NJ 1986.
Bakker, Gerben: The decline and fall of the European film industry. Sunk cost, market size and market structure, in: eprints.lse.ac.uk/22366/1/wp70.pdf, 2003.
Balzac, Honoré de: Verlorene Illusionen, Berlin/ Weimar 1983.
Baran, Paul: On distributed communication networks, in: IEEE Transactions on Communication Systems, 12/1964, Nr. 3, S. 1-9.
Barbian, Jan-Pieter: Politik und Film in der Weimarer Republik. Ein Beitrag zur Kulturpolitik der Jahre 1918 bis 1933, in: Archiv für Kulturgeschichte, 80/1998, S. 213-246.
Barnett, Steven: New media, old problems. New technology and the political process, in: EJC, 12/1997, Nr. 2, S. 193-218.
Barry, John A.: Technobabble, Boston/ Cambridge Mass. 1991.
Barsam, Richard M.: Nonfiction Film. A critical history, London 1974.
Bartels, Ulrike: Die Wochenschau im Dritten Reich. Entwicklung und Funktion eines Massenmediums unter besonderer Berücksichtigung völkisch-nationaler Inhalte, (Europäische Hochschulschriften: Reihe 3. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 995), Frankfurt a.M./ Berlin/ Bern/ Brüssel/ New York/ Oxford Wien 2004.
Barth, Dieter: Das Familienblatt. Ein Phänomen der Unterhaltungspresse des 19. Jahrhunderts. Beispiele zur Gründungs- und Verlagsgeschichte, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens, 15/1975, S. Sp. 121-316.
Basse, Dieter: Wolff's Telegraphisches Büreau 1849 bis 1933, (Kommunikation und Politik, Bd. 21), München/ New York/ London/ Paris 1991.
Bauer, Reinhold: Gescheiterte Innovationen. Fehlschläge und technologischer Wandel, (Campus Forschung, Bd. 893), Frankfurt a.M./ New York 2006.
Bauer, Thomas: Deutsche Programmpresse 1923 bis 1941, (Rundfunkstudien, Bd. 6), München/ London/ New York/ Paris 1992.
Bauer, Wilhelm: Die Öffentliche Meinung in der Weltgeschichte, (Museum der Weltgeschichte) Potsdam 1930.
Bauer, Wilhelm: Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Ein Versuch, Tübingen 1914.
Baumgart, Winfried (Hg.): Quellenkunde zur Deutschen Geschichte der Neuzeit von 1500 bis zur Gegenwart, 6 Bde, Darmstadt 1976.
Bausch, Hans (Hg.): Rundfunk in Deutschland, 5 Bde., München 1980.

Beck, Friedrich/ Henning, Eckart (Hg.): Die archivalischen Quellen. Eine Einführung in ihre Benutzung, Weimar 1994.
Beck, Klaus/ Vowe, Gerhard (Hg.): Computernetze – ein Medium öffentlicher Kommunikation, Berlin 1997.
Beck, Klaus: Das Mediensystem Deutschlands. Strukturen, Märkte, Regulierung, (Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft) Wiesbaden 2012.
Beck, Klaus: Medien und die soziale Konstruktion von Zeit. Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewußtsein, Opladen 1994.
Becker, Jörg (Hg.): Fern-Sprechen. Internationale Fernmeldegeschichte, - soziologie und -politik, Berlin 1994.
Becker, Ron: „Hear-and-see radio" in the world of tomorrow: RCA and the presentation of television at the Wolrd's Fair 1939-1940, in: Historical Journal of Film, Radio and Television, 21/2001, Nr. 4, S. 361-378.
Behmer, Markus/ Krotz, Friedrich/ Stöber, Rudolf/ Winter, Carsten (Hg.): Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung, Opladen/ Wiesbaden 2003.
Behmer, Markus: Von der Schwierigkeit, gegen Illusionen zu kämpfen. Der Publizist Leopold Schwarzschild – Leben und Werk vom Kaiserreich bis zur Flucht aus Europa, (Kommunikationsgeschichte, Bd. 2), Münster 1997.
Behrens, Tobias: Die Entstehung der Massenmedien in Deutschland. Ein Vergleich von Film, Hörfunk und Fernsehen und ein Ausblick auf die Neuen Medien, (Europäische Hochschulschriften, Bd. 6), Frankfurt/ Bern/ New York 1986.
Behringer, Wolfgang: Im Zeichen des Merkur: Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit, (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 189), Göttingen 2003.
Behringer, Wolfgang: Thurn und Taxis. Die Geschichte der Post und ihrer Unternehmen, München 1990.
Bellac, Paul: Probleme der internationalen Fernsehnormung, in: RuF, 1/1948, Nr. 3/4, S. 69-78.
Bellanger, Claude/ Godechot, Jacques/ Guiral, Pierre et al. (Hg.): Histoire générale de la presse française, 5 Bde., Paris 1969ff.
Bellingradt, Daniel: Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reiches, (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 26), Stuttgart 2011.
Bender, Klaus (Hg.): Relationes Historicae. Ein Bestandsverzeichnis der deutschen Meßrelationen von 1583 bis 1648, (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 2), Berlin/ New York 1994.
Bender, Steffen: Der Burenkrieg und die deutschsprachige Presse. Wahrnehmung und Deutung zwischen Bureneuphorie und Anglophobie 1899-1902, (Krieg in der Geschichte, Bd. 52), Paderborn 2009.
Benjamin, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt a.M. 2006.
Benjamin, Walter: Tiedemann, Paul/ Schweppenhäuser, Hermann (Hg.): Gesammelte Schriften, 7 Bde., Frankfurt a.M. 1972.
Berbig, Roland/ Kitzbichler, Josefine (Hg.): Die Rundschau-Debatte 1877. Paul Lindaus Zeitschrift „Nord und Süd" und Julius Rodenbergs „Deutsche Rundschau". Dokumentation, Bern/ Berlin/ Frankfurt a.M./ New York/ Paris/ Wien 1998.
Berg, Klaus/ Kiefer, Marie Luise: Massenkommunikation IV. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung, Baden-Baden 1992.

Berns, Jörg Jochen: Film vor dem Film. Bewegende und bewegliche Bilder als Mittel der Imaginationssteuerung in Mittelalter und Früher Neuzeit, Marburg 2000.
Bessler, Hansjörg: Hörer- und Zuschauerforschung, (Rundfunk in Deutschland, Bd. 5), München 1980.
BFS/ Bundesamt für Statistik (Hg.): Kinolandschaft Schweiz 2006. Der Schweizer Filmmarkt zwischen Kino und Video, Neuchatel 2006.
Birkner, Thomas: Das Selbstgespräch der Zeit. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914, (Öffentlichkeit und Geschichte, Bd. 4), Köln 2012.
Black, Gregory D.: The Catholic Crusade Against the Movies, 1940-1975, New York 1998.
Black, Jeremy: The English press 1621-1861, Stroud 2001.
Black, Jeremy: The press and politics in the 18th century, in: Media History, 8/2002, Nr. 2, S. 175-182.
Blackstone, Erwin A./ Bowman, Gary W.: Vertical Integration in Motion Pictures, in: JoC 49/1999, Nr. 1, S. 123-139.
Blühm, Elger (Hg.): Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung. Referate einer internationalen Fachkonferenz der Deutschen Forschungsgemeinschaft under der Deutschen Presseforschung/ Universität Bremen, (Studien zur Publizistik. Bremer Reihe. Deutsche Presseforschung, Bd. 23), München 1976.
Bobrowsky, Manfred/ Langenbucher, Wolfgang R. (Hg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 13), München 1987.
Bock, Hans-Michael/ Jacobsen, Wolfgang (Hg.): Recherche: Film. Quellen und Methoden der Filmforschung, München 1998.
Bogel, Else/ Blühm, Elger (Hg.): Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts, 3 Bde., Bremen 1971.
Böning, Holger/ Moepps, Emmy (Hg.): Deutsche Presse. Biobibliographische Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen periodischen Presse von den Anfängen bis 1815. Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern und Druckern periodischer Schriften. - Band 1.1, 1.2, 1.3 Altona, Bergedorf, Harburg, Schiffbek, Wandsbek, Hamburg/ Stuttgart-Bad Cannstatt 1996.
Böning, Holger/ Siegert, Reinhart: Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850, Stuttgart 2001.
Böning, Holger/ Siegert, Reinhart: Volksaufklärung. Bd. 2, Teil 1 und 2: Die Volksaufklärung auf ihrem Höhepunkt 1781 bis 1800, Stuttgart 2000.
Böning, Holger: Der Traum von Freiheit und Gleichheit: Helvetische Revolution und Republik (1798-1803). Die Schweiz auf dem Weg zur bürgerlichen Demokratie, (Orell Füssli Zeitgeschichte) Zürich 1998.
Böning, Holger: Welteroberung durch ein neues Publikum. Die deutsche Presse und der Weg zur Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel, (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 5), Bremen 2002.
Böning, Holger: Periodische Presse. Kommunikation und Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel, (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 6), Bremen 2002.
Böning, Holger: Das Intelligenzblatt als Medium praktischer Aufklärung. Ein Beitrag zur Geschichte der gemeinnützig-ökonomischen Presse in Deutschland von 1768 bis 1780, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 12/1987, S. 107-133.
Bösch, Frank: Mediengeschichte, (Historische Einführungen, Bd. 10), Frankfurt/ New York 2011.

Bösch, Frank: Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880-1914, (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 65), München 2009.
Bowden, Marc: Worm. The first digital World War, New York 2011.
Bowser, Eileen: The transformation of cinema. 1907-1915, (History of the American cinema, Bd. 2), New York 1990.
Braudel, Fernand: Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II., (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1354), 3 Bde., Frankfurt a.M. 1998.
Braudel, Fernand: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts, 3 Bde., München 1990.
Brawand, Leo: Die Spiegel-Story. Wie alles anfing, Düsseldorf/ Wien/ New York 1987.
Brecht, Bertolt: Schriften zur Literatur und Kunst (1920-1932), (Gesammelte Werke, Bd. 1), Frankfurt a.M. 1996.
Bredow, Hans: Im Banne der Ätherwellen, 2 Bde., Stuttgart 1954.
Bredow, Wilfried von/ Zurek, Rolf (Hg.): Film und Gesellschaft in Deutschland. Dokumente und Materialien, Hamburg 1975.
Briggs, Asa/ Burke, Peter: A social history of the media. From Gutenberg to the internet, Oxford/ Cambridge 2002.
Briggs, Asa: The history of broadcasting in the United Kingdom, 5 Bde., Oxford 1961ff.
Brill, Olaf: Der Caligari-Komplex, München 2012.
Brosius, Hans-Bernd (Hg.): Kommunikation über Grenzen und Kulturen, (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 27), Konstanz 2000.
Browne, Nick (Hg.): Refiguring American film genres. Theory and history, Berkeley 1998.
Brügger, Niels (Hg.): Web History, (Digital Formations, Bd. 56), New York 2010.
Bücher, Karl: Das Gesetz der Massenproduktion, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 66/1910, Nr. 3, S. 429-444.
Burnett, Robert/ Marshall, P. David: Web Theory. An Introduction, London 2003.
Burns, Tom: The BBC. Public institution and private world, London/ Basingstoke 1977.
Busch, Moritz: Tagebuchblätter, 3 Bde., Leipzig 1899.
Busemann, Katrin/ Fisch, Martin/ Frees, Beate: Dabei sein ist alles - zur Nutzung privater Communitys. Ergebnisse der ZDF-Studie Community 2011, in: MP 2012, Nr. 5, S. 258-267.
Busemann, Katrin/ Gscheidle, Christoph: Web 2.0: Aktive Mitwirkung verbleibt auf niedrigem Niveau. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2011, in: MP 2011, Nr. 7-8, S. 360-369.
Bush, Vannevar: As we may think, in: Atlantic Monthly, 176/1945, Nr. 1, S. 101-108.
C.M./ [i.e.Charles Morrison]: To the author of Scots Magazine, in: Scot's Magazine, 15/1753, S. 73-74.
Camporesi, Valeria: The BBC and American broadcasting, 1922-1955, in: Media, Culture & Society, 16/1994, S. 625-640.
Carrier, Hubert (Hg.): La Fronde. Contestation démocratique et misère paysanne. 52 Mazarinades, 1982.
Carter, Stephen L.: Schachmatt, München 2002.
Chyi, Hsiang Iris/ Sylvie, George: The medium is global, the content is not: The role of geography in online newspaper markets, in: JME 14/2001, Nr. 4, S. 231-248.
Cipolla, Carlo M.: Literacy and development in the west, (Penguin Books, Bd. 1027), London 1969.
Clarke, Arthur C.: Extraterrestrial relays: Can rocket stations give world-wide radio coverage, in: Wireless World: Radio and Electronics, 11/1945, Nr. 10, S. 305-308.

Clausen-Murian, Elisabeth: Konzentrationskontrolle im privaten Rundfunk - Der neue Rundfunkstaatsvertrag (RfStV), in: ZUM 1997, Nr. 12, S. 934-947.
Coe, Lewis: The telephone and its several Inventors, Jefferson 1995.
Collins, Richard: The BBC and „public value", in: MuK 55/2007, Nr. 2, S. 164-184.
Collmann, Julius August: Quellen, Materialien und Commentar des gemeinen deutschen Preßrechts, Berlin 1844.
Crafton, Daniel C.: The talkies. Hollywood's transition to sound 1926-1931, (History of the American cinema, Bd. 4), Berkeley 1999.
Crisell, Andrew: An Introductory History of British Broadcasting, 2. Aufl., London/ New York 2002.
Curran, James: Media and power, London/ New York 2002.
Dann, Otto (Hg.): Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich, München 1981.
Darnton, Robert: Poesie und Polizei. Öffentliche Meinung und Kommunikationsnetzwerke im Paris des 18. Jahrhunderts, (edition suhrkamp, Bd. 2231), Frankfurt a.M. 2002.
Darwin, Charles: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Übersetzung von Carl W. Neumann, 6. Aufl., Hamburg 2004.
Das Cabinet des Dr. Caligari. Drehbuch von Carl Mayer und Hans Janowitz zu Robert Wienes Film von 1919/20. Mit einem einführenden Essay von Siegbert S. Prawer und Materialien zum Film von Uli Jung und Walter Schatzberg, München 1995.
Davies, D. W./ Bartlett, K. A./ Scantlebury, R. A., et al.: A digital communication network for computers givin rapid response at remote terminals, in: ACM Symposium on operating System Principles, 1967, S. 1-26.
Dawkins, Richard: Das egoistische Gen, 4. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2002.
Deist, Wilhelm: Flottenpolitik und Flottenpropaganda. Das Nachrichtenbureau des Reichsmarineamtes 1897-1914, (Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte, Bd. 17), Stuttgart 1976.
Determann, Lothar: Kommunikationsfreiheit im Internet. Freiheitsrechte und gesetzliche Beschränkungen, (Wirtschaftsrecht der internationalen Telekommunikation, Bd. 41), Baden-Baden 1999.
Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.): Bilddokumente zur Rundfunkgeschichte. Bestände der zwanziger Jahre. Eine Auswahl zum Jubiläum 70 Jahre Rundfunk in Deutschland, Frankfurt a.M. 1993.
Diller, Ansgar: Rundfunkpolitik im Dritten Reich, (Rundfunk in Deutschland, Bd. 2), München 1980.
Dimmick, John/ McDonald, Daniel G.: Network Radio Oligopoly, 1926-1956: Rivalrous Imitation and Program Diversity, in: Journal of Media Economics, 14/2001, Nr. 4, S. 197-212.
Direktorenkonferenz der Landesmedienanstalten/ Kommission für die Ermittlung der Konzentration im Medienbereich (Hg.): Fortschreitende Medienkonzentration im Zeichen der Konvergenz, Düsseldorf 2000.
Direktorenkonferenz der Landesmedienanstalten/ Ring, Wolf-Dieter (Hg.): DLM-Jahrbuch 1988. Privater Rundfunk in Deutschland. Die Landesmedienanstalten, München 1988.
Donges, Patrick/ Künzler, Matthias: Rundfunkpolitische Modelle und ihre Diskussion in Europa, in: medienheft, 2000, Nr. 14, S. 14-21.
Dorn, Margit/ Vogel, Andreas: Geschichte des Pressevertriebs in Deutschland. Mit einem Schwerpunkt auf der Entwicklung des Pressehandels, (Stiftung Presse-Grosso, Bd. 2), Baden-Baden 2001.

Dorn, Margit: Vampirfilme und ihre sozialen Funktionen. Ein Beitrag zur Genregeschichte, (Europäische Hochschulschriften. Reihe 30: Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften, Bd. 60), Frankfurt/M./ Berlin/ Bern/ New York/ Wien/ Paris 1994.
Douglas, George H.: The golden age of the newspaper, Westport, Conneticut/ London 1999.
Dovifat, Emil: Publizistik als Wissenschaft. Herkunft – Wesen – Aufgabe, in: Publizistik 1/1956, Nr. 1, S. 3-10.
Dovifat, Emil: Zeitungswissenschaft, 2 Bde., Berlin/ Leipzig 1931.
Drack, Markus T. (Hg.): Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Rundspruchgesesellschaft SRG bis 1958, Baden 2000.
Dreyfus, Suelette/ Assange, Julian: Underground. Tatsachenroman, Hamburg 2011.
Drogge, Horst: Die Entwicklung der optischen Telegrafie in Preußen und ihre Wegbereiter, in: Archiv für deutsche Postgeschichte, 1982, Nr. 2, S. 5-26.
Droysen, Johann Gustav (Verf.)/ Leyh, Peter (Hg.): Historik. Historisch-kritische Ausgabe, Stuttgart 1977.
Druxman, Michael B.: Make it again, Sam. A survey of movie remakes, South Brunswick/ New York/ London 1975.
Dussel, Konrad/ Lersch, Edgar (Hg.): Quellen zur Programmgeschichte des deutschen Hörfunks und Fernsehens, Göttingen 1999.
Dussel, Konrad: Deutsche Rundfunkgeschichte, 3., überarbeitete Auflage. Aufl., Konstanz 2010.
Duval, Réné: Histoire de la radio en France, Paris 1979.
Eberhard, Fritz: Thesen zur Publizistikwissenschaft, in: Publizistik 6/1961, Nr. 5/6, S. 259-266.
Edwardson, Mickie: Blitzkrieg over television. James Lawrence Fly v. David Sarnoff, in: Journalism History, 25/1999, Nr. 2, S. 42-52.
Eggers, Dirk: Filmfinanzierung: Grundlagen - Beispiele, (Kulturkommerz, Bd. 3), 3., vollständig überarb. und erw. Aufl., Berlin 2001.
Eimeren, Birgit van/ Frees, Beate: ARD / ZDF-Onlinestudie 2012: 76 Prozent der Deutschen online. Neue Nutzungssituation durch mobile Endgeräte, in: MP, 2012, Nr. 7-8, S. 362-379.
Einstein, Mara: Media diversity. Economics, ownership and the FCC, London/ Mahwah, NJ 2004.
Eisenhardt, Ulrich: Die kaiserliche Aufsicht über Buchdruck, Buchhandel und Presse im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation (1496-1806). Ein Beitrag zur Geschichte der Bücher- und Pressezensur, (Studien und Quellen zur Geschichte des deutschen Verfassungsrechts, Reihe A, Bd. 3), Karlsruhe 1970.
Eisenstein, Elisabeth L.: Die Druckerpresse. Kulturrevolutionen im frühen modernen Europa, Wien/ New York 1997.
Eisner, Lotte H.: Die dämonische Leinwand, überarb. u. erw. Neu-. Aufl., Frankfurt a.M. 1975.
Elias, Norbert: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, 2 Bde., Bern/ München 1969.
Elkan, Georg: Die preußische Zeitungssteuer. Ein Beitrag zur Geschichte der Pressepolitik unter Benutzung der Akten Bismarcks und der preußischen Ministerien, (Abhandlungen aus dem Seminar für Zeitungskunde und Zeitungspraxis in Berlin, Bd. 1), Jena 1922.
Elsaesser, Thomas/ Wedel, Michael (Hg.): Kino der Kaiserzeit. Zwischen Tradition und Moderne, München 2002.
Elsaesser, Thomas: Filmgeschichte und frühes Kino. Archäologie eines Medienwandels, München 2002.
Engelsing, Rolf: Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft, Stuttgart 1973.

Enquete-Kommission/ Internet und Digitale Gesellschaft (Hg.): Dritter Zwischenbericht Urheberrecht, (Deutscher Bundestag, Drucksache, Bd. 17/7899), Berlin 2011.
Erbring, Lutz (Hg.): Kommunikationsraum Europa, (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 21), Berlin 1995.
Ergert, Viktor/ Andics, Hellmut: 50 Jahre Rundfunk in Österreich, 4 Bde., Wien 1974.
Erman, Hans: August Scherl. Dämonie und Erfolg in wilhelminischer Zeit, Berlin 1954.
Esch, Arnold: Überlieferungschance und Überlieferungszufall als methodisches Problem des Historikers, in: HZ 240/1985, S. 529-570.
Estermann, Alfred: Die deutschen Literaturzeitschriften 1815-1850. Bibliographien, Programme, Autoren, 11 Bde., Nendeln/ München/ London/ New York/ Paris 1978.
EU-Kommission (Hg.): Grünbuch über die Entwicklung des gemeinsamen Marktes für Telekommunikationsdienstleistungen und Telekommunikationsgeräte - KOM (87) 290 endg., Ratsdok. Nr. 7961787 (BT DS 11/930), Brüssel 1987.
Facius, Friedrich/ Booms, Hans/ Boberach, Heinz, et al.: Das Bundesarchiv und seine Bestände. Übersicht, 3.. Aufl., Boppard 1977.
Faulstich, Werner (Hg.): Grundwissen Medien, (UTB für Wissenschaft, Bd. 1773), München 1994.
Faulstich, Werner: Geschichte der Medien, 6 Bde., Göttingen 1996.
FFA/ GFK (Hg.): Der Kinobesucher 2008. Strukturen und Entwicklungen auf Basis des GFK-Panels, Berlin 2008.
Fischer, Claude S.: America Calling: A Social History of the Telephone to 1940, Berkeley/ Los Angeles 1992.
Fischer, Ernst/ Haefs, Wilhelm/ Mix, York-Gothart (Hg.): Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700-1800, München 1999.
Fischer, Heinz-Dietrich (Hg.): Deutsche Kommunikationskontrolle des 15. bis 20. Jahrhunderts, (Publizistik-Historische Beiträge, Bd. 5), München/ New York/ London/ Paris 1982.
Foroohar, Rana: Flight of the Dot-coms, in: Newsweek, 2001, S. 56-59.
Foucault, Michel: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978.
Frei, Norbert/ Schmitz, Johannes: Journalismus im Dritten Reich, München 2011.
Frey, Axel/ (Red.): Deutscher Biographischer Index (CD-Rom), München 1998.
Friebel, Alexander: Ohne Papier keine Zeitung. Die Erfindung des Holzschliffpapiers als Meilenstein in der Entwicklung des deutschen Pressewesens, in: JbKG 3/2001, S. 132-156.
Führer, Karl Christian: Auf dem Weg zur Massenkultur? Kino und Rundfunk in der Weimarer Republik, in: HZ 262/1997, Nr. 3, S. 739-781.
Gabler, Neal: Ein eigenes Reich. Wie jüdische Emigranten „Hollywood" erfanden. Aus dem Amerikanischen von Klaus Binder und Bernd Leineweber, Berlin 2004.
Gamm, Hans-Jochen: Der Flüsterwitz im Dritten Reich. Mündliche Dokumente zur Lage der Deutschen während des Nationalsozialismus, (Serie Piper, Bd. 1417), überarb. und erw. Aufl., München 1993.
Ganz-Blättler, Ursula: Der Film im Gesetz, in: Zoom K & M, 1998, Nr. 11, S. 50-55.
Garncarz, Joseph: Von der Bilderschau zur Nachrichtensendung. Der Wandel der „Tagesschau" in den 50er Jahren, in: RuG 28/2002, Nr. 3/4, S. 122-128.
Gasteyger, Curt (Hg.): Europa zwischen Spaltung und Einigung 1945 bis 1993, (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 321), Bonn 1994.
Gates, Bill: Der Weg nach vorn. Die Zukunft der Informationsgesellschaft, 2., völlig überarb. Aufl., München 2000.
Gates, Bill: Digitales Business. Wettbewerb im Informationszeitalter, München 2000.
Géczy-Sparwasser, Vanessa: Die Gesetzgebungsgeschichte des Internet. Die Reaktion des Gesetzgebers auf das Internet unter Berücksichtigung der Entwicklung in den USA und

unter Einbeziehung gemeinschaftlicher Vorgaben, (Beiträge zum Informationsrecht, Bd. 3), Berlin 2003.
Geller, Henry: Ownership regulatory policies in the U.S. telecom sector, in: Cardozo Arts & Entertainment Law Journal, 13/1995, S. 727-753.
Geppert, Dominik: Pressekriege. Öffentlichkeit und Diplomatie in den deutsch-britischen Beziehungen (1896-1912), (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts, Bd. 64), München 2007.
Gerber, Michael Rüdiger: Die Schlesischen Provinzialblätter 1785-1849, (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte. I. A.der Historischen Kommission für Schlesien, Bd. 27), Sigmaringen 1995.
Gerhards, Maria/ Mende, Annette: Nichtnutzer von Online: Kern von Internetverweigerern, in: MP 2002, Nr. 8, S. 363-375.
Gestrich, Andreas: Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1994.
Giesecke, Michael: Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. Frankfurt a.M. 1998.
Gilder, George F.: Telecosm. How infinite bandwith will revolutionize our world, New York 2000.
Gizycki, Victoria/ Steinhoff, Markus: Filmvertrieb als Sonderform des Dienstleistungsvertriebes, Berlin 1997.
Glaser, Stefan/ Pfeiffer, Thomas (Hg.): Erlebniswelt Rechtsextremismus. Menschenverachtung mit Unterhaltungswert, Schwalbach 2007.
Glaubitz, Gerald: Die PAL-SECAM- Kontroverse und die DDR. Ein Forschungsprojekt an der RWTH Aachen, in: RuG 27/2001, Nr. 1/2, S. 71-74.
Goebbels, Joseph: Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei. Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern (Vom 1. Januar 1932 bis zum 1. Mai 1933), München 1934.
Goldhammer, Klaus/ Wiegand, André/ Krüger, Ellen: Musikquoten im europäischen Radiomarkt. Quotenregelungen und ihre kommerziellen Effekte, München 2005.
Gomery, Douglas: Rethinking TV History, in: JMCQ 74/1997, Nr. 3, S. 501-514.
Gornig, Gilbert: Satellitenrundfunk und Völkerrecht. Entwicklung, Stand, Zukunft, in: ZUM 36/1992, Nr. 4, S. 174-186.
Gornig, Gilbert-Hanno: Äußerungsfreiheit und Informationsfreiheit als Menschenrechte. Die Verankerung der Äußerungs-, Informations-, Presse und Rundfunkfreiheit sowie des Zensurverbots in völkerrechtlichen Übereinkommen der KSZE-Staaten unter besonderer Berücksichtigung rechtsphilosophischer und rechtsgeschichtlicher Hintergründe, (Schriften zum Völkerrecht, Bd. 88), Berlin 1988.
Gould, Stephen Jay: Ein Dinosaurier im Heuhaufen. Streifzüge durch die Naturgeschichte, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 2001.
Gould, Stephen Jay: Illusion Fortschritt. Die vielfältigen Wege der Evolution, Frankfurt a.M. 1998.
Gould, Stephen Jay: The structure of evolutionary theory, Cambridge 2002.
Gramlich, Jürgen: Rechtsordnungen des Buchgewerbes im Alten Reich. Genossenschaftliche Strukturen, Arbeits- und Wettbewerbsrecht im deutschen Druckerhandwerk, in: AGB 1994, Nr. 41, S. 1-145.
Grande, Edgar: Vom Monopol zum Wettbewerb? Die neokonservative Reform der Telekommunikation in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1989.

Grandner, Margarete/ Schmale, Wolfgang/ Weinzierl, Michael (Hg.): Grund- und Menschenrechte. Historische Perspektiven - aktuelle Problematiken, (Querschnitte, Bd. 8), München/ Wien 2002.
Grant, Barry Keith (Hg.): Film Genre Reader II, Austin 1995.
Greenberger, Martin: The computers of tomorrow, in: Atlantic Monthly, 213/1964, Nr. 5, S. 63-67.
Grimme, Adolf (Verf.): Sauberzweig, Dieter (Hg.): Briefe, Heidelberg 1967.
Gröhn, Andreas: Netzwerkeffekte und Wettbewerbspolitik. Eine ökonomische Analyse des Softwaremarktes, Tübingen 1999.
Gröschl, Jutta: Die Deutschlandpolitik der vier Grossmächte in der Berichterstattung der deutschen Wochenschauen 1945-1949. Ein Beitrag zur Diskussion um den Film als historische Quelle, (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 5), Berlin/ New York 1997.
Groth, Otto: Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik), 4 Bde., Mannheim/ Berlin/ Leipzig 1928.
Guratzsch, Dankwart: Macht durch Organisation. Die Grundlegung des Hugenbergschen Presseimperiums, (Studien zur modernen Geschichte, Bd. 7), Düsseldorf 1974.
Haarmann, Hermann: Kurt Tucholsky. „Eine Treppe: Sprechen – Schreiben – Schweigen", in: Medien & Zeit, 6/1991, Nr. 2, S. 3-7.
Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 891), Frankfurt a.M. 1990.
Haffemayer, Stéphane: L'information en France au XVIIe siècle: La Gazette de Renaudot de 1647 à 1663, (Bibliothèque d'histoire moderne et contemporaine, Bd. 6), Paris 2001.
Hagemann, Peter A.: Reichsfilmgesetze zwischen 1895 und 1945, Berlin 1967.
Hamburger, Richard: Zeitungsverlag und Annoncen-Expedition Rudolf Mosse Berlin, (Musterbetriebe deutscher Wirtschaft, Bd. 3), Berlin 2000.
Hamm, Ingrid (Hg.): Die Zukunft des dualen Systems. Aufgaben des dualen Rundfunkmarktes im internationalen Vergleich mit Studien von Booz- Allen & Hamilton, Gütersloh 1998.
Hamm, Ingrid/ Machill, Marcel (Hg.): Wer regiert das Internet? ICANN als Fallbeispiel für Global Internet Governance, Gütersloh 2001.
Hanebutt-Benz, Eva-Maria (Hg.): Gutenberg. aventur und kunst. vom Geheimunternehmen zur ersten Medienrevolution. Katalog zur Ausstellung der Stadt Mainz anlässlich des 600. Geburtstages von Johannes Gutenberg 14. April-3. Oktober 2000, Mainz 2000.
Harris, Robert: The fear index, London 2011.
Hatin, Eugène: Histoire politique et littéraire de la Presse en France avec une introduction historique sur les origines du journal, 7 Bde., Paris 1859.
Hauck, Ehrhard: Die englischen Pfennig-Magazine des vorigen Jahrhunderts, in: ZW 5/1932, Nr. 4, S. 308-311.
Hayek, Friedrich A. von: Kerber, Wolfgang (Hg.): Die Anmaßung von Wissen. Neue Freiburger Studien, (Wirtschaftswissenschaftliche und wirtschaftsrechtliche Untersuchungen, Bd. 32), Tübingen 1996.
Heger, Christian: Ausblicke auf das Kino von morgen. Filme im Internet, in: MP 2011, Nr. 12, S. 608-616.
Heilmann, Till A.: Textverarbeitung. Eine Mediengeschichte des Computers als Schreibmaschine, Bielefeld 2012.
Heimann, Thomas: DEFA, Künstler und SED-Kulturpolitik: Zum Verhältnis von Kulturpolitik und Filmproduktion in der SBZ/DDR 1945 bis 1959, (Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft, Bd. 46), Weimar 1994.

Heinrich, Jürgen: Medienökonomie. Bd.1. Mediensystem, Zeitung, Zeitschrift, Anzeigenblatt. Bd.2: Hörfunk und Fernsehen, 3. Aufl., Wiesbaden 2010.
Hensle, Michael: „Rundfunkverbrechen" vor NS-Sondergerichten, in: RuG 26/2000, Nr. 3/4, S. 111-127.
Herbst, Klaus-Dieter (Hg.): Astronomie, Literatur, Volksaufklärung. Der Schreibkalender der Frühen Neuzeit mit seinen Text- und Bildbeigaben, (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 67), Bremen 2012.
Hermann, Armin/ Dettmering, Wilhelm/ i.A.der Agricola-Gesellschaft (Hg.): Technik und Kultur. 10 Bände mit einem Registerband, 10 Bde., Düsseldorf 1990.
Hermann, Armin/ Schönbeck, Charlotte (Hg.): Technik und Wissenschaft, (Technik und Kultur, Bd. 3), Düsseldorf 1993.
Heyde, Ludwig: Presse, Rundfunk und Film im Dienste der Volksführung, Dresden 1943.
Hick, Ulrike: Geschichte der optischen Medien, München 1999.
Hickethier, Knut (Hg.): Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, 5 Bde. München 1993ff.
Hickethier, Knut: Die Fernsehserie und das Serielle des Fernsehens, (Kultur, Medien, Kommunikation. Lüneburger Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. 2), Lüneburg 1991.
Hickethier, Knut: Einführung in die Medienwissenschaft, Stuttgart/ Weimar 2003.
Hickethier, Knut: Film- und Fernsehanalyse, (Sammlung Metzler. Realien zur Literatur, Bd. 277), 3., überarb. Aufl., Stuttgart/ Weimar 2001.
Hilliard, Robert L.: Radio broadcasting. An introduction to the sound medium, New York 1985.
Historische Kommission der ARD (Hg.): Quellen zur Geschichte des Rundfunks in Aktenbeständen des Bundesarchivs. Findbuch, Koblenz 1967.
Hoefer, Frank Thomas: Pressepolitik und Polizeistaat Metternichs. Die Überwachung von Presse und politischer Öffentlichkeit in Deutschland und den Nachbarstaaten durch das Mainzer Informationsbüro (1833-1848), (Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung, Bd. 37), München/ New York/ London/ Paris 1983.
Hofer, Rudolf (Hg.): Film und Filmwirtschaft in der Schweiz. Fünfzig Jahre Allgemeine Kinematographen Aktiengesellschaft, Zürich, Zürich 1968.
Hoffmann, Leonhard: Die Gutenbergbibel. Eine Kosten- und Gewinnschätzung des ersten Bibeldrucks auf der Grundlage zeitgenössischer Quellen, in: AGB 39/1993, S. 255-317.
Hoffmann-Riem, Wolfgang: Regulating media. The licensing and supervision of broadcasting: the experience of six countries: Australia, Canada, Germany, Great Britain, France and the United States, New York/ London 1996.
Höflich, Joachim R./ Rössler, Patrick: Mobile schriftliche Kommunikation – oder: E-Mail für das Handy. Die Bedeutung elektronischer Kurznachrichten (Short Message Service) am Beispiel jugendlicher Handynutzer, in: MuK 49/2001, Nr. 4, S. 437-461.
Hofstadter, Douglas: Gödel, Escher, Bach. Ein endlos geflochtenes Band, Stuttgart 1988.
Hofter, Mathias (Hg.): Kaiser Augustus und die verlorene Republik: eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau, Berlin, 7. Juni - 14. August 1988, Mainz 1988.
Höhne, Hansjoachim: Report über Nachrichtenagenturen. Neue Medien geben neue Impulse, 2.. Aufl., Baden-Baden 1984.
Holly, Elmar: Die Weltbühne 1918-1933. Ein Register sämtlicher Autoren und Beiträge, (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik, Bd. 11), Berlin 1989.
Holzbach, Heidrun: Das „System Hugenberg". Die Organisation bürgerlicher Sammlungspolitik vor dem Aufstieg der NSDAP, Stuttgart 1981.
Holzweißig, Gunter: Die schärfste Waffe der Partei. Eine Mediengeschichte der DDR, Köln/ Weimar/ Wien 2002.

Hörisch, Jochen: Der Sinn und die Sinne. Eine Geschichte der Medien, (Die andere Bibliothek, Bd. Berlin 2001.
Horkheimer, Max/ Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, (Fischer Wissenschaft, Bd. 7404), Frankfurt a.M. 1994.
Horten, Gerd: Radio goes to war. The cultural politics of Propaganda during World War II, Berkeley/ Los Angeles/ London 2002.
Hosfeld, Rolf: Tucholsky. Ein deutsches Leben, München 2012.
Howard, Herbert H.: TV Station Group and Cross Media Ownership. A 1995 Update, in: JMCQ 72/1995, Nr. 02, S. 390-401.
Hubay, Ilona: Zum historischen Hintergrund des Türkenkalenders für 1455, in: Gutenberg-Jahrbuch, 44/1969, S. 64-67.
Huber, Ernst Rudolf (Hg.): Dokumente zur Deutschen Verfassungsgeschichte, 4 Bde., Stuttgart 1978.
Huntzicker, William E.: The popular press 1833-1865, (The history of american journalism, Bd. 3), Westport, Conneticut/ London 1999.
Hurwitz, Leon: Historical Dictionary of censorship in the United States, Westport, Conn./ London 1985.
Huteau, Jean/ Ullmann, Bernard: AFP. Une histoire de l'Agence France Presse 1944-1990, Paris 1992.
Imhof, Kurt/ Schulz, Peter (Hg.): Die Veröffentlichung des Privaten - die Privatisierung des Öffentlichen, (Mediensymposium Luzern, Bd. 4), Opladen 1999.
Inglis, Ruth A.: Freedom of the Movies: A Report on Self- Regulation from The Commission on Freedom of the Press, Chicago 1947.
Innis, Harold A./ (Verf.): Barck, Karlheinz (Hg.): Kreuzwege der Kommunikation. Ausgewählte Texte, Wien/ New York 1997.
ITU (Hg.): World Telecommunication/ICT Indicators Database, Genf 2012.
Jacobi, Claus: 50 Jahre Axel Springer Verlag, Berlin/ Hamburg 1996.
Jacobsen, Wolfgang/ Kaes, Anton/ Prinzler, Hans Helmut (Hg.): Geschichte des deutschen Films, 2., akt. u. erw. Aufl., Stuttgart/ Weimar 2004.
Janßen, Karl-Heinz: Die Zeit in der Zeit. 50 Jahre einer Wochenschrift, Berlin 1996.
Jarothe, Sabine: Die Filmpolitik der Europäischen Union im Spannungsfeld zwischen nationaler Filmförderung und US-amerikanischer Mediendominanz, (Europäische Hochschulschriften: Reihe 31, Politikwissenschaft, Bd. 347), Frankfurt 1998.
Jarren, Otfried/ Kopper, Gerd G./ Toepser-Ziegert, Gabriele (Hg.): Zeitung. Medium mit Vergangenheit und Zukunft. Eine Bestandsaufnahme. Festschrift aus Anlaß des 60. Geburtstages von Hans Bohrmann, München 2000.
Jauss, Fabian/ Wilke, Jürgen: „BZ am Mittag", Deutschlands erste Boulevardzeitung, in: JbKG 14/2012, S. 58-96.
Jürgs, Michael: Der Fall Axel Springer. Eine deutsche Biographie, München/ Leipzig 1995.
Kahn, Frank J. (Hg.): Documents of American broadcasting, 4. Aufl., Englewood Cliffs 1984.
Kapp, Friedrich/ Goldfriedrich, Johann: Historische Kommission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler (Hg.): Geschichte des deutschen Buchhandels, 4 Bde., Leipzig/ Berlin 1886.
Kauffmann, Kai/ Schütz, Erhard (Hg.): Die lange Geschichte der kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung, Berlin 2000.
Kaufmann, Stefan: Kommunikationstechnik und Kriegführung 1805-1945. Stufen medialer Rüstung, München 1996.
Keith, Michael C. (Hg.): Talking Radio. An oral history of American Radio in the television age, London/ New York 2000.

Keitz, Ursula von/ Hoffmann, Kay (Hg.): Die Einübung des dokumentarischen Blicks. Fiction-Film und Non-Fiction-film zwischen Wahrheitsanspruch und expressiver Sachlichkeit 1895-1945, Marburg 2001.
Keller, Harald: Kultserien und ihre Stars. Nebst einer „Vorbemerkung eines Serienhelden" von Harry Rowohlt, (rororo Sachbuch, Bd. 16526), Reinbek bei Hamburg 1999.
Keller, Karin: Die Fuggerzeitungen: Ein Literaturbericht, in: JbKG 14/2012, S. 186-204.
Kepplinger, Hans Mathias: Die Grenzen des Wirkungsbegriffes, in: Publizistik 27/1982, Nr. 2, S. 98-113.
Kerlen, Dietrich: Einführung in die Medienkunde, (Universal-Bibliothek, Bd. 17637), Leipzig/ Stuttgart 2003.
Keßler, Franz: Unterschiedliche bißhero mehrern Theils Secreta oder verborgene geheime Künste deren die Erste genant/ Ortforschung/ dadurch einer dem andern durch die freye Lufft hindurch uber Wasser und Land/ von sichtbaren zu sichtlichen Orten/ alle Heimichkeiten offenbahren und in kurzer Zeit zuerkennen geben mag/.., Opppenheim 1616.
Kiefer, Marie Luise: Medienökonomik. Einführung in eine ökonomische Theorie der Medien, (Lehr- und Handbücher der Kommunikationswissenschaft, Bd. 1), München/ Wien 2001.
Kieslich, Günter: Zum Selbstverständnis der Publizistikwissenschaft, in: Publizistik 12/1967, Nr. 1, S. 68-78.
Kircher, Athanasius: Ars magna lucis et umbrae, 2. Aufl., Amsterdam 1671.
Kirchner, Joachim: Das deutsche Zeitschriftenwesen - seine Geschichte und seine Probleme, Teil 1, 2. Aufl., Wiesbaden 1958.
Kleinpaul, Johannes: Die Fuggerzeitungen 1568-1605, (Abhandlungen aus dem Institut für Zeitungskunde ander Universität Leipzig, Bd. I, H.4), Leipzig 1921.
Kleinsteuber, Hans J.: Regulierung des Rundfunks in den USA: Zur Kontrolle wirtschaftlicher Macht am Beispiel FCC, in: RuF, 44/1996, Nr. 1, S. 27-50.
Kloepfer, Michael: Technik und Recht im wechselseitigen Werden. Kommunikationsrecht in der Technikgeschichte, (Schriften zum Technikrecht, Bd. 4), Berlin 2002.
Klumpe, Bettina: 15 Jahre Onlineforschung bei ARD und ZDF. ARD/ZDF-Onlinestudie 2011, in: MP 2011, Nr. 7-8, S. 370-376.
Klumpe, Bettina: Geräteausstattung der Online-Nutzer. Ergebnisse der Online-Studie 2012, in: Media Perspektiven, 2012, Nr. 7-8, S. 391-396.
Kniep, Jürgen: „Keine Jugendfreigabe!". Filmzensur in Westdeutschland 1949-1990, (Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 21), Göttingen 2010.
Knies, Karl: Der Telegraph als Verkehrsmittel. Über den Nachrichtenverkehr überhaupt. Nachdruck der Erstausgabe von 1857, (ex libris kommunikation, Bd. 6), München 1997.
Koch, Ursula E.: Der Teufel in Berlin. Von der Märzrevolution bis zu Bismarcks Entlassung. Illustrierte politische Witzblätter einer Metropole 1848-1890, Köln 1991.
Kocian, Erich: Die James-Bond-Filme, (Heyne Filmbibliothek und Fernsehbibliothek, Bd. 44), München 1997.
Kohlhaase, Wolfgang/ Simon, Jana: Drama-King. Interview mit Wolfgang Kohlhaase, in: Zeit-Magazin, 2012, Nr. 7, S. 40-43.
Kohnen, Richard: Pressepolitik des Deutschen Bundes. Methoden staatlicher Pressepolitik nach der Revolution von 1848, (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 50), Tübingen 1995.
Kondratiev, Nikolai D.: Die langen Wellen der Konjunktur, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 56/1926, S. 573-609.
König, Wolfgang (Hg.): Propyläen Technikgeschichte, 5 Bde., Berlin 1992.

Körber, Esther-Beate: Öffentlichkeiten der Frühen Neuzeit. Teilnehmer, Institutionen und Entscheidungen öffentlicher Kommunikation im Herzogtum Preußen 1525 bis 1618, Berlin 1998.
Körber, Esther-Beate: Wie interpretiert man eine Wochenschau? Überlegungen an Beispielen aus der Nachkriegszeit, in: GWU 45/1994, Nr. 3, S. 137-150.
Kors, Johannes/ (Red.): Arbeitsgemeinschaft der Landesmedienanstalten in der Bundesrepublik Deutschland/ Langheinrich, Thomas (Hg.): ALM-Jahrbuch 2008. Landesmedienanstalten und privater Rundfunk in Deutschland, Berlin 2009.
Korte, Helmut/ Faulstich, Werner (Hg.): Fischer Filmgeschichte 1895-1924, 5 Bde. Frankfurt a.M. 1994ff.
Koschatzky, Walter: Die Kunst der Graphik. Technik, Geschichte, Meisterwerke, (dtv-Taschenbuch, Bd. 2868), 11. Aufl., München 1993.
Koschwitz, Hansjürgen: Der früheste Beleg für das Wort „Zeitschrift", in: Publizistik 13/1968, Nr. 1, S. 41-43.
Koselleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 1984.
Koszyk, Kurt/ Eisfeld, Gerhard: Die Presse der deutschen Sozialdemokratie. Eine Bibliographie, 2. Aufl., Bonn 1980.
Koszyk, Kurt/ Pruys, Karl Hugo: Handbuch der Massenkommunikation, München 1981.
Koszyk, Kurt: Geschichte der deutschen Presse, Bde. 2-4, Berlin 1966ff.
Kowalczuk, Ilko-Sascha (Hg.): Freiheit und Öffentlichkeit. Politischer Samisdat in der DDR 1985-1989, Berlin 2002.
Kracauer, Siegfried: Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit, Frankfurt a.M. 1964.
Kracauer, Siegfried: Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films, (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 479), Frankfurt a.M. 1995.
Kraus, Elisabeth: Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999.
Krause-Ablass, Günter B.: Protektion gegen „Piraten"-Sender, in: RuF 12/1964, Nr. 2/3, S. 181-192.
Kreimeier, Klaus: Die UFA-Story. Geschichte eines Filmkonzerns, München/ Wien 1992.
Kremer, Karl Heinz: Johann von den Birghden 1582-1645. Kaiserlicher und königlich-schwedischer Postmeister zu Frankfurt am Main, (Presse und Geschichte. Neue Beiträge, Bd. 15), Bremen 2005.
Krieve, Jeffrey: The electric telegraph, New Abbot 1973.
Krüger, Udo Michael: Tendenzen in den Programmen der großen Fernsehsender 1985 bis 1995, in: MP 1996, Nr. 8, S. 418-440.
Kurtz, Rudolf: Expressionismus und Film, Berlin 1926.
Kutsch, Arnulf: Leseinteresse und Lektüre. Die Anfänge der empirischen Lese(r)forschung in Deutschland und den USA am Beginn des 20. Jahrhunderts, (Presse und Geschichte - Neue Beiträge, Bd. 35), Bremen 2008.
Kutsch, Arnulf: Rundfunknutzung und Programmpräferenzen von Kindern und Jugendlichen im Jahre 1931. Schülerbefragungen in der Pionierphase der Hörerforschung, in: RuG 22/1996, Nr. 4, S. 205-215.
Kutsch, Arnulf/ Weber, Johannes (Hg.): 350 Jahre Tageszeitung. Forschungen und Dokumente, (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 3), Bremen 2002.
Ladeur, Karl-Heinz: Die vertikale Integration von Film-, Fernseh- und Video-Wirtschaft als Herausforderung der Medienregulierung. Zur Notwendigkeit einer neuen Form der Regu-

lierung von Vielfaltsanforderungen auf der Programmebene, in: RuF, 46/1998, Nr. 1, S. 5-23.
Lange, Ulrich/ Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hg.): Telefon und Gesellschaft. Beiträge einer Soziologie der Telefonkommunikation, 2 Bde., Berlin 1990.
Langenbucher, Wolfgang R.: Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben, in: M&Z 1987, Nr. 3, S. 13-16.
Latzer, Michael/ Schmitz, Stefan W.: Die Ökonomie des eCommerce. New Economy, Digitale Ökonomie und realwirtschaftliche Auswirkungen, Marburg 2002.
Laube, Adolf/ in Zus.m./ Schneider, Annerose et al. (Hg.): Flugschriften vom Bauernkrieg zum Täuferreich (1526-1535), Berlin 1992.
Le Berre, Carole: Francois Truffaut at work, New York 2005.
Lenert, Edward M.: A communication theory perspective on telecommunications policy, in: Journal of Communication 48/1998, Nr. 4, S. 3-23.
Lenk, Carsten: Das Dispositiv als theoretisches Paradigma der Medienforschung. Überlegungen zu einer integrativen Nutzungsgeschichte des Rundfunks, in: RuG 22/1996, Nr. 1, S. 5-17.
Lenk, Carsten: Die Erscheinung des Rundfunks. Einführung und Nutzung eines neuen Mediums 1923-1932, Opladen 1997.
Leonhard, Gunnar: Rebellen im Netz. Der Versuch einer öffentlichkeitstheoretischen Betrachtung der Enthüllungsplattform WikiLeaks. Masterarbeit, Bamberg 2012.
Leonhard, Joachim-Felix (Hg.): Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik, 2 Bde., München 1997.
Lerg, Winfried B.: Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik, (Rundfunk in Deutschland, Bd. 1), München 1980.
Lersch, Edgar/ Stöber, Rudolf: Quellenüberlieferung und Quellenrecherche, in: JbKG 7/2005, S. 208-230.
Levine, Robert: Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen, (Serie Piper, Bd. 3263), München 2001.
Lewinski, Silke von/ Gaster, Jens L.: Die diplomatische Konferenz der WIPO 1996 zum Urheberrecht und zu verwandten Schutzrechten. Ergebnisse und Folgen, in: ZUM 41/1997, Nr. 8/9, S. 607-625.
Libertus, Michael: Das britische Whitepaper „A new future for communications“: Inhalte und Implikationen für die Regulierung elektronischer Kommunikation, in: Multimedia und Recht, 4/2001, Nr. 5, S. 292-298.
Licklider, Joseph C. R./ Taylor, Robert W.: The computer as a communication device, in: Science and Technology, 1.4.1968.
Licklider, Joseph C. R.: Man-Computer Symbiosis, in: IRE Transactions on human factors in electronics, HFE 1/1960, S. 4-11.
Liesegang, Raphael Eduard: Das Phototel. Beiträge zum Problem des technischen Fernsehens, (Probleme der Gegenwart, Bd. 1), Düsseldorf 1891.
Lindner, Erik/ (Red.) (Hg.): 125 Jahre Ullstein. Presse- und Verlagsgeschichte im Zeichen der Eule, Berlin 2002.
List, Fritz: Die Tageszeitung als publizistisches Führungsmittel unter besonderer Berücksichtigung der Reichweite und der Grenzen ihrer Wirkung, (Zeitung und Leben, Bd. 70), Würzburg 1939.
Lötzke, Helmut/ Brater, Hans-Stephan (Bearb.): Übersicht über die Bestände des Deutschen Zentralarchivs Potsdam, (Schriftenreihe des Deutschen Zentralarchivs, Bd. 1), Berlin 1957.

Ludes, Peter/ Schumacher, Heidemarie/ Zimmermann, Peter (Hg.): Informations- und Dokumentarsendungen, (Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 3), München 1994.
Ludwig, Johannes: Zur Ökonomie der Medien: Zwischen Marktversagen und Querfinanzierung. Von J.W. Goethe bis zum Nachrichtenmagazin der Spiegel, (Studien zur Kommunikationswissenschaft, Bd. 33), Opladen 1998.
Luhmann, Niklas: Baecker, Dirk (Hg.): Einführung in die Systemtheorie, Heidelberg 2002.
Luhmann, Niklas: Die Realität der Massenmedien, 2. Aufl., Opladen 1996.
Maase, Kaspar: Massenkunst und Volkserziehung. Die Regulierung von Film und Kino im deutschen Kaiserreich, in: Archiv für Sozialgeschichte, 2001, Nr. 41, S. 39-78.
Madrasch-Groschopp, Ursula: Die Weltbühne. Porträt einer Zeitschrift, (Ullstein Sachbuch, Bd. 34307), Frankfurt a.M./ Berlin/ Wien 1985.
Maletzke, Gerhard: Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik, Hamburg 1963.
Marquardt, Axel (Hg.): Preußen im Film, (Preußen. Versuch einer Bilanz, Bd. 5), Hamburg 1981.
Marschall, Susanne: Farbe im Kino, (Edition Film-Dienst, Bd. 4), Marburg 2005.
Marßolek, Inge/ Saldern, Adelheid von (Hg.): Radiozeiten. Herrschaft, Alltag, Gesellschaft (1924-1960), (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 25), Potsdam 1999.
Martens, Erika: Zum Beispiel: Das Reich. Zur Phänomenologie der Presse im totalitären Regime, Köln 1972.
Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1968.
Martenstein, Harald: Das hat Folgen. Deutschland und seine Fernsehserien, (Reclam Leipzig, Bd. 1569), Leipzig 1996.
Mattelart, Armand: Kleine Geschichte der Informationsgesellschaft. Aus dem Französischen von Stefan Leitner, Berlin 2003.
Mauri, Maurizio/ Cipresso, Pietro/ Balgera, Anna et al.: Why Is Facebook So Successful? Psychophysiological Measures Describe a Core Flow State While Using Facebook, in: Cyberpsychology, Behavior and social Networking, 14/2011, Nr. 12, S. 723-731.
Mäusli, Theodor (Hg.): Talk about radio. Zur Sozialgeschichte des Radios, Zürich 1999.
Mäusli, Theodor/ Steigmeier, Andreas (Hg.): Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1983-2011, Baden 2012.
Mayer, Florian L./ Mehling, Gabriele/ Raabe, Johannes, et al.: Watchblogs aus der Sicht der Nutzer. Befunde einer Onlinebefragung zur Nutzung und Bewertung von Bildlog, in: MP 2008, Nr. 11, S. 589-594.
Mayer, Florian L.: Wikis als kollaborative Kommunikationssysteme. Analyse der Funktionsprinzipien von Wikis im Internet, in Organisationen und in Gruppen. Diss.-MS., Bamberg 2012.
Mayr, Ernst: What evolution is, New York 2001.
McChesney, Robert W.: The internet and US communication policy-making in historical and critical perspective, in: JoC 46/1996, Nr. 1, S. 98-124.
McClellan, James E./ Dorn, Harold: Werkzeuge und Wissen. Naturwissenschaft und Technik in der Weltgeschichte, Frankfurt a.M. 2001.
McLuhan, Marshall: Die magischen Kanäle. Understanding Media, (Fundus, Bd. 1), Basel 1994.
Mead, George H.: Morris, Charles W. (Hg.): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Mit einer Einleitung hg. v. Charles W. Morris, Frankfurt a.M. 1968.

Mehling, Gabriele: Fernsehen mit Leib und Seele. Eine phänomenologische Interpretation des Fernsehens als Handeln, (Kommunikation audiovisuell, Bd. 37), Konstanz 2007.
Meise, Martin: Die Entwicklung des französischen Fernsehens vom Staatsmonopol zum dualen System. Eine Untersuchung des Wandels institutioneller Rahmenbedingungen und ökonomischer Strukturen, (Kommunikationswissenschaft und Publizistik, Bd. 48), Frankfurt a.M./ Berlin/ Bern/ New York/ Paris/ Wien 1995.
Mendelssohn, Peter de: Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse, 2. Aufl., Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1982.
Merten, Klaus/ Schmidt, Siegfried J./ Weischenberg, Siegfried (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen 1994.
Merten, Klaus: Konvergenz der deutschen Fernsehprogramme. Eine Langzeituntersuchung 1980-1993, (Aktuelle Medien- und Kommunikationsforschung, Bd. 2), Münster/ Hamburg 1994.
Merton, Robert K.: Entwicklungen und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Übersetzt von Reinhard Kaiser, Frankfurt a.M. 1985.
Meyen, Michael: „Geistige Grenzgänger": Medien und die deutsche Teilung. Ein Beitrag zur Rezeptionsgeschichte in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten, in: JbKG 1/1999, Nr. 1, S. 192-231.
Meyen, Michael: Fernsehstuben in der DDR und anderswo, in: RuG 25/1999, Nr. 2/3, S. 118-126.
Meyen, Michael: Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 1950er Jahren, (Kommunikationsgeschichte, Bd. 14), Münster 2001.
Meyer, Hans-Friedrich: Zeitungspreise in Deutschland im 19. Jahrhundert und ihre gesellschaftliche Bedeutung, Diss. Phil, Münster 1967.
Meyrowitz, Joshua: No sense of place. The impact of electronic Media on social behaviour, New York/ Oxford 1985.
Michelet, Jules: Geschichte der Französischen Revolution. Aus dem Französischen von Richard Kühn, Neue, bearb. Ausgabe. Aufl., Frankfurt a.M. 2009.
Mickelson, Sig/ Teran, Elena (Hg.): The first amendment - the challenge of new technology, New York/ Westport, Conn./ London 1989.
Mix, York-Gothart (Hg.): Deutsch-amerikanische Kalender des 18. und 19. Jahrhunderts. Bibliographie und Kommentar. German-American Almanacs of the 18th and 19th centuries. Bibliography and commentary, Berlin/ Boston 2012.
Moeller, Jürgen (Hg.): Historische Augenblicke. Deutsche Briefe des XX. Jahrhunderts, München 1988.
Möller, Wolfgang/ Wimmersberg, Heidrun: Public Broadcasting in den USA: Nichtkommerzielle Hörfunk- und Fernsehstrukturen in einem kommerziell geprägten Rundfunksystem, (Minerva Fachserie Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Bd. 5), München 1988.
Mößle, Thomas/ Pfeiffer, Christian/ Kleimann, Matthias: Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen: Stellenwert für Schule, Familie und Freizeit, in: LiLi, 37/2007, Nr. 146, S. 47-66.
Mommsen, Wolfgang A./ (Bearb.): Verzeichnis der schriftlichen Nachlässe in deutschen Archiven und Bibliotheken, (Schriften des Bundesarchivs, Bd. 17), 2 Bde., Boppard 1981.
Moore, Gordon E.: Cramming more components onto integrated circiuts, in: Electronics, 38/1965, Nr. 8, S. 114-116.
Moore, Gordon E.: Progress in digital integrated electronics, in: International Electron Device Meeting (IEDM) Tech. Digest, 1975, S. 11-13.
Moores, Kaaren M.: Presse und Meinungsklima in der Weimarer Republik. Eine publizistikwissenschaftliche Untersuchung. Diss. Phil, Mainz 1997.

Morris, Merrill/ Ogan, Christine: The internet as mass medium, in: JoC 46/1996, Nr. 1, S. 39-50.
Morris, Simon Conway: Life's solution. Inevitable humans in a lonely universe, Cambridge 2005.
Mühl-Benninghaus, Wolfgang: Das Ringen um den Tonfilm. Strategien der Elektro- und Filmindustrie in den 20er und 30er Jahren, (Schriften des Bundesarchivs, Bd. 54), Düsseldorf 1999.
Mühl-Benninghaus, Wolfgang: Prognosen und Fakten. Die mediale Wende vom Stumm- zum Tonfilm, in: RuG 24/1998, Nr. 4, S. 209-214.
Mühl-Benninghaus, Wolfgang: Zum Verhältnis von Theater und Medien in Deutschland, in: RuG 22/1996, Nr. 2/3, S. 105-118.
Müller, Corinna: Übergang zum Tonfilm. Wandel der kulturellen Öffentlichkeit insbesondere am Beispiel Hamburgs, in: JbKG 4/2002, S. 136-168.
Müller-Doohm, Stefan/ Neumann-Braun, Klaus (Hg.): Öffentlichkeit - Kultur - Massenkommunikation. Beiträge zur Medien- und Kommunikationskultur, Oldenburg 1991.
Mumford, Lewis: Mythos Maschine. Kultur, Technik und Macht, Frankfurt a.M. 1977.
Münch, Ingo von: Gesetze des NS-Staates, Dokumente eines Unrechtssystems, (UTB für Wissenschaft, Bd. 1790), 3. Aufl., Paderborn/ München/ Wien/ Zürich 1994.
Naumann, Friedrich: Vom Abakus zum Internet. Die Geschichte der Informatik, Darmstadt 2001.
Neale, Margaret A./ Mannix, Elizabeth A. (Hg.): Research on managing groups and teams, Bingley 2000.
Neckermann, Gerhard: Außergewöhnliches Filmjahr bringt Rekordbesuch. Filmbesuch, Filmangebot und Kinobesucherstruktur in Deutschland, in: MP 2002, Nr. 11, S. 557-567.
Negroponte, Nicholas: Total digital. Die Welt zwischen 0 und 1 oder die Zukunft der Kommunikation, München 1995.
Nelson, Ted: Computer Lib - you can and you must understand computers now, 1974.
Neumann, John von: First Draft of a report on the EDVAC. Contract Nr. W-670-Ord. 4926 between the United States Army Ordnance Department and the University of Pennsylvania, 1945.
Neverla, Irene (Hg.): Das Netz-Medium. Kommunikationswissenschaftliche Aspekte eines Mediums in Entwicklung, Opladen 1998.
Newlin, Christiane B.: Ein Dorn im Auge der Mächtigen, in: Das Parlament, 53/2003, Nr. 10/11, S. 15.
Nickles, David Paul: Telegraph diplomats. The United States' relations with France in 1848 and 1870, in: Technology and Culture, 40/2000, Nr. 1, S. 1-25.
Nipkow, Paul: Elektrisches Teleskop. Patentiert im Deutschen Reiche vom 6. Januar 1884 ab (Patentschrift Nr. 30105), Berlin 1884.
North, Michael (Hg.): Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts, (Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien, Bd. 3), 2. Aufl., Köln 2001.
Nürnberger Prozesse. Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 14.11.1945- 1.10.1946, 42 Bde., unveränderter Nachdruck, München/ Zürich 1984.
Odermatt, Jean: Die Story der PTT-Reform. Der Weg vom Staatsbetrieb zu zwei selbständigen Unternehmen im Wettbewerb, Bern 1997.
Oertel, Ferdinand: Öffentliches Rundfunkwesen in USA im Wandel: Richtungskämpfe um Struktur, Finanzierung und Programme, in: Communicatio Socialis, 31/1998, Nr. 3, S. 320-327.

Oravas, Gunhard Ä.: Lectures on the history of technology and engineering, 2 Bde., Hildesheim 2004.
Orwell, George: Nineteen eighty-four, London 1949.
Ossietzky, Carl von: Sämtliche Schriften, 8 Bde., Reinbek bei Hamburg 1995.
Paglin, Max D. (Hg.): A legislative history of the Communications Act of 1934, New York/ Oxford 1989.
Pariser, Eli: Filter bubble: Wie wir im Internet entmündigt werden. Aus dem Amerikan. von Ursula Held, München 2012.
Paupié, Kurt: Handbuch der österreichischen Pressegeschichte, 2 Bde., Wien 1960.
Petzina, Dietmar/ Abelshauser, Werner/ Faust, Anselm: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III. Materialen zur Statistik des Deutschen Reiches 1914-1945, (Statistische Arbeitsbücher zur neueren deutschen Geschichte, Bd. III), München 1978.
Pflaum, Hans Günther/ Prinzler, Hans Helmut: Film in der Bundesrepublik Deutschland. Der neue deutsche Film. Herkunft/ Gegenwärtige Situation. Ein Handbuch, München/ Wien 1979.
Pias, Claus/ Vogl, Joseph/ Engell, Lorenz (Hg.): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard, Stuttgart 1999.
Picker, Henry: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942, Frankfurt a.M 1951.
Pitz, Dirk: Wettbewerb auf dem US-amerikanischen Telekommunikationsmarkt. Anbieterstrategien und Regulierungsphilosophie nach dem Telecommunications Act, (Vorträge und Studien aus dem Institut für Verkehrswissenschaft an der Universität Münster, Bd. 34), Göttingen 1999.
Poss, Ingrid/ Warnecke, Peter (Hg.): Spur der Filme. Zeitzeugen über die DEFA, (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 568), Bonn 2006.
Postman, Neil: Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie, Frankfurt a.M. 1988.
Presse und Geschichte II. Neue Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung, (Deutsche Presseforschung, Bd. 26), München/ New York/ London/ Paris/ Oxford 1987.
Prokop, Dieter: Der Kampf um die Medien. Das Geschichtsbuch der neuen Medienforschung, Hamburg 2001.
Prokop, Dieter: Medien-Macht und Massen-Wirkung. Ein geschichtlicher Überblick, Freiburg 1995.
Propyläen Geschichte Europas, 6 Bde., Frankfurt a.M./ Berlin/ Wien 1975.
Pross, Harry: Medienforschung. Film, Funk, Presse, Fernsehen, (Das Wissen der Gegenwart. Geisteswissenschaften, Bd. Berlin/ Darmstadt/ Wien 1972.
Pütter, Conrad: Rundfunk gegen das „Dritte Reich". Deutschsprachige Rundfunkaktivitäten im Exil 1933-1945. Ein Handbuch unter Mitwirkung von Ernst Loewy und mit einem Beitrag von Elke Hilscher, (Rundfunkstudien, Bd. 3), München/ London/ New York/ Oxford/ Paris 1986.
Rantanten, Terhi: The globalization of electronic news in the 19th century, in: Media, Culture & Society, 19/1997, Nr. 605, S. 620.
Rapp, Friedrich (Hg.): Technik und Philosophie, (Technik und Kultur, Bd. 1), Düsseldorf 1993.
Read, Donald: The Power of News. The history of Reuters, 2. Aufl., Oxford 1999.
Reimann, Helga/ Reimann, Horst (Hg.): Information, (Das wissenschaftliche Taschenbuch. Abt. Soziologie, Bd. 26), München 1977.
Reinemann, Carsten/ Stöber, Rudolf (Hg.): Wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft. Festschrift für Jürgen Wilke, Köln 2010.

Reis, Johann Philipp: Über Telephonie durch den galvanischen Strom, in: Jahresberichte des physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M., 1859, S. 57-64.
Reiter, Hans-Peter: Die Struktur des britischen Rundfunks. Folgerungen für die Medienlandschaft der Bundesrepublik Deutschland, Pfaffenweiler 1986.
Requate, Jörg: Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert im internationalen Vergleich, (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 109), Göttingen 1995.
Reumann, Kurt: Entwicklung der Vertriebs- und Anzeigenerlöse im Zeitungsgewerbe seit dem 19. Jahrhundert, in: Publizistik 13/1968, Nr. 4, S. 226-271.
Riefenstahl, Leni: Memoiren, München 1987.
Riepl, Wolfgang: Das Nachrichtenwesen des Altertums. Mit besonderer Rücksicht auf die Römer, Leipzig 1913.
Rifkin, Jeremy: Access – das Verschwinden des Eigentums. Wenn alles im Leben zur bezahlten Ware wird, Frankfurt a.M. 2000.
Rintelen, Michael von: Zwischen Revolution und Restauration. Die „Allgemeine Zeitung" 1798-1823, (Europäische Hochschulschriften. Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 597), Frankfurt a.M. 1994.
Rogers, Everett M.: Diffusion of innovations, 5. Aufl., New York/ London/ Toronto/ Sydney/ Tokyo/ Singapore 2003.
Rojas, Raul (Hg.): Die Rechenmaschinen von Konrad Zuse, Berlin/ Heidelberg 1998.
Roth, Georg: Die Diffusion integrativer Software-Systeme. Marketingrelevante Besonderheiten von Software und deren Beschreibung im Rahmen eines Segmentierungsansatzes auf Basis der innerbetrieblichen Diffusion, (Schriften zum Marketing, Bd. 34), Berlin 1993.
Ryan, Daniel J. (Hg.): Privatization and competition in telecommunications. International developments, Westport, Conn./ London 1997.
Ryfe, David Michael: Franklin Roosevelt and the fireside chats, in: JoC 49/1999, Nr. 4, S. 80-103.
Rytlewski, Ralf/ Opp de Hipt, Manfred: Die Bundesrepublik Deutschland in Zahlen 1945/49-1980. Ein sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, (Sozialgeschichtliche Arbeitsbücher, Bd. (IV)), München 1987.
Sack, Vera: Sebastian Brant als politischer Publizist. Zwei Flugblatt- Satiren aus den Folgejahren des sogenannten Reformationsreichstags von 1495, (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i.Br, Bd. 30), Freiburg i.Br. 1997.
Sadoul, Georges: Histoire du cinéma mondial. Des origines a nos jours, 7. Aufl., Paris 1963.
Saxer, Ulrich/ Ganz-Blättler, Ursula: Fernsehen DRS. Werden und Wandel einer Institution. ein Beitrag zur Medienhistoriographie als Institutionengeschichte, (Diskussionspunkt, Bd. 35), Zürich 1998.
Schanze, Helmut/ Zimmermann, Bernhard (Hg.): Das Fernsehen und die Künste, (Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2), München 1994.
Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910, (Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts, Bd. Frankfurt a.M. 1970.
Schenk, Michael: Medienwirkungsforschung, Tübingen 1987.
Scheuer, Alexander/ Strothmann, Peter: Europäisches Medienrecht. Entwicklungen 2000/2001, in: Multimedia und Recht, 4/2001, Nr. 9, S. 576-586.
Schiffer, Michael Brian: Cultural imperatives and product development: The case of the shirt-pocket radio, in: Technology and Culture, 34/1993, Nr. 1, S. 98-113.
Schilling, Michael: Bildpublizistik der frühen Neuzeit. Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700, Tübingen 1990.

Schilling, Thorsten/ Kammann, Uwe (Hg.): Tele-Visionen. Fernsehgeschichte Deutschlands in West und Ost. DVD-ROM, Bonn 2011.
Schittly, Dagmar: Zwischen Regie und Regime. Die Filmpolitik der SED im Spiegel der DEFA-Produktionen, Berlin 2002.
Schlumbohm, Jürgen: Gesetze, die nicht durchgesetzt wurden - ein Strukturmerkmal des frühneuzeitlichen Staates?, in: Geschichte und Gesellschaft, 23/1997, Nr. 4, S. 647-663.
Schmauss, Johann Jakob/ Senckenberg, Heinrich Christian (Hg.): Neue und vollständige Sammlung der Reichs-Abschiede, Welche von den Zeiten Kayser Conrads des II. bis jetzo, auf den Teutschen ReichsTägen abgefasset worden (NVS), 4 Bde., Frankfurt a.M. 1747.
Schmidt, Alfred: Publizistik im Dorf, (Leipziger Beiträge zur Erforschung der Publizistik, Bd. 2), Leipzig 1939.
Schmidt, Jan: Der virtuelle lokale Raum. Zur Institutionalisierung lokalbezogener Online-Nutzungsepisoden, (@ Internet research, Bd. 19), München 2004.
Schmidt, Jan: Weblogs. Eine kommunikationssoziologische Studie, Konstanz 2006.
Schmidt-Leonhardt, Helmut/ Gast, Peter: Das Schriftleitergesetz vom 4. Oktober 1933, Berlin 1938.
Schneider, Beate/ Reumann, Kurt/ Schiwy, Peter (Hg.): Publizistik. Beiträge zur Medienentwicklung. Festschrift für Walter J. Schütz, (Journalismus, Bd. 37), Konstanz 1995.
Schneider, Irmela/ Spangenberg, Peter M. (Hg.): Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, (Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 1), Wiesbaden 2002.
Schneider, Tassilo: Amerikanische Lösungen für deutsche Probleme? Der nicht-kommerzielle Rundfunk in den USA, in: Rundfunk und Geschichte, 37/2011, Nr. 1-2, S. 18-24.
Schneider, Volker: Staat und technische Kommunikation. Die politische Entwicklung der Telekommunikation in den USA, Japan, Großbritannien, Deutschland, Frankreich und Italien, Opladen 1999.
Schöne, Walter (Hg.): Die Relation des Jahres 1609. In Faksimiliedruck, (Die deutsche Zeitung im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1609- 1700), Bd. 2), Leipzig 1940.
Schottenloher, Karl: Flugblatt und Zeitung. Ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum, (Bibliothek für Kunst- und Antiqitätensammler, Bd. 21), Berlin 1922.
Schramm, Holger (Hg.): Musik im Radio: Rahmenbedingungen, Konzeption, Gestaltung, Wiesbaden 2008.
Schramm, Wilbur (Hg.): The process and effects of mass communication, 2. Aufl., Urbana 1961.
Schulz, Günther (Hg.): Geschäft mit Wort und Meinung. Medienunternehmer seit dem 18. Jahrhundert, München 1999.
Schulz, Manuela: Zeitungslektüre und Landarbeiterschaft: Eine kommunikationsgeschichtliche Studie zur Verbreitung des Zeitungslesens im 19. und 20. Jahrhundert, (Presse und Geschichte / Neue Beiträge, Bd. 18), Bremen 2005.
Schulz, Winfried: Reconstructing mediatization as an analytical concept, in: EJC 19/2004, Nr. 1, S. 87-101.
Schumpeter, Josef A.: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 7. Aufl., Tübingen/ Basel 1993.
Schumpeter, Josef A.: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus, 4. Aufl., Berlin 1997.
Schütz, Walter J./ Schneider, Beate (Hg.): Europäische Pressemärkte, (relation, N.F., Bd. 1), Wien 2004.

Schütz, Walter J.: Deutsche Tagespresse 2008. Zeitungsangebot und Wettbewerbssituation im Zeitungsmarkt kaum verändert, in: MP 2009, Nr. 9, S. 454-483.
Schwarzkopf, Dietrich (Hg.): Rundfunkpolitik in Deutschland. Wettbewerb und Öffentlichkeit, 2 Bde., München 1999.
Schweinitz, Jörg (Hg.): Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909-1914, (Reclam-Bibliothek, Bd. 1432), Leipzig 1992.
Schwender, Clemens: Wie benutze ich den Fernsprecher? Die Anleitung zum Telefonieren im Berliner Telefonbuch 1881-1996/97, (Technical writing, Bd. 4), Frankfurt a.M. 1997.
Segeberg, Harro (Hg.): Die Mobilisierung des Sehens. Zur Vor- und Frühgeschichte des Films in Literatur und Kunst, (Mediengeschichte des Films, Bd. 1), 2. Aufl., München 2001.
Segeberg, Harro/ Schätzlein, Frank (Hg.): Sound. Zur Technologie und Ästhetik des Akustischen in den Medien, (Schriftenreihe der Medienwissenschaft (GFM), Bd. 12), Marburg 2005.
Seufert, Wolfgang/ Gundlach, Hardy: Medienregulierung in Deutschland. Ziele, Konzepte, Maßnahmen. Lehr- und Handbuch, Baden-Baden 2012.
Shampine, Allan: Determinants of the diffusion of US digital telecommunications, in: Journal of Evolutionary Economics, 11/2001, S. 249-261.
Shannon, Claude E./ Weaver, Warren: Mathematische Grundlagen der Informationstheorie, München 1971.
Shannon, Claude E.: A mathematical Theory of Communication, in: The Bell System Technical Journal, 27/1948, Nr. 3/4, S. 379-423-623-656.
Shannon, Claude E.: A symbolic analysis of relay and switching curcuits, in: Transactions of the American electrical engineers, 327/1938, S. 713-723.
Shapiro, Andrew L.: The control revolution. How the internet is putting individuals in charge and changing the world we know, New York 1999.
Shapiro, Robert/ Price, Lee/ Economics and statistics administration.Office of Policy Development (Hg.): Digital economy 2000, Washington 2000.
Sherman, Eric: Selling your film. A guide to contemporary marketplace, XVI), 2. Aufl., Los Angeles 1999.
Shirley, John W.: Binary numeration before Leibniz, in: American Journal of Physics, 19/1951, Nr. 8, S. 452-454.
Sidler, Viktor: Filmgeschichte. Ästhetisch, ökonomisch, soziologisch. Von den Anfängen des Films bis zum Tonfilm, Zürich 1982.
Siebert, Frederick S./ Peterson, Theodore/ Schramm, Wilbur: Four Theories of the Press. The authoritarian, libertarian, social responsibility and soviet communist concepts of what the press should be and do, Urbana/ Chicago/ London 1956.
Siebert, Fredrick Seaton: Freedom of the press in England 1476-1776. The rise and decline of government control, Urbana 1965.
Siegert, Paul Ferdinand: Die Geschichte der E-Mail. Erfolg und Krise eines Massenmediums, (Technik - Körper - Gesellschaft, Bd. 1), Bielefeld 2008.
Siemann, Wolfram: Ideenschmuggel. Probleme der Meinungskontrolle und das Los deutscher Zensoren im 19. Jahrhundert, in: HZ 1987, Nr. 245, S. 71-106.
Simmel, Georg: Simmel, Georg (Hg.): Das Individuum und die Freiheit, Stuttgart 1957.
Sloan, W. David/ Williams, Julie Hedgepeth: The early American press 1690-1783, (The history of American journalism, Bd. 1), Westport, Conn./ London 1994.
Smith, Zoe C.: Germany's Kurt Korff. An émigré's influence on early Life, in: Journalism Quarterly 65/1988, Nr. 2, S. 412-419, 424.
Smythe, Ted Curtis: The diffusion of the urban daily, 1850-1900, in: Journalism History 28/2002, Nr. 2, S. 73-84.

Sösemann, Bernd (Hg.): Kommunikation und Medien in Preußen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, (Beiträge zur Komunikationsgeschichte, Bd. 12), Stuttgart 2002.
Sösemann, Bernd/ (Mitarb.)/ Lange, Marius (Hg.): Propaganda. Medien und Öffentlichkeit in der NS-Diktatur. Eine Dokumentation und Edition der Gesetze und Verordnungen, Anweisungen und Führerbefehle, Stuttgart 2011.
Sösemann, Bernd: Das Ende der Weimarer Republik in der Kritik demokratischer Publizisten. Theodor Wolff, Ernst Feder, Julius Elbau, Leopold Schwarzschild, (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik, Bd. 9), Berlin 1976.
Speer, Albert: Erinnerungen, Frankfurt a.M./ Berlin 1969.
Spencer, Herbert: The principles of biology, 2 Bde., London/ New York 1864ff.
Spitzer, Manfred: Digitale Demenz: Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen, München 2012.
Sproul, Lee/ Kiesler, Sara: Reducing social context cues: Electric mail in organizational communication, in: Management Science 32/1986, Nr. 11, S. 1492-1512.
Standage, Tom: Das viktorianische Internet. Die erstaunliche Geschichte des Telegraphen und der ersten Online-Pioniere des 19. Jahrhunderts, St. Gallen/ Zürich 1999.
Statistisches Reichsamt/ (Bearb.): Die Lebenshaltung von 2000 Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenhaushaltungen. Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen im Deutschen Reich vom Jahre 1927/28, (Einzelschriften zur Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 22/I), Berlin 1932.
Stedman, Raymond William: The serials. Suspense and drama by installement, Oklahoma 1971.
Stein, Peter: Die NS-Gaupresse 1925-1933. Forschungsbericht - Quellenkritik - Neue Bestandsaufnahme, (Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung, Bd. 42), München/ New York/ London/ Oxford/ Paris 1987.
Steinmaurer, Thomas: Tele-Visionen. Zur Theorie und Geschichte des Fernsehempfangs, (Beiträge zur Medien- und Kommunikationsgesellschaft, Bd. 2), Innsbruck/ Wien 1999.
Steirische Kulturinitiative (Hg.): On Line. Kultur im Netz, Graz 1993.
Stieler, Kaspar/ (Verf.): Hagelweide, Gert (Hg.): Zeitungs Lust und Nutz. Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1695, (Sammlung Dietrich, Bd. 324), Bremen 1969.
Stöber, Gunda: Pressepolitik als Notwendigkeit. Zum Verhältnis von Staat und Öffentlichkeit im wilhelminischen Deutschland 1890-1914, (Historische Mitteilungen, Beihefte, Bd. 38), Stuttgart 2000.
Stöber, Rudolf: Bismarcks geheime Presseorganisation von 1882, in: HZ 262/1996, Nr. 2, S. 423-451.
Stöber, Rudolf: Der Prototyp der deutschen Massenpresse. Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ und sein Blattmacher Hugo von Kupffer, in: Publizistik 39/1994, Nr. 3, S. 314-330.
Stöber, Rudolf: Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, (UTB, Bd. 2716), 2., verb. u. verm. Aufl., Konstanz 2005.
Stöber, Rudolf: Die erfolgverführte Nation. Deutschlands öffentliche Stimmungen 1866 bis 1945, Stuttgart 1998.
Stöber, Rudolf: Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung, (Beck'sche Reihe, Bd. 1798), München 2008.
Stöber, Rudolf: Ohne Redundanz keine Anschlusskommunikation. Zum Verhältnis von Information und Kommunikation, in: MuK 59/2011, Nr. 3, S. 307-323.
Stöber, Rudolf: Pressefreiheit und Verbandsinteresse. Die Rechtspolitik des „Reichsverbands der Deutschen Presse“ und des „Vereins Deutscher Zeitungs-Verleger“ während der Weimarer Republik, (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik, Bd. 14), Berlin 1992.

Stöckel, Heinz (Hg.): Presserecht. Die Pressegesetze der Länder mit Durchführungsverordnungen, die presserechtlichen Vorschriften im Grundgesetz, in den Länderverfassungen und in sonstigen Gesetzen. Textausgabe mit Verweisungen, Sachverzeichnis und einer Einführung, 7., neubearb. Aufl., München 1994.
Stöcker, Christian: Nerd Attack. Eine Geschichte der digitalen Welt vom C64 bis zu Twitter und Facebook, München 2011.
Stoll, Clifford: Die Wüste Internet. Geisterfahren auf der Datenautobahn, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1998.
Stolz, Michael/ Mettauer, Adrian (Hg.): Buchkultur im Mittelalter. Schrift, Bild, Kommunikation, Berlin/ New York 2006.
Stuiber, Heinz-Werner: Medien in Deutschland. Band 2: Rundfunk, (Medien in Deutschland, Bd. 2), Konstanz 1998.
Tegge, Andreas: Die Internationale Telekommunikations-Union. Organisation und Funktion einer Weltorganisation im Wandel, (Wirtschaftsrecht der internationalen Telekommunikation, Bd. 21), Baden-Baden 2002.
Telesko, Werner: Das 19. Jahrhundert. Eine Epoche und ihre Medien, Wien/ Köln/ Weimar 2010.
Temin, Peter/ Galambos, L.: The fall of the Bell system, Cambridge 1988.
Tetzner, Karl: Rundfunk in Südafrika, in: RuF 11/1963, Nr. 4, S. 388-395.
Teuteberg, Hans-Jürgen/ Neutsch, Cornelius (Hg.): Vom Flügeltelegraphen zum Internet. Geschichte der modernen Telekommunikation, (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte, Bd. 147), Stuttgart 1998.
Theis-Berglmair, Anna Maria (Hg.): Internet und die Zukunft der Printmedien. Kommunikationswissenschaftliche und medienökonomische Aspekte, (Beiträge zur Medienökonomie, Bd. 4), Münster 2002.
Theis-Berglmair, Anna Maria: Aufmerksamkeit und Geld, schenken und zahlen. Zum Verhältnis von Publizistik und Wirtschaft in einer Kommunikationsgesellschaft - Konsequenzen für die Medienökonomie, in: Publizistik 45/2000, Nr. 3, S. 310-329.
Thompson, J. Lee: Politicians, the Press and Propaganda. Lord Northcliffe and the Great War 1914-1919, London 1999.
Toeplitz, Jerzy: Geschichte des Films (1895-1953), 5 Bde., Berlin 1992.
Toffler, Alvin: The Third Wave, New York/ Toronto/ London/ Sydney/ Auckland 1980.
Truckendanner, Petra: Der Fernsehsender Paris. Deutsch-französisches Okkupationsfernsehen (1942-1944), in: Rundfunk und Geschichte, 25/1999, Nr. 2/3, S. 107-117.
Truffaut, Francois: Mr. Hitchcock, wie haben Sie das gemacht?, (Heyne Sachbuch, Bd. München 1985.
Tudor, Andrew: Theories of Film, London 1974.
Turing, Alan M.: Computing machinery and intelligence, in: Mind. A quarterly review of psychology and philosophy 59/1950, Nr. 236, S. 433-460.
Turing, Alan M.: On computable numbers - with an application of the Entscheidungsproblem, in: Proceedings of the London Mathematical Society, 42/1936, S. 230-265.
Turing, Alan M.: On computable numbers - with an application of the Entscheidungsproblem. A Correction, in: Proceedings of the London Mathematical Society 43/1937, S. 544-546.
Turner, Mark W.: Periodical Time in the 19th century, in: Media History 8/2002, Nr. 2, S. 183-196.
US Government (Hg.): The National Infrastructure Initiative. Agenda for action. Executive summary, Washington 1993.
Vise, David/ Malseed, Mark: The Google story, London 2005.

Vogel, Andreas/ Holtz-Bacha, Christina (Hg.): Zeitschriften und Zeitschriftenforschung, (Publizistik Sonderheft, Bd. 3/2002), Wiesbaden 2002.
Vogel, Andreas: „Directing the Audience". Alfred Hitchcock und die Manipulation des Publikums, (Media Studien, Bd. 11), Leipzig 2003.
Vogel, Christine: Die Pariser „Père Duchesne"-Zeitungen (1789-1794): Inszenierungen und Diskursstrategien einer plebejischen Revolutionspresse, in: JbKG 3/2001, S. 90-117.
Vogel, Martin: Deutsche Urheber- und Verlagsrechtsgeschichte zwischen 1450 und 1850. Sozial- und methodengeschichtliche Entwicklungsstufen der Rechte von Schriftsteller und Verleger, in: AGB 19/1978, S. Sp. 1-190.
Vogelsang, Ingo/ Mitchell, Bridger M.: Telecommunications competition. The last ten miles, (AEI studies in telecommunications deregulation, Bd. 7), Cambridge/ London 1997.
Vowe, Gerhard/ Friedrichsen, Mike (Hg.): Gewaltdarstellung in den Medien. Theorien, Fakten, Analysen, Opladen 1995.
Walitsch, Herwig: Der freie Wettbewerb als Erfolgsgarantie? Versuch einer Mythenkritik am Beispiel der Geschichte der Fernsehtechnik, in: RuG 23/1997, Nr. 2/3, S. 97-110.
Watzlawick, Paul/ Beavin, Janet H./ Jackson, Don D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern/ Stuttgart/ Wien 1969.
Weber, Johannes: Götter-Both Mercurius. Die Urgeschichte der politischen Zeitschrift in Deutschland, Bremen 1994.
Weber, Johannes: Neue Funde aus der Frühgeschichte des deutschen Zeitungswesens, in: AGB 38/1992, S. 321-358.
Weber, Johannes: Unterthenige Supplication Johann Caroli/ Buchtruckers, in: AGB 38/1992, S. 257-265.
Weischenberg, Siegfried/ Kleinsteuber, Hans J./ Pörksen, Bernhard (Hg.): Handbuch Journalismus und Medien, (Praktischer Journalismus, Bd. 60), Konstanz 2005.
Weiß, Hans-Jürgen/ Trebbe, Joachim: Fernsehen in Deutschland 1998-1999. Programmstrukturen – Programminhalte – Programmentwicklungen, Berlin 2000.
Weiß, Hans-Jürgen/ Trebbe, Joachim: Fernsehen in Deutschland 1998-2002. Programmstrukturen – Programminhalte – Programmentwicklungen, Berlin 2003.
Welke, Martin/ Fuchs, Boris: Zeitungsdruck. Die Entwicklung der Technik vom 17. zum 20. Jahrhundert, (Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung, Bd. 58), München 2000.
Welke, Martin/ Wilke, Jürgen (Hg.): 400 Jahre Zeitungen. Ein Medium macht Geschichte. Die Entwicklung der Tagespresse im internationalen Kontext, (Presse und Geschichte - Neue Beiträge, Bd. 22), Bremen 2007.
Welke, Martin: Die Geschichte der Zeitung in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. Kritische Bemerkungen zu Margot Lindemanns „Deutsche Presse bis 1815", in: Daphnis 3/1974, Nr. 1, S. 92-106.
Wendelin, Manuel: Medialisierung der Öffentlichkeit. Kontinuität und Wandel einer normativen Kategorie der Moderne, (Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, Bd. 10), Köln 2011.
Wersig, Gernot: Informations- und Kommunikationstechnologien. Eine Einführung in Geschichte, Grundlagen und Zusammenhänge, (Uni-Papers, Bd. 10), Konstanz 2000.
Wiener, Norbert: Kybernetik. Regelung und Nachrichtenübertragung im Lebewesen und in der Maschine, 2., rev. und erg. Aufl., Düsseldorf/ Wien 1963.
Wilke, Jürgen (Hg.): Agenturen im Nachrichtenmarkt. Reuters, AFP, VWD/dpa, dpa-fwt, KNA, epd, Reuters Television, Worldwide Television News, Dritte-Welt-Agenturen, Köln/ Weimar/ Wien 1993.
Wilke, Jürgen (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Weimar 1999.
Wilke, Jürgen (Hg.): Pressefreiheit, (Wege der Forschung, Bd. 625), Darmstadt 1984.

Wilke, Jürgen (Hg.): Telegraphenbüros und Nachrichtenagenturen in Deutschland. Untersuchungen zu ihrer Geschichte, (Kommunikation und Politik, Bd. 24), München/ New York/ London/ Paris 1991.
Wilke, Jürgen: Grundzüge der Mediengeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Weimar 2000.
Wilke, Jürgen: Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts (1688-1789). Teil I: Grundlegung. Teil II: Repertorium, (Sammlung Metzler, Bd. 174), 2 Bde., Stuttgart 1978.
Wilke, Jürgen: Massenmedien und Journalismus in Geschichte und Gegenwart. Gesammelte Studien, (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 45), Bremen 2009.
Wilke, Jürgen: Nachrichtenauswahl und Medienrealität in vier Jahrhunderten. Eine Modellstudie zur Verbindung von historischer und empirischer Publizistikwissenschaft, Berlin/ New York 1984.
Wilke, Jürgen: Presseanweisungen im Zwanzigsten Jahrhundert. Erster Weltkrieg - Drittes Reich – DDR, (Medien in Geschichte und Gegenwart, Bd. 24), Köln/ Weimar/ Wien 2007.
Wilke, Jürgen: Von der frühen Zeitung zur Medialisierung. Gesammelte Studien II, (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 62), Bremen 2011.
Williams, Keith: The English newspaper. An illustrated history to 1900, London 1977.
Windisch, Rupert (Hg.): Privatisierung natürlicher Monopole im Bereich von Bahn, Post und Telekommunikation, Tübingen 1987.
Winker, Klaus: Fernsehen unterm Hakenkreuz. Organisation, Programm, Personal, 2., akt. Aufl., Köln/ Weimar/ Wien 1996.
Winkler, Karl Tilman: Handwerk und Markt. Druckerhandwerk, Vertriebswesen und Tagesschrifttum in London 1695-1750, Stuttgart 1993.
Winston, Brian: Media, Technology and Society: A History: From the Telegraph to the Internet, London/ New York 1998.
Winterling, Aloys: Caligula. Eine Biographie, München 2003.
Wittmann, Reinhard: Geschichte des deutschen Buchhandels, (Beck'sche Reihe, Bd. 1304), 2. Aufl., München 1999.
Woldt, Runar: Selbstverpflichtung bei der BBC. Ein Modell für Transparenz im öffentlich-rechtlichen Rundfunk?, in: MP 2002, Nr. 5, S. 202-209.
Wolf, Hubert/ Schmidt, Bernwardt: Benedikt XIV. und die Reform des Buchzensurverfahrens. Zur Geschichte und Rezeption von „Sollicita ac provida“, (Römische Inquisition und Indexkongregation, Bd. 13), Paderborn/ München/ Wien/ Zürich 2011.
Wolf, Hubert: Index. Der Vatikan und die verbotenen Bücher, (Beck'sche Reihe, Bd. 1749), München 2007.
Wolf, Hubert: Verbotene Bücher. Zur Geschichte des Index im 18. und 19. Jahrhundert, (Römische Inquisition und Indexkongregation, Bd. 11), Paderborn 2007.
Wolter, Hans-Wolfgang: Generalanzeiger. Das pragmatische Prinzip. Zur Entwicklungsgeschichte und Typologie des Pressewesens im späten 19. Jahrhundert mit einer Studie über die Zeitungsunternehmungen Wilhelm Girardets (1838-1918), (Bochumer Studien zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 31), Bochum 1981.
Wozniak, Steve/ Smith, Gina: I, Woz. Wie ich den Personal-Computer erfand und Apple mitbegründete. Die Autobiographie des Apple-Erfinders. Übersetzung aus dem Amerikanischen von Jürgen Dubau, München 2006.
Wu, Timothy: Master Switch. The rise and fall of information empires, London 2010.
Wulf, Joseph (Hg.): Kultur im Dritten Reich, 5 Bde., Frankfurt a.M./ Berlin 1982.
Wurster, Christian: Computer. Eine illustrierte Geschichte, Köln 2002.
Würtinger, Katharina: Vom Kinomatographen bis zu den „Anfängen“ Hollywoods, in: M&Z 16/2001, Nr. 2, S. 35-47.

Wurtzler, Steve J.: Electric Sounds. Technological change and the rise of corporate mass media, New York 2006.
Zanker, Paul: Augustus und die Macht der Bilder, München 1987.
Zeller, Rüdiger: Die EBU. Europaen Broadcasting Union. Internationale Rundfunkkooperation im Wandel, (Wirtschaftrecht der internationalen Telekommunikation, Bd. 39), Baden-Baden 1999.
Zimmer, Jochen: Werbeträger Internet: Ende des Booms oder Wachstum aus der Nische, in: MP 2001, Nr. 6, S. 298-305.
Zuse, Konrad: Der Computer. Mein Lebenswerk, 2., veränd. Aufl., Berlin 1984.
Zwierlein, Cornel: Discorso und Lex Dei. Die Entstehung neuer Denkrahmen im 16. Jahrhundert und die Wahrnehmung der französischen Religionskriege in Italien und Deutschland, (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 74), Göttingen 2006.

7.3 Register

7.3.1 Personenregister

Achternbusch, Herbert 366
Adam, Ken 173
Adams, John 151
Adorno, Theodor W. 23, 357
Aischylos 24, 58
Aitzing, Michael von 134f.
Alighieri, Dante 451
Allen, Woody 176, 451
Amann, Max 159
Ardenne, Manfred von 93
Aristoteles 50, 434
Arnheim, Rudolf 180
Aschoff, Volker 58
Assange, Julian 233f.
Astruc, Alexandre 176
Augstein, Rudolf 143f.
Babbage, Charles 63, 381
Bacon, Francis 96
Baird, John L. 92, 94
Ball, John 340
Balzac, Honoré de 67, 141
Baran, Paul 86, 423
Bardeen, John 123
Barschel, Uwe 144
Baudot, Emile 79, 302
Bauer, Andreas Friedrich 69
Bausch, Pina 184
Behmer, Markus 142
Bell, Alexander Graham 80f., 312, 380, 414, 423f.
Benjamin, Walter 356, 437
Bennett, James Gordon Jr. 252
Bentele, Günter 40
Bergman, Ingmar 175, 357
Berlusconi, Silvio 188
Berners-Lee, Tim 307, 311, 382
Besold, Christoph 338
Bessons, Luc 175
Bismarck, Otto von 156, 216f., 347, 435f.
Blair, Tony 194
Bloch, Marc 24
Bohr, Niels 298
Böning, Holger 99
Boole, George 65
Brant, Sebastian 242
Brattain, Walter 123
Braudel, Fernand 23, 239
Braun, Ferdinand 93
Brecht, Bertolt 367
Bredow, Hans 273, 428
Breuer, Rolf 202
Briggs, Asa 445
Brin, Sergej 414
Bronson, Charles 175
Brosius, Hans-Bernd 434
Brosnan, Pierce 173
Brüning, Heinrich 351

Bucerius, Gerd 144
Bücher, Karl 259f.
Buñuel, Luis 357
Burke, Peter 445
Bush, George W. 192
Bush, Vannevar 65, 381f.
Cameron, James 183
Campillo, Francisco Salvá y 54
Canaletto, Giovanni A. 49
Canstadt, Paul [Pawel] Schilling von 77
Carolus, Johann 145, 243, 258, 415
Carter, Stephen L. 380
Cervantes Saavedra, Miguel de 451
Chabrol, Claude 40, 176
Chamberlain, Houston 41
Chaplin, Charlie 40, 175f., 181, 262
Chappe, Claude 54
Chappe, Claude und Ignace 60
Churchill, Winston 29
Clarke, Arthur C. 122, 377
Clinton, Bill 318
Clinton, Hillary 395
Connery, Sean 173
Cooke, William F. 78
Cotta, Johann 69
Craig, Daniel 173
Cranach, Lucas d.Ä. 242
Cray, Seymour 292
Cruise, Tom 183
d'Alambert, Jean 232
d'Estaing, Valerie Giscard 203
Daguerre, Louis Jacques M. 72
Dalton, Timothy 173
Däniken, Erich von 25
Darwin, Charles 36, 41, 418
Darwin, Charles Robert 42
Davies, Donald 86
Dawkins, Richard 38
Day, Benjamin H. 160
Diderot, Denis 232
Diederichs, Eugen 142
Dietrich, Marlene 74
Dilbaum, Samuel 135
Dingelstedt, Franz von 436
Diodor 58
Disney, Walt 269
Dönitz, Karl von 83
Dovifat, Emil 48
Dreßler-Andreß, Horst 197
Dujardin, Jean 181
Dumas, Alexandre d.Ä. 141
Dürer, Albrecht 242
Dylan, Bob 435
Eastwood, Clint 175
Edison, Thomas A. 73, 75, 81, 106, 166, 263, 414
Eisenstein, Elisabeth L. 445
Eisenstein, Sergej 177
Elias, Norbert 318, 388
Elisabeth I. 246
Fairbanks, Douglas 172
Falk, Peter 174
Farnsworth, Philo T. 94, 424
Farrow, Mia 176
Fassbinder, Rainer Werner 366
Faulstich, Werner 19
Faure, Felix 166
Felsecker, Wolff Eberhard 136
Fessenden, Reginald A. 52, 53, 91, 423
Fischart, Johannes 242
Flaherty, Robert 169
Fleming, Ian 173
Flick, Friedrich 144
Ford, Harrison 172
Forest, Lee de 90
Francus, Jacobus 134
Friedrich II. (von Preußen) 180
Friedrich, Hans-Peter 401
Fritsch, Ahasver 338
Fritsch, Willy 264
Fritzsche, Hans 198
Galilei, Galileo 59
Gates, Bill 39, 299, 324, 414, 437
Gaulles, Charles de 203
Gauß, Carl Friedrich 77, 312, 423
Gebühr, Otto 180
Geoffroy, Julien Louis de 249
Gerhards, Jürgen 15
Gerlach, Helmut von 247
Gilder, George F. 302
Girardet, Wilhelm 161
Girardin, Émile de 160
Glasmeier, Heinrich 197
Godard, Jean-Luc 176
Goebbels, Joseph 29, 197, 210, 276, 362, 369, 411
Goebel, Heinrich 73
Goethe, Johann Wolfgang v. 40, 451

Gorki, Maxim 177
Görres, Joseph 247
Gould, Stephen J. 39, 40, 42
Gray, Elisha 81
Greenaway, Peter 437
Greenberger, Martin 382
Griffith, David W. 177
Grimme, Adolf 199
Grossmann, Stefan 142
Groth, Otto 28, 145
Gutenberg, Johannes 13, 15f., 20, 23, 39, 45-47, 66, 67, 96, 258, 339, 343, 404, 407, 414f., 424, 446f., 452
Guthry, Arlo 170
Gutzkow, Karl 139
Haacke, Wilmont 136
Habermas, Jürgen 23, 453
Hadamowsky, Eugen 197
Hamilton, Alexander 151
Harmsworth, Alfred Charles 160
Harriot, Thomas 61
Hartnack, Daniel 247
Harvey, Lilian 265
Havas, Charles Louis 215
Hearst, William Randolph 161, 167
Heine, Heinrich 226
Hell, Rudolf 289
Herodot 24
Hertz, Heinrich Rudolf 89
Hickethier, Knut 44
Hitchcock, Alfred 172, 175f., 181f.
Hitler, Adolf 41, 178, 206, 276, 354, 369, 411
Hohenthal, Peter Freiherr von 48
Hollerith, Hermann 63, 414
Holstein, Friedrich von 380
Holwein, Elias 146
Homer 40, 58
Honecker, Erich 198
Hoover, Herbert C. 189, 273
Horkheimer, Max 23, 357
Huck, August 161
Hugenberg, Alfred 156, 163
Hughes, David 79
Hus, Johann 340
Huston, John 183
Ihering, Herbert 180
Innozenz VIII. 343
Ives, Herbert E. 92
Jackson, Peter 183
Jacobsohn, Siegfried 142
James I. 347
Jannings, Emil 74
Janowitz, Hans 178
Jobin, Bernhard 242
Jobs, Steve 294, 414
Jolson, Al 74, 264
Kafka, Franz 435
Karlweis, Oskar 264
Kasparow, Gary 83
Keaton, Buster 172, 440
Keil, Ernst 139
Kepler, Johannes 59, 62, 338
Kepplinger, Hans Mathias 434
Kilby, Jack S. 123
Kirch, Leo 188, 202, 285
Kircher, Athanasius 50
Kirchner, Joachim 99, 136
Kittler, Friedrich 18
Knef, Hildegard 356
Knies, Karl 379, 386
Koenig, Friedrich Gottlob 68
Kohl, Helmut 323
Koszyk, Kurt 434
Kracauer, Siegfried 173, 178f., 209
Kraus, Karl 142
Kubrick, Stanley 435
Kurosawas, Akira 435
La Ruelle, Joseph 161
Lang, Fritz 174, 178, 181
Lanston, Tolbert 71
Lautenbach, Conrad 134
Lazarsfeld, Paul F. 445
Lazenby, George 173
Leibniz, Gottfried Wilhelm 61f., 381
Lemke, Hermann 359
Lennon, John 435
Lenya, Lotte 173
Leutheusser-Schnarrenberger, Sabine 399, 401f.
Licklider, Joseph C.R. 293, 382f.
Liesegang, Raphael Eduard 17, 53
Lipperhey, Hans 59
Lippmann, Walter 247
Lodge, Olivier 89
Lorre, Peter 174
Louis Philippe 160
Lubitsch, Ernst 355

Lucas, George 183, 266
Luhmann, Niklas 15, 16, 406, 435
Lumière, Auguste Marie 73, 166
Lumière, Louis Jean 73, 166
Luther, Martin 254, 338, 344, 450, 452
Madsack, August 161
Major, John 150
Manning, Bradley 233
Mantler, Heinrich 217
Marat, Jean-Paul 150
Marconi, Guglielmo 89f.
Marx, Karl 23
Mathesius, Johann 338
Matthison, Friedrich von 60
Maturana, Humberto 406
Maxwell, James Clerk 89
Mayer, Carl 178
Mayr, Ernst 38, 40, 42
McLuhan, Marshall 17, 387, 444, 445
Meldemann, Nikolaus 242
Méliès, Georges 177
Mergenthaler, Ottmar 70
Merton, Robert K. 34, 44, 445
Meßter, Oskar 73f., 106, 167
Metcalfe, Bob 314
Meyrowitz, Joshua 384, 445
Milton, John 338, 347
Moore, Gordon E. 293, 297f.
Moore, Michael 170, 233
Moore, Roger 173
Morris, Simon S. 42
Morse, Samuel 79, 414
Morus, Thomas 238
Mosse, Rudolf 161f.
Müntzer, Thomas 340
Münzenberg, Willi 158
Murdoch, Rupert 118, 150, 161, 188, 195, 285, 328, 371
Murnau, Friedrich Wilhelm 178, 437
Myers, Mike 175
Napier, John 61
Napoleon I. 68, 101, 147f., 150, 246, 249f.
Napoleon III. 217, 350
Nast, Thomas 139
Negroponte, Nicholas 437
Neidhardt, Friedhelm 15
Nelson, Ted 56
Neumann, John von 64, 85, 309, 423
Newton, Isaac 62, 63
Nicolai, Christoph Friedrich 364
Nielsen, Asta 172
Nielsen, Leslie 175
Niepce, Joseph 72
Nimoy, Leonard 208
Nipkow, Paul 423
Nipkow, Paul Gottlieb 91, 414
Northcliffe, Alfred Charles 160f.
O'Reilly, Tim 57, 224, 392
Obermann, René 125
Orwell, George 384
Ossietzky, Carl von 142, 180
Otlet, Paul 382
Page, Larry 414
Pariser, Eli 225, 401
Parsons, Talcott 15
Pascal, Amy 270
Pascal, Blaise 62
Pathé, Charles 106, 167
Peck, Gregory 183
Peckinpah, Sam 357
Petersen, Wolfgang 182
Piccolomini, Enea Silvio 338
Pius II. 338
Pius VI. 343
Plateau, Joseph 72
Postman, Neil 357, 435
Poulsen, Valdemar 95
Pross, Harry 15-17, 40, 66
Reagan, Ronald 87
Reinhardt, Max 179, 437
Reis, Johann Philipp 54, 80, 312, 414, 423f.
Reith, John 193f., 199, 210
Renaudot, Théophraste 147f.
Reuter, Paul Julius 215
Rhein, Eduard 164
Rhigi, Augusto 89
Richelieu, Armand Jean du Plessis 147
Riepl, Wolfgang 439
Rifkin, Jeremy 324
Roberts, Julia 172
Rogers, Everett M. 44, 425
Roget, Peter Mark 72
Rohmer, Eric 176
Roosevelt, Franklin D. 192
Rosenberg, Alfred 158, 344
Rosenblatt, Joseph (alias Al Jolson) 74
Rosselini, Roberto 175

Rotha, Paul 179
Rühmann, Heinz 264
Sachs, Hans 242
Sänger, Fritz 220
Sarnoff, David 24, 273, 428
Sax, Emil 319
Schäuble, Wolfgang 401
Scherl, August 161
Schickard, Wilhelm 62
Schmidt, Eric 414
Schmidt, Helmut 144, 323
Schröpfer, Johann Georg 51
Schumpeter, Joseph Alois 43, 420
Schwarzschild, Leopold 142
Scorsese, Martin 177, 183, 357
Sedlnitzky, Joseph Graf von 380
Senefelder, Aloys 69, 215
Seward, William 379
Shakespeare, William 40, 451
Shannon, Claude 64-66
Shockley, William 123, 297
Siegel, Don 175, 357
Skakespeare, William 246
Skladanowsky, Gebrüder (Emil, Erich, Max) 73, 414
Söhne, Julius Adolph von 146
Sömmering, Thomas 76, 423
Speer, Albert 387
Spencer, Herbert 41
Spielberg, Steven 175, 183
Springer, Axel 161
Stampfer, Simon 72
Steinheil, Karl August 77, 79
Stoll, Clifford 383
Straub, Leonhard d.Ä. 135
Strauß, Franz Josef 144
Swift, Jonathan 247, 348
Swinton, Campbell 93, 423
Talbot, William Henry Fox 73
Tarantino, Quentin 40
Tesler, Larry 294
Thatcher, Margret 194f., 324
Thomason, George 97
Toeplitz, Jerzy 178
Toffler, Alvin 324
Trier, Lars von 357
Truffaut, François 176, 181f.
Tucholsky, Kurt 142, 179, 197, 361
Turing, Alan 64, 83f., 423
Twain, Mark 70
Ullstein, Leopold 161
Valentino, Rudolph 172, 181
Vinci, Leonardo da 50, 183
Visconti, Luchino 175
Von der Leyen, Ursula 399
Washington, George 151
Weaver, Warren 66
Weber, Johannes 136
Weber, Max 43
Weber, Wilhelm Eduard 77, 312, 423
Wegener, Paul 178
Weinzierl, Michael 348
Weizsäcker, Carl Friedrich von 323
Welke, Martin 258
Welles, Orson 56, 161, 184, 205f.
Wenders, Wim 184, 265
Wheatstone, Charles 78f.
Wiene, Robert 178
Wiener, Norbert 66
Wilke, Jürgen 72, 250
Winston, Brian 44
Wolff, Bernhard 215
Wolff, Theodor 247
Wortmann, Sönke 170
Wozniak, Steve 414
Zehrer, Hans 142, 164
Zuckerberg, Mark 229, 328
Zuse, Konrad 64, 295, 414
Zworykin, Vladimir 94, 424

7.3.2 Medienregister (Einzelmedien und Institutionen)

2001 – Odyssee im Weltraum 312, 385, 435
39 Stufen 182
5. Element 175
Aachener Anzeiger 161
Acta eruditorum 62
Advanced Micro Devices 294
Advanced Research Projects Agency 56, 86, 293
Agence France Press 215f., 221
Agence Havas 215, 249
Al Jazeera 234, 370
Alice's Restaurant 170
Alldeutsche Blätter 158
Allgemeine Preußische Staatszeitung 155
Allgemeine Zeitung, Augsburg 249
Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst 220f., 354
Amazon 229, 325, 329
American Broadcasting Company 190
American Broadcasting Corporation 118, 190
American Gigolo 356
American Marconi Company 273
American Telephone and Telegraph Cie. 81, 115, 191, 285, 288, 320, 321, 323
Ami du Peuple 150
AOL 317, 328
Apple 123, 282, 294, 299, 305, 307, 310, 312, 317, 325f., 331-335, 383, 414, 416f., 428, 439
archive.org 268
ARD 128, 167, 200, 206, 208, 214, 280, 281
Armageddon 356
Associated Press 215
Asterix 209
Augburgischer Intelligenzzettel 149
Augenzeuge 168
Austin Powers 175
Avatar 183, 270
Aviso 146, 244
Basketball Diaries 356
Bayerischer Rundfunk 200
Bell's Life in London and Sporting Chronicle 251
Ben Hur 182, 437
Berliner Illustrirte Zeitung 140, 163
Berliner Lokal-Anzeiger 93, 152, 163, 257
Berliner Morgenpost 155, 163, 252
Berliner Tageblatt 152, 162
Berliner Zeitung 159
Beromünster 369
Bertelsmann 144, 202
Big Brother 209
Bild 164, 165, 235, 256, 331
Bildblog 235
Birth of a Nation 177
Blackmail 182
Blade Runner 175
Blair Witch Project 183, 270
Blaue Engel 74
Bowling for Columbine 440
British Board of Film Censors 360
British Broadcasting Company 115, 193
British Broadcasting Corporation 92, 115, 118, 185, 193-195, 199, 202f., 206, 210, 369, 371f., 375, 411, 453
British Telecom 324
BSkyB 195, 285
Bundesamt für Kommunikation 203
Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften 365
Byte 294
BZ am Mittag 163
Cabinett des Dr. Caligari 178f.
Canal Plus 185, 203f., 285
Carnard Enchaîné 141
Cautio Treuhandgesellschaft 219
Central-Bureau für die deutsche Presse 219
Channel 3 195
Channel 4 195
Citizen Kane 56, 161, 184
Cleopatra 182, 270
CNN 100, 190, 453
Collection for the Improvement of Husbandry and Trade 248
Colonial Office 319, 388
Columbia Broadcasting System 118, 190, 206
Columbo 174, 437
Computer Science NETwork 88
Conseil supérieur de l'audiovisuel 203

Courant 146
Daily Herald 150
Daily Mail 160, 256
Daily Telegraph 150, 256
Dallas 209
Das Piano 266
ddp/ADN 221
ddp/dapd 221
DDR I 210
DDR II 210
Denver-Clan 209
Der blaue Engel 437
Der mit dem Wolf tanzt 266
Der müde Tod 178
Deutsche Allgemeine Nachrichtenagentur 220
Deutscher Depeschen-Dienst 221
Deutsche Film Aktiengesellschaft 362
Deutsche Nachrichtenagentur 220
Deutsche Presse-Agentur 216, 220
Deutsche Rundschau 142
Deutsche Tageszeitung 156
Deutsche Welle 196, 200
Deutsche Wochenschau 167
Deutsche Zeitung 152
Deutscher Pressedienst 220
Deutsches Nachrichten-Büro 219
Deutschland. Ein Sommermärchen 170
Deutschlandfunk 200
Deutsch-Österreichische Telegraphenverein 304
Die Braut trug Schwarz 182
Die nackte Kanone 175
Dirty Harry 175
Donnerstein von Ensishein 242
Dr. Kimble auf der Flucht 438
Drakula 178
Drei Engel für Charly 438
Drei von der Tankstelle 264
Dropbox 268
Ebay 329
Eher-Verlag 158
Eiko-Woche 167
Einkommenden Zeitungen 241
El País 233
Eminem 170
Erbauliche Ruh-Stunden 137
Eulenspiegel 140
European Broadcasting Union 376
Ewige Jude 169
Examiner 150, 348
Facebook 57, 223f., 227-230, 325, 328, 331, 333-335, 400, 448, 453
Fackel 142
facts 143
Fairchild Semiconductor 297
Federal Communications Commission 33, 190-192, 203, 206, 212, 289, 321, 323
Federal Radio Commission 189
Feuilles du bureau d'adresse 148
Fisch namens Wanda 266
Flug 405 271
Flying Post 150, 348
Focus 144, 441
Foursquare 400
Fox Movietone Newsreel 167f.
Fox-TV 118, 190
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 295
Frankfurter Allgemeine Zeitung 164f.
Frankfurter Postzeitung 146
Frankfurter Zeitung 101, 152, 155, 165, 220, 245
Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft 365
Fridericus Rex 180
Full Metall Jacket 266
Gartenlaube 139
Gazeta 146
Gazeta Nueva 146
Gazette 146f.
Gazette de France 147
General Post Office 193
General-Anzeiger für Deutschland 161
German News Service 220
Germania 152, 156
Giga-TV 438
Glücksrad 204
Godzilla 183
Golem, wie er in die Welt kam 178
Gone with the wind 182
Google 25, 39, 225f., 229, 307, 325, 327f., 333-336, 394, 400, 414, 416, 419
Götter-Both Mercurius 136
Gruner + Jahr 144
Gunsmoke 207
Gute Zeiten – Schlechte Zeiten 209
Hamburger Abendblatt 164

Hard Day's Night 170, 269
Harper's Weekly 139
Harry Potter 184, 269f.
Harry und Sally 266
Haude und Spenersche Zeitung 69
Hauptverwaltung Film 362
Hearst 161, 167
Herold GmbH 159
Herr der Ringe 183, 270
Hessischer Rundfunk 200
Historische Beschreibung 134
Historische Erzöhlung 135
Holtzbrinck-Verlag 144, 328
Hör Zu 164
Hugenberg-Konzern 108, 158, 163, 218
Hugo Cabret 177
Hulu 268
I love Lucy 207
Illustrirte Zeitung, Leipzig 140
Im Geheimdienst Ihrer Majestät 270
Im Westen nichts Neues 361
Independent Broadcasting Authority 195
Independent Journal 151, 152
Independent Television Authority 194f.
Intel 123, 294, 297, 299, 305, 306, 311
International Broadcasting Union 375, 376, 378
International Business Machines Corporation 63, 83, 123f., 292-294, 296f., 299, 305f., 310, 325
Internet Assigned Numbers Authority 308
Internet Corporation for Assigned Names and Numbers 308
iShareGossip 228
Itar-Tass 216
James Bond 173, 183, 270
Jazz-Singer 74
Journal des Débats 249, 250
Journal des Sçavans 136
Jurassic Park 183, 269
King Kong 183
kino.to 268
Kirch-Gruppe 202
Kodak 140, 416
Kölnische Volkszeitung 156
Kölnische Zeitung 155
Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationssystems 126
Kommission für die Ermittlung der Konzentration im Medienbereich 201
Kommission für die Ermittlung des Finanzbedarfs 200
Koralle 163
Kosmos-Verlag 158
Krieg der Welten 205
Kronenzeitung 165
L' Express 143
L'Auto 252
L'Equipe 252
La Presse 160
Lara Croft 438
Lassie 209
Le Monde 233
Leipziger Volkszeitung 157
Lenovo 306
Liebesgrüße aus Moskau 173
Lindenstraße 209
London Gazette 148
Louis Hirsch's Telegraphisches Büro 218
M – Eine Stadt sucht einen Mörder 174, 181
M.A.S.H. 437
Magdeburger Volksstimme 159
Mann, der zuviel wusste 176
March of Times 206
Massachusetts Institute of Technology 65
Matrix 183, 357, 385
Megaupload 268
Mercure Française 134
Mercurius 137
Merkur 441
Meßter-Woche 167
Metropolis 108, 179, 270
MI 2 183
Micky Maus 209
Microsoft 299, 305-307, 311f., 318, 325f., 416
Middle-East-Broadcasting Co. 370
Milliarden-Dollar-Gehirn 385
Mission Impossible 183
Mitteldeutscher Rundfunk 200
Moana 169
Moby Dick 183
Moderne Zeiten 181
Moniteur universelle 147
Moralische Wochenschriften 135
Mosse-Verlag 161-163

Motion Picture Association of America 363
Motion Picture Patents Company 263
Motion Picture Producers and Distributors of America 363
MoveOn.org 225
MSDOS 305, 310f., 317
MSN 397
Münchener Beobachter 158
Mutual Broadcasting System 190
Nackte Kanone 175
Nanook of the north 169
NASA 86
National Bell 81
National Broadcasting Company 190
National Broadcasting Corporation 190, 212, 273
National Omnibus 138
National Science Foundation Net 88
Nationalsozialistische Monatshefte 143
Navigator 172
NEC 297
Netscape 306
Neue Preußische Zeitung (Kreuzzeitung) 152
Neue Wiener Tagblatt 244
New York Times 206, 349
Newsweek 143
Nieuwe tidinghen 146
Nixdorf 294
Nokia 416
Norddeutscher Rundfunk 200
Nordwestdeutscher Rundfunk 199f.
Nosferatu 178
Nouvelles ordinaires 146f.
Nuance 312
Observer 348
Office de Radiodiffusion Télévision Française 203
Ostdeutscher Rundfunk 200
Österreichischer Beobachter 155
Pall Mall Gazette 150
Palo Alto Research Center 293
Panzerkreuzer Potemkin 175, 361
Paramount 110, 167, 263
Pathé-Journal 167
Pathé-News 167
Patriote français 151
Pearl Harbor 356
Penny Magazine 138
Pfennigmagazin 139
Philosophical Transactions 136
Phoenix Satellite TV 371
Phönix GmbH 159
Pina 184
Pinterest 228
Pong 316
profil 143
Provinzial-Correspondenz 155, 214
Psycho 356
Public Broadcasting System 192
Pulp Fiction 174, 266
Punch 53
Querschnitt 163
Radio Berlin Brandenburg 200
Radio Bremen 200
Radio Caroline 187
Radio Corporation of America 94, 115, 190f., 264, 273, 284
Radio Free Europe 370, 375
Radio Liberty 370, 375
Radio Moskau 198, 375, 411
Radiodiffusion Française 203
Radiodiffusion Télévision Française 203
Radio-Electronics 294
Rashomon 435
Rauchende Colts 207
Reich 143
Reichsfunkkommission 196
Reichsrundfunkgesellschaft 31, 196, 197
Reise zum Mond 177, 183
Relatio historica 134
Relation 146, 244
Relation aus dem Parnasso 247
Relation of all Matters etc. 134
Relationis Jacobi Franci 134
Reuters 215, 216, 220f., 249
Revue de Deux Mondes 141
Rheinische Nachrichtenagentur 220
Rorschacher Monatsschrift 135, 246
Rote Fahne 157
RTL 187, 202, 213, 372
Saarländischer Rundfunk 200
Samsung 335, 417, 419
Sat 1 185, 204, 372
Schaubühne 142
Scherl-Verlag 161-163, 219
Schimanski 208

Schlesische Provinzblätter 214
Schölermanns 209
Schwarzwald-Klinik 209
Schweizerische Depeschenagentur 202
Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft 202
Schweizerische Rundspruchgesellschaft 202
Scientific American 53
Scream 356
Sein oder Nichtsein 356
Sender Freies Berlin 200
Sie tanzte nur einen Sommer 356
Sieg des Glaubens 170
Siemens 80f., 90, 289, 312
Simpsons 315
Sina Weibo 395
Singin' in the Rain 181
Slate 326
Social-Demokrat 152
Solo Sunny 363
Sowjetisches Nachrichtenbüro 220
Sozialdemokrat 156
Spartakusbriefe 157
Spectator 137, 348
Spektrum der Wissenschaft 331
Spiegel 143, 144, 224, 233, 325f., 331-333, 441
Spiegel online 326
Springer-Verlag 161, 163f., 393
Spur der Steine 363
Standarte GmbH 159
Star Trek 208
Star Wars 183, 269, 270
Star-TV 371
Steamboat Willy 182
Steiner. Das eiserne Kreuz 270
Stern 144, 234
Stoever 208
StudiVZ 229, 328
Sturm 182
Süddeutsche Nachrichtenagentur 220
Süddeutsche Zeitung 165, 250
Süddeutscher Rundfunk 200
Südwestdeutscher Rundfunk 200
Südwestfunk 200
Sun, London 150
Sun, New York 160
Sünderin 356
Swisscom 324
Tag von Potsdam 205
Tage-Buch 142
Tagesschau 167, 201, 373
tageszeitung 152, 165
Tägliche Rundschau 153
Tanjug 216
Tanz der Vampire 175
Tass 216
Tat 142
Tatler 137
Tatort 208
Tele 24 202
Telecom PTT 324
Telefon Hírmondó 221
Telegraphen Union 218
Telos Verwaltungsgesellschaft 219
Terminator 266, 385
Teutscher Kriegs-Curier 136
The Artist 181
The Guardian 137, 233
The Singing Fool 264
The Social Network 229
the Untouchables 175
Time Magazin 143
Time Magazine 229
Time Warner 328
Times 150, 160
Times, London 256
Titanic 270
Tobis-Klangfilm 264
Toll trieben es die alten Römer 172
T-Online 397
Tribune de Genève 105, 166
Tri-Ergon 264
Trimmel 208
Triumph des Willens 170
Tron 385
Türkenkalender 134
Twister 182
Twitter 227-229, 235f., 334, 395, 453
Ufa/Ufi 362
Ufa-dabei 168
Ullstein-Schnittmusterdienst 163
Union Internationale de Radiophonie 375
Union Internationale des Télécommunications 304, 308, 375
Union Internationale Télégraphique 304

United Press International 220
Universal 167
USAtoday 72
Vera 159
Verlagszentrale AG 157
VisiCalc 316
Vögel 356
Völkischer Beobachter 158
Vom Winde verweht 270
Vorwärts 157
Vossische Zeitung 153, 176
Wall Street Journal 326, 328
Wargames 385
Waterworld 270
Weekely Nevves from Italy etc. 146
Welt 164, 326
Welt am Abend 158
Weltbühne 142, 144
Weltpostverein 304
Westdeutsche Allgemeine Zeitung 165, 234
Westdeutscher Rundfunk 200
Western Electric 81, 264, 312
Western Union 320
Wheel of fortune 204
Whig Examiner 150
Wiener Kurier 234
WikiLeaks 232-234
Windows 284, 299, 310, 311, 317
Wirtschaftsstelle der Provinzpresse 219
Woche (Spiegel-Vorgänger) 143
Wochentliche Frag- und Anzeigungs-Nachrichten 148
Wöchentliche Zeitung 101
Wolff'sches Telegraphisches Bureau 215-219
Wordstar 316
World Administrative Radio Conference 376
World Radio Conference 378
Xerox 293f., 310
Yahoo 397
YouTube 335
Zeit 144, 295, 331-333
Zenith 283
Zentrale für Zeitungsverlage GmbH 157
Zukunft 142
Zwanzigste Jahrhundert 142
Zweites Deutsches Fernsehen 118, 128, 200, 206
Zynga 331

7.3.3 Sachregister

alte Medien, Anschluss an 47, 49, 50-53, 57-60, 62f., 338, 405f., 437
Avisen und Relationen 99, 101, 135, 145-148, 155, 241, 243f., 255, 258, 415, 418, 429, 431, 433, 440-442, 447
Bedienungserleichterung 89, 237, 283, 286, 300, 308-312, 331, 384, 391, 433
Bildschirmtext 13, 89, 311
Computerspiele 64, 312, 316, 331, 334, 358, 365, 396
Diffusion 42-45, 96-128, 138f-, 238, 315, 319, 340, 374, 404, 418, 420f., 426, 428-433, 444
Dokumentarfilme 166, 169f., 183f., 421, 437, 440
E-Books 229, 300, 329, 440
E-Mail 291, 317, 335, 384, 392, 399, 401, 413, 428, 447f.
Evolution 12, 15, 30, 36-42, 404, 417-420, 424, 439, 440-442, 446f.
Filmgenres 169-176, 182, 207, 418, 421, 437, 440f.
Flugpublizistik 16, 48, 97, 131-133, 135, 141, 147, 242, 244, 246, 255, 258, 347, 418, 421, 431, 440f., 444, 453
Formatradio 211f., 418, 437, 440
Fortschritt 11, 37, 39f., 42, 82, 85, 91, 138, 140f., 241, 280, 301, 322, 343, 382, 413, 454f.
Hörspiele 206f., 437
Innovation 31, 43-45, 72, 140, 148, 171, 174f., 188, 253, 272, 275, 294, 306, 319, 415f., 418-421, 425-428, 431, 433, 447

Innovationen, gescheiterte 43f., 63, 70, 74, 77, 285, 311, 381, 384, 421, 425, 428, 433
Intelligenzblätter 145, 148f., 161, 248, 250, 259, 341, 418, 440
Invention, Erfindungen 15, 38f., 43-47, 49f., 52, 54, 62, 66f., 70, 72f., 76, 80, 89, 90, 91, 94f., 106, 132, 140, 160, 211, 249, 252, 254, 257, 263, 312, 342, 380, 404f., 407f., 412-415, 418, 420-424, 426, 435, 446f., 449, 451, 453
Konzentrationsprozesse 71, 100, 165, 190-192, 201, 218, 229, 265, 353, 441
Medien- und Kommunikationspolitik 31, 113, 120, 184-204, 243, 306, 308, 318, 320, 322f., 337-370, 374-377, 384, 393-402, 406, 408, 410, 417, 433, 443
Medienökonomie 14, 22-24, 33, 35, 37, 42-44, 49, 67, 75, 81, 115, 122, 127, 138, 140, 155, 156, 157, 166, 172-174, 184f., 187-189, 191, 206-208, 226, 239, 252-300, 305f., 312, 314, 317-336, 342, 357, 358, 362, 367, 387, 393, 395, 399, 406f., 410f., 414, 416f., 419, 426f., 432, 439, 443f.
Medienrezeption 20, 35, 56, 69, 102, 128f., 139, 151, 169, 184, 207, 223f., 226f., 230, 239, 263f., 286, 314, 318-320, 334f., 371, 373f., 381, 388, 403, 422, 427, 435, 442, 447, 449
Medienwirkung 13, 47, 136, 168, 171, 174, 177, 181, 182, 183, 187, 205, 216, 230, 245, 269, 317, 337f., 355, 356, 358-361, 364, 369f., 374, 385-388, 422, 425, 433-438, 443-455
Messrelationen 97f., 134f., 148, 253, 418, 440f.
Moralische Wochenschriften 135, 137, 139
Netzwerkmedien 13, 54-64, 76-88, 119-129, 214-236, 286-335, 379-402, 408f., 411-416, 420-423, 426-429, 431, 435f., 438-444, 447-453
Parteipresse 22, 48, 100, 133, 149, 150-159, 161f., 440f., 451
Reichweite, publizistische 117, 234
Reichweite, technische 82, 191f., 271, 286, 371, 415
Rundfunkmedien 13, 18, 21, 24, 30, 40, 52-54, 89-96, 114-119, 122, 167, 184-221, 237, 262, 271-286, 304, 329, 352, 367-379, 384, 394, 397, 408-411, 417-420, 423f., 426-429, 431, 440-443, 447f., 451, 453f.
Rundschauzeitschriften 135, 141-143, 418, 440f.
Spielfilme 49, 166-172, 206, 262, 362, 415, 418, 427, 437, 447
Standardisierung 281, 284, 285, 303-305, 310f., 433, 450
Telefonie 13, 14, 16-18, 34, 53-55, 76, 80-84, 121-123, 204, 218, 221f., 286-291, 303-305, 308, 311-322, 331, 334, 376, 380, 382f., 387-394, 397, 409, 412, 414, 421-423, 426-429, 431, 439, 440, 443, 447f., 453
Telegrafie 13, 14, 16f., 24, 31, 40, 53, 54, 57-61, 76-89, 119-122, 185, 188, 193, 196, 214, 216, 218, 240, 244, 246, 249, 286-288, 291, 303-305, 308, 312-316, 319f., 322, 367, 374-376, 379, 384f., 387-391, 394, 408f., 412-415, 421-423, 426f., 435f., 440f., 447f., 451-453
Zeitschriften 16, 18, 48, 68, 76, 93, 97-99, 130, 134-145, 150, 153, 163, 166, 205, 214, 233, 246, 250, 255f., 274, 331f., 346, 350, 353f., 418, 421, 431, 440-442, 453
Zeitungen 16, 18, 22, 48, 68f., 72, 97-104, 130-138, 145-165, 176, 205, 214f., 217-221, 233f., 241, 243-252, 255-262, 271, 274, 289, 326, 329-331, 342, 345-354, 368, 393, 415f., 418, 421, 427, 429, 431, 437, 440, 442f., 450, 452f., 455